Per. 91, II - 1,2

Litterative

Digitized by Google

<36609407080019

<36609407080019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

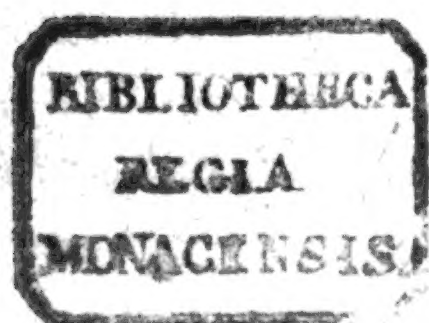
Neue Litteratur und Völkerkunde.

Erster Jahrgang.
Zweyter Band.

Ein periodisches Werk.

Herausgegeben
von
J. W. v. Archenholtz,
vormahls Hauptmann in königlich-preussischen Diensten.

Dessau und Leipzig,
bey G. J. Göschen. 1787.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

VII.
Julius. 1787.

I.
Franz Pyrard's Reisen *) und Abentheuer.

Schon längst hatten die Portugiesen den Weg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hofnung entdeckt. Columbus hatte eine neue Welt gefunden, und dem rast-

A 2 losen

*) Franz Pyrard's Reisebeschreibung wurde 1679 zu Paris in 4to gedruckt. Auch soll noch eine ältere Ausgabe derselben von 1615 existiren, die aber sehr selten geworden ist. Nach obenerwähnter Edition von 1679 ist gegenwärtiger Auszug, mit Zuziehung desjenigen, den der bekannte Abbe Prevot d'Exiles in der Histoire génerale des Voyages einrückte, doch nach Weglassung alles Unerheblichen, und so enge zusammengezogen, als man es, ohne den Hauptbegebenheiten zu schaden, nur vermochte, verfertigt worden. Pyrard liefert ausser der Erzählung seiner wundervollen Abentheuer, die schon an und für sich Interesse genug haben, auch noch sehr genaue Nachrichten von allen Ländern, die er während seinen zehnjährigen Reisen sahe. Besonders

losen Fleiß und unerschütterlichem Muth eines Cortez und Pizarro verdankte Spanien die Schätze von Mexico und Peru. Auch die Holländer und Engländer hatten bereits versucht, sich eben so wie jene beyde Nationen, einen Weg zu den Schätzen entfernter Welttheile zu bahnen; nur Frankreich allein, von innerlichen Bürgerkriegen verheert, fühlte sich zu schwach zu ähnlichen Unternehmungen. Zwar hatten die Franzosen bereits einige Reisen nach America unternommen, aber nach Ostindien war noch nie eins ihrer Schiffe gekommen. Endlich vereinigten sich aber doch einige bretagnische Kaufleute gleich im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, auf gemeinschaftliche Kosten zu St. Malo zwey Schiffe zu einer Fahrt nach Ostindien auszurüsten. Das eine von 400 Tonnen führte den Namen der zunehmende Mond, und wurde dem Hauptmann de la Bardeliere anvertraut, der zugleich die Oberbefehlshaberstelle über beyde

Schiffe

ders giebt er eine weitläuftige Beschreibung von den maldivischen Inseln und dem damaligen glänzenden Zustande der Stadt Goa. Diese beyden Episoden sind die umständlichsten in seinem Reisewerk. Sie würden aber die Gränzen eines Aufsatzes, der für ein Journal bestimmt ist, zu sehr überschreiten, und dieser Auszug zu oft abgebrochen werden müssen, als daß man sie auf eine gute Art hier hätte aufnehmen können. Ueberdem hat man jetzt auch schon von den maldivischen Inseln mehrere und neuere Nachrichten, und Goa ist, seitdem die Portugiesen die Herrschaft über Indien verlohren haben, so tief herabgesunken, daß man heut zu Tage nur noch sehr geringe Spuren von dem Glanze dieser ehemaligen Hauptstadt Indiens in derselben antrift.

Schiffe erhielt. Das andre hieß der Rabe, führte 200 Tonnen, und stand unter dem Commando des Hauptmanns Franz Grout du Clos-Neuf. Auf dieses leztere begab sich auch unter andern unser Abentheurer Franz Pyrard, aus Laval gebürtig, nach seinem eignen Geständniß, bloß von Begierde angereizt, neue unbekannte Länder zu sehen, und Reichthümer zu erwerben.

Beyde Schiffe giengen den 18ten May 1601 von St. Malo unter Segel. Aber gleich im Anfang ereignete sich schon ein unglücklicher Zufall. Sie hatten nur erst wenig Meilen zurückgelegt, als der Fockmast auf dem Raben brach, so daß man zur schleunigen Wiederherstellung desselben, die Zimmerleute von beyden Schiffen zugleich daran arbeiten zu lassen sich genöthiget sahe. Das Schifsvolk gerieth hierüber in eine solche Bestürzung, daß es beynahe allen Muth verlohr, und diesen Unfall für eine sehr üble Vorbedeutung hielt. Es drohte daher ganz laut, die Schiffe zu verlassen, sobald man nur in irgend einem französischen Hafen, um sich zu erfrischen, einlaufen würde. Pyrard leugnet nicht, daß er selbst, von dem ersten Augenblick der Fahrt an, keine gute Meynung von dem glücklichen Erfolg derselben hatte; die Gründe aber, worauf er seine Muthmaßung stützt, sind weit vernünftiger. Das Volk auf beyden Schiffen kannte, seinem Bericht zufolge, weder Ordnung noch Gehorsam; nichts als Schwüre und gotteslästerliche Flüche entströmten ihren Lippen. Ein ewiger Zank herrschte unter ihnen, und die beyden Befehlshaber hatten nicht Ansehen genug, um die unnützen Streitigkeiten ihrer Leute friedlich, oder

auch durch einen Machtspruch beylegen zu können. Mit einem Wort, die beyden Schiffe waren wahre Sammelplätze aller nur ersinnlichen Unordnung.

Um Raum zu wichtigern Begebenheiten zu ersparen, findet man für nöthig, alle kleine, unbedeutende Vorfälle, die sich auf dieser Reise zutrugen, so enge als nur möglich, zusammenzuziehen. Den 21sten begegneten sie neun großen holländischen Schiffen, die zwar die französische Flagge mit ihrem Geschütz salutirten, auf deren Viceadmiralschif aber aus Versehen ein scharf geladenes Stück abgebrannt wurde, dessen Kugel die Segel des Raben durchlöcherte. Die Franzosen, welche sich feindlich behandelt glaubten, oder es doch wenigstens für eine vorsetzliche Beleidigung ansahen, machten sogleich alle Anstalten zum Gefecht; doch wurde es noch glücklicherweise vermittelt. Der holländische Befehlshaber schob alle Schuld auf einen besoffenen Canonier, den er dafür nicht allein zu bestrafen, sondern sogar auch auszuliefern sich anerbot. Diese Entschuldigung besänftigte den La Bardeliere, der zugleich bat, dem Schuldigen Gnade widerfahren zu lassen; und so schieden denn beyde Theile friedlich von einander.

Den 3ten Juny segelten sie die canarischen Inseln, und den 12ten und 13ten die Inseln des grünen Vorgebirges vorbey. Von widrigen Strömen aufgehalten, kamen sie erst den 24sten August unter der Linie an. Pyrard entwirft eine sehr naive Beschreibung von den Ungemächlichkeiten, die sie hier ausstehen mußten. Sie ist zu inter-

ter-

tereßant, als daß man sie unsern Lesern vorenthalten könnte.

„Wenn man sich, sowohl von der Nord- als Südseite „der Linie um sieben bis acht Grade nähert, so findet man „sich von der unbeständigen Witterung und der übeln Luft „sehr beschwert. Die Hitze ist so heftig und so erstickend, „daß nichts darüber geht, daher denn auch der größte Theil „der Lebensmittel verdirbt. Das Wasser wird stinkend und „voll großer Würmer. Alles Fleisch und alle Fische verder„ben, selbst die, so am besten eingesalzen worden sind. Die „Butter, die wir mitgenommen hatten, zerschmolz ganz zu „Oehl, und die Lichte zerliefen ebenfalls. Die Schiffe ga„ben sich an den Orten, die nicht die See berührten, weit „voneinander. Pech und Theer zerschmolz überall, und in „dem Schifsraum war es eben so unmöglich zu bleiben, als „in einem geheizten Ofen. Es ist zwar nichts so unbestän„dig wie die Luft, aber hier ist sie die Unbeständigkeit selbst. „In einem Augenblick ist sie so ruhig, daß man sich dar„über verwundern muß, und eine halbe Stunde nachher „sieht und hört man von allen Seiten nichts als Blitze und „die fürchterlichsten Donnerschläge und Wetterstrahlen, die „man sich nur denken kann, vornehmlich wenn die Sonne „nahe am Aequinoctium ist; denn alsdenn bemerkt man sie „weit heftiger und gewaltsamer wie sonst. In einem Au„genblick wird es wieder ruhig, gleich darauf entsteht ein „neues Ungewitter, und so geht es unaufhörlich fort. Plötz„lich erhebt sich ein so ungestümer Wind, daß alles, was man „dabey thun kann, dieses ist, hurtig die Segel einzuziehen.

„Es scheint nicht anders, als ob Masten und Segelstangen „zerbrechen und das Schif zertrümmern solte. Oft sieht „man von ferne dicke Wasserwirbel sich nähern, welche die „See ahrer Drachen (heut zu Tage heißt man sie Wasserho- „sen) nennen, und die, wenn sie über die Schiffe gehen „solten, sie zertrümmern und versenken würden. Wenn man „sie ankommen sieht, nehmen die Seeleute bloße Degen, „schlagen sie am Vordertheil des Schifs, oder auf der Sei- „te, wo sie sich nähern, kreuzweise zusammen, und halten „dafür, daß dieses den Meerwirbel abhält, über das Schif „zu gehen und ihn seitwärts abwendet. Uebrigens sind die „Regengüsse unter diesen Luftstrich sehr gefährlich, denn „wenn jemand davon benetzt wird, und nicht sogleich die „Kleider wechselt, so wird er nicht lange hernach am ganzen „Leibe mit Beulen und Blattern bedeckt, und in den Klei- „dern erzeugen sich Würmer. Wir waren genöthiget, unsre „Schiffe mit Wachsleinwand zu überziehen, und uns durch „Gezelte und Pavillons, sowohl gegen den Regen als die „Sonne zu schützen. Es würde mir unmöglich fallen, wenn „ich alle Noth und Beschwerden, die wir ausstehen mußten, „bis auf den geringsten Umstand erzählen wolte, besonders „wegen jener Windstillen und Travaden — denn so nennt „man jene Windstöße. — Man leidet dabey weit mehr „als durch den größten Wind oder heftigsten Sturm; auch „nützen sich die Schiffe bald ab. Das Schif schwankt bald „auf eine, bald auf die andre Seite. Sobald aber der „Wind auf das Hintertheil bläßt, so halten die Segel das „Schif aufrecht, und wenn er seitwärts weht, so senkt es „sich nur auf der einen Seite. Auch jene Windstillen er-

„schüttern

„schüttern ein Schif sehr und fügen demselben viel Schaden zu, besonders den großen und schwerbeladenen Schiffen. Gemeinhin wird es dadurch so leck und bekömmt so starke Risse, daß, wenn nachher ein Sturm aufsteigt, es demselben nicht lange widerstehen kann.“ —

Den 29sten August entdeckten sie Land, und erkannten es für die Insel Annoboa. Die Freude hierüber war sehr groß, weil sie nach einer so langen und beschwerlichen Schiffahrt gerne wieder einmal an Land zu kommen wünschten, auch überdem großen Mangel an frischem Wasser litten. Den folgenden Tag stiegen sie auf das gegebene Wort der Portugiesen, die damals diese Insel besaßen, an Land, bereueten aber bald, obgleich zu spät, daß sie ihren Versprechungen zuviel Glauben beygemessen hatten. Ihr Zutrauen kostete dem Lieutenant vom Raben das Leben, und verschiedenen Matrosen ihre Freyheit, die mit Geld wieder ausgelöst werden mußten. Demohngeachtet blieben sie sechs Wochen lang auf dieser Rhede, doch ohne fernern Umgang mit den treulosen Einwohnern der Insel. Um Wasser zu holen mußte man immer die Nachtzeit wählen, und lief doch noch Gefahr dabey, entweder mit Steinen geworfen oder gar erschossen zu werden. Eine unweit Annoboa gelegene kleine Insel lieferte ihnen eine große Menge Penguinen, (die Pyrard Pinguk nennt) eine Art von Tauben, die aber etwas größer als die europäischen sind. Ihr Fleisch ist zwar schwarz, aber nahrhaft und wohlschmeckend. Sie gereichten dem Schifsvolk zu einer großen Erquickung.

Die Nothwendigkeit, andre Erfrischungen gegen den Scharbock aufzusuchen, dessen Wirkungen man bereits zu spüren anfieng, bewog endlich beyde Schiffe unter Segel zu gehen. Den 16ten October nahmen sie ihren Weg nach der Insel St. Helena, und langten den 17ten November daselbst an. Die reine Luft und das vortrefliche Wasser, welches man auf diesem Eylande antrift, stellten die Kranken bald wieder her. Den 26sten segelte man wieder ab, und richtete den Lauf dem Vorgebirge der guten Hofnung zu. Man hofte es bald zu erreichen, segelte aber in einer fürchterlichen und stürmischen Nacht vorüber, und wurde gewahr, daß man bereits das sogenannte Cap das Agullas vor Augen hatte. In eben dieser Nacht wurde der Rabe so nahe gegen das Land getrieben, daß er unfehlbar an den aus der See hervorragenden Klippen gescheitert seyn würde, wenn man nicht noch bey Zeiten die bevorstehende Gefahr wahrgenommen hätte. Man eilte soviel als möglich, die offene See wieder zu gewinnen, und warnete den Befehlshaber durch einen Canonenschuß, sich für einen ähnlichen Unfall zu hüten.

Die Absicht des la Bardeliere war, seinen Weg ohne Madagascar zu berühren, fortzusetzen; allein die Unwissenheit seines Steuermanns hinderte ihn daran. Ein fürchterlicher Sturm, der vier ganze Tage lang anhielt, trennte beyde Schiffe voneinander. Ein herumschwimmender großer Mast brachte Pyrard und seine Gefährten sogar auf die Gedanken, daß der Oberbefehlshaber verunglückt seyn mußte. Weil viele Leute, und sogar auch der Hauptmann selbst, auf dem Raben krank waren, so sahen sie sich doch genöthiget

an

an der Insel Madagascar zu landen, wo sie endlich auch den 19ten Februar 1602 glücklich vor Anker gingen.

Noch an dem nämlichen Tage kam auch zu ihrer nicht geringen Freude der für verlohren geschätzte zunehmende Mond bey ihnen an. Dies Schif war noch übler zugerichtet, und hatte nur wenig gesunde Leute an Bord. Man bemühte sich nun ernstlich, alle Kranke ans Land zu schaffen und beyde Schiffe auszubessern. Zur Sicherheit der erstern wurde am Fuß eines hohen Berges und am Gestade eines Flußes, der sich in die Bay St. Augustin ergießt, ein bequemer Platz ausgesucht, den man mit dicken dicht neben einander gesteckten Pfählen umgab, die noch überdem mit starken Zweigen durchflochten waren. Diese kleine Art von Festung wurde mit Segeltuch bedeckt, und einige Canonen hineingepflanzt, bey welchen man täglich eine Wache von gesunden, mit Feuergewehr bewafneten Leuten stellte.

Während der Ausbesserung der Schiffe war es leicht, mit den Einwohnern einen Handel zu stiften, und sich dadurch mit Lebensmitteln zu versorgen. Nach einigen Zweifeln, welches von ihrem Mißtrauen herrührte, gaben sie zu verstehen, sie wären bereit, Alles zum Lebensunterhalt benöthigte herbeyzuschaffen, und gegen Scheeren, Messer und andre Kleinigkeiten dieser Art, woraus sie viel zu machen schienen, umzutauschen. Auf diese Weise erhielt man bald einen großen Vorrath an Vieh, Vögeln, Milch, Honig und Früchten. Für ein paar Zahlpfennige, oder für einen kupfernen oder zinnernen Löffel, tauschte man oft eine Kuh oder einen

Stier

Stier ein. Aber auf Ochsen- und Hammelfleisch mußte man Verzicht thun, weil sich die Industrie der Insulaner noch nicht so weit erstreckte, Thiere zu verstümmeln, um ihr Fleisch wohlschmeckender zu machen. Hingegen lag dichte am Ufer ein großes, angenehmes Gehölze, welches denen, die so viel Kräfte hatten, daß sie gehen konnten, den Tag über zum Spaziergang diente. Sie trafen in demselben viele Affen und Vögel aller Arten, sonderlich Papagayen von verschiedenen Farben an; desgleichen mancherley wohlschmeckende Früchte.

Ungeachtet aller dieser Hülfe aber hatten sie doch mit einer so unmäßigen Hitze zu kämpfen, daß sowohl ihre Beine als Füße verbraunten, ob sie gleich mit Strümpfen und Schuhen gut versehen waren; ein Uebel, welches sie nicht allein am Gehen hinderte, sondern auch oft schwer zu heilende Geschwüre verursachte. Die Mücken und andre fliegende Insecten quälten sie Tag und Nacht. Ausserdem überliessen sich auch die ausgehungerten Franzosen ihrer Eßbegierde so sehr, daß ein und vierzig Mann, theils von den Folgen ihrer Unmäßigkeit, theils auch am Scharbock starben. Um diesen Abgang zu ersetzen, suchte der Oberbefehlshaber einige Insulaner mit Gewalt oder durch List zu entführen; es gelang ihm aber nicht. Auch schätzte man sich nachher auf dem Raben glücklich, daß dieses ungerechte Unternehmen fehlschlug, weil sonst ihr Loos in der Folge noch weit trauriger gewesen seyn würde.

Endlich wurde man nach einer sechswöchentlichen Arbeit und beynahe dreymonatlichen Aufenthalt mit dem Cal-

faternfatern

fatern der Schiffe fertig. Den 15ten May lichteten sie die Anker, doch mit so wenig Vertrauen auf den Zustand der beyden Schiffe, daß man, statt an baldige Beendigung der Reise zu gedenken, vielmehr den Vorschlag that, nach den komorrischen Inseln zu gehen, wo man weit bessere Erfrischungen für die Kranken antreffen würde. Den 23sten entdeckte man sie, und ankerte an der Insel Malailli,*) die mitten zwischen den vier übrigen liegt. Die Einwohner überbrachten den neuen Ankömmlingen freywillig die Reichthümer ihrer Insel. Sie bestanden in Reiß, der, wenn er gekocht wird, eine Veilchenfarbe bekömmt, in Honig, in verschiedenen Arten von süßen und herben Pomeranzen, in zweyerley Gattungen Citronen, und in allerley andern Früchten, als Ananas und Cocusnüssen, die sie gegen europäische Kleinigkeiten vertauschten. Zwar mangelten ihnen weder vierfüßiges Vieh noch Vögel, sie wolten solche aber nicht anders als gegen baares Geld verkaufen. Während einem halben Monat, den man hier zubrachte, wurden alle Kranken vollkommen wieder hergestellt. Der Oberbefehlshaber wurde zu einem Besuch bey dem Könige des Landes eingeladen; er hatte aber seine Gründe es abzuschlagen, besonders da ihm die Begegnung auf der Insel Annoboa noch zu sehr im frischen Andenken war.

Bis

*) Diese Insel wird von andern Reisebeschreibern auch Mohilla, Moalli und Moellia genannt. Sie liegt auf der Südseite der Insel Komorra, von welcher die übrigen alle ihre Benennung erhalten haben, und ist etwas über eine deutsche Meile von ihr entfernt.

Bis hieher unterscheiden sich Pyrard's Abentheuer noch nicht sonderlich von den Begebenheiten andrer Seefahrer; von nun an aber fangen sie an, weit intereßanter zu werden, wie man es bald sehen wird. Der Hauptmann vom Raben war noch lange nicht von seiner Krankheit wieder hergestellt, als sie die komorrischen Inseln verließen. Er verfiel daher bald nach ihrer Abfahrt wieder in eine Kraftlosigkeit, die ihm an nichts, ausser ihm selbst, Theil nehmen ließ; ein Umstand, der für die Sicherheit seines Schifs gefährlich war. Nachdem sie den 21sten Juny wieder über die Linie gegangen waren, und eine Zeitlang gut Wetter gehabt hatten, entdeckten sie am 2ten July in der Ferne einige große Sandbänke, die eine Menge kleiner Inseln umgaben.

De la Bardeliere und sein Steuermann glaubten, es wären die Inseln Diego de Reys, ob man sie gleich weit gegen Westen hatte liegen lassen. Dahingegen behauptete man auf dem Raben, es wären die maldivischen Inseln, daher man sich denn sehr vorzusehen hätte. Mit diesem Streit wurde der ganze Tag zugebracht, worüber man versäumte, die kleinen Barken abzuwarten, die, wie man nachher erfuhr herbeykamen, um ihnen den Weg zu zeigen. Der Oberbefehlshaber hatte sich vorgesetzt, an der nordlichen Seite der maldivischen Inseln, zwischen den vordersten derselben und der indischen Küste hinzusegeln; indem man aber seine Befehle zu befolgen suchte, lief man blindlings in die Gefahr, die man doch so gerne vermeiden wolte.

Hiezu kam noch, daß alle, sogar diejenigen, welche Wache halten solten, sich während der Nacht unbesorgt dem Schlaf über-

überließen, oder sich gar von Sinnen gesoffen hätten. In diesem letzten Fall befand sich auf dem Raben selbst der Steuermann und sein Gehülfe. Das Feuer, welches gewöhnlich den Compaß zu erleuchten pflegt, erlosch, weil niemand Achtung darauf gab, und derjenige, der sich ans Steuerruder gesetzt hatte, gleichfalls unglücklicherweise eingeschlafen war. Während dem nun alles in dieser unseligen Unempfindlichkeit so zu sagen lebendig begraben lag, stieß der Rabe mit der äussersten Heftigkeit zweymal gleich hintereinander an eine verborgene Klippe. Der Lerm erweckte die sorglosen Unbesonnenen, und bey einem dritten Stoß, der bald darauf erfolgte, schlug das Schif auf der einen Seite um.

Wer vermag das Elend dieser Unglücklichen zu schildern, die sich nun jeden Augenblick gewärtig seyn mußten, vom Meer vollends verschlungen zu werden. Die dicke Finsterniß der Nacht vermehrte nur noch ihre Angst. Ueberall hörte man nichts als Geschrey und Wehklagen. Ihr Hauptmann, den seine Krankheit bereits einen ganzen Monat im Bette zu bleiben gezwungen hatte, wurde jetzt von der Furcht für dem Tode, herausgetrieben. Zu schwach ihnen zu helfen, vereinigte er bloß seine Klagen mit den ihrigen. Indeß kappten einige der Entschlossensten die Masten, damit das Schif nicht noch mehr umschlagen mögte. Auch löseten sie eine Canone, um den zunehmenden Mond von ihrem Unglück zu benachrichtigen. In beständiger Furcht einen Augenblick wie den andern zu sinken, brachte man nun den ganzen übrigen Theil der Nacht zu. Mit Anbruch des Tages erblickte man jenseit der Sandbänke verschiedene, nicht weit

von

von einander entfernte Inseln; auch sah man das Schif des de la Bardeliere, nahe bey ihnen vorbeyfahren, ohne daß es ihnen die geringste Hülfe leisten konnte. *)

Indeß blieb das Schif immer auf der Seite liegen, wobey man bemerkte, daß die Klippe, an der man gescheitert war, ein Felsen sey. Dieser Umstand schien zu versprechen, daß sie in ihrer Lage noch eine Zeitlang den Wellen widerstehen würden. Pyrard und alle übrigen fiengen nun zu hoffen an, daß sie wenigstens ihr Leben würden retten können. In dieser Absicht baueten sie ein Floß, welches nicht allein groß genug war, sie alle aufzunehmen, sondern auf welchem sie auch noch einen Theil von ihrem Geräthe und von den Kaufmannsgütern dem unvermeidlichen Untergang zu entreissen gedachten. Ein jeder steckte zugleich von dem vorräthigen baarem Gelde soviel zu sich, als er nur fort bringen konnte. Nachdem man sich den halben Tag mit dieser Arbeit beschäftigt hatte, wurde das Floß endlich fertig. Zu gleicher Zeit ward man aber auch mit nicht geringer Bestürzung von der Unmöglichkeit überzeugt, es über die Sandbänke zu bringen und flott zu machen.

In dieser neuen Verzweifelung erblickten sie eine von den Inseln kommende Barke, die gerade auf das Schif zufuhr, und dem Anschein nach die Lage desselben genauer untersuchen wolte, aber zu allem Unglück in einer Entfernung

von

*) Nachrichten von den fernern Schicksalen dieses Schiff's wird man gegen das Ende von Pyrard's Abentheuern finden.

von einer halben französischen Meile von ihnen blieb. Dieser Anblick gieng einem von ihren Matrosen so sehr zu Herzen, daß er in die See sprang, gegen die Barke zuschwamm, und durch Geschrey und Zeichen den darin befindlichen Leuten zu verstehen gab, daß sie verunglückten Fremdlingen zur Hülfe kommen möchten, deren Erkenntlichkeit ihnen ihren Beystand reichlich ersetzen würde. Weil sie aber gar nicht auf ihn merkten, sah er sich gezwungen, mit vieler Mühe und Gefahr wieder zurückzuschwimmen. Pyrard erfuhr in der Folge, daß es allen Einwohnern dieser Inseln auf das strengste untersagt wäre, den gescheiterten Schiffen sich ganz zu nähern, woferne sie nicht von ihrem König ausdrücklichen Befehl dazu empfangen hätten. Obgleich unser Abentheurer diesen Befehl für höchst barbarisch hält, so findet er ihn doch bey weitem nicht so abscheulich, als das Betragen einiger seiner Gefährten, die, ungeachtet sie den Tod jede Minute vor Augen sahen, nicht unterließen, unaufhörlich zu fressen und zu saufen, unter dem Vorwand, daß da sie sich doch einmal am Ende ihres Lebens befänden, sie entschlossen wären, sich lieber zu Tode zu saufen, als in der See zu ertrinken. Nachdem sie sich also voll gesoffen hatten, fiengen sie untereinander Händel an, und stießen die gräßlichsten Flüche dabey aus. Einige plünderten sogar die Kisten der Wenigen, die sie beten, und sich zum Tode bereiten sahen, und sagten zu dem Hauptmann, dessen Autorität nicht im geringsten mehr anerkannt wurde, daß sie sich, weil ihre Reise nun doch einmal zu Ende wäre, auch nicht länger für verbunden hielten, ihm zu gehorchen.

Kein einziger hatte sich bisher geschmeichelt, daß man sich mit Hülfe der Galion würde retten können, nicht allein weil die Masten abgekappt waren, und man keine Winde anbringen konnte, um sie über das zweyte Verdeck zu heben, unter welchem sie seit ihrer Abreise von den komorrischen Inseln beständig gelegen hatte, sondern vielmehr, weil die Wellen unaufhörlich eine Pike hoch über das Schif giengen, und die See zwey Meilen um die Sandbänke herum so ungestüm war, daß man sich von einer so schwachen Hülfe nichts großes versprechen durfte. Indeß nahm man bey so verzweifelten Umständen am Ende doch noch seine Zuflucht zu diesem letzten Gegenstand der Hofnung, und bemühte sich eifrigst mit unglaublicher Mühe, die Galion heraufzubringen. Da sie an verschiedenen Orten leck und von den Seestößen zerbrochen war, so sparte man nichts, sie wieder in brauchbaren Stand zu setzen. Weil nun aber über diese Arbeit die Nacht einbrach, mußte man sie, noch ehe sie ganz ausgebessert war, über Bord bringen. Doch dieses konnte nur mit viel Beschwerlichkeit und Gefahr geschehen, weil sie nicht nur inwendig bereits fast ganz mit Wasser angefüllt war, sondern man sich auch dabey dem Ungestüm der Wellen gänzlich aussetzen mußte, die unaufhörlich darüber weggiengen.

Erst mit Anbruch des folgenden Tages fing man an dieses Fahrzeug schwimmend über die Sandbänke wegzuziehen; ein Unternehmen, welches nicht weniger gefährlich als mühsam war. Indeß gelang es doch, und einem jeden stand nun frey, mit Feuergewehr, Degen und Spießen bewafnet, hineinzusteigen. So stieß man mit diesem übermäßig belade-

nen

nen und fast durchgehends lecken Fahrzeuge zitternd in die See, und fuhr gegen die Inseln zu, wobey man mehr als einmal Gefahr lief, zu Grunde zu gehen. Demohngeachtet landete die Galion endlich doch glücklich an die Insel Pulodu, deren Einwohner sich bereits haufenweise am Ufer versammlet hatten.

Obgleich ihr Aeusserliches nichts widriges ankündigte, so gaben sie doch den Franzosen durch Zeichen zu verstehen, daß sie Niemand erlauben würden, bewafnet das Land zu betreten. Ihre traurige Lage erlaubte keine langen Bedenklichkeiten, sie waren daher gezwungen, sich dieses Gebot gefallen zu lassen. Nachdem die Insulaner ihre Waffen in Empfang genommen hatten, halfen sie die Galion auf das Trockne ziehen, nahmen das Steuerruder, den Mast und das übrige Takelwerk ab, und schickten dieses alles, so wie auch ihre eignen Fahrzeuge nach den benachbarten Inseln. Pyrard und seine Unglückskammeraden merkten nun zu spät, wie übereilt ihre Unterwerfung gewesen war. Die Insel mochte kaum eine Meile *) im Umfang halten, und die Anzahl ihrer Bewohner erstreckte sich nicht über fünf und zwanzig. Vierzig nach europäischer Art bewafneten Leuten würde es also sehr leicht gewesen seyn dieser Hand voll Wilden Gesetze vorzuschreiben, und sich sogar ihrer eignen Fahrzeuge zu bemeistern.

*) Man findet nöthig, ein für allemal zu bemerken, daß in diesem Aufsatz immer die Rede von gewöhnlichen französischen Lieues ist, deren eine ungefähr drey fünftel von einer deutschen Meile ausmacht.

Die Gefangenen wurden in einen mitten auf der Insel gelegenen Wohnplatz geführt, wo sie Erfrischungen erhielten, die aus Cocusnüssen und Limonen bestanden. Hier kam Ibrahim, das Oberhaupt der Insel zu ihnen. Es war ein bereits ältlicher Mann, der ein wenig portugiesisch sprechen konnte, in welcher Sprache er auch verschiedene Fragen an sie that. Hierauf wurden sie von seinen Leuten durchsucht, die ihnen alles, was sie bey sich hatten, wegnahmen, unter dem Vorwand, es gehöre dem König der maldivischen Inseln, weil ihr Schif an den ihm zugehörigen Küsten gescheitert wäre. Der Hauptmann hatte ein Stück Scharlach gerettet, und gab vor, es sey ein Geschenk für den König, welches er aus dem Schif mitgenommen hätte, um es unbeschädigt vom Seewasser überliefern zu können. Diese Erklärung flößte den raublüstigen Insulanern so viel Ehrfurcht ein, daß kein einziger sich unterstand, Hand daran zu legen, oder es auch nur anzusehen. Dem ohngeachtet wagten es die Franzosen doch, ein paar Ellen davon abzuschneiden, und solche dem Ibrahim anzubieten. Als aber dieser bald darauf vernahm, daß königliche Abgeordnete ankämen, gab er es zurück, und bat den Hauptmann ja nicht zu sagen, daß er es angerührt hätte.

Die Abgeordneten des Königs nahmen den Steuermann und zwey Matrosen, und führten sie nach Male, der vornehmsten von den maldivischen Inseln, und dem gewöhnlichen Aufenthalt des Königs und seines Hofes. Der Steuermann, der diesem Fürsten das Stück Scharlach überreichte, wurde dafür sehr gut aufgenommen, und ihm sogar eine Wohnung

in-

innerhalb des Palastes angewiesen. Auf königlichem Befehl wurden nun die Trümmer des gescheiterten Schiffes sorgfältig durchsucht, aus welchem man nicht allein die Kaufmannsgüter, sondern auch sogar die Canonen und schwersten Sachen rettete. Alsdenn wurde auch der Hauptmann nebst noch fünf bis sechs andern nach Male gebracht, und dort eben so gut behandelt wie die Ersten. Der König versprach ihnen eine Barke auszurüsten, und sie nach der Insel Sumatra bringen zu lassen, wo sie den zunehmenden Mond ohne Zweifel antreffen, oder doch wenigstens Nachrichten von ihm erhalten würden. Pyrard zweifelt nicht, daß der König Wort gehalten haben würde; aber unglücklicher Weise starb der Hauptmann sechs Wochen nachher, und mit ihm auch fast alle ihre Hofnung.

Die übrigen Gefangenen waren indeß auf verschiedenen Inseln vertheilt worden. Pyrard und zwey andre kamen nach Pandua, einer kleinen unweit Pulodu gelegenen Insel. Um ihr gerettetes Geld für der Raubbegierde der Einwohner zu sichern, hatten sie es gleich in der ersten Nacht nach ihrer Gefangennehmung heimlich vergraben, und Pyrard sowohl wie seine beyden Cammeraden mußten Pulodu so schnell verlassen, daß sie nicht Zeit genug übrig behielten, das ihnen zugehörige wieder hervorzusuchen. Anfänglich versahen die Einwohner ihre europäischen Gäste mit allem Nothdürftigen unentgeltlich; nach und nach aber fiengen sie an diese freywilligen Gaben sparsamer auszuspenden, und wolten nichts mehr umsonst geben. Die Zurückgebliebenen wurden daher vom Mangel, den sie zu leiden anfiengen, bald be-

bewogen, ihre Zuflucht zu ihren der Erde anvertrauten Schätzen zu nehmen. Aber kaum entdeckten die Insulaner bey ihren Gefangenen diese Hülfsquelle, als sie sogleich einmüthig den Entschluß faßten, ihnen auch nicht die allergeringste Unterstützung mehr ohne baare Bezahlung zuzugestehen. Der Ruf von ihren bisher heimlich gehaltenen Reichthümern verbreitete sich bald in den übrigen Inseln, und diejenigen, die wie Pyrard, ohne vorher ihr Geld mitzunehmen, abgereiset waren, sahen sich nun dadurch in das äusserste Elend versetzt. Viele, die den in Indien üblichen Brauch nicht kannten, das geprägte Geld in kleine Stücke zu schneiden, und nach dem Gewicht das Benöthigte dafür einzuhandeln, gaben den Insulanern ihre Piaster hin, ohne jemals etwas darauf heraus zu bekommen. Auf diese Weise kostete immer die geringste Kleinigkeit ein ganzes hartes Stück Geld, und in kurzer Zeit sahen sie sich alle der äussersten Dürftigkeit ausgesetzt.

Pyrard schildert bey dieser Gelegenheit seinen Zustand mit sehr traurigen Farben. Er und seine beyden Cammeraden mußten von Meerschnecken und todten Fischen leben, die sie mit unbekannten Kräutern, aus Mangel des Salzes in Seewasser kochten. Waren sie ja dann und wann so glücklich eine Citrone zu finden, so mischten sie den Saft derselben in ihre unschmackhafte Brühe. In dieser Noth befanden sie sich lange Zeit. Da aber die Insulaner endlich einzusehen anfiengen, daß sie in der That kein Geld haben müßten, so wurden sie auch allmählig wieder mitleidiger. Man brauchte sie bey Fischereyen und zu andern Arbeiten, wo-

wofür sie Cocosnüsse, Honig und Hirse erhielten. Im Julius und August, den beyden Wintermonaten dieses Landes, wohnte Pyrard unter einen dicht am Ufer eines Flußes erbaueten Schoppen, der zwar oben bedeckt, aber von den Seiten ganz offen war. Hier sah er sich bey Nachtzeiten jedem Ungestüm der Witterung, und oft sogar der Gefahr zu ersaufen, ausgesetzt. Ein wahres Wunder war es, daß dem allen ohngeachtet seine Gesundheit dauerhaft blieb, dahingegen die beyden Gefährten seines Jammers, die doch als Matrosen an Beschwerlichkeiten mehr wie er hätten gewohnt seyn sollen, in gefährliche Krankheiten fielen.

Indeß zog er doch aus seinem Unglück einen großen Vortheil, den seine Cammeraden zu ihrem nachherigen größten Leidwesen gänzlich verabsäumten. Während der Arbeit bemühte er sich, jederzeit einige Worte der Landessprache zu erlernen, wodurch er denn auch bald in den Stand gesetzt ward, mit den Insulanern zu reden. Aly Pandio Atakuru, das Oberhaupt der Insel, der mit einer nahen Anverwandtin des Königes vermählt war, wurde ihm geneigt, und fand viel Vergnügen in seiner Unterhaltung. Er besaß Verstand, und sogar einige wissenschaftliche Kenntnisse, daher er auch aus dem gescheiterten Schif die Compäße und Seekarten zu seinem Antheil erhalten hatte. Weil diese von den im Lande üblichen sehr verschieden waren, so wünschte er eine deutliche Erklärung derselben zu wissen. Mit eben so vieler Begierde erkundigte er sich auch nach den europäischen Sitten und Gewohnheiten. Pyrard befriedigte seine Neugierde so gut wie er konnte, und erwarb sich dadurch vollends seine ganze

Achtung. Auch machte er dabey große Fortschritte in der maldivischen Sprache. Von diesem Augenblick an erhielt er Lebensmittel und andre Nothwendigkeiten reichlich, wodurch denn sein Zustand weit erträglicher wurde.

Aly Pandio war ein Blutsverwandter, und zugleich der wärmste Freund des Oberherrn von Pulodu, Ibrahim, den er daher auch oft zu besuchen pflegte. Um seinen Günstling Pyrard das Vergnügen zu machen, seine dortigen Landsleute wieder zu sehen, nahm er ihn einst mit dahin, wodurch er ihn, obgleich ganz unschuldiger Weise, in die äusserste Lebensgefahr stürzte. Da seine Unglücksgefährten ihm nichts erfrischendes vorsetzen konnten, nahmen sie ihn mit sich ans Ufer, wo sie nach einigem Suchen auch endlich eine Schildkröte fanden, die auf den Rücken lag, und 5 bis 600 Eyer hatte, die so groß wie Hünereyer waren. Voll Freuden schnitten sie solche klein, und kochten sie in süßen Wasser. Weil aber dieses Gericht entweder eine andre Zurichtung erforderte, oder auch, weil sie vielleicht zu gierig gegessen und sich überfüllt hatten, so wurden sie alle bis zum Sterben krank. Pyrard ward noch mit genauer Noth wieder hergestellt, von seinen Cammeraden aber starb immer einer nach dem andern. Der Hauptmann, der erste Factor, der Unterbootsmann und viele Matrosen waren bereits todt.

Ihr Unglück wurde noch durch die Flucht des Oberbootsmanns vermehrt. Dieser, der nach Pulodu zurückgekommen war, und einsah, daß der König seit dem Tode des Hauptmanns nicht mehr an die Ausrüstung einer Barke zu

ihrer Ueberfahrt nach Sumatra gedachte, faßte den Entschluß zu entfliehen. Er vertraute sich zwölf seiner Gefährten an, und gieng mit ihnen so vorsichtig zu Werk, daß sie endlich glücklich die Barke des Aly Pandio erhaschten, als dieser beym Ibrahim zum Besuch war. Mit süßem Wasser und Cocusnüssen hinlänglich versorgt, giengen sie am hellen Mittag in die See, folglich zu einer Zeit, da man ein Unternehmen dieser Art am wenigsten argwohnte. Die Insulaner wurden ihre Flucht zwar bald gewahr, da sie aber keine Fahrzeuge zum Nachsetzen hatten, so kehrten sie ihre Wuth gegen die Unglücklichen, die sich noch in ihren Händen befanden. Ihre Anzahl belief sich auf acht Personen, von welchen die Hälfte krank war. Sie mißhandelten sie so sehr, daß die Kranken alle darüber starben, worauf sie ins Meer geworfen wurden, ohne daß man ihren Cammeraden erlaubte sie zu beerdigen. Unter diesen Schlachtopfern befand sich auch der Schifslieutenant.

Viertehalb Monate nach ihrem Schifbruch langte Hassan Kaunas Kalogue, einer der vornehmsten Hofbeamten in der Insel Pandua an. Er hatte den Auftrag, das gescheiterte Schif nochmals durchsuchen zu lassen, und zugleich wegen des Geldes, welches die Insulaner von Pulodu den Europäern abgenommen hatten, Untersuchungen anzustellen. Er wurde mit großen Ceremonien empfangen, und auf das Beste bewirthet, welches alles Pyrard in seinem Reisewerk sehr umständlich erzählt, hier aber nur zuviel Raum füllen möchte. Nachdem er den Wrak vom Raben auf das genaueste durchsuchen lassen, zwang er die Einwohner

von Pulodu, wenigstens einen Theil des französischen Geldes herauszugeben, denn es war äusserst schwer die wahre Summe, die sie erhalten hatten zu erfahren. Diese Untersuchung währte ein ganzes Jahr. und täglich wurden neue Entdeckungen gemacht.

Pyrard, der dem Abgesandten durch den Aly Pandio vorgestellt wurde, hatte das Glück ihm zu gefallen, besonders weil er ihm wegen seiner guten Bildung und Anstand für eine europäische Standesperson hielt. Dieser Wahn war für unsern Abentheurer viel zu vortheilhaft, als daß er ihn seinem neuen Beschützer hätte benehmen sollen. Jetzt kam ihm die Kenntniß der Landessprache sehr zustatten. Der Abgesandte fand an seiner Unterhaltung so viel Geschmack, daß er immer um ihn seyn mußte. Er nahm ihn mit nach Tuladu, einer zehn Meilen von Pandua entlegenen Insel, wo sich damals eine seiner Gemahlinnen aufhielt. Als er nachher an den Hof zurückgieng, mußte ihn Pyrard nicht allein dahin begleiten, sondern er erhielt auch noch Erlaubniß, einen von seinen Cammeraden, der sein bester Freund war, mitzunehmen. Selbst die traurige Lage der übrigen, wurde durch die Hofnung eines bessern Schicksals, die ihnen der Abgesandte gab, sehr gemildert.

Den Abend nach ihrer Abreise landeten sie an Makonnodu, einer kleinen Insel, wo sie die Nacht blieben, denn die Maldivier pflegen keine Nacht auf der See zuzubringen. Nach ihrer Ankunft zu Malé verfügte sich der Abgesandte sogleich zum Könige, während dem er Pyrard nach seinen

Palast

Palast bringen ließ. Hassan Kaunas unterließ nicht, mit dem König von seinem europäischen Günstling zu sprechen, und erweckte dadurch in diesem Fürsten Begierde, den Fremdling ebenfalls kennen zu lernen. Er wurde sogleich herbeygeholt, mußte aber einige Stunden lang warten, ehe er vorgelassen wurde, weil der König zuvor alles, was man aus dem gescheiterten Schif mitgebracht hatte, in Augenschein nehmen wolte. Sobald dieses aber geschehen war, näherte sich Pyrard, und bezeigte dem Könige nicht allein in der Sprache, sondern auch nach den Sitten des Landes seine Ehrerbietung. Der Fürst fand viel Wohlgefallen an ihm und verlangte verschiedene Erläuterungen über einige Ueberbleibsel des Schiffes, von deren Nutzen er sich keine Vorstellung machen konnte. Hierauf befahl er ihm, sich täglich eben so wie die übrigen Höflinge in dem königlichen Palast einzufinden, wobey er zugleich dem Gesandten auftrug, ihn mit einem bequemen Quartier und allen Nothwendigkeiten zu versorgen.

Die folgenden Tage hatte Pyrard genug zu thun, dem Könige alle Fragen zu beantworten, die er wegen der französischen Sitten und Gebräuche an ihn ergehen ließ. Dieser Fürst konnte nicht begreifen, daß Frankreich, welches, wie er hörte, doch weit mächtiger wie Portugall wäre, diesem Volke die Besitzung Indiens bisher so ruhig hätte überlassen können, und wie die Portugiesen so unverschämt seyn könnten, ihren Beherrscher für den mächtigsten aller christlichen Potentaten auszugeben. — Pyrard wurde auch den Gemahlinnen des Königs vorgestellt, deren Neugierde er gleichfalls befriedigen mußte. Sie thaten tausend Fragen an ihn, wegen

wegen der Gestalt, Kleidung, Verheyrathung und den characteristischen Eigenschaften der französischen Damen. Oft ließen sie ihn auch rufen, ohne daß der König zugegen war, und diese Zusammenkünfte wurden zu mehrerenmalen wiederholt.

Ausser Pyrard und seinem Gefährten, waren von funfzehn oder sechszehn Europäern, die vor ihm nach Malé kamen, nur noch zwey Fläminger übrig geblieben. Der Rest war durch Krankheiten oder andre traurige Zufälle ums Leben gekommen. Ihre Schicksale verdienen indeß in jedem Betracht einer etwas umständlichern Erwähnung.

Die ersten Europäer, welche nach Malé kamen, fanden daselbst bey ihrer Ankunft ein mit Reiß beladenes portugiesisches Schif, und der König war anfänglich wirklich gesonnen, sie mit dieser Gelegenheit nach Cochin zu schicken. Weil aber Grout du Clos Neuf den Portugiesen nicht trauete, so suchte er dem König dieses Vorhaben aus dem Sinn zu reden; worauf sich denn dieser Fürst, wie bereits oben erwähnt worden, entschloß, zu ihrer Ueberfahrt nach Sumatra eine eigne Barke ausrüsten zu lassen. Bald nachher starben der Hauptmann, der erste Factor, und noch verschiedene andre, die theils unter ihren ausgestandenen Beschwerlichkeiten erlagen, theils auch durch das den Fremden höchstschädliche Clima des Landes aufgerieben wurden. Hiezu kam noch die Flucht des Oberbootsmanns und seiner zwölf Begleiter aus Pulodu, wodurch der König ganz auf andre Gedanken gebracht wurde, so daß er schwur, keinen Einzigen mehr fortzulassen. Der Steuermann gerieth hierüber in

Verzweifelung, und faßte mit noch drey Matrosen den Entschluß, sich einer Barke zu bemächtigen, um alles zu wagen, aus einer ewigen Sclaverey zu entfliehen. Zu ihrem größten Unglück aber wurde ihr Vorhaben entdeckt und verrathen. In der nämlichen Nacht da sie Anstalt zu ihrer Abfahrt machten, wurden sie von einigen königlichen Soldaten bey der Arbeit überfallen, die sie in Fesseln legten, und ihnen nachher die Köpfe abschlugen. Pyrard erfuhr diese traurige Zeitung erst bey seiner Ankunft in Malé, hörte aber auch zu gleicher Zeit, daß die mit dem Oberbootsmann aus Pulodu entwichenen zwölf Europäer glücklich auf dem festen Lande angelangt wären. Doch auch diese kleine Freude wurde ihm verbittert, weil der dies erzählende maldivische Schiffer hinzusetzte: Er hätte sie auf einer portugiesischen Galeere in Ketten gesehen, und gehört, daß sie als Sclaven nach Goa gebracht werden solten.

So blieben von vierzig Mann, die der Wuth der Wellen entkommen waren, auf den übrigen Inseln nur noch fünf, und in Male viere übrig: Nämlich vier Franzosen und fünf Fläminger, die auf Pyrard's Vorsprache alle zusammen nach Male gebracht und sehr wohl gehalten wurden. Allein ihr gutes Vernehmen untereinander dauerte nicht lange. Die ausserordentliche Gnade des Königs gegen Pyrard erstreckte sich zugleich sehr merklich auf alle seine Landsleute, und erweckte den Neid der übrigen, die sich weniger vorzüglich behandelt zu seyn dünkten. Sie geriethen daher auf den Gedanken, daß Pyrard sie beym König verleumden müsse, und alle seine ihnen bisher erwiesenen Dienste

Dienste waren nicht vermögend, diese üble Meynung zu vertilgen.

Indeß fuhr er doch immer fort, alle Wohlthaten mit ihnen zu theilen, die er von seinem großmüthigen Beschützer Hassan erhielt. Dieser Herr hatte ihm eine Wohnung in seinem Palast eingeräumt, und hielt ihn eben so gut wie seine eignen Kinder, die ihn gleichfalls wie ihren Bruder liebten. Doch alle Bequemlichkeit, die er genoß, konnte nicht verhindern, daß er nicht in ein hitziges Fieber, die gefährlichste Krankheit dieses Landes gefallen wäre. Man kennt sie in ganz Indien, unter dem Namen des maldivischen Fiebers.

Zwey Monate lang schwebte Pyrard zwischen Leben und Tod, und während dieser Zeit vergieng kein Tag, daß sich nicht der König und seine Gemahlinnen nach den Umständen des Kranken erkundigen ließen. Er erhielt von ihrer Tafel die besten Speisen, und einer von seinen Gefährten mußte als Wärter beständig bey ihm bleiben. Die Maldivier pflegen in dieser Krankheit immer laulichtes Wasser zu trinken, worin sie gestoßenen Pfeffer werfen, um das Anschwellen des Körpers zu verhindern, welches sich ausserdem am Ende der Krankheit einstellt. Pyrard hingegen trank acht Tage lang nichts als kaltes Wasser, wodurch er sich beynahe den Tod zugezogen hätte. Denn kaum lies das Fieber nach, als seine Beine, so wie bey Wassersüchtigen zu schwellen anfiengen. Seine Augen wurden so dunkel, daß er sich fürchten mußte das Gesicht völlig zu verliehren. Ausserdem litt er noch an einer Milzverstopfung, die ihm das

Athem-

Athemholen äusserst erschwerte, und wovon er nicht eher befreyt wurde, bis er die maldivischen Inseln verließ. Dieses Uebel gehört zu den gemeinen Krankheiten des Landes, und wird von den Eingebohrnen Ont Cory genannt. Zwar fehlte es nicht an Aerzten und Arzneymitteln, aber nichts vermochte ihm Linderung zu verschaffen, bis endlich die Geschwulst von selbst aufgieng, und das Wasser ablief. Von diesem Augenblick an erhielten seine Augen ihre vorige Schärfe wieder. Doch entstanden an seinen Beinen so tiefe und schmerzhafte Geschwüre, daß er darüber allen Schlaf verlohr. In diesem betrübten Zustand brachte er vier ganzer Monate zu.

Während dieser Zeit ließ der König aus der kleinen unweit Malé gelegenen Insel Bandos einen Mann holen, der in den Ruf stand, daß er Krankheiten dieser Art glücklich zu heilen wüßte. Auf sein Anrathen wurde Pyrard nach Bandos gebracht, weil die dortige Luft für weit gesünder als in der Residenz gehalten wurde. Seine Abwesenheit hatte indeß für viere von seinen zurückgelassenen Cammeraden, und sogar auch für ihn und die übrigen die übelsten Folgen. Der Kummer, keinen Dollmetscher mehr zu haben, und der Verlust der Hülfe, die sie sonst zu erhalten gewohnt waren, machte vier von den Flämingern den Aufenthalt in Male so unerträglich, daß sie ebenfalls auf den verzweifelnden Entschluß fielen, sich mit der Flucht aus diesen verhaßten Gegenden zu retten. In dieser Absicht bemächtigten sie sich einer kleinen Fischerbarke, die sie mit Einbruch der Nacht bestiegen. Unglücklicherweise aber entstand ein

ein heftiger Sturm, und ihr kleines Fahrzeug scheiterte zwischen den Klippen und Sandbänken. Man sah den folgenden Tag noch einige Trümmer der Barke herumschwimmen, woraus man schloß, daß diese Unglücklichen ihren Tod in den Wellen gefunden haben müßten.

Zwey Tage nachher starb auch Pyrard's Busenfreund, der eben so wie er aus Bretagne gebürtig war, an einer Krankheit, die schon seit langer Zeit alle Kräfte bey ihm erschöpft hatte. Pyrard's Betrübniß über diesen Verlust war so heftig, daß dadurch seine Genesung noch um zwey Monate verzögert wurde. Ueberdem erfuhr er auch, daß der König die Flucht der vier Fläminger den übrigen Schuld gab, und sogar von ihm selbst argwohnte, daß er durch seine Rathschläge nicht wenig dazu beygetragen haben müßte. Die beyden Franzosen und der eine noch übrige Fläminger wurden deshalb mit vieler Strenge examinirt. Ob man ihnen gleich nichts überführen konnte, so wurden ihnen doch von diesem Augenblick an keine Lebensmittel mehr vom Hofe gereicht, und man gestattete ihnen blos, daß sie mildthätige Leute deshalben als um eine freywillige Gabe ansprechen dürften.

Pyrard entschloß sich, nach wieder erlangter Gesundheit in Bandos zu bleiben; theils um seiner Traurigkeit ungestört nachhängen zu können, theils auch um dem erzürnten König nicht sobald wieder vor Augen zu kommen. Man rieth ihm aber wieder nach Hofe zu gehen, weil er sich dadurch am leichtesten würde rechtfertigen können. Er folgte diesem

diesem guten Rath, und begab sich gleich nach seiner Ankunft zu Malé in den königlichen Palast, wo er durch ein glückliches Ohngefehr eben den König bey seinem Eintrit fand, der aus einem der Höfe des Palastes kam. Pyrard grüßte ihn, ohne dabey die geringste Unruhe zu verrathen. Der Fürst, welcher aus dieser Freymüthigkeit einen günstigen Schluß für Pyrard's Unschuld zog, fragte, ob er völlig wieder gesund wäre, und sah sogar nach den Narben seiner Wunden. Indeß war er doch weit entfernt, ihm seine vorige Gunst wieder zu schenken, sondern befahl vielmehr, ihn nicht besser wie seine übrigen drey Cammeraden zu halten, welches für ihn als einen bekannten Günstling des Königs um soviel demüthigender war, da die Größten des Königreichs sich's für eine Ehre schätzten, Reiß und andern Mundvorrath vom Hofe zu erhalten, und es also für eine Art von Entehrung gehalten wurde, wenn der Hof irgend jemand diese Gunstbezeigung entzog. Demohngeachtet fand Pyrard auf Zurathen seiner Freunde sich täglich im Palast ein, nach dem Beyspiel aller in Ungnade gefallenen Großen dieses Landes, die sich ohne Unterlaß vor dem König zeigten, und sehnsuchtsvoll seiner Anrede entgegen sahen.

Während seiner Ungnade breitete sich das Gerücht aus, als ob er den Anschlag gefaßt hätte, mit seinen noch übrigen Cammeraden die Flucht zu ergreifen. Er wurde deshalb auf königlichen Befehl verhört, und ihm ernstlich untersagt, keinen Umgang mit seinen drey Gefährten zu haben; vornehmlich aber wurde ihm verboten, kein Wort in französischer Sprache mit ihnen zu reden. Dies zu unterlassen,

 mußte

mußte ihnen um soviel schwerer werden, da sie dicht neben einander wohnten. Zwey von ihnen, die wirklich diesem Verbot zuwider handelten, mußten dafür ihre Strafe leiden. Sie wurden auf die achtzig Meilen von Malé gegen Süden gelegene Insel Suadu verbannt. Der dritte würde ein gleiches Schicksal gehabt haben, wenn die Dienste, die er einigen vornehmen Hofbeamten als Schneider und Trompeter leistete, sie nicht bewogen hätten, die dringendste Fürbitte einzulegen. Was Pyrard selbst betraf, so machte ihm der König sehr lebhafte Vorwürfe wegen seines Ungehorsams, setzte aber zugleich mit mehrerer Sanftmuth hinzu: Es würde ihn betrübt haben, wenn er hätte hören sollen, daß Pyrard so wie die letzten vier Flüchtlinge ertrunken wäre. Unser Abentheurer nützte diese günstige Gelegenheit zu seiner Rechtfertigung, und führte so bündige Beweise seiner Unschuld an, daß er sich dadurch beym Könige völlig wieder in Gunst setzte.

Von diesem Augenblick an erhielt er wieder seine vorige Wohnung im Palast, wo er bis zum Ueberfluß mit allen Bedürfnissen versorgt wurde. Der König schenkte ihm einen Sclaven zu seiner Bedienung, ließ ihm eine ansehnliche Summe Geld auszahlen, und verschafte ihm noch überdem verschiedene andre Vortheile und Bequemlichkeiten. Bald nachher erhielt er auch die Zurückberufung der beyden Verwiesenen bey Gelegenheit einer künstlichen Arbeit, welche der eine von ihnen, ein Fläminger, bloß mit der Spitze eines Messers verfertiget hatte. Es war ein kleines Schif nach flandrischer Bauart, das nur eine Elle in der Länge betrug, aber

aber mit Segeln, Tauen und allem übrigen Zubehör eben so gut versehen war, wie ein Schif von fünfhundert Tonnen. Der König bewunderte den Fleiß des Künstlers, und willigte nicht allein in seine Zurückkunft, sondern ließ auch seinem Cammeraden eben diese Gnade wiederfahren.

Pyrard brachte in seinem gegenwärtigen behaglichen Zustande noch einige Jahre zu, während welchen er nach seinem eignen Geständniß nichts vermißte, als die öffentliche Ausübung seiner Religion. Er hatte täglich Gelegenheit, den König zu sehen, der unabläßig fortfuhr, ihn mit Wohlthaten zu überhäufen. Die Großen schmeichelten ihm als den Günstling ihres Herrn, und verschiedene unter ihnen liebten ihn in der That mit wahrer Aufrichtigkeit. Nach und nach brachte er eine Menge Cocosbäume an sich, die einen großen Theil der Reichthümer des Landes ausmachen. Auch unterließ er nicht mit fremden Schiffen, die in Handlungsangelegenheiten oft nach Malé kamen, Geschäfte zu machen, wodurch er sich denn in kurzer Zeit in einem sehr wohlhabenden Zustande befand. Die auswärtigen Kaufleute setzten so viel Vertrauen in seine Rechtschaffenheit, daß sie ihm oft ihre Güter während ihrer Abwesenheit zum Verkauf in Commißion gaben. Ueberdem richtete er sich ganz nach den Sitten und Gebräuchen der Eingebohrnen. Seine Absicht dabey war aber, nicht allein sich diesem Volk dadurch gefällig zu machen, sondern sich auch dereinst in den Stand zu setzen, eine getreue Nachricht von den maldwischen Inseln liefern zu können, sobald es nur dem Himmel gefallen würde, ihn wieder nach Europa zu bringen. Dieser sein einziger

und brünstigster Wunsch gieng zwar im Anfang des Jahrs 1607 in soweit in Erfüllung, daß er aus den maldivischen Inseln erlößt wurde, in deren Verderben er seine Freyheit wieder fand; aber ein weit grausameres Schicksal und eine Dienstbarkeit, weit härter als die bisherige, war das Loos, welches ihm sein feindseliges Verhängniß zubereitete.

(Der Beschluß nächstens.)

II.

Epistel an den Herausgeber des Journals, nebst einem Gedicht an den Schatten Friedrichs.

Im Aprilstück dieses Jahrs der Litteratur und Völkerkunde ist ein kleiner Aufsatz befindlich, der sich auf den Häuserbau der Madame Karschin bezieht, und worin einige Verse von ihr unrecht angeführt werden. Die Dichterin ist so gefällig gewesen, mir in nachstehender schönen Epistel eine Berichtigung zuzusenden, die hier erscheint, nebst einem Gedicht an den Schatten Friedrichs, das bey nichtempfangenen Wohlthaten Dichtertugenden anzeigt. Das sonderbare Schicksal dieser würdigen Frau und ihre seltenen Talente, fangen jezt an, auch im Auslande als ein merkwürdiger Gegenstand betrachtet zu werden. Kürzlich hat ein französischer Schriftsteller seinen Landsleuten vieles von Madame Carsch erzählt; ja noch im Monat April dieses Jahres trat ein Engländer auf, der mit ihrer Geschichte, es versteht sich etwas entstellt, das Publicum in den Londoner Zeitungen unterhielt, und dabey

bey versicherte, daß Augenzeugen, glaubwürdige Männer vorhanden wären, die diese merkwürdige Person in Berlin, wo sie ehmals lebte, wirklich gekannt hätten. Man fand die Nachricht in England so intereßant, daß sie in allen großen Zeitungsblättern der Hauptstadt wörtlich nachgedrückt wurde.

v. A.

An den Herausgeber des Journals.

Wer hat so übel dich berichtet?
Das heist gereimt nach platter Art;
Heist nicht gedichtet;
Doch weil der Mann belogen ward
Aus purem Mißverstande,
So wol'n wir's Ihm verzeyhn,
Du aber laß in manchem Lande
Nicht meinem Saitenspiel zur Schande
Die Kenner länger irrig seyn:
Rück die Berichtigung, sobald als möglich ein.

Und auch den Nachruf an den Schatten
Des Königes, in dessen Ohr
Die Lieder keinen Einklang hatten
Vom deutschen Musenchor.
Vielleicht, vielleicht tönt Ihm dort oben
Vernehmlich was Er nicht verstand,
Hier unterm Mond, wo Ihn zu loben
Ein jeder sich berufen fand.

Dort werd' auch ich verstehn die Sprachen
Die mich kein Lehrer hier gelehrt,
Bey Bauern, die den Acker brachen
Und meinen kleinen Kopf gestöhrt

Mit trunknen Lärm, wenn ich gesessen
Das A, B, C=Buch in der Hand,
Und meine Lection vergessen,
Weil unter ihnen Zanck entstand,
Vom Geist des Gerst= und Hopfentrankes
Der stark und lieblich schmeckend war
Und wie Burgunderwein so klar
Und immer werth des lauten Dankes,
Der meinem Vater ward getönt.
Zur Zeit wenn sich beym Erndtefeste
Das Chor der Schnitter bunt gekrönt,
Und bunt die jungen Kirmesgäste. —
Jedoch zu was soll dies Geschwätz?
Nur kurz und gut sich auszudrücken,
Ist ein Gesetz
Für alle die Dir Briefe schicken,
Du brauchst die Zahl von Augenblicken
Brauchst Deine Zeit, und kaufst sie aus
Mit Wucher für die Welt, mit Ehre
Für dich durch manchen Ohrenschmauß,
Durch manche Sittenlehre,
Und manche feine Schilderey
Der Zeiten alt und neu. —

den 20sten April
1787.

A. L. Karschin.

Be=

Berichtigung.

Anno drey und siebzig schrieb
Ich an König, der aus eignem Trieb,
Vor zehn Jahren, Sorgfalt mir verheissen
Sagte, daß Ihm durch Westpreussen
Ohne Schwerdzug neues Land
Von der Vorsicht sey gegeben,
Bat aus königlicher Hand
Sorgfalt für mein ältres Leben
Und erinnerte dabey,
Was ein Philosoph geschrieben,
Daß ein König schuldig sey
Sein gegebnes Wort zu lieben. —

Darauf nun kam auf der Post ein Brief vom Hofstaats-amte aus Pozdam, mit der Aufschrift: An Madame A. L. Karschin, berühmte deutsche Dichterin, nebst Inlage eines königlichen Gnadengeschenks von 2 Thalern. —

Die Aufschrift war eben so erniedrigend als das Geschenck; dies nun ward wieder eingesiegelt, mit dem Inhalt folgender vier Zeilen: —

Zwey Thaler giebt kein großer König,
Denn die vergrössern nicht mein Glück;
Nein, sie erniedern mich ein wenig,
Drum geb ich sie zurück. —

Wirkung des Vatersegens.

Dem verewigten König Friedrich

nachgerufen im Frühlinge 1787.

von A. L. Karschin.

Vaterseegen bauet Kindern Häuser,
Sagt die Bibel, welche Du
Auch studiertest großer Weiser
Friedrich, dem wir Himmel zu
Klagelieder nachgesungen. —

Vaterseegen hattest Du für mich,
Als zum letztenmal die Zungen
Und die Herzen grüßten Dich
Hier am Thron bey neuen Zeitbeginnen.
Als der erste Tag im Jahr
Fünf und achtzig flog von hinnen,
Kam aus Deiner Bothenschaar
Einer der beflügelt war,
Grüßte mich von Deinetwegen,
Gab mir ein versiegelt Blatt
Voller Landesvaterseegen,
Der mich froh durchdrungen hat
Mit dem Vorgefühl des Glückes —
Siehe, wenn Du deines Blickes
Würdig findest noch die Welt,
Die dich vor den größten hält; —
Siehe meine Freudenthräne fließet
Dankbar Deinem Erbesohn,

Dem

Dem sein Volk im Wonneton
Vielgeliebter König, grüßet.
Er befahl durch Wölnern seinen Rath
Deinen Segen zu erfüllen;
Was ich Dich vergebens bat,
Was ich oft gewünscht im stillen
Mitternachtsgebete mir,
Ward beschlossen, wird geschehen.
Einziger, gefällt es Dir
Noch in Deine Thronenstadt zu sehen?

O dann siehe Du mein Hauß
Auf dem Haakschen Markt gebauet,
Eh' die Flur im Herbst vergrünet.
Musenbilder schmückens aus,
Und der Wandrer kömmt und schauet
Lange beym Vorübergehn
Dieses Denkmaal an, und preiset,
Wenn er wieder heimgereiset,
Es den Auslandsbürgern fast so schön,
Als der Helden Steingebilde
Die auf Wilhelms Platze stehn. — —

Nicke Du nun Deines Erbsohns Milde
Beyfall, unterm Heldenheer
Ueber dieser Sonne, der
Ich ein bittend Lied gesungen habe,
Daß Sie heiter blieb, bis Er
Wiederkam von Deinem Grabe. —

A. L. Karschin.

III.

Anzeige einiger Schriften, über die Verbindung der Rechtsgelehrsamkeit mit den schönen Wissenschaften, von D. Christ. Heinrich Schmid zu Gießen.

Daß Gefühl des Schönen, ein guter Geschmack und Bekanntschaft mit der bellettristischen Litteratur neben einer gründlichen und practischen Kenntniß der Rechte ganz wohl bestehen könne, ja, daß der Rechtsgelehrte von dieser Verbindung augenscheinliche Vortheile genieße, indem er dadurch eine geistige und edle Erholung nach trocknen und verdrüßlichen Arbeiten gewinnt, und in seinen Aufsätzen seiner Schreibart große Vorzüge geben kann, ist in unzähligen Schriften überzeugend dargethan. Zugleich hat man auch auf der andern Seite nicht unterlassen, davor zu warnen, daß man nicht die Maitresse zur Frau mache, durch die Zeit, die man durch eigne Versificirung mittelmäßiger Gedichte, oder durch unfruchtbare Lectüre, der Rechtsgelehrsamkeit entzieht, ewig darinnen seicht zu bleiben, am unrechten Ort zu empfindeln, oder ein Petitmaiter in der Schreibart zu werden. In der That solte man glauben, die Zeit sey nun ganz vorüber, wo man einem Manne, der in einem juristischen Amt stand, ein Verbrechen daraus machte, wenn er nebenher auch etwas im Fach der schönen Wissenschaften schrieb. Und doch sagte Herr Prof. Meißner in diesem Journal, man habe ihm, als er noch zu Dresden war, freundschaftlich gerathen, ja nicht für

das Theater zu arbeiten, wenn er befördert zu werden wünschte. Und doch hält es Herr Prof. Stockmann in Leipzig für nothwendig, sich in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Demairons Grundsätzen der schönen Wissenschaften zu entschuldigen, daß er als ausserordentlicher Lehrer der Rechte in Nebenstunden so etwas übersetzt habe. Am ausführlichsten findet man diesen Gegenstand in folgender Schrift des vor kurzem zu Erlangen zu frühzeitig verstorbenen Rechtslehrers, Aug. Lüdw. Schott erörtert: Abhandlung von der vortheilhaften Verbindung der schönen Wissenschaften mit der Rechtsgelehrsamkeit, Tübingen, 1775. Es war dies eine seiner frühern Schriften, der er bey einer neuern Auflage vielleicht eine größere Vollkommenheit würde gegeben haben, zumal, da nachdem verschiedene Schriften erschienen, die diese Materie noch mehr erläuterten. Ich will einige Puncte, die Schott nicht berührt, und einige Schriften, die er übergangen hat, nennen, um es demjenigen zu erleichtern, der nun etwa Lust hätte, jene Abhandlung neu herauszugeben. Jeden, der meinen Aufsatz beurtheilen will, bitte ich, Schott's Buch selbst und genau nachzusehen, damit man nicht vergesse, daß ich nur den Schott ergänze, und mich nicht beschuldige, etwas ausgelassen zu haben, das ich weglassen mußte, weil es Schott schon hatte.

Viele hieher gehörige Schriften zeigt Lipenius unter dem Wort Litterae humaniores an. Ob und in wiefern Dichter einem Staate Nutzen oder Schaden bringen, ist eine Frage der Politik; da sich nun die Rechtsgelehrten

das

das Studium der Politic vorzüglich zuzueignen pflegen, so könnte man von demjenigen Juristen, der in der Politic diese Frage richtig entscheiden will, allerdings fordern, daß er sich vor allen Dingen einen genauen Begrif von dem wahren Werthe der Dichtkunst mache. Viele, wenn sie auch nicht wie Plato, die Poesie ganz aus dem Staate verbannen wollen, reden doch so verächtlich von ihr, als von einer Kinderey, deren sich ein solider Mann schämen müßte. Eine allgemeine Betrachtung über den Nutzen der schönen Wissenschaften für einen Rechtsgelehrten, findet man in einer Rede von Gerhard Schröder, de iurisprudentiae et politioris litteraturae connubio, die seinen Observationibus iuris, Harderwyck, 1755 beygedruckt ist. In einer deutschen Rede hat dieses Sujet der Herr von Eckartshausen zu München behandelt: Vom Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Rechtsgelehrsamkeit 1781. Einen überzeugenden Beweis von den mancherley Nebenkenntnissen, die ein Rechtsgelehrter mit seinem Hauptstudium zu verbinden hat, führte Johann Heumann in seinem Apparatu litterario iuris, wo er die Schriften über alle diese Nebendinge, und also auch über Beredsamkeit und Dichtkunst verzeichnet, in sofern sie einem Juristen nöthig sind. Da Herr Prof. Siebenkees 1780 das Werk durch eine neue Ausgabe brauchbarer gemacht, so findet man nun auch die neuern dahin einschlagenden Schriften darinnen angezeigt. Schott fand es für gut, in seinem Buche auch die Philosophie mit unter die schönen Wissenschaften zu zählen, die er einem Rechtsgelehrten als nothwendig empfiehlt, indem er nämlich das Wort schöne Wissenschaften in dem weiten Sinne nimmt, in welchem man

man sonst den Ausdruck Humaniora zu nehmen pflegte. Wie sehr ein philosophischer Kopf sich in der Rechtsgelehrsamkeit auszeichnen könne, wenn er in Festsetzung der Begriffe, in Erklärung und Anwendung der Gesetze, und im systematischen Vortrag der Rechtswahrheiten Gebrauch von einer aufgeklärten Philosophie macht, leuchtet einem jeden von selbst ein. Das Natur- und Völkerrecht und das allgemeine Staatsrecht nebst ihren verschiedenen Zweigen, die mancherley Theile der politischen Wissenschaften, worunter die Nomologie, und besonders die peinliche, in unsern Tagen mit vorzüglichem Eifer bearbeitet wird, sind eben so viele Theile der Philosophie selbst, in welchen man ohne Kenntniß der Seelenlehre und der allgemeinen practischen Philosophie keine Fortschritte machen kann. Man schrieb schon frühzeitig vom Nutzen der Philosophie für den Rechtsgelehrten; allein man blieb fast nur bey Definitionen, Divisionen und der Syllogistic, oder bey der besondern Methode dieser oder jener philosophischen Secte stehen. Besonders hätte Schott die Frage berühren sollen, in wiefern Heineccius wohl gethan, Wolfs mathematische Methode in seinen Lehrbüchern zu adoptiren. Alle die, welche den Werth und Unwerth der Justinianeischen Gesetzgebung bestimmen, ihre Mängel angeben, und die Frage beantworten wollen: Ob es rathsam sey, sie in Deutschland beyzubehalten oder nicht, reden in den Wind, wenn sie nicht philosophische Grundsätze zur Richtschnur nehmen. Lipenius unter dem Wort Philosophia hat mehrere hieher gehörige Schriften namhaft gemacht. Struv in seiner Bibliotheca iuris führt folgende Werke der ehmaligen Zeiten an: Laur. Arnoldi collatio philosophiae moralis cum iure

iure scripto, Frankfurth 1606. Joh. Brandes de vera et simulata ICtorum philosophia, Frankf. 1668. Lud. Malquit, de vera ICtorum philosophia. Unter Gottsched's Reden befindet sich eine, welche den Satz ausführt, daß ein Jurist ein Philosoph seyn müsse. Joh. Hartung entwarf schon, Jena 1701, eine Metaphysicam iuris, und noch weitläuftiger, nur zu weitläuftig ist des, durch die Erklärung des Grotius bekannten, Valentin Veltheim Metaphysica per exempla iuridica deducta. Andr. Simson Biechling gab 1714 eine Notitiam terminorum philosophicarum ad usum iuris hodiernum heraus, die als Erklärung der damaligen Terminologie brauchbar ist. Von Wisling hat man eine Ontologiam iuris methodo scientifica tractatam 1741. Hedler schrieb ein Programm de Metaphysica a legum cultore non contemnenda. Einige gute Bemerkungen enthalten die zwey specimina einer Psychologiae iuridicae, die 1756 herauskamen. Die bekannte iurisprudentiam definitivam von Würfel, hat Herr von Selchow noch 1768 einer neuen Ausgabe gewürdigt. De dialectica veterum ICtorum schrieb Joh. Wilh. Hofmann. Der Assessor von Cramer, der schon 1740 dreyzehn Specimina de vsu philosophiae Wolfianae in iure geschrieben hatte, gab 1767 eine eigne Logicam iuris aus. Adr. Beier's Logica iuris, die 1696 erschien, war nur ein Fragment, das unvollendet blieb. Ich erinnere mich, daß der sel. Breuning zu Leipzig Vorlesungen über die juristische Logic zu halten pflegte. Dialecticas iuris von Joh. Thomas Freig 1587, Peter Corn. Brederod 1593, Mart. Schickard 1615, Dan. Otto 1669, und Heinrich Pott

1688

1688. führt Struv an. Andre nannten es Topica iuris, z. B. Nic. Everhard 1596, aus dessen Werke Marionet 1655, und G. A. Brunner 1671 Auszüge machten. Bey andern hieß es Analytica iuris, wie in den Werken von Joh. Schilter 1687, und Nicol. Harres 1691. Ueber den juristischen Schluß (de syllogismo iuridico) schrieb Strauß insbesondere. Vornemlich ist die Logica probabilium dem practischen Rechtsgelehrten wichtig; wie viel Scharfsinn dazu erfodert werde, bey manchen praktischen Fällen die Gründe der Wahrscheinlichkeit abzuwägen, kann man sich aus des Marquis von Condorcet französischem Werke, über die Wahrscheinlichkeit der richterlichen Entscheidungen belehren. Da Rechtsregeln (regulae iuris) nichts anders als abstrahirte allgemeine Sätze sind, so wird zu ihrer richtigen Abfassung allerdings Philosophie erfodert. Den Nutzen der Moralphilosophie für den Juristen erweist Manzel in der Abhandlung de usu doctrinae de temperamentis in iurisprudentia. Mit eben dem Rechte, wie die Philosophie, hätte auch die Mathematic unter die schönen Wissenschaften gerechnet werden können, die einem Juristen zur Zierde dienen. Die Schriften, die die Mathesin forensem betreffen, sind zu bekannt, als daß ich sie hier anführen solte. Selbst auch physicalische Kenntnisse können dem Juristen wichtig werden, wenn er Fragen über solche Dinge, wie Deichrecht, Wasserbau u. s. w. sind, entscheiden soll, ja sie sind zu einem großen Theil der, vom Herrn von Beneckendorf zu einer eignen Wissenschaft ausgebildeten Oeconomiae forensis unentbehrlich. Von dem berühmten Herrn Hofrath Kästner hat man Specimina physices iurisprudentiam illustrantis, Lipf.

 1748.

1748. Da Schott in seiner Schrift auch von der Wichtigkeit der historischen Wissenschaften für den Rechtsgelehrten redet, so muß ich auch eine dahin sich beziehende Abhandlung nachholen. Vor allen nämlich hätte hier Franc. Balduini Schrift de institutione historiae universae eiusque cum iurisprudentia coniunctione, Par. 1655 nicht übergangen werden sollen. Wenn es eine Historiam iuris giebt, so kann man diese ohne vorläufige Kenntniß der allgemeinen, und sodann der römischen und deutschen Geschichte gar nicht mit Nutzen studieren. Die Unentbehrlichkeit der Reichsgeschichte für den Staatsrechtslehrer hätte Schott nicht übergehen sollen. Pertsch und Krause haben Kirchenhistorien für Rechtsgelehrte geschrieben, und in der That muß man ohne die Fackel der Geschichte im canonischen Recht überhaupt, und im Kirchenstaatsrecht des deutschen Reichs insbesondre im Finstern tappen. Die Hülfswissenschaft der Geschichte, die Diplomatic ist zum deutschen und zum Lehnrecht unumgänglich nothwendig. Die Anwendung der Alterthumskunde, der Sprachkenntniß, der Critic und der Auslegungskunst auf das Studium der Gesetze, besonders der römischen, pflegt man die elegante Jurisprudenz zu nennen, und in der Gelehrtengeschichte der Rechtsgelehrsamkeit wird von den vier Schulen der Italiener, Franzosen, Holländer und Deutschen gehandelt, die sich darum verdient gemacht haben. Der ehemalige Wittenberger Rechtsgelehrte Ernst Martin Chladenius, schilderte 1747 in einem Programm den ambitum iurisprudentiae elegantioris. Manche von den vielen Schriftstellern, die vom Methodo iurisprudentiae gehandelt, haben auch von den philologischen Vorkenntnissen geredet, die man zum Studium

der

der Rechtsgelehrsamkeit mitbringen muß. Sieben Abhandlungen, de ratione et methodo studii iuris hat, wie bekannt, Buder gesammelt. Pütter, Schott, Nettelbladt, Gildemeister und Reitemeier in ihren Encyclopädien haben diese Sache nicht mit Stillschweigen übergangen. Val. Forster in seinem Interpres im zweyten Theile von Otto's Thesauro iuris, sagt viel Schönes über die humanistischen Kenntnisse, mit denen ein Ausleger der Gesetze ausgerüstet seyn muß. Bey den Rechtsantiquitäten fehlen *Brissonii* selectae ex iure civili antiquitates, dessen Werke de formulis solennibus populi Romani und de verborum significatione in diesem Fache claßisch sind. Der kleine Abriß vom Herrn Geheimetribunalrath Höpfner: Ius antiquum populi Romani muß nicht vergessen werden. Ein Haupttheil der römischen Rechtsalterthümer sind die Betrachtungen über das Staatsrecht der Römer, wozu vornemlich die Werke des gelehrten Italieners Sigonius, und die verschiedenen Abhandlungen gehören, welche Clausing zu Lemgo 1726 in drey Bänden, unter dem Titel: Ius publicum Romanorum, zusammendrucken ließ, der Werke von Beaufort und Ferguson über die römische Republic nicht zu gedenken. Wenn man solche Puncte des römischen Rechts auswählt, welche mit Alterthümern, Geschichte und Philologie in Verbindung stehen, so wird niemand leugnen, daß Untersuchungen darüber etwas angenehmes und unterhaltendes haben. Als daher der witzige Menage dergleichen Untersuchungen anstellte, nennte er sein Werk mit Recht Ergötzlichkeiten Amoenitates juris civilis, welcher Titel vielfältig nachgeahmt worden, so daß man auch Amoenitates iuris ca-

canonici, oblectamenta iuris feudalis u. s. w. hat. Freylich aber war es ziemlich unschicklich, als einer Amoenitates Iustinianeas cum rationibus dubitandi et decidendi herausgab. Pagenstecher nannte eines seiner Werke zur Nachahmung des alten römischen Rechtsgelehrten, Liber Benedictorum. Ich wundre mich, daß Schott S. 17. Hommel's iurisprudentiam numismatibus illustratam 1763 nicht genannt hat, worinnen manche Rechtsgebräuche der Römer, manche Theile der Rechtsgeschichte aus Münzen erläutert sind. Man muß damit das Auctarium verbinden, das Kloß zu dieser iurisprudentia numismatica 1765 herausgab. Schott zeigt in einem angenehmen Beyspiel S. 18, daß dem juristischen Liebhaber römischer Alterthümer die Lectüre von Winkelmann's Schriften, und also die Bekanntschaft mit den Kunstwerken der Alten nützlich seyn könne. Herr D. Wolle in Leipzig hat diese Idee in seiner Archaeologia iuridica 1780 weiter ausgeführt. Wie sehr grammatische Kenntnisse dem Ausleger der Rechte zustatten kommen, davon findet man Beyspiele in K. F. Hommel's grammaticis observationibus ius civile illustrantibus 1749. Die bekannte Lexica iuridica von Pratejus, Schardius und Calvinus, des Vicat Vocabularium iuris, des Joh. Strauch Lexicon particularum iuris, Jena, 1685 hätten von Schott als Beyspiele angeführt werden sollen, wie das juristische Latein ein eignes Sprachstudium erfordere. Die beste Apologie für die Latinität der Juristen in den Pandecten sind Carl Andr. Ducker's opuscula de Latinitate veterum ICtorum, die Joh. Peter Schmid 1773 neu herausgab. Zum Studium der alten Sprachen überhaupt, ermun-

munterte die Juristen J. C. Clodius in einer Schrift: De ICto philologo, seu, de studio iuris et linguarum iungendo, Wittenberg, 1673. Sogar die Orthographie und die Quantität der Sylben müssen von dem Rechtslehrer nicht verachtet werden, wie Adr. Beier in der Abhandlung de orthographia et prosodia iuris gezeigt hat. Bey der Empfehlung der griechischen Gesetze, als den Quellen der römischen hätte *Prateii* iurisprudentia vetus, die die Gesetze des Draco und Solon enthält, die Leges Atticae vom Sam. Petitus, die Leges Atticae vom Joh. Meursius, Engelbrecht de Legibus Locrensium, *Iani* de Dracone, *Heineccii* Themis Attica, und vor allen andern die vortreflichen Abhandlungen des Herrn Hofrath Heyne, de Thuriorum republica et legibus, de civitatibus magnae Graeciae, quae institutis et iuris Achaeorum vsi sunt, de institutis et legibus Tarentinorum, und de legibus Heracliensium angeführt werden sollen. Der Nutzen der griechischen Sprache für den Juristen ist im folgenden Programm des Herrn Rector Heynatz erwiesen: Beantwortung der Frage, ob es unnütz sey, einen künftigen Rechtsgelehrten zur Erlernung der griechischen Sprache anzuhalten, 1782. Hombergk zu Vach schrieb 1725 eine Abhandlung de Themide. Einen Nachtrag zu der Notiz der griechischen Gesetzgebungen, in *Fabricii* Bibliotheca graeca, kündigte vor kurzem Herr Prof. Richter zu Leipzig an. Eine Geschichte der juristischen Hermeneutic findet man in Joh. Heumann's Exercitationibus iuris universi, Vol. III. Des Eccard Hermeneuticam iuris nach des Herrn Geh. Justizr. Walch Ausgabe, und des Best rationem emendandi

dandi leges, wie sie Neuhaus herausgegeben, hätte Schott als zwey Hauptwerke anführen sollen, die jeden Ungläubigen überzeugen können, daß man das römische Gesetzbuch nach eben den critischen Regeln behandeln solte, wie die Claßiker. Die Vorrede, die Heineccius seiner Ausgabe von Bynkershoeck Obſervationibus iuris Romani, Halle 1739 voransetzte, handelt de artis criticae utilitate in iurisprudentia et boni critici officio. So schrieb auch J. H. Böhmer zu des Brissonii Werke de verborum ſignificatione, eine Vorrede, die die fata interpretationis grammaticae in iure erzählte. Ueber das Emendiren der Gesetze hat man folgende kleinere Abhandlungen: Meier de arte critica ICtis neceſſaria, Majus de iurisprudentia critica, Schröder de ſobria iuris critica. Herr Prof. Püttmann handelte 1762 in einer Prolusion de caeca et illiberali ſine arte critica et humanioribus litteris iurisprudentia, 1762 Joh. Broous erläuterte den Nutzen der Philologie in der Rechtswissenschaft mit schönen Beyspielen, in den Nuptiis Philologiae et Iurisprudentiae, Par. 1651, die nun in dem vierten Bande von Meermann's Theſauro iuris stehen. Bey dem Gellius, dessen attischer Nächte Schott S. 21. gedenkt, verdient bemerkt zu werden, daß der Jurist Joh. Ludw. Conradi, der diesen Schriftsteller, Leipzig 1762 herausgab, Excurſus stehen, die sich auf die Rechtsgelehrsamkeit beziehen. Ist die Frage, welchen Gebrauch der Jurist von der Rhetoric machen könne? so schrieb schon Joh. Bellon (de figuris iuris) von den Figuren, die in dem lateinischen Gesetzbuch vorkommen. Diese Materie berührt auch Peter de Touilleu, in der Triade diſſertationum iuridicarum, 1706.

Die

Die Macht der Beredsamkeit vor römischen Gerichten, schildert Mich. Schreiber in der Abhandlung de artis oratoriae in foro fatis. Als der große Redner Muretus einst seinen Zuhörern die Pandecten zu erklären anfieng, schickte er eine Rede, de toto ſtudiorum ſuorum curſu deque eloquentia ac caeteris diſciplinis cum iurisprudentia coniungendis voraus, die die funfzehnte unter seinen gesammelten Reden ist. Eine rhetoricam legalem schrieben Camerarius, Zasius und Hegendorf. Eine rhetoricam civilem hat man vom Rubenius. Waldenberg sammelte die metaphoras, ſententias et proverbia iuris. Ueber das Ansehn, in welchem Demosthenes bey den römischen Juristen stand, findet man in des Ev. Otto Papiniano eine artige Digreßion. Ein sonderbarer Einfall war es freylich von einem gewissen Föhrl, das Zwölfstafelgesetz zu versificiren: Uebersetzung der vorzüglichsten Gesetze aus den zwölf Tafeln in deutschen Versen, 1774. Vielleicht verstand er es zu buchstäblich, wenn Cicero sagt, die Kinder hätten die zwölf Tafeln als ein carmen neceſſarium auswendig gelernt, und wolte durch seine Versification auch deutschen Kindern ihre Erlernung erleichtern. Gleich sonderbar war der Gedanke von Joh. Honor. Draco, der 1556 die Institutionen in Verse brachte. Draconis Elementa iuris, ſeu Inſtitutiones in carmen contractae. Noch 1785 hat ein Herr Falkner zu Basel eine neue Ausgabe davon besorgt. In der ersten Sammlung von den Beyträgen zur preußischen juristischen Litteratur, die der sel. von Hymmen 1775 herauszugeben anfieng, steht eine Abhandlung vom juristischen Werthe der Dichtkunst. Daß der Jurist sich nicht

zu sehr in die Poesie vertiefen solte, warnte sehr eifrig Thomasius in einer Abhandlung de cautelis circa studium poeseos. Weil es im L. 3. Cod. de prof. et med. heißt: Poetae nulla immunitatis praerogativa iuvantur, (d. i. sie machen keinen eignen Stand aus, sie gehören nicht zu den öffentlich angestellten Lehrern, wie Philosophen und Aerzte, und können also auch nicht die Privilegien von diesen genießen) so schrieb Herr Prof. Püttmann 1777 ein Programm de poetis privilegiorum exsortibus, und Herr Prof. Stockmann 1779 eine Abhandlung, de poetis non immanibus. Carl Friedr. Triller schrieb zu Wittenberg 1781 eine Abhandlung de iurisprudentia poetarum, worinnen er folgende Gegenstände ausführte. Er macht darinnen mit dem Titel der Pandecten de iustitia et iure einen Versuch, um zu zeigen, was man aus Dichtern zur Erläuterung der Sätze des römischen Rechts entlehnen könne. Er erklärt die Bedeutung des Wortes carmen, das zuerst jede feyerliche Formel bedeutet, und daher auch von Gesetzen und Verträgen gebraucht wird. Er erläutert die alte Gewohnheit, Gesetze in Verse einzukleiden. Zur Erklärung des Wortes ius, ingleichen über den eigentlichen Zweck der Gesetze bringt er verschiedene Dichterstellen bey. Die Definitionen des Ulpian von der Gerechtigkeit, vergleicht er mit Beschreibungen, die alle Dichter von ihr gemacht haben. Er bestätigt die Gründe von der Liebe, der Religion, des Vaterlandes und der Aeltern mit Stellen aus Dichtern. Daß es im fernen Alterthum Dichter gegeben, die zugleich Gesetzgeber waren, und durch Verse die Menschen zu guten Bürgern bilden wolten, beweist Christ. Ludw. Crell in der Abhandlung de pri-

primitiis legum poeticis, antiquissimo genere carminum. Vom Corn. van Eck hat man zwey schöne Reden, de studio poetices coniungendo cum studio iuris Romani. In den Opusculis des berühmten Brunquell, so wie sie Herr Prof. König gesammelt, findet man p. 1082. eine Schrift, de methodo iuris, deren drittes Capitel de poetices et poetarum usu in iurisprudentia handelt. Scip. Gentilis, in seinen Parergis im vierten Theil von Otto Thesauro iuris, zeigt den Gebrauch, den die alten Juristen von den Dichtern gemacht. Hommel giebt in der Litteratura iuris einen Vorschmack von einer iurisprudentia poetica, und hat in diesem Buch ein ganzes Capitel, das von Gelehrten handelt, die zugleich Dichter und Rechtsgelehrte gewesen sind, das in Ansehung derer, die in deutscher Sprache gedichtet, mit den Beyspielen von Lichtwehr, Uz, von Soden, von Döring, von Seckendorf, von Gemmingen, Huber, von Halem, von Göthe, Kaßner, Leisewiß, Weppen vermehrt werden kann, und das noch mehr vermehrt werden könnte, wenn man auch alle die anführen wolte, die als brauchbare Juristen schlechte oder mittelmäßige Verse gemacht haben. Die Verträglichkeit der Poesie mit der Rechtsgelehrsamkeit hat der Italiener Peter Franz Minozzi, in folgender Schrift dargethan: Elegantia iurisprudentiae collectanea, et Astraea cum Musis imperans, sive, poesis amica iuris, Themisticum Paradoxum, et fustigatio forensis leguleiorum et saperdarum. Geistliche Lieder können ein Gegenstand einer rechtlichen Untersuchung werden, wenn dem, der die Oberaufsicht über die Liturgie hat, die Einführung neuer Gesänge streitig ge-

macht wird. So schrieb Joh. Heinr. Fricke 1773 eine Abhandlung zum protestantischen Kirchenrecht bey Gelegenheit des Streites über das neue meklenburgische Gesangbuch. Heinr. Ernst Kestner, wolte ehedem sogar die Tonkunst den Rechtsgelehrten in einer Schrift, de ICto musico empfehlen. Schott nennt S. 36 bey Gelegenheit des Cicero blos die Schrift des Schulting de iurisprudentia Ciceroniana; aber man hat über diesen Gegenstand auch drey Dissertationen von Heinrich Brokes, de Cicerone iuris civilis teste et interprete, 1738 — 1741, den Aufsatz des Bynkershöck, in den Opusculis varii argumenti, und vornämlich des Joh. Lucas Observationes nonnullas apologeticas pro ICtis Romanis ad locum Ciceronis in oratione pro Murena, Cap. I — XIII. LB. 1768. Die streitige Frage, ob Cicero unter die Juristen zu rechnen sey? hätte Schott kürzlich also entscheiden sollen: Man muß iuris peritos und ICtos unterscheiden. Wer in Rom etwas in der gerichtlichen Beredsamkeit leisten wolte, mußte sich allerdings mit den Gesetzen bekannt machen. So genoß Cicero den Unterricht berühmter Juristen, erwarb sich ganz artige Kenntnisse in diesem Fache, und der Jurist kann manches zur Erläuterung des damaligen römischen Rechts aus Cicero's Schriften benutzen. Aber darum braucht man den Cicero eben so wenig zu einem Juristen zu erheben, als man ihn deswegen unter die Aerzte zu zählen braucht, weil man in Schriften de Cicerone medico gezeigt hat, daß manche Stellen seiner Werke Aerzten interessant sind. Allerdings haben Heineccius und Bach darinnen gefehlt, daß sie in ihren Rechtsgeschichten ausser

den

den Cicero, auch noch mehrere römische Gelehrte aufgestellt, die eigentlich nur Dilettanten in diesem Fache waren. Wie die controversiae, die wir noch unter dem Namen Seneca des Rhetor übrig haben, von einem Rechtsgelehrten benutzt werden können, hätte Schott bey dieser Gelegenheit zeigen sollen. Herr Prof. Malblanc wolte in seinem Werke: Doctrina de iureiurando e genuinis legum et antiquitatum fontibus illustrata 1781 sich auf die Autorität des Quintilian berufen, allein Herr Geheimderath Koch hat dies zur Gnüge widerlegt. Bey dem Homer hat Schott die schönen Abhandlungen von Fermat und Strunz de autoritate Homeri apud ICtos übergangen. Was die lateinischen Dichter betrift, so zeigte Herr Heinr. Theod. Künzel den Nutzen derselben für das Studium des römischen Rechtes in der Schrift, de praesidiis poetarum veterum in explicando iure Romano. Was sich aus dem Ennius zur Erklärung des Zwölftafelgesetzes und alter Rechtsformeln benutzen lasse, zeigt Kästner in der Chrestomathia iuris Enniana 1762. Insgemein legt man dem Juristen Herennius Modestinus, der unter dem Kaiser Alexander Severus lebte, die Summarien von den einzelnen Büchern der Aeneide bey, aber Heineccius in der Historia iuris erweist, daß diese von einem spätern Grammatiker herrühren. Auch den Virgil hat jemand zum Juristen machen wollen, nämlich Erhard Reusch, in der disquisitione de Virgilio ICto ex Ecl. III, 17 — 24, 1728. Etwas de Virgilio iuris perito findet man auch in Joh. Reinhardt's codice critico, T. I. p. 275, Lemgo, 1617. Bey dem Horaz, dem Schott S. 52. einen eignen Paragraphen widmet, hätte

Estor's Abhandlung de iurisprudentia Q. Horatii Flacci, die vor dessen Ausgabe von L. A. Hamberger's opusculis ad elegantiorem iurisprudentiam pertinentibus 1740 steht nicht übergangen werden sollen. Bey den alten Dichtern fehlt auch noch der Beweis, den Argelati in seiner vita del Fedro führt, daß der Fabeldichter Phädrus ein Jurist gewesen sey. Sein Beweis gründet sich auf die zehnte, sechszehnte, sechs und zwanzigste, neun und vierzigste, zwey und funfzigste und drey und sechzigste Fabel dieses Dichters. Bey den Gründen, die Schott angiebt, warum man, um alte deutsche Gesetze zu erklären, und dem Ursprung deutscher Rechtsgewohnheiten nachzuspüren, der deutschen Sprache in allen ihren Epochen mächtig seyn müße, hätte auch der alten Sprichwörter gedacht werden sollen. So wie es gewiß ist, daß viele derselben alte deutsche Rechtsregeln enthalten, so ist es auch ausgemacht, daß man sie oft ohne große Sprachkenntniß nicht gründlich erklären kann. Die vornehmsten Schriften über diesen Gegenstand sind: Hert de paroemiis iuris Germanici in den Opusculis, Pistorius thesaurus paroemiarum germanicarum iuridicarum centuriae quinque, Heineccius in den vermischten Abhandlungen, Eisenhart, Grundsätze der deutschen Rechte in Sprichwörtern; und des Herrn Prof. Kind Abhandlung de iurisprudentia Germanorum paroemica 1776, derer nicht zu gedenken, welche einzle solche Sprichwörter: z. B. So viel Mund, so viel Pfund; längst Leib, längst Gut; Hut bey Schleier, und Schleier bey Hut u. s. w. in besondern Schriften erläutert haben. Daß wir vom Heineccius Antiquitates iuris Germanici haben, hätte hier erwähnt

wähnt werden sollen. Die Lectüre der alten Minnesinger kann auch dem Juristen nützlich seyn. Dies ist schön bewiesen in dem Aufsatz: Juristerey aus den Minnesingern gesogen, in den neuesten Mannigfaltigkeiten, meistens juristischen Inhalts, die zu Nördlingen 1776 erschienen. In Joh. Jac. Moser's vermischten Schriften findet man einen Aufsatz vom Recht der deutschen Sprache. Ausser den Rechtshändeln von Pittaval, hätte Schott, wenn er sich auf die gerichtliche Beredsamkeit (Eloquence du burreau) der Franzosen hätte einlassen wollen, den Canzler Dagueßeau und andre berühmte Redner, seit den Zeiten der Patru namhaft machen, besonders auch den Loiseau und Linguet, und die Sammlnng, die Paalzow seit 1777 übersetzt hat, anführen müssen. Aber vornemlich solten Eisenharts Rechtshändel nicht fehlen. In sofern deutsche Reden politischen Inhalts von Männern gehalten zu werden pflegen, die in juristischen Aemtern stehen, so hätten auch davon einige Muster genannt werden sollen. z. B. Politische und moralische Reden von Basedow 1771, gesammelte republicanische Reden, Chur, 1770; patriotische Reden, gehalten von dem äussern Stand der Stadt Bern, 1773. Daß auch in Rechtshändeln manche Gelegenheit vorkomme, Witz an den Tag zu legen, beweist die artige Sammlung des Herrn Prof. Cramer: Salz und Scherz vor Gericht. Wolte man alle die Erzählungen der neuern schönen Geister anführen, die sie entwerfen, um die ehmaligen Mängel der peinlichen Untersuchungen mit lebhaften Farben zu schildern, so könnte man ein großes Verzeichniß machen. Ich nenne der Kürze wegen nur die Criminalgeschichten, die in des Herrn Prof. Meißners Skizzen stehen. So

hat

hat man eine eigne Sammlung von Erzählungen, die dazu bestimmt sind, einem künftigen Richter einen Spiegel vorzuhalten, nämlich: von Eckartshausen Erzählungen zur Bildung junger Leute, die sich richterlichen Geschäften weihen, 1783. Die Verbesserung der deutschen Schreibart in juristischen Aufsätzen, deren Schott nur ganz kurz gedenkt, ist neuerlich eine Hauptbemühung einiger aufgeklärteren Schriftsteller gewesen. Was Justi ehedem in seiner Anweisung zu einer guten deutschen Schreibart und allen in Geschäften und Rechtssachen vorfallenden schriftlichen Ausarbeitungen 1755 zu bewirken suchte, das haben in der Folge Pütter in der Einleitung zur juristischen Praxi, und in den Bemerkungen über Richtigkeit und Rechtschreibung der deutschen Sprache Joh. Jac. Moser, in der Abhandlung von Schreib- und Druckfehlern, die in seiner Abhandlung verschiedener besonderer Rechtsmaterien steht, Eisenhart in seiner Abhandlung von der Schreibart der Rechtsgelehrten, in seinen kleinen Schriften, der jüngere Herr von Moser in seiner Staatsgrammatik, und durch das Beyspiel seiner eignen Schriften, Herr D. Böschen in der Abhandlung über die juristische Schreibart 1777, (in den oben angeführten neuesten Mannigfaltigkeiten 1776 befindet sich eine Schutzschrift für die juristische Schreibart) Herr Kriegsrath Göckingk in einigen Aufsätzen über den Kanzleystyl im deutschen Museum, ein Ungenannter in dem Sendschreiben über die schönere Rechtsgelehrsamkeit, in den vermischten Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit 1779 eifrig befördert. Nachdem man von der Nothwendigkeit der Sache sich immer mehr überzeugte, so erhielt man auch neuerlich einige ge-

schmackvolle Anweisungen zum juristischen Styl. Z. B. Herrn D. Elsaßers, Leitfaden zu Vorlesungen über die Theorie der Kanzleypraxis, 1783; de Luca Leitfaden zu dem Geschichtsstyl, 1783; von Sonnenfels, über den Geschäftsstyl, 1785; de Lugo, systematisches Handbuch für jedermann, der Geschäftsaufsätze zu entwerfen hat, wovon seit 1783 schon drey Auflagen erschienen sind, und vom sel. Schott selbst 1784 eine Vorbereitung zur juristischen Praxis, besonders in Rücksicht auf die Schreibart in rechtlichen Geschäften. Zu Wien werden besondre Vorlesungen zu diesem Behuf gehalten. Eine Ermunterung, sich im Styl zu bilden, ist der Aufsatz des Herrn Lic. Plitt, über den Geschäftsstyl, der Frankfurth am Mayn 1785 herauskam.

IV.

Salgar, der Flüchtling.

Wo flieh' ich hin? Hast du, gepriesnes Eden,
Kein Plätzgen Ruh'? Ich seh den Tag sich röthen,
Seh deine Pracht,
O schöne Mayennacht!

Und irre, wie der Raab' in Ungewittern,
Daß mir das Herz bebt und die Knie zittern,
Im Wonnemeer
Der schönen Welt umher.

Und leide Durst, wo mancher durstge Zecher,
An meiner Seite, den bekränzten Becher

Der

Der Freude schwang,
Und taumelnd nieder sank.

Wo flieh' ich hin? Schon trieft von meiner Locke
Der Thau der Nacht, und Hahn und Seigerglocke
Ruft süße Ruh
Der müden Erde zu;

Für mich allein weht keiner Ruhe Flügel!
Das scheue Reh erschrickt am Eichenhügel
Vor meinem Schritt',
Und ich erschrecke mit;

Und fliehe doch vor keiner Feinde Dolchen
Kein gelber Löwe brüllt, mich zu verfolgen,
Mit blutgem Zahn'
Aus seiner Kluft mich an.

Ich selbst! Ich selbst bin Himmel mir und Hölle!
Mein Herz ist seiner Leiden eigne Quelle,
Und, Bianka, du
Der heiße Durst nach Ruh!

Wo flieh' ich hin, daß ich mir selbst entfliehe?
O, daß die Nacht mir ihre Flügel liehe!
Zu Dir! zu Dir!
Da bin ich ausser mir.

Cramer.

Salgar an seinen Knaben; vor einer Reise zu Bianka.

Sattle! Mags doch immer regnen,
Mögen brausend mir begegnen
Ströme von geschmolznem Eis!
Meinem Fuchs' ists desto lieber
Gehts recht drunter oder drüber;
Dieser alte brave Greis

Trug bereits vor zwanzig Jahren
Einen ziethenschen Husaren,
Als der edle Ferdinand
Hier der Bauern Thränen rächte
Und des Reichs erkaufte Knechte
Jagte durchs befreyte Land;

Kannt' in Ungarn und in Schwaben
Alle Brücken alle Graben,
Eh dem stolzen General',
Auf der Flucht von Hoyerswerde,
Ihn und zwey Paradepferde
Künstlich der Husare stahl.

Sattle! Sattle; dein Besorgen
Klingt so ängstlich; übermorgen
Ist mir und dem Fuchse wohl.
Sattle! Sieh wie prächtig blitzen
Dort der Berge weise Spitzen,
Horch! Noch knarrt der feste Pol.

Und eh Pol und Berge weichen
Und die stolzen Häupter neigen

Hält mich keine Macht zurück;
Sattle! Sattl', indem wir schwatzen
Und uns hintern Ohren kratzen
Flieht ein theurer Augenblick!

Cramer.

Salgar, als er zwischen aufschwellenden Seewassern auf einem Berge hielt.

Welch ein Brausen! Ist mir doch
Wie im fremden Lande,
Wo ich hier vor kurzen noch
Jede Blume kannte;

Wo ich manchen schönen Tag
Glücklicher erwachte,
Unter diesen Eichen lag
Und Bianka dachte.

Graue Wogen wälzen da
Sich von weisen Hügeln,
Wo ich oft die Sonne sah
Sich im Thaue spiegeln.

Ist dies noch das schöne Thal
Mit den Blüthenbäumen?
Wo in Wogen ohne Zahl
Schneegebirge schäumen?

Dies der Bach, der rein wie Gold
Ueber Kiesel rolte?
Den der traute Leopold
Nie vergessen wolte?

Hu!

Hu! Wie grauß die Winde dort
  Mit den Wellen spielen,
Und sich unter ihnen fort
  In die Tiefe wühlen!

Wie sie da so fürchterlich
  Sich einander jagen,
Wo ich um die Klippe mich
  Muß hinunter schlagen!

Und wer sagt nach welcher Höh'
  Ich am besten reite?
Daß ich nicht, in Eiß und Schnee,
  Von der Klippe gleite.

Oder halt' ich eben hier
  Nicht auf einem Schachte?
Und, wie? wenn er unter mir
  Jetzt zusammen krachte!

Wilst du deinen Freund, Natur,
  Hier zu Grunde richten?
Und der Menschenschritte Spur
  Vor ihm her vernichten?

Daß in dieser Wüsteney
  Ihn die Nacht ereile,
Und der Eulen Angstgeschrey
  Ihm das Grablied heule?

Feiger! Ist die Grille fort
  Die dich wolte narren?
Und wie lange solte dort
  Bianka meiner harren?

Flattert nicht ihr braunes Haar
Schon im Abendrothe?
O, ihr ahndet, daß Gefahr
Ihrem Wandrer drohte!

Hört der Berge Klageton
Bänger angeschwommen,
Und in jeder Welle schon
Meine Leiche kommen.

Und ich Feiger harre da
Wie von Gott verlassen?
Mag wer keine Bianka sah
In Gefahr erblassen!

Rasch, hinab ins enge Thal,
Drüber oder drunter!
Denn der letzte Sonnenstrahl
Ist bereits hinunter.

Ha! Wer liebt und überlegt
Hört schon auf zu lieben;
Warlich, jede Welle trägt!
Und ich lande drüben.

Cramer.

Ryno der Barde, auf Furas Hügel.

Grauß ist dein Athem, o Geist der Verwüstung,
Auf den Flügeln der Nacht!
Schauerlich ächzt ihn der Felsensohn
Um die zitternde Klippe.

Willst

Willst du drängen aus seiner Angel den Nordpol?
Schrecken den ewig ruhigen Hüter des alten
Bärs? Daß du so sträupst mit siedender Woge
Meiner Urväter Heymath;

Jage dein ungezognes Heer in seine Schlünde!
Jag' und tritt aus deiner Wolke, den Hohn
Meines trotzenden Felsen zu sehn, indeß es
Hütten stürzt und die Winde knickt.

Aber, weß ist dort die Stimm' am Hügel Arindals?
Traurig und sanft, wie des scheidenden
Wests sanftklagender Hauch im letzten
Blatte der Rose.

Schweige, Brauser! Hör auf, Woge, zu peitschen der
Felsen Hüfte! So süß ist
Nur die Stimme der Tochter Aniras;
Bianka, du weinst?

Bianka.

Ruhig schwimmen deine grauen Locken
In des Brausers Wog', o Barde! Ruhig
Blickt dein Aug' in die Verwüstung
Aus der Felsen Heymath;

Fest ist dein Haus, ein Bette des Adlers,
Aber fahrvoll die Bahn meines Salgar!
Einst sah dort um die Klipp' ich
Oft ihn wandeln im Mondlicht,

Kannte von fern schon seinen Fußtritt, und hüpfte
Durch die funkelnde Nacht;
Aber Wellen umlagern die Klipp', und mein Aug' ist
Dunkel von Thränen!

R y n o.

Selten blickt durch die zerrißne
Wolke der Mond;
Aber ich seh dort auf der Woge reiten
Einen kühnlichen Mann.

B i a n k a.

Flammt wie Nordlicht auf seinem Helme der goldne
Drache? Spiegelt der Mond in der Narbe
Seiner Stirn sich? O Barde! Barde, mein Aug' ist
Dunkel von Thränen!

B a r d e.

Wild wie der Sturm ist sein Gaul,
Schnaubend wirft es die schäumende Woge
Uebern stolzen Nacken, daß sie zischend
Von der flatternden Mähne rinnt.

B i a n k a.

Gleicht sein Auge dem Hesperus?
Oder weiden um die bleiche Wange
Dämmernde Nebel? O rede
Barde, mein Herz schlägt!

R y n o.

Ruhig schaut durch die Nacht er, wie Fingals
Geist aus seiner Wolke, wenn Schwaran der Stolze
Kam, und Oskar, auf Ardwens Hügeln, an
Trennmors hallenden Schild schlug.

B i a n k a.

Das ist Salgar, o Barde! So kalt in Gefahr ist
Kein Verfolger der Reh' auf den Hügeln;
Aber im Arme des Mädchens so warm, wie der ersten
Liebe bebende Seufzer.

Ryno.

R y n o.

Schwimme, Schwimmer! In Wurzeln am Ufer
Kämpft mit sinkender Kraft der Gaul,
Schüttelt sein nasses Haupt und hebt es brausend
Ueber die brausende Fluth;

Aber, wie Blitze der Nacht, flammt
Hoch das Schwerd des Mannes, und haut sich,
Pfeifend im weisen Barte der Woge,
Durch die sträubende Tanne.

Ruhig streicht er die triefende Locke,
Blickt nach Juras Hügel, und — eile, Bianka!
Eile, schon klingt des müden Gauls Huf
Von den Kieseln Arindals!

Cramer.

Salgars Mitternachtsseufzerlein an den Mond.

O Mond! Du mein Getreuer
In dieser Wüste, geh
Hervor aus deinem Schleier,
Daß ich, Ihr Auge seh'

In deinem Strahle funkeln;
O möcht' ihr Angesicht
Die ganze Welt verdunkeln!
Nur dieses Auge nicht.

Wenn ich von Ihr daheime,
An meiner Saale Strand,
Mit ofnem Auge träume:
Wie Sie da vor mir stand

Auf dieser Felsenklippe,
Mich bang' Ihr Arm umschlang;
Und ich von Ihrer Lippe
Der Liebe Thräne trank;

O dann verweile immer,
In Wolken tief versteckt,
Daß mich dein reger Schimmer
Nicht aus dem Traume weckt.

Cramer.

Die Schaale der Vergessenheit.

Grauer Wandrer der Nacht! Der du mein Vaterland
Mit so schmeichelnden Dunst aus der elysischen
Schlummerquelle besäuft hast,
Daß der stolze Gigantensohn

Seinen Hermann vergaß, ritten zum Himmel auf
Seifenblasen die unbärtigen Bellerophons,
Und die Maale der Edeln,
Die das schöne Germanien

Auf unsterblichen Ruhms ehernen Fittigen
Einst erhoben, noch im Schooße der Erde ruhn;
Welcher Dämon entriß dich
Dem Gestade des Erebus?

Daß du Schmeichler so stolz auch der Vergessenheit
Schlummerschaale mir reichst, als die bewährtesten
Labetropfen im Elend,
Die ein Sterblicher je gekannt.

Flieh!

Flieh! Schon heult der Cocyt, lachender Schmeichler, ich
Mag nicht trinken! Es ächzt aber ein Erdengott
Dort im Saale von Gold, vor
Dessen Winke die Erde bebt;

Eil' und banne den Schlaf ihm auf die zitternden
Augenlide, daß er mit der erlauchten Hand
Nicht so bange mehr peitsche
Seine purpurne Polster; ich

Mag nicht trinken! Was oft, wenn ich will lachen, die
Stirn mir pflüget, und in Nebel das Auge hüllt, —
Lehrtst du das mich vergessen,
O wie solte so wohl mir seyn!

Aber müßt' ich dann auch, schöne Bianka, nicht
Dich vergessen? O dich, schöne Bianka! Dich?
Und das Auge voll Himmel,
Und die bebende Lippe, vom

Hauch der Liebe bethaut, wie sie von Kuße zu
Kuß sich windet; des Haars schattige Locke, die
Auf den silbernen Wellen
Des elastischen Busens schwimmt?

Und die Thräne, die dir über die Wange rann,
Und die Thräne, die mir über die Wange rann,
Als den Hügel herüber
Jener traurige Morgen kam?

Cramer.

V.

Brittische Parlamentsdebatten, die Toleranz der Dissenters betreffend.

Eine Uebersetzung aus dem British Mercury.

Zu einer Zeit, wo die Toleranz so sehr Staatsmänner und Philosophen, Finanzminister und Priester, Schriftsteller und Schmierer bey so vielen Völkern beschäftigt, muß es intereßant seyn zu lesen, was über diesen Gegenstand, und über die Gränzen der Duldung im Senat einer so aufgeklärten Nation wie die Englische, ganz neuerlich gesagt worden ist. Nachstehende Parlamentsdebatten sind eine Uebersetzung aus dem in Hamburg herauskommenden British Mercury Nr. 4. Sie entstanden durch einen Antrag des Herrn Beaufoy, Mitglied des Unterhauses, der die Widerrufung der Gesetze verlangte, die man zum Nachtheil aller nicht zur englischen Kirche gehörigen Britten ehedem gemacht hat. Diese überaus wichtige Sache, die das Schicksal von mehr als einer Million Menschen entschied, beschäftigte das Unterhaus am 28sten März 1787.

d. H.

Herr Beaufoy stand auf, und gab Nachricht, daß die protestantischen Dissenters es seinen schwachen Fähigkeiten übertragen hätten, ihr Ansuchen dem Parlament vorzulegen, wobey sie sich mehr auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, und

auf

auf die Grosmuth des Unterhauses, als auf die Beredsamkeit verließen, womit ihre Forderungen dargestellt werden würden. Sie vertrauten gänzlich auf die Gerechtigkeitsliebe dieses Parlaments, deren Glieder sie als Männer betrachteten, die es nicht zugeben würden, daß irgend jemand seiner angebohrnen Rechte beraubt, lebte, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, das eine solche Entziehung rechtfertigte. Die Dissenters, sagte er, sind durch die sogenannten Corporation- und Testacten ihrer natürlichen Rechte wirklich beraubt; sie sind verschmäht und so herabgewürdigt, daß sie weder Civil- noch Militärämter bekleiden können, wenn sie nicht ihrer Religion entsagen. Die Volksclassen, die durch diese Gesetze gekränkt sind, und zu deren Besten er sie widerrufen wünschte, sind: 1) Die protestantischen Dissenters, die von der englischen Kirche abgesondert, in drey Secten begriffen werden können; nämlich die Presbyterianer, die Independenten und die Baptisten. 2.) Die Calvinisten von der schottischen Kirche; und 3.) die Geistlichen der englischen Kirche, die gegen ihren eignen Willen der Nothwendigkeit unterworfen sind, das Sacrament vielen Personen auszutheilen, die sie für unwürdig halten, es zu empfangen.

Die erste Classe, für welche er spräche, wünsche, ihre bürgerlichen Rechte wieder zu erhalten; alles, was sie verlangen ist, daß man den Schandfleck von ihnen nähme, nämlich das Verbot, Aemter zu bekleiden; sie verlangen keine geistlichen Beneficien, und wünschen keine Abänderungen in den Privilegien der englischen Kirche. Dieses vorausgesetzt, solte man den nicht so viel tausend, die Regierung liebenden

Unterthanen von der niedrigen Stufe erheben, worauf sie durch diese Acten gesetzt sind? In Ansehung der vielen Nachrichten, die man von den Wünschen der Dissenters verbreitet hat, und daß es ihnen an Einmüthigkeit fehle, so müßte er melden, daß von jedem dissentirenden Bethause zwey Deputirte zu einer Generalversammlung ernannt worden wären, um über die Methode zu berathschlagen, wie ihren Beschwerden abzuhelfen sey; die Versammlung gieng vor sich, und ihre einstimmige Meynung war, das Parlament um Hülfe anzuflehn.

Herr Beaufoy las nun die Resolution der beym Doctor Williams gehaltenen Versammlung, deren Gegenstand war, das Parlament zu ersuchen, die Test- und Corporationsacten in soferne abzuändern, als die protestantischen Dissenters dabey litten. Am Ende der Resolution war die Bitte an Herrn Beaufoy, auf diese Abänderung anzutragen. Er sagte, es wäre ihm sehr angenehm, daß ihre Resolution nicht weiter gienge, denn nur um ihre bürgerlichen Rechte zu bitten, und daß sie keine geistlichen Privilegien verlangten. Alles was zur englischen Kirche gehörte, sey kein Gegenstand ihres Gesuchs; sie beneideten den Dienern der herrschenden Kirche weder ihre Privilegien noch Ehrenstellen; alles, warum sie bäten wäre, die bürgerlichen Rechte zu erlangen, die ihnen unbezweifelt als Britten gehörten. Hätten sie kirchliche Privilegien verlangt, so würden sie sich nicht an ihn gewandt haben, oder hätten sie es auch gethan, so wären sie von ihm nie unterstützt worden. Man müßte die Zeit bedenken, wenn sie diese Bitte machten; sie haben es nicht gethan, bis die öf-

öffentliche Ruhe festgegründet war; sie haben sorgfältig die Bequemlichkeit des Parlaments erwogen, und sich mehr auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, als auf ihre Anzahl verlassen. Auf ihr Ansuchen hätte er sich verbindlich gemacht, auf eine Widerrufung der Test- und Corporationsacte anzutragen, welche Widerrufung seiner Meynung nach, weit entfernt dem Staat nachtheilig zu seyn, vielmehr dessen Sicherheit vermehren würde. Er lies sich sodann über die Clausuln der Testacte heraus, wodurch allen Personen, die nicht das Sacrament des Abendmahls nähmen, untersagt wäre, irgend ein Civil- oder Militäramt unter der Regierung zu bekleiden; solte es ja geschehen, und ein solcher vernachläßigte in einer bestimmten Zeit nach erhaltnen Posten das besagte Sacrament, so solte er eine beträchtliche Geldstrafe erlegen, ferner, des Rechts beraubt werden, je Processe zu führen, Vormund zu seyn, und Vermächtnisse zu erhalten. Vermöge dieses Gesetzes also, wenn jemand einen militärischen Posten übernommen, und sein Leben für sein Vaterland gewagt hätte, und er käme nun nach verdienstvollen Thaten in den Schooß seiner Familie zurück, so ruft ihm das Gesetz zu: „Wenn „du nicht deine Religionsgrundsätze aufopferst, und den Test „leistest, so solst du keinen Schutz finden; du solst kein Vermächtniß bekommen; dein Eigenthum soll allen Ansprüchen offen liegen, obgleich die Gerichtshöfe für deine Forderungen an andre unerbittlich verschlossen seyn werden." Wäre dieses der Dank für ausgezeichnete Dienste und Verdienste, in einem Stande, den man für den ehrenvollsten hält? Ein Stand, der ehedem in manchen Ländern das Unterscheidungszeichen zwischen einem Freyen und einen Sclaven war?

Dies

Dies Schicksal muß jedoch ein jeder Mann in dieser Lage erwarten, dessen Grundsätze ihm nicht gestatten, das Sacrament zu nehmen. Der Kaufmann hat eben dieses Loos, und er mag sich noch so sehr wie der beste Bürger betragen haben, so ist er doch von allen Rechten und Privilegien eines Bürgers ausgeschlossen; sein Character mag noch so unbescholten, und seine Handlungen noch so verdienstlich seyn, so muß er die Strafe eines Missethäters leiden, und die Menschenrechte entbehren. Man kann vielleicht sagen, diese Uebel wären zu vermeiden, wenn man das Sacrament nähme. Also solte er ein Abtrünniger werden? — Er hofte, niemand würde die Dissenters so beleidigen. Darauf untersuchte er weitläuftig die Grundursachen, die diese Acten veranlaßten, und bewieß, daß die heutigen Dissenters an diesen Ursachen nicht mehr Schuld wären, als die englische Kirche an den Greueln der so berüchtigten Sternkammer. Er bemerkte in Ansehung der Corporationsacte, daß die den Magistratspersonen darin ertheilte Gewalt, einem Menschen sein Amt zu entziehn, der nicht gewisse Eydschwüre geleistet, und eine gewisse Declaration unterschrieben hätte, allen Maximen der brittischen Staatsverfassung entgegen stehe, und ein Schandfleck in den Tagebüchern des Parlaments sey.

Im Jahr 1672, als die Testacte gemacht wurde, hielte das Volk den König für einen Catholiken, und der Herzog von York zeigte sich öffentlich der römischen Religion zugethan. Dennoch als dieser Gegenstand im Parlament untersucht wurde, bemerkten die Minister des Königs, daß es unvernünftig sey, die protestantischen Dissenters mit den Papisten

pisten in eine Classe zu setzen, und daß man daher eine Bill einbringen müßte, um sie von dem Zwange zu befreyen. Es geschah auch unter der Regierung Carls II, allein dieser Monarch war mit den Dissenters nicht zufrieden, weil sie nicht gemeinschaftliche Sache mit den Catholiken wider die herrschende Kirche gemacht hatten, und prorogirte daher das Parlament, ehe die Bill zum Gesetz werden konnte. Eine andre Bill wurde in der nächsten Seßion ins Parlament gebracht, die auch einmüthig im Unterhause durchgieng, allein durch eine niederträchtige Handlung verhindert wurde, im Oberhause zu paßiren; denn der König vermochte den Parlamentssecretär, die Bill zu stehlen. Da der König Wilhelm den Thron bestieg, so zeigte er den edelmüthigen Wunsch, alle Protestanten zu vereinigen; allein da die Bill nun ins Parlament kam, war man dagegen, obgleich im Oberhause gegen die Testacte ein förmlicher Protest gemacht wurde, als dahin abzweckend, die Britten ihrer Geburtsrechte zu berauben. Die Testacte ist in der That wider eins der wichtigsten Menschenrechte gerichtet, da derjenige, der mit der englischen Kirche nicht einerley Meynung ist, durch das Gesetz unfähig gemacht wird, ein Amt zu bekleiden. Eigentlich verordnen die Gesetze, daß Menschen, die die gröbsten Verbrechen begangen haben, dieses großen Vorrechts beraubt seyn sollen, allein die Dissenters wurden dessen beraubt, blos weil sie verschiedene Meynungen hegen, die sich einzig und allein auf die Religion beziehn. Nicht Gesinnungen, sondern Handlungen sind nach den Gesetzen strafbar. Die Dissenters solten ein Recht haben als Menschen zu denken, und als Bürger alle Privilegien andrer Bürger zu genießen.

Man hat zwar gesagt, daß die sogenannte Indemnity-acte das Verbot der Test- und Corporationsacten gleichsam aufgehoben hat. Wenn nun dieses ist, warum will man denn anstehen, diese Acten förmlich zu widerrufen? Haben die Dissenters ein Recht als Menschen zu denken, und als Bürger sich der Privilegien andrer Bürger zu erfreuen, so muß man sie in ihre Rechte wieder einsetzen. Wenn die Widerrufung der besagten Acten der Kirche und dem Staat nicht nachtheilig wäre, so müßte man sie widerrufen; allein wenn er beweisen könnte, daß weit entfernt schädlich zu seyn, es vielmehr dem Staat neue Kräfte, und der Kirche mehr Festigkeit geben würde, so dürfte ein noch stärkerer Grund vorhanden seyn, sie zu widerrufen. Er sagte, daß es ein Vorurtheil sey, zu behaupten, es wäre etwas antimonarchisches in den Grundsätzen der Presbyterianer; denn so könnte er fragen, ob die Schottländer der monarchischen Regierungsform abgeneigt wären? Er hätte oft Klagen über ihre Partheylichkeit gegen die monarchische, aber nie gegen die republicanische Regierungsform gehört. Könnte wohl irgend jemand leugnen, daß die Dissenters der protestantischen Regierung von jeher sehr ergeben gewesen wären? Und ist es also Recht sie von den Aemtern auszuschließen, die für die Sicherheit der Kirche und des Staats nöthig sind? Durch ihre Theilnehmung würde der Staat mehr Stärke erhalten, und die Kirche, anstatt Gefahr zu laufen, würde einen Grundpfeiler mehr haben. Jetzo hätte sie eher die Dissenters zu fürchten, weil sie vereinigt wären in einer gemeinschaftlichen Sache, wo sie sich ihrer Rechte beraubt, und unverdient entehrt sähen. Kein Grundsatz wird bey den Dissenters ge-

genauer beobachtet, als die Unterstützung ihrer geistlichen Lehrer.

Bey der Widerrufung der Test- und Corporationsacten dürfte man nicht fürchten, daß Catholiken oder Menschen von andern Religionen, die keine Christen sind, in England Aemter bekommen könnten. Er glaubte nicht, daß dadurch ein Catholic Präsident des geheimen Staatsrathes, oder ein Jude königlicher Gewissensrath werden würde. Es gäbe Männer von vortreflicher Denkungsart und großen Fähigkeiten, die, weil sie sich zur römischen Kirche bekennen, keinen Sitz im Parlament haben könnten, wenn gleich die oft erwähnten Acten widerrufen würden; denn die Erklärung wider die Transubstantiation würde ein Damm gegen sie seyn. Er sagte, die Kirche hätte ein unbezweifeltes Recht zu bestimmten Einkünften, so wie die Dissenters zu einer allgemeinen Toleranz; wenn diese etwa künftig Entwürfe machen solten, die Kirche einzuschränken, so würde man leicht Mittel finden, eine solche Neuerung zu verhindern. In Holland, in Rußland, in Preussen und in Deutschland hat man keine Testacten, und die herrschende Kirche leidet nicht dabey. In Irrland, zur Ehre dieses Landes sey es gesagt, hat man die Testacte bereits vor sieben Jahren widerrufen. Auch in Frankreich sind Verordnungen aufgehoben worden, die die Unterdrückung solcher Personen befahlen, die in ihren Meynungen von der herrschenden Kirche abgiengen. Soll denn England allein ein allenthalben verworfnes System beybehalten? Soll dies Reich seine Sicherheit fremden Truppen, dem heßischen Schwerd überlassen, während der Zeit, daß es

tausenden gesetzehrenden Britten untersagt ist, ihre Kräfte dem Dienst des Staats zu widmen? Soll man Männern von anerkanntem Werth den Schutz ihres Vaterlandes entziehn? Soll ein Howard, ein Mann von allen Menschen hochgeschätzt, den jede Nation auf Erden stolz seyn würde, ihren Mitbürger zu nennen; soll er, der die Elenden in unterirrdischen Kerkern aufgesucht hat, um ihnen Trost und Hülfe zu geben; er, der fremde Länder bereist hat, nicht Trümmer zu messen und alte Münzen zu sammlen, sondern das Maaß des menschlichen Elends zu bestimmen, soll er in diesem Lande der bürgerlichen Rechte beraubt werden? Ja er ist deren beraubt? Er unternahm Dinge für das Wohl der Menschheit, und handelte wider die Testacte; nun ist er unter einem allgemeinen Freudenzuruf seiner Mitbürger zurückgekommen, und die Folgen der Acte schweben über sein Haupt.

Nach diesen Grundsätzen der Politic, die von der Gerechtigkeit unterstützt wären, hofte er von der Grosmuth des Hauses, daß man der ersten Classe der flehenden Dissenters ihr Gesuch bewilligen würde. Es wären aber noch zwey andre Classen: Die erste, die gebohrnen Schottländer, denen alle Civil- oder Militärchargen untersagt wären, es sey dann, daß sie wider ihre Ueberzeugung einen Eyd ablegten. Dies, behauptete er, sey ganz gegen die Grundsätze der zwischen beyden Ländern gemachten Union. Man fände zwar eine Menge Schottländer die in Aemtern stünden, und die man folglich als ein Argument gegen ihn anführen könnte; allein er vermuthete, daß diejenigen, die im königlichen Dienst ge-

getreten wären, dieses als ihre erste Pflicht betrachtet, und alles andre diesem Dienst aufgeopfert hätten. Wenn man ihn fragen solte, ob sich die Dissenters über Verfolgung zu beschweren hätten, so würde er sagen, daß das Schlafen der Gesetze keine Sicherheit für diese Unterdrückten sey, da es von so vielen Menschen abhienge, das fortbestehende Gesetz in Erfüllung zu bringen. Er bemerkte dabey, wie sehr es die Politic und die Billigkeit erforderte, daß alle Unterscheidungszeichen zwischen den beyden Königreichen auf die Seite gesetzt werden müßten. Die dritte und letzte Volksclasse wären die Geistlichen der englischen Kirche. Das nämliche Gesetz, das einen Officier zwingt das Sacrament zu nehmen, zwingt jene es auszutheilen; und wenn sie Gewissenshalber es einem Menschen verweigerten, den sie für unwürdig hielten es zu empfangen, so setzten sie sich einer Verfolgung aus, die sie entweder zu Grunde richten, oder zu einem lebenswierigen Gefängniß bringen würde. Er ließ sich sodann über die Methode heraus, womit das Sacrament nach kirchlichem Gebrauch ausgetheilt würde, und über die Worte des Geistlichen, wodurch die Communicanten zum Abendmahl gerufen werden. Diese Worte sind: „Ihr, die ihr ernstlich „und wahrhaft eure Sünden bereut, und euren Nächsten „mit Liebe und Bamherzigkeit behandelt, und willens seyd „ein neues Leben zu führen, die Gebote Gottes zu befolgen, und hinfort in seinen heiligen Wegen zu wandeln, „nähert euch mit Zuversicht, u. s. w.“ Seiner Meynung nach solte man eine neue Formel für diejenigen einführen, die nur allein das Sacrament nehmen, wenn sie Aemter erhalten. Diese müßte so lauten: „Ihr, die Ihr kürzlich

„Aemter bekommen, Ihr alle, die Ihr zu den ehrenvollen „Posten der Zoll- und Accisebeamten befördert worden, und „Vorhabens seyd, euch durch Raub zu bereichern, nähert euch, „u. s. w." Sodann ließ er sich auf sehr ernstliche Art über den Communioneyd heraus, wobey der Priester die Communicanten in folgenden Worten ermahnet: „Denn, da die „Wohlthat groß ist, so müßen wir das heilige Sacrament „mit reuevollem Herzen und lebendigem Glauben empfangen, „weil sonst die Gefahr groß ist, wenn wir unwürdig dabey „erscheinen. In diesem Fall sind wir an dem Leib und „Blut Christi unsers Heylandes schuldig; wir essen und „trinken unsre eigne Verdammniß, und nicht den Leib Got„tes; wir laden den Zorn Gottes auf uns, und reizen ihn „uns zu quälen, mit Krankheiten und mancherley Todes„arten."

Er sagte: „Sind diese Worte ernstlich gemeynt, sind „sie nicht ein Gespötte aller Dinge, die unter Christen für „heilig gehalten werden, so kann kein Vorwand von Staats„politic eine so große Schändung rechtfertigen, als Priester „zu vermögen, das Sacrament so feyerlich Menschen zu er„theilen, deren Unwürdigkeit sie kennen, ja von welchen sie „bisweilen wissen, daß sie wirklich Gotteslästerer sind." Nachdem er nochmals bewiesen, wie sehr es die Pflicht der Regierung sey, ein so großes Uebel wegzuräumen, so schloß er seine Rede mit den Worten, daß er es nun der Weisheit des Parlaments und dem Gefühl der Mitglieder als Menschen überließ, ob sie diese Acten, die so sehr dem Vortheil des Landes entgegen wären, widerrufen wollten. Worauf er

form-

förmlich den Antrag that, daß die unter Carl II. gemachten Statuten, die die protestantischen Dissenters beträfen, widerrufen werden möchten.

Der Ritter Harry Hougthon unterstützte den Antrag, und sagte, er wäre überzeugt, daß die Einschränkung unschicklich sey. Die Kirche, meynte er, habe keine Ursache zur Eifersucht; denn die Wünsche der Dissenters giengen nicht weiter, denn auf den alten Genuß ihrer Rechte und Privilegien. Sie wären befugt, alle Gunstbezeugungen von der Regierung zu erwarten, weil sie beständig die protestantische Erbfolge unterstützt, und bey allen Gelegenheiten sich für das Wohl ihres Vaterlandes vereinigt hätten.

Lord North stand auf, und bestritt den Antrag mit großem Eifer. Er wünschte, daß niemand seinen Widerspruch übel auslegen, und ihn als einen Feind der religiösen Toleranz betrachten möchte. Wenn der gegenwärtige Antrag sich blos auf die freye Ausübung der Gewissensrechte erstreckte, so würde er der letzte Mensch auf Erden seyn, der etwas dagegen einwendete; allein der Bewegungsgrund seines Widerspruchs wäre, die Pflicht eines guten Bürgers zu erfüllen, ohne das Gewissen irgend eines Menschen zu belasten. Er habe vernommen, daß die Dissenters mehr als bürgerliche Privilegien wünschten; da diesem Gerücht aber von den beyden ehrwürdigen Mitgliedern, die über diesen Gegenstand geredet, widersprochen worden, so wäre seine Besorgniß deshalb gehoben. Er wünschte, die Dissenters wären mehr regelmäßig zu Werke gegangen, und hätten ihre

Beschwerden dem Hause in einer Bittschrift vorgelegt. Die Thöre des Parlaments wären jederzeit allen Bittenden offen gewesen, und es sey kein Zweifel, daß die Gerechtigkeit des Hauses den so vorgelegten Beschwerden, wenn man sie gegründet befunden, abgeholfen haben würde. Man hätte jedoch ein ander Mittel erwählt, die Klagen ins Parlament zu bringen, und es schien, daß sie sich mehr auf das Ansehn und die Fähigkeiten der ehrwürdigen Mitglieder, die den Antrag gethan, als auf die Gerechtigkeit ihrer Sache verließen. Er wünschte, daß das Haus vor allen Dingen die Gründe dieses Antrags prüfen möchte. Man wolte eine Acte widerrufen haben, die das große Bollwerk der brittischen Staatsverfassung sey, und welcher wir die unschätzbare Wohlthat der Freyheit zu verdanken hätten, die wir jetzt so glücklich genößen. Man wolte gegen die glücklichen Grundsätze handeln, die eine hundertjährige Erfahrung bewährt hätte. Sie wünschten, daß man ihnen diese und jene Privilegien gestatten, und sodann eine Linie ziehen möchte, die sie nicht überschreiten wolten. Diese Linie aber sey bereits gezogen. Was ihren Gottesdienst beträfe, nach welcher Art sie ihn auch immer halten wolten, so wären sie völlig uneingeschränkt; auch führten sie darüber keine Beschwerden, sondern blos über den Punct des Gesetzes, der ihnen die Bekleidung der Aemter untersagte. Im Jahr 1778 wurden alle Schranken über den Haufen gerissen, und eine allgemeine Toleranz bewilligt. Ist noch etwas übrig, wodurch das Gewissen eines Mannes beschwert werden kann, so nehme man es in Gottes Namen weg; nur vermenge man nicht die Aufnahme von Personen, die verschiedenen Glaubens sind, zu Staatsämtern

mit

mit dem Gewissenszwange. Wenn die Regierung es nöthig und wohlgethan findet, die Aemter nur Menschen von gewissen religiösen Grundsätzen zu geben, so hat sie ein Recht dazu; ein Recht, das alle Staaten besitzen. Alle haben es ausgeübt, üben es noch aus, und werden fortfahren es auszuüben.

Wenn die Dissenters die Theilnehmung an Aemtern als ihr unbezweifeltes, ihr natürliches Recht verlangen, und dieser Anspruch bewilligt wird, so würde ein solches Argument sich über alle Menschen erstrecken. Die Stimme, die ein Freeholder bey Parlamentswahlen giebt, ist nur auf diejenigen eingeschränkt, die ein Freygut von vierzig Schillingen und darüber besitzen. Alle andre, die dergleichen Besitzthum nicht haben, mögen es ebenmäßig eine Beraubung ihres Rechts nennen, und die Freeholder zu stimmen verhindern. Man sagt uns, daß andre Länder keine Testacten haben, und daß ihre herrschenden Kirchen wegen diesem Mangel doch keine Gefahr laufen. Frankreich hat Protestanten an der Spitze seiner Heere und seiner Finanzen, und Preußen nimmt Catholiken in seinen Dienst auf; allein man muß bedenken, daß dieses unumschränkte Regierungen sind, daß in diesen Ländern dem König nur allein gedienet wird, und daher nach Wohlgefallen jemanden ein Amt geben und nehmen kann. Der König von England aber als ein eingeschränkter Monarch kann dergleichen nicht thun; er ist durch die Gesetze so sehr wie seine Unterthanen gebunden. Die Republic Holland nimmt Menschen von allen Religionen bey ihren Truppen auf; weil sie nicht eigene Unterthanen genug hat, so muß sie ihre Zu-

flucht zu fremden Soldaten nehmen; allein nirgends werden Civilbeamten mehr durch die festgesetzten Landesgrundsätze eingeschränkt, als eben in ihren sieben Provinzen. Ein gleiches kann man von Schweden sagen. Es ist angeführt worden, daß vermöge der Corporations- und Testacten ein Mensch, der sich weigert sie zu befolgen, der nämlichen Strafe unterworfen ist, wie die größten Verbrecher. Dies aber sey falsch; keine Strafe ist auf den Nichtgebrauch des Abendmahls gesetzt. Die Acte drohet nur denjenigen mit Strafen, die Aemter bekleiden, und vorsetzlich ein Landesgesetz übertreten. Wenn die Acte beföhle, daß jederman das Sacrament nehmen solte, so würde es in der That ein Gegenstand von Beschwerden seyn, und er würde zu dessen Widerrufung beyde Hände bieten.

Der Lord bestritt sodann die Meynung, daß es eine Schande für die Dissenters sey, von Aemtern ausgeschlossen zu werden, wenn sie nicht die besagten Sacramentsceremonien befolgen wolten. Ist es nicht ein Landesgesetz, daß kein König oder Königin auf dem brittischen Throne sitzen soll, der sich nicht der Testacte unterwirft? Wenn nun Brittanniens Crone einem Prinzen angetragen würde, der Gewissenshalber sich dawider setzte, so würde der ihm sodann versagte Thron nicht als eine zugefügte Beleidigung können angesehn werden. Man müßte daher nicht übereilt von Schandflecken und zufliessender Unehre in Ansehung solcher Menschen reden, denen es nicht gefällt, gewisse Formalitäten zu beobachten. Wenn jederman auf die Grundsätze des Nationalrechts gestützt, Ansprüche machen könnte, so hätten alle

Regeln,

Regeln, Ordnung und Gesetze ein Ende. Alle Vorkehrungen und Verordnungen, die von der gesetzgebenden Gewalt nur immer gemacht werden dürften, würden verachtet werden. Die Veranlassung zur Corporationsacte gaben die grossen Verwirrungen, die die Dissenters erregten. Alle, denen der Friede und die Erhaltung der Kirche und des Staats theuer war, wünschten diese Verordnung, die man damals als weise und politisch betrachtete, welches auch noch jetzt alle Unbefangene thun. Es war und ist nöthig, Corporationsämter blos denen zu ertheilen, die der herrschenden Kirche wohl wünschen. Der ehrenvolle *) Gentleman (Herr Beaufoy) ruft uns auf, so wie Frankreich zu handeln. Seine Meynung (Lord North's) hingegen sey der Erfahrung zu folgen, die England gemacht, da dies Reich durch eben diese Acte Friede und Eintracht in der Kirche bewirkt hat. Man sagt uns, daß als die Testacte gemacht wurde, der König selbst für einen Catholiken gehalten ward, ja daß der Kronerbe sich öffentlich zu dieser Religion bekannte; daß das Gesetz nicht gegen die Dissenters, sondern nur gegen die Papisten gerichtet war. Er aber (North) behaupte, daß das Parlament, das dies Gesetz machte, beyde Religionsclassen darunter begrif. Die Corporationsacte bezog sich allein auf die Sectirer, ohne im geringsten der Catholiken zu erwähnen, die ohnehin ausgeschlossen waren.

 Man

*) Es ist Parlamentssitte, wenn Mitglieder voneinander reden, nie den Namen zu nennen. Es heißt daher immer der honorable oder right honorable Gentleman, und wenn es ein Lord ist: The noble Lord.

Man sagt uns, daß Carl II. durch schändliche Mittel den Widerruf dieser Acten vereitelte; er aber glaube, daß man weislich und patriotisch die Aufhebung der besagten Gesetze verweigert habe. Es ist immer der Gebrauch von Fürsten gewesen, die gewisse Absichten ausführen wolten, wobey ihnen diese oder jene Secte zuwider war, alle Secten zu verwirren, damit wenn das Neuerungsthor einmal geöfnet wäre, alles durchdringen könnte, bis die Absicht erreicht sey. Was war die Meynung des Parlaments zur Zeit der Revolution über diesen Gegenstand? Jenes berühmte Parlament war durch das erfahrne Unglück, und durch die Furcht vor künftigen Gefahren geleitet; man gieng sorgfältig alle neuere Gesetze durch, und hob sie sämtlich auf, die Testacte allein ausgenommen, die man als eine blos politische Verordnung betrachtete, deren Zweck die Sicherheit der Kirche und der Staatsverfassung sey. Dieses Parlament zog eine genaue Linie, um auf der einen Seite die Gewissensfreyheit, und auf der andern die Kirche zu beschirmen. Er (North) betrachtete die Testacte als den Grundstein der Staatsverfassung, den man daher nicht berühren müßte. Als der König Jacob II. den Prinzen und die Prinzeßin von Oranien zu seinen Absichten gewinnen wolte, frug er um ihre Meynung wegen Widerrufung der besagten beyden Acten. Die Antwort des Prinzen war, daß er wohl die Corporationsacte, aber nicht die Testacte aufgehoben wünschte; dabey führte er den holländischen Gebrauch an, alle bürgerliche Aemter blos denen zu geben, die mit den Staaten einerley Religionsgrundsätze hätten; daß aber wegen Mangel an einheimischen Soldaten der Armee in Holland nicht solche

Schrau-

Schranken gesetzt werden könnten. Nichts beschleunigte den Thronsturz dieses Monarchen so sehr, als die Testacte, die ihm in Wege stand, und es unmöglich machte, alle Civil- und Militärbedienungen mit Catholiken anzufüllen. Diesen Wunsch war er gewis, durch die Aufhebung der Testacte zu erreichen, und sodann hätte alle Freyheit aufgehört. Der Saame der Tyranney würde in kurzer Zeit so tiefe Wurzel geschlagen haben, daß alle Bemühungen sie zu hemmen, vergebens gewesen wären. Er hielt es daher für die Pflicht eines Parlamentsgliedes, allen vorzubeugen, was in künftigen Zeiten die Nation den nämlichen Gefahren aussetzen könnte, die sie bereits erprobt hätte. Im Fall die Schottländer im geringsten Ursache zu Beschwerden hätten, so würden sie sie längst dem Parlament vorgelegt haben, da so viele schottländische Herren im Unterhause säßen.

Der Lord lies sich sodann über die sogenannte Union mit Schottland heraus, die er als ein sehr heiliges Bündniß betrachtete, das man nicht mit rascher Hand berühren müsse. Er behauptete, daß die herrschende Kirche auf einem eben so heiligen Grundstein ruhe, daher die Neuerungsfreunde sich wohl vorsehen solten, ihn anzutasten. Sodann kam er zu dem Argument, daß die Priester gezwungen wären, das Sacrament allen zu geben, die es verlangten. Er sagte, daß die Clerisey weit entfernt, die Aufhebung der Testacte zu wünschen, vielmehr über den vorgesagten Auftrag beunruhigt wäre, und entschlossen sey alle Kräfte anzuwenden, dieses zu verhindern. Ein jeder Priester ist durch sein heiliges Amt verbunden, unwürdigen Personen das Sacrament zu ver-

verweigern. Thut er dieses gesetzmäßig, so wird ihn das Gesetz rechtfertigen. Die Furcht vor einer gerichtlichen Klage, muß niemand von seiner Pflicht abhalten. Handelt er recht, wovor soll er sich denn fürchten? Es erwartet ihn vielmehr Ehre, und seinen Kläger große Geldkosten und Schande. Die Clerisey wäre jetzo in eben der Lage wie vor der Testacte; sie konnte damals sowohl wie nun, auf Beweise gestützt, das Abendmahl allen unwürdigen Menschen versagen. Das Sacrament ist eine Art Probe, wie man gegen die Kirche gesinnt sey; denn eine Probe ist durchaus nöthig. Angenommen, daß sehr oft das Sacrament unwürdig empfangen wird, so würde wohl niemand leugnen, daß falsche Eydschwüre auch sehr häufig statt fänden; könnte dieses aber wohl die Abschaffung der Eydschwüre rechtfertigen, die in vielen Fällen durchaus nöthig sind? Die gesetzgebende Gewalt kann für den Mißbrauch nicht verantwortlich seyn. Wolte man eine andre Probe (Test) ausfinden, wodurch eben dieser Zweck erreicht würde, so solte seine Zustimmung mit Vergnügen erfolgen. Wenn man auf das Geburtsrecht ein großes Gewicht legen wolte, so könnten die Catholiken ähnliche Ansprüche machen. Zwar würde angeführt, daß die Zeiten sich geändert hätten, und daß damals ein Papist auf dem Throne war. Gott sey Dank, daß dieses geschehen ist. Können sie sich aber nicht wieder ändern? Man sagt: Es hat jetzo keine Gefahr mit dem Jacobismus; die Familie der verjagten Jacobiten besteht nur aus zwey Brüdern, von denen der eine als ein geweihter Priester keine rechtmäßige Erben haben kann, und der andre ist sehr alt. Wollen wir aber deswegen die Schranken niederreissen, die

bis jetzt unsre Verfassung beschirmt haben. Wir alle kennen die Gefahr des Volksgeschreys: „Die Kirche ist in Gefahr!“ Ein Mordbrenner darf nur diese Gelegenheit erwarten, und sodann grösseres Unheil durch dieses Geschrey anrichten, als vormals durch das Geschrey: „Kein Pabstthum! Kein Pabstthum!“ Obgleich wir der braunschweigischen Familie wegen der wohlthätigen Freyheit, die wir geniessen, vielen Dank schuldig sind, so sind wir auch der Kirche Dank schuldig, wegen ihrer Beförderung der Harmonie, wegen der der Regierung bezeigten Unterwürfigkeit und grosmüthigen Grundsätze; Grundsätze, die, weil man sie kannte, den gegenwärtigen Antrag erzeugt haben.

Der Lord schloß seine Rede mit diesen Worten: „Ihr „Dissenters könnt keine Klagen führen über geistliche Tyranney, noch Verfolgung von Seiten der Kirche; laßt uns „daher nicht die Toleranz religiöser Grundsätze mit Civil- „und Militärämtern vermischen. Eine allgemeine Duldung „ist fest gegründet; laßt uns denn gegen alle Neuerungen „in der Kirche auf unserer Huth seyn. Die Staatsverfassung „ist immer in Gefahr, wenn die Kirche ihrer Rechte beraubt wird.“

Lord Beauchamp stand auf den Antrag zu unterstützen, und bezeichnete die Test- und Corporationsacten als verfolgend und unterdrückend. Eine jede Toleranzacte würde die Andächteley schwächen, da hingegen verfolgende Gesetze blos dienten, die Sectirer zu vermehren. Durch die Widerrufung dieser Acten würden weder Kirche noch Staat in Gefahr

fahr kommen. Man hat noch nie eine presbyterianische Faction gesehn, mit der Gewalt der Regierung in ihren Händen; auch ist nicht zu befürchten, daß sie eine solche Macht erlangen werden. Die Dissenters wären ein Haufen verdienstlicher Menschen, die ihr Vaterland eifrig liebten, und daher alle Rechte ihrer andern Mitbürger gemeinschaftlich genießen solten.

Herr Smith war ebenfalls für den Antrag sowohl wie der Ritter Johnson, welcher seines Theils wünschte, auf der wohlfeilsten Landstraße zum Himmel zu kommen, welches die Landstraße von Schottland sey.

Herr Pitt sagte, daß nach einer so durchdachten Rede, die ein edler Lord (Lord North) gegen den Antrag gehalten hätte, es für ihn unnöthig sey, sich über diesen Gegenstand ausführlich auszulassen. Er betrachtete es als eine weise Politic der Regierung, gewisse Einschränkungen zu machen, wobey er sich über die gesetzmäßigen Erfordernisse erklärte, um bey den Parlamentswahlen stimmen zu können, und behauptete, daß diejenigen, die ausgeschlossen wären, weil sie weder als Freeholder noch als Mitglieder von Corporationen auftreten könnten, sich mit eben so viel Recht über eine Herabwürdigung beklagen dürften, als die Dissenters darüber, daß sie keine Aemter bekleideten. Er könne nicht einsehen, daß einer dieser Theile herabgewürdigt wäre. Die Regierung hätte für rathsam gefunden, die Stimmen der Repräsentanten einzuschränken; es wäre erschrecklich, wenn deshalb alle andre, die einen so großen Theil des brit-

brittischen Volks ausmachten, als entehrt betrachtet werden solten. Die englische Kirche, als die herrschende, müßte sowohl für gegenwärtige als für zukünftige Gefahren beschirmt werden. Wenn die Widerrufung der oft gedachten Acten geschieht, wo will Sicherheit für die Kirche seyn? Man sagt, die Dissenters wünschen nicht, die Vorrechte der Kirche zu schwächen; allein wird nicht ihre Aufnahme in angesehene Civilämter ihnen Gelegenheit geben, Neuerungen einzuführen, und nach und nach die Grundsätze der Kirche übern Haufen zu werfen? Er glaubte, daß die Wohlfahrt des Staats eine herrschende Kirche erfoderte, und wenn eine in einem Reiche gegründet wäre, so wäre es die Pflicht eines jeden Menschen, dem die Verfassung seines Vaterlandes theuer sey, die Kirche, als einen damit verbundenen Theil, für Gefahr zu sichern. Er wolle nicht zweifeln, daß man etwas weiteres wünsche, als eine Einsetzung in alle Bürgerrechte; was wäre aber zu erwarten, wenn diejenigen, die sich dazu verbinden, nicht mehr seyn werden, und andre von nicht so ruhigen Gesinnungen, die Vorrechte genießen, die man jetzo verlangt? Was das Argument beträfe, das Ansuchen deswegen zu genehmigen, weil man dadurch die Wünsche einer großen Menge rechtschafner Unterthanen erfüllen würde, so müßte er sagen, daß, so verdienstvoll auch das Betragen dieser respectabeln Volksclasse immer seyn mag, dennoch eine andre Volksclasse vorhanden sey, die eben so patriotisch gesinnt, eben so verdienstvoll und weit zahlreicher ist. Er bemerkte dabey, daß, obgleich der große Haufe der Dissenters viel Mäßigung zeige, dennoch viele unter ihnen wären, die durch ihre Schriften sich gegen die herrschende

 Kirche

Kirche höchst feindlich erklärt hätten, die sie, so wie alle religiöseStiftungen, als sündlich betrachteten. Er wolle glauben, die Dissenters wären durch Grundsätze des Gewissens und der Klugheit geleitet worden, dieses Ansuchen zu thun; der erste Bewegungsgrund wäre verdienstlich, und der letzte könnte nicht getadelt werden; allein sey es nicht sehr wahrscheinlich, daß wenn sie sich einmal in Besitz der Aemter befänden, ihr Gewissen sie anreizen würde ihre Gewalt zu brauchen, und ihre religiösen Rechte auszudehnen. Müßte man nicht erwarten, daß sie als gewissenhafte Männer, das vernichten würden, was sie als sündlich betrachteten? Wäre nicht zu vermuthen, daß sie alles anwenden dürften, der Kirche, von welcher sie keine Mitglieder wären, die Unterstützung zu entziehn? Er sagte, daß die Widerrufung weit entfernt die Eifersucht und Zwistigkeiten zu vernichten, sie vielmehr vermehren würde.

Herr Fox erklärte sich ganz für den Antrag, und war hierin völlig andrer Meynung, als sein großer Bundsgenosse, Lord North. Er behauptete, daß die Acten ohne alle Gefahr widerrufen werden könnten, daß sie zwar kein Schandflecken für die Dissenters, aber dennoch ein Neiderregendes Unterscheidungszeichen wären, weil sie offenbar zu erkennen gäben, daß man ihnen die Angelegenheiten des Landes nicht anvertrauen könne. Zu einem solchen Mißtrauen wären keine gerechten Gründe vorhanden; denn die Grundsätze der Presbyterianer würden von den meisten Menschen als die reinesten von allen nur möglichen politischen Grundsätzen gehalten. Er bestritt aus allen Kräften, die gegen den An-

trag

trag vorgebrachten Gründe, und schloß mit seinem herzlichen Beyfall zur Widerrufung der Acten.

Herr Pitt stand nochmals auf, ihn zu widerlegen. Ein gleiches thaten der Ritter Dolben und Herr Younge. Nach ihnen redete Herr Courtnet, der des Ritters Gründe lächerlich machte. Endlich stand Herr Beaufoy auf, um alle Argumente zu widerlegen, die wider seinen Antrag vorgebracht waren; und hiemit hatten die Debatten ein Ende.

Es kam zum Stimmen, da denn acht und neunzig Parlamentsglieder für, und hundert sechs und siebenzig wider den Antrag waren, der also mit einer Majorität von acht und siebenzig Stimmen verworfen wurde.

VI. An-

VI.
Antrittslied
des Gesellschaftsnachtwächters
in Döliz.

Mit einer Zuschrift
von
Anton Wall.

Der
klugen, besonnenen und treuen Dienerin
einer guten Herrschaft in Döliz
bey Leipzig zugeeignet.

Zueignung.

Meine liebe unbekannte Freundin!

Man ehrt sich selbst, wenn man Personen ehrt, welche gut denken und schön handeln. Erlaube Sie mir also, daß ich als einer von denen, die in solchen Fällen das Recht und die Pflicht haben, im Namen der bürgerlichen Gesellschaft das Wort zu führen, Ihr hiermit öffentlich und feyerlich die Versicherung von der gerechten Achtung ertheile, welche Sie sich bey Hohen und Niedrigen in der Nähe und in der Ferne, durch die seltne Klugheit, Standhaftigkeit und Treue

Treue erworben hat, mit welcher von Ihr dem nächtlichen Ueberfalle von vier bewafneten Räubern, und deren Anschlage auf das Eigenthum, und wenigstens auch auf die Gesundheit Ihrer schlafenden Herrschaft unter Umständen widerstanden worden ist, unter welchen nicht etwa blos ein schwaches, von einem Fieber abgemattetes Frauenzimmer, sondern wohl selbst ein starker und gesunder junger Mann seine Besonnenheit ohne Schimpf hätte verliehren dürfen.

Als ein kleines Denkmaal, so gut es Dichter geben können, habe Sie die Güte, gegenwärtiges unschuldige Lied anzunehmen, das durch Ihre Ehrensache veranlaßt worden ist, und das zugleich einigen falschen Begriffen begegnen soll, welche die Fremden, unter denen wir jetzt leben, von dem guten Dölitz mit sich nach Hause nehmen könnten.

Gott stärke Ihre Kräfte, segne die Bemühungen Ihres Arztes, und verleihe Ihr ein frommes, ruhiges und beneidungswürdiges Alter! Werde Sie von Ihren vielen rühmlichen Wunden recht bald wieder vollkommen hergestellt, und bleibe Sie der verehrungswürdigen Herrschaft, die in Ihrem Schutze gewesen und Ihrer so werth ist, noch ferner getreu und gewogen.

In der Jubilatemesse zu Leipzig 1787.

Anton Wall.

Nachschrift.

Solte Sie erfahren, wer in gewissen Stunden jenen Namen führt; so wird Sie zugleich mit erfahren, daß er es für Freundschaft und für Wohlgewogenheit nimmt,

wenn man es dabey bewenden läßt. Auch verdienen weder Fürsten noch Dichter, wenn sie, jeder nach seiner Art, rühmliche Handlungen auszeichnen, dafür irgend einen besondern Ruhm oder Dank. Denn deswegen sind wir beyde da, und darin besteht der schönste und für uns selbst wohlthätigste Theil unsers angebohrnen Amtes.

Nachtwächterlied.

Ihr Herrn und Frauen laßt Euch sagen,
Die Glocke hat zehn Uhr geschlagen,
Und ich bin nunmehr Wächter hier,
Und Eure Reih' ist mein Revier.

Schlaft ruhig! Was vor wenig Tagen
Sich hier am Heerweg zugetragen,
Das soll, wofern wir was verstehn,
Zum zweytenmale — anders gehn.

Der Reisende zu Roß und Wagen
Soll uns, wills Gott, nicht mehr beklagen,
Und der zu Fuß soll nicht mehr stehn,
Und nach den neuen Fenstern sehn.

Auch soll kein Hofhund plötzlich schweigen,
Wenn fremde Männer übersteigen,
Und jener Graben soll so rein
Als wie ein gut Gewissen seyn,

Die Perlen und die Hochzeitkleider,
Nebst Staatsdiscursen und so weiter,
Kurz was man hier nicht nöthig hat,
Laßt Ihr nur ferner in der Stadt.

Ihr

Ihr bringt, wie in den andern Jahren,
Nur Sachen, die sich bald verwahren,
Leicht Kleid, leicht Herz und leichten Schritt,
Und einen Stab zum Wandern mit.

Denn um Euch jeden Tag vom neuen
Der Jahrszeit bey uns zu erfreuen,
Ist dieses und ein reiner Krug
Wahrhaftig Handwerkszeug genug.

Ihr werdet freylich manchen Graben
Den lieben Tag zu messen haben:
Denn wenn sie in der Stadt noch ruhn,
Ist hier schon längst vollauf zu thun.

Da hat die Sonne aufzugehen,
Ein Rudel Spaze hat zu krähen,
Die Bienen ziehn Gregorius,
Und wer noch nicht sehn will, der muß.

Kaum habt Ihr Zeit geschwind zu zählen,
Wie viel etwa noch Blüthen fehlen,
So müßt Ihr ohn' Euch umzusehn
Schon fort in die Concerte gehn.

In jedem Busche lauern Banden
Von Schreyern und von Musicanten,
Und wers nicht weiß, denkt im Gewühl,
Er kommt in Euern Judenbrühl.

Rechts musicirt man lockre Lieder,
Links ruft man junges Völkchen wieder,
Dort setzt es einen tollen Schmauß,
Und da schreyt man den Stöser aus.

Und wäre in der Stadt befohlen
Sich keine Nachtigall zu hohlen,
So hörte man im Wäldchen dort
Jetzt vollends nicht sein eignes Wort.

Kurz, hier bey uns, Ihr Herrn und Frauen,
Ist jede Stunde was zu schauen,
Auch macht Euch bald ein Regen naß,
Bald stiehlt Euch Nachbar Sperling was —

Bald wird gesä't und bald geschnitten,
Bald wird ins Feld, bald heim geritten,
Und wolt Ihr alles selbst begehn,
So dürft Ihr wenig stille stehn.

Das Laufen nun nach diesen Sachen
Muß Euch des Abends müde machen;
Fühlt Ihr alsdenn, es sey genug,
So sprecht erst leise meinen Spruch:

„Der Schutz von Kleinen, die uns lieben,
„Auch wenn sie kaum noch selber schnieben,
„Verdient sich oft mehr Gotteslohn,
„Als großer Herrn Protection.

Dann sprecht von ganzem Herzen: Amen!
Und legt Euch hin in Gottes Namen,
Und schlaft so rasch und so geschwind,
Als Feldherrn, die im Lager sind.

Für Eure Thüren will ich wachen,
Und könnt' ich, was ich wolte, machen,
Ich blies' Euch durch mein Wächterhorn
Die Mücken all' in einen Born.

Nun

Nun gute Nacht, bleibt fromme Leute,
Und morgen schwärmt so gut, wie heute:
Denn meine Bibel hat zum Kern:
„Seyd fromm, seyd froh und lobt den Herrn!“

VII.

Blanchard in Frankfurt.

Kaum ließ der Dädalus der Franzen aus den Wogen
Des Wolkenmeers sich nieder auf die Erde,
So tönt' ihm Hosianna — und es zogen
Des Lüftlings Wagen Esel statt der Pferde!

Afsprung.

VIII.

Weltkenntniß eines Bauers.

Die Rechte soll mein einz'ger Sohn studiren,
Da wend' ich mit Vergnügen etlich Tausend dran;
Was saget ihr dazu, Freund und Gevattersmann?
Ich sag, das hieße Zeit und Geld und Müh verliehren;
Wo saht ihr denn, Gevatter Willibald,
Wohl nach den Rechten Land und Leut regieren;
Und wo nach ihnen je den kleinsten Handel führen?
Anstatt der Rechte braucht man heut zu Tag Gewalt. —
Darum, wenn ich an eurer Stelle wär,
So thät ich noch ein wenig mehr,
Und ließe meinen Sohn auch die Gewalt studiren! —

Afsprung.

IX.

Der Löwe und der Elephant.

Eine Fabel.

Ein Löw' voll Blutdurst, bis zum Ueberdruß
Gesättigt mit dem Fleisch der Thiere, gierte
Nach Menschenspur. Da stieß im tiefsten Forst
Auf einen armen Wandersmann das Raubthier,
Der, nichts besorgend, einsam seinen Weg
Dahergieng. Grausam fiel der Löw' ihn an,
Und schmaußte wild in seinem Blute. Das sah
Ein Elephant, und schüttelte den Kopf.
Pfuy, sprach er, ist das eines Löwen That,
Des großen Schöpfers edelstes Geschöpf
So zu vernichten? Dich im Menschenblut
Zu baden? Sind der Thiere nicht genug
Für deinen Blutdurst? Dem gemeinen Wolfe,
Dem faulen Bären, wär so eine That
Noch zu verzeyhn, aber dir, der du
Der Thiere König seyn willst? Pfuy! Nie hätt'
Ich dir das zugetrauet, König Löwe.

Man merkt es wohl, dir fehlt's an Weltkenntniß,
Erwiederte der Mörder kalt und stolz
Sonst wüßtest du gewiß, daß Menschenblut
Ganz eigentlich ein Königsfressen ist.

Schink.

X.

An den Wuchrer Flapp.

Daß du beym dicken Gastwirth Stich
Hast Raben jüngst statt Tauben müssen essen:
Das ärgert mich so sehr, wie dich;
Viel besser wärs, sie hätten dich gefressen.

Schink.

XI.

Verläumdung.

Unwahr von jemand reden, ist
Verläumdung; und verläumden ein Verbrechen;
Und doch verlangt das Fräulein Zwist,
Daß ich soll Gutes von ihr sprechen.

Schink.

XII.

Mercantilisch-litterarische Merkwürdigkeit.

Nachstehender Brief, von dem gleichlautende Abschriften an eine Menge Buchhändler geschickt worden sind, ist dem Herausgeber dieses Journals von mehreren Oertern als Beytrag zugesandt worden, und zwar die Originale des Briefstellers selbst. Ohne so überzeugende Beweise würde man es

es kaum glauben, wie weit der Unfug der Buchmacher und ihrer Gehülfen in unsern Tagen getrieben wird. Dieser hier war an den Buchhändler Herrn Himburg in Berlin gerichtet, mit der Aufschrift: An Sr. des Herrn Himburg vornehmen Buchhändler aus Berlin Hochedelgeb. in Leipzig auf der Grimschen Straße.

S. T.

Leipzig, den 5. May 1787.

Hochzuehrender Herr!

Ew. Hochedelgeb. werden gütigst verzeihen, daß ich diesen Brief an Sie sende. Meine Geschäfte lassen mir keinen andern Weg übrig. Da es Ihnen noch nicht bekannt seyn wird, so melde es denenselben hiedurch. Seit 2 Jahren wendet sich eine große Anzahl von Gelehrten, die sich schon durch Schriften bekannt gemacht haben, an mich, und schickt mir Manuscripte zu, die ich den Buchhandlungen zum Verlag anbieten soll.

Unter denselben befinden sich berühmte Aebte, geheime Räthe, geheime Kirchenräthe, Hofräthe, Doctores und Professores mehrerer Universitäten, Consistorialräthe, Superintendente, und andre privatisirende Gelehrte, sowohl in Deutschland und der Schweiz, als auch in Frankreich und andern Orten. Ew. Hochedelgeb. können daher aus allen Wissenschaften, aus allen Fächern derselben Manuscript von mir bekommen; belieben Sie nur nach irgend einem zu fragen, so werden Sie befriedigende Antwort erhalten. Ich mache Ihnen hiedurch bekannt, was ich in die Zeitungen setzen lassen wolte.

Meh-

Mehrere Handlungen pflegen, wenn sie ein Manuscript in irgend einem Fache suchen, an mich zu schreiben, und ich muß alsdenn einige Bogen oder das ganze Manuscript beyschlagen, wenn sie Bücherballen bekommen. Jetzt sind ein paar medicinische, die wegen der in der Erfahrung erprobten Arzneymittel wichtig sind, wie auch eine Sittengeschichte fremder Völker, ein ebräisches, eine wahre Lebensgeschichte eines Kirchenraths, der jetzt noch lebt, sehr wunderbar und auffallend, aber wirklich in der Wahrheit gegründet, zu mir gekommen, andre erwarte ich noch. Ein berühmter Abt hat neuerlich auch an mich geschrieben, und von sehr schönen Manuscripten Meldung gethan, die ich auf Verlangen verschreiben kann: Absonderlich sollen sich sehr schöne französische darunter befinden. Ich darf dem Liebhaber einige Bogen oder auch nach Beschaffenheit der Umstände wohl gar das ganze Manuscript zur Beurtheilung übergeben: Solten ferner die Meßgeschäfte es nicht erlauben, solches in Leipzig anzusehn, so kann ich einige Bogen zur Probe mit nach Hause geben. Ich muß aber jedweden ersuchen, daß er keinen Mißbrauch von meinem Anerbieten machen wolle; denn in einem solchen Falle werde ich mich nicht mit ihm einlassen. Manuscripte von keinem Belang schicke ich sogleich wieder fort, ohne sie irgend jemand anzubieten.

Da ich auf mehreren Universitäten studieret habe, und mit unsäglichen Gelehrten bekannt worden bin; da ich seit 2 Jahren mit den berühmtesten Buchhandlungen darüber Briefe wechsele; da mich endlich einer dem andern empfohlen hat, so ist es leicht begreiflich, daß ich in einen sol-

solchen Zusammenhang kommen konnte, als in welchen ich gekommen bin.

Uebrigens verharre ich hochachtungsvoll

Ew. Hochedelgeb.

gehorsamster Diener

M. Friedrich Wilhelm Fischer,

in der Reichsstraße im Küsterischen Hause 4 Treppen rechts.

XIII.

Brittische Litteratur.

Es ist eine Eigenheit der Deutschen, sich um alles, was fremde Nationen betrift, zu bekümmern, deren Geschichte, Gesetzgebung und Statistic zu untersuchen, Litteratur- und Kunstzustand zu erfahren, u. s. w. Diese Eigenheit hat noch nie zur Characteristic irgend eines Volks gehört. Sie erzeugt Vortheile und Nachtheile. Wenn sie auf der einen Seite durch eine große Theilnehmung an ausländischen Gegenständen die Vaterlandsliebe schwächt, und verhindert, daß der deutsche Patriotismus, auf dem so ausgedehnten Interessen-Terrain, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht tiefe Wurzel schlagen kann, so erweitert sie auf der andern Seite den Umfang der menschlichen Kenntnisse. Nie hat eine Nation einen so großen wissenschaftlichen Cirkel umspannt, als die deutsche, und wenn uns unsre Nachbarn jenseits des Rheins und der Alpen alle andre Gerechtigkeit versagten, Kunst, Witz und Genie gänzlich absprachen, so räumten sie doch jederzeit den Deutschen eine weit umfassende Gelehrsamkeit ein. Dieser Ruhm besteht noch, und erhält sich immer fort neben den großen Progressen, die wir

in

in Werken des Genies und der schönen Künste gemacht haben. Während daß Deutsche von ungeheurer Gelehrsamkeit in so vielen Fächern die Orakel des jetzigen Zeitalters und der Nachwelt sind, erregen andre durch vortrefliche Werke des Geistes die Bewunderung aller Ausländer, die die deutsche Sprache verstehn, und erzeugen das Nachlallen derer, die sie nicht verstehn.

Der Wunsch, diese deutsche Wissensmasse durch kleine englische Producte zu vermehren, die voll Originalität, reich an Laune, und manchmal bey auffallender Vortreflichkeit nur Ephemeriden des Tages sind, erzeugte den British Mercury, worinn aus einer großen Menge englischer Zeitungen und fliegender Blätter Auszüge gemacht werden. Die Auswahl besteht theils in ganzen Aufsätzen, theils in Fragmenten, theils in Paragraphen für alle Classen von Lesern. Es sind interessante und größtentheils authentische Materialien für Staatsmänner, Philosophen, Dichter und Geschichtschreiber; ein Reportorium der brittischen Gesetzgebung, des Geistes und der Sitten der englischen Nation, der Künste des Kriegs und des Friedens; ein historisches Document ihrer Fort- oder Rückschritte in jeder Eigenschaft, die zur hohen Cultur eines Volks in einem aufgeklärten Jahrhundert gehört. Die Unterstützung des Publicums ist zwar noch zur Zeit nicht groß, allein doch so, daß sie mich zu größern Hofnungen berechtigt; daher ich entschlossen bin, Kosten und Bemühungen bey dieser Unternehmung zu verdoppeln, damit der Endzweck des Entwurfes desto besser erreicht werde. Vermehrt sich diese Unterstützung, so werde ich im Stande seyn, den Preis des Werks künftiges Jahr herabzusetzen.

Da

Da so viele Deutsche die Litteratur der Britten lieben, ohne ihre Sprache zu verstehn, und ich von Freunden und Unbekannten angegangen worden bin, meine Unternehmung gemeinnütziger zu machen, und ich auch überdem das unbefugte Einmischen allzeit rüstiger Uebersetzer erwarten muß, so soll von einem sprachkundigen Gelehrten eine Uebersetzung dieses brittischen Mercurs hier unter meinen Augen gemacht, und wöchentlich, so wie das Original, ausgegeben werden, allein drey Tage später. Jede Nummer enthält 2 Bogen in groß Octav, und 13 Nummern, oder 26 Bogen, machen einen Band aus, wozu ein Titelblatt und ein kurzes Register kommt. Am Ende eines jeden Jahrgangs aber wird ein ausführliches zweckmäßig geordnetes Register aller 4 Bände hinzugefügt werden, damit das Werk als ein Magazin gemeinnütziger Materialien für die mannigfaltigen Zweige der darin berührten Wissenschaften und Künste betrachtet werden könne. Der Preis dieser auf Schreibpapier gedruckten deutschen Blätter ist jährlich 6 Rthlr. in Louisd'or, wofür sie postfrey spedirt werden. Die Liebhaber melden sich bey den Postämtern ihres Wohnorts, wenn sie wöchentlich bedient seyn wollen; denn nur allein durch den Weg der Postämter können wöchentlich ihre Speditionen geschehn; die monatliche aber übernimmt die Hofmannsche Buchhandlung allhier.

Mit dem Anfange des Julius dieses Jahrs, werden die ersten deutschen Blätter dieses brittischen Mercurs ausgegeben; da mit diesem Monat aber der zweyte Band des British Mercury anfängt, so hat man auch für diejenigen gesorgt, die das Werk gerne complet zu haben wünschen. Es ist daher dieser erste Theil bereits unter der Presse, und

wird

wird den Liebhabern für einen Reichsthaler in Louisd'or überlassen werden. Er enthält folgendes:

Miscellanien.

1) Skizze des jetzigen Zeitalters; von Nord- und Südamerica, Ostindien, des türkischen Reichs, Italien u. s. w.
2) Die Schwierigkeit Charactere zu beurtheilen, und über den Character des Prinzen von Wallis.
3) Catechismus über die englische Nationalschuld.
4) Schreiben an Madame Mara, im Namen der Anständigkeit.
5) Sechs ungedruckte Briefe des berühmten Sterne, Verfassers der empfindsamen Reisen.
6) Ueber die Wirkungen des anglogallischen Handelstractats auf Irrland.
7) Johnsoniana.
8) Erinnerungen an die Künstler, die jetzt zur Ehre Shakespears arbeiten.
9) Morgengebet eines armen Hausirers in einer Scheune.
10) Der Kerkermeister in Norwich; eine rührende Geschichte der neuesten Zeit.
11) Fragment einer Handelschronic vom Jahr 1852.
12) Galliard, Bewohner der Insel Guernsay, oder die Allgewalt der Liebe; eine Begebenheit, die den Stof zu dem neuen englischen Trauerspiel, Julia, gegeben hat.
13) Freymäurernachrichten aus Madras.
14) Brief ans Publicum des holländischen Admiral Dedel, der sein Vaterland verlassen hat, und jetzt in England lebt.
15) Jahresfeyer der Teufelsclub in Irrland; u. a. m.

Parlamentsdebatten über die brittische Toleranzacte; über die ostindische Tribunalseinrichtung u. s. w., desgleichen parlamentarische Nachrichten mancherley Art.

Die andern Materien dieses Werks sind in folgende Rubriken abgetheilt:

Historische Neuigkeiten aus den britannischen Inseln, aus America und aus Indien.

Staatsschriften; Fragmente aus dem Protocoll des geheimen Conseils in Calcutta; Staatsresolutionen in den vereinigten americanischen Provinzen; königliche Botschaft ans Parlament u. s. w.

Briefe aus der Honduras-Bay, aus Virginien, aus Boston, aus Lausanne, aus Philadelphia u. s. w.

Politische und historische Urtheile, Bemerkungen und Vorschläge über mannigfaltige Gegenstände.

Litteratur- und Kunstneuigkeiten.

Anecdoten, größtentheils der neuesten Zeit, zur Kenntniß der Britten und des menschlichen Herzens.

Satyren.

Kleine Gedichte.

Theaterneuigkeiten.

Merkwürdige Anzeigen.

Neue Bücher.

Den Werth dieser Blätter mögen sachkundige Kunstrichter beurtheilen; allein es wird mir erlaubt seyn, zu sagen, daß sie Interesse haben, und es fernerhin haben werden, so lange die Britten fortfahren sich durch große Thaten, bizarre Handlungen und Sottisen auszuzeichnen. Dies Interesse, und überhaupt den Werth des Werks zu erhöhn, werde ich äusserst bemüht seyn, und daher die Winke einsichtsvoller Männer, wo möglich, befolgen. Daß aber bey dem besten Willen und den zweckmäßigsten Maaßregeln dennoch nicht

alle

alle Leser zu befriedigen sind, weis ich aus Erfahrung, da ich 5 Jahr Journalist bin. Obgleich hier für jede Gattung von Lesern gesorgt ist, so wird doch natürlich ein jeder sein Lieblingsfach zu kurz behandelt finden. Einige haben mich dringend um Parlamentsnachrichten gebeten, andere eben so dringend ersucht, sie wegzulassen. Daß die Debatten des brittischen Senats in manchen deutschen Zeitungen berührt werden, konnte für mich kein Bewegungsgrund seyn, die Verhandlungen selbst auszuschließen, die jedem Denker, besonders bey großen Gegenständen, wichtig seyn müssen; allein der Raum der Blätter und das nöthige Mancherley, setzte den parlamentarischen Neuigkeiten Gränzen. Für feine Satyren hat das deutsche Publicum noch keinen Sinn. Dies ist eine Entdeckung, die Wieland vor einigen Jahren bey einer besondern Gelegenheit machte. Er hatte in den Mercur einen Brief zum Vortheil des Büchernachdrucks geschrieben, der ein Meisterstück von Persiflage war. Weil nun nicht die Worte ausdrücklich darunter standen: Dies ist Satyre, so nahm man es durchaus als Wahrheit an, und noch heut zu Tage hört man deutsche Rechtsgelehrte, die Wielands Laune als juristische Waffen brauchen, mit denen sie ganz treuherzig die Nachdrucker vertheidigen. Der brittische Mercur hat diese Erfahrung bestätigt. Manche Artikel, die englische unrichtige Anzeigen oder originelle Bemerkungen über deutsche Vorfälle enthielten, und wegen des Sonderbaren eingerückt waren, hat man für alte Nachrichten gehalten, und nicht begreifen können, warum sie da stunden. Andre haben unbedeutende Hofneuigkeiten, Anzeigen von Conferenzen, Promotionen u. s. w. erwartet. Wer sich durch solche Urtheile irre machen läßt,

VII.

Anhang.

No. 1.

Die Frommannische Buchhandlung in Züllichau hat in der vergangenen Ostermesse folgende neue Schriften verlegt.

Betrachtungen und Gesänge für Christen, vom Hrn. Hofrath v. Teubern in Dresden, mit einem Titelkupfer. 8. 12 gr. Ist eine zweyte ganz veränderte und sehr vermehrte Auflage der lange gefehlten täglichen Betrachtungen eines Christen.

Die Brüder. Ein Roman aus dem Englischen, vom Hrn. Prof. Schreiter übersetzt. 1ster Theil. 8. 22 gr.

Materialien für Maurer. 1stes Stück. 8. 6 gr.

Metzgers Handbuch der Staatsarzneikunde, enthaltend die medizinische Polizey und gerichtliche Arzneiwissenschaft. 8. 14 gr.

Pastoralbriefe oder Anleitung zur praktischen Führung des Predigtamts 1ster Heft. Für den Feldprediger. 8. 10 gr.

Steinbarts Dr. G. S. Logik oder gemeinnützige Anleitung des Verstandes zum regelmäßigen Selbstdenken. Zweyte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1 rthl. 8 gr.

Ueber Preßfreiheit und deren Gränzen. Zur Beherzigung für Regenten, Censoren und Schriftsteller. Von Hrn. Dr. C. F. Bahrdt. ächte Ausgabe. 8. 10 gr.

In Commission: Aufschluß, vollendeter, des Jesuitismus und des wahren Geheimnisses der Freimaurer. Ans Licht gestellt von dem Herausgeber der Enthüllung der Weltbürgerrepublik. Aus den Papieren seines verstorbenen Vetters. 8. Rom. 10 gr.

Noch vor der Michaelismesse wird bey uns fertig: Ueber Kinderunzucht und Selbstbefleckung. Ein Buch blos für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde, von einem Schulmanne.

manne. Herausgegeben, und mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitet von Schl. gr. 8. Ohngeachtet seit kurzen über diese Materie mehrere Schriften erschienen sind, so hoffen wir doch, daß das Publikum auch dies Buch — eines unserer ersten Pädagogen, der in demselben die Resultate seiner 15 jährigen Beobachtungen und seines Nachdenkens über diese Materie mittheilt, — nicht überflüssig finden wird.

No. 2.

Verzeichniß der von Artaria Compagnie, Kunsthändlern in Wien, auf eigene Kosten verlegten Kupferstiche.

Sammlung der schönsten, angenehmsten Aussichten von Wien, sowohl in, als vor der Stadt, dann umliegenden schönsten Oertern, nach der Natur genau aufgenommen, gezeichnet, gestochen, und fein kolorirt von den Herren Schütz, Ziegler und Jantscha, wovon bereits folgende heraus sind:

1. St. Peters Kirche und Platz. 2. Die Alsterkaserne und Schwarzspanier. 3. Waringergasse, Rossau und Wiesen. 4. Stock am Eisenplatz. 5. St. Karls Kirche, Schwarzenbergischer Garten und Belvedere. 6. Aussicht des Schänzl an der Donau. 7. Die k. k. Hofkriegskanzley, und Garnisonkirche am Hof. 8. Aussicht gegen der Landstraße. 9. Die k. k Bibliothek. 10. Die Grenadier Kaserne, und der k. k. Marstall. 11. Gebäude der k. Ungarischen Noble Garde, und Fürst Auersbergischer Garten. 12. Ein Theil der Leopoldstadt. 13. Die Pfarrkirche, und die beyden Collegien der Piaristen in der Josephstadt. 14. St. Veit samt umliegenden Gegenden. 15. Schloß und Dorf Dornbach. 16. Aussicht gegen der Vorstadt Wieden und Wien. 17. Aussicht vom Prater gegen der Stadt. 18. Der Graben gegen den Kohlmarkt. 19. Das k. k. Lustschloß, und der Garten Schönbrunn, von der Hauptstraße anzusehen. 20. Das Schloß Schönbrunn gegen den Garten. 21. Feyerliche Begehung des Osterfestes in der St. Stephans Domkirche, vom Pius VI. im Jahr 1782. 22. Vorstellung, wie Pius VI. am Ostertag dem Volk am Hofe den päbstlichen Segen austheilt. 23. Das Luftfeuerwerk im Prater. 24. Ein Theil des Augartens.

25.

25. Das Lusthaus im Prater. 26. Der Eingang in das Schloß Schönbrunn. 27. Zu= und Eingang in den Augarten. 28. Die Kirche und Kloster zu Maria Hilf, und die sogenannte Leimgruben. 29. Die sogenannte Lindenallée im Augarten. 30. Die Pfarrkirche auf der Landstraße. 31. Kloster und Kirche der barmherzigen Brüder, in der Leopoldstadt. 32. Aussicht gegen die Seufzerallee, im Augarten. 33. Das adeliche Frauenkloster der Salesianerinnen, am Rennweg. 34. Der Michaelsplatz, gegen die k. k. Reitschule. 35. Der Heumarkt. 36. Die Schlagbrücke in der Leopoldstadt. 37. Ansicht der Stadt Wien und des größten Theils ihrer Vorstädte, vom Belvedere anzusehen. 38. Der Wasserfall mit dem Obelisque im k. k. Lustschloß Schönbrunn. 39. Die Ruine in dem Garten des k. k. Schloß Schönbrun. 40. Das Schloß Belvedere gegen den Bassin. 41. Gegend zwischen den Donaubrücken, nächst Wien. 42. Das Schloß Belvedere gegen den Garten. 43. Die Stadt Wien von der Josephstadt anzusehen. 44. Ansicht des Kohlmarkts. 45. Ansicht eines Theils des schönbrunner Gartens, gegen den Schloß. 46. 47. 48. 49. 50.

Das Stück kostet einzeln 2 fl. wer aber die ganze Sammlung nimmt, zahlt nur 1 fl. 30 kr. ausser die No. 37. 38. 39. und 45. welche größer sind, und kosten noch so viel.

Sammlung verschiedener Portraiten, alle in 8vo Größe, von den Herren Mansfeld und Adam gestochen, bestehet in folgenden:

Kaiser Josephus II Kaiserinn Maria Theresia. Friderich der II. König von Preussen. Catharina die II. Russische Kaiserin. Leopold, Grosherzog von Toskana. Maria Ludovika, Grosherzoginn von Toskana. Maria Christina, Erzherzogin von Oestreich ꝛc. Albert, Herzog von Sachsen = Teschen. Pius VI. Maximilianus, Erzherzog von Oestreich, Kurfürst von Cöln. Franz, Großprinz von Toskana. Elisabeth, Prinzessin von Würtemberg. Ferdinand IV König von Neapel. Maria Caroline Königin von Neapel. Gustavus III König von Schweden. Paul Petrowitz, Grosfürst von Rußland. Großfürstin von Rußland. Wenceslaus Fürst von Kaunitz = Rittberg. Carl Fürst von Lichtenstein. Fürst Thurn und Taxis. Fürst Carl v. Ligne. Friderikus C. J. Kurfürst von Maynz. Mauriz Graf Lascy, Feldmarschal. Andreas Graf Hadik, Feldmarschal und Kriegspräsident. Gedeon Freyherr von Loudon, Feldmarschal. Carl Graf Pel-

legrini, General Feldzeugmeister. Franz Graf von Nadast, Feldmarschal. D. S. Graf Wurmser, Feldmarschal Lieutenant. Friedericus Graf und General Anhalt. General Elliot, Gouverneur von Gibraltar. Graf Franz v. Ursin und Rosenberg. Graf Anton v. Kollowrat. Freyherr Ignaz v. Born. Alexander v. Brambilla. Josephus v. Jacquin. Josephus Cardinal Garampi. Michael Denis. Josephus Haydn. Raphael Mengs. Torquato Tasso.

Der Preis für jedes der vorhergehenden Portratten ist 24 kr.

Collection de 24 Desseins des meilleurs Peintres des Pays-Bas, d'Allemagne & d'Italie, du Cabinet de Mr. Gerard Joachim Schmidt à Hambourg; gravés d'aprés les Originaux de meme Grandeur par I. T Prestel, Peintre. 36 fl.

Collection de 48 Desseins des meilleurs Peintres d'Italie, d'Allemagne & des Pays-Bas du Cabinet de Mr Paul de Braun à Nuremberg gravés d'aprés les Originaux de meme Grandeur, par I. T. Prestel Peintre 50 fl.

Recueil d'Estampes d'aprés les desseins Originaux qui se trouvent à la Biblioteque Imp. Roy. de Vienne, gravés par A. Bartsch, divisés en 6 Cahiers, savoir: Premier Cahier contenant 6 Estampes d'aprés Rembrand. 2 fl. 24 kr.
Second Cahier contenant 6 Estampes d'aprés I. F. Barbieri dit Guercino. 2 fl. 24 kr.
Troisieme Cahier contenant 9 Estampes d'aprés La Faje. 3 fl. 20 kr.
Quatrieme Cahier contenant 6 Estempes d'aprés Mazzuola dit le Parmesan. 2 fl. 24 k.
Cinquieme Cahier contenant 6 Fstampes d'aprés Albert Durer. 2 fl. 24 kr.
Sixieme Cahier contenant 6 Estampes d'aprés differens Maitres Italiens. 2 fl. 24 kr.

Jupiter & Jo. nach Correggio gestochen von Bartolozzi. 5. fl. Cupidon Faisant son Arc. nach Correggio gestochen von Bartolozzi. 5. fl. Saint Ambroise & Theodose le Grand nach Rubens gestochen von Schmutzer. 6 fl. 30 kr. Mucius Scevola & Porsena nach Rubens gestochen von Schmutzer. 5 fl. Cleopatre qui montre à August le Bust de Jules Cesar nach Battoni gestochen von Mark. 3 fl. Un Grand Paysage d'apres Nature, nach Dietrich gestochen von Prestel. 9 fl. 12 kr. Jesus disputant dans le Temple avec les

Docteurs

Docteurs de la Loy nach Rembrant gestochen von Heß. 4 fl. Recreation Flamande nach Teniers gestochen von Schwab. 30 kr. Entretien des Villagois nach Monti gestochen von Schwab. 30 kr. La Sainte Vierge nach Giordano gestochen von Mark. 30 kr. La Circoncision nach Dietrich gestochen von Felner. 1 fl. Sainte Magdelaine nach Guido Rheni gestochen von Morghen. 30 kr. Stubenmädchen von Wien nach Oelenhainz gestochen von Jacobe. 1 fl. 30 kr. Prospekt von Mariazell in Obersteyermark gestochen von Schütz. 2 fl. Portrait de S. M. L'Empereur Ioseph II. gestochen von Janota. 36 kr. Marie Christine Archiduchesse d'Autriche Gouvernante Generale des Pays-Bas. nach Roslin gestochen von Bartolozzi. 8. fl. Metastasius nach Steiner gestochen von Mannsfeld. 1 fl. Pater M. Hell, Sternkundiger nach Pohl gestochen von Hayd. 30 kr. Johanna Sacco, berühmte deutsche Schauspielerin nach Tusch gestochen von Kohl. 1 fl. Franziscus Ragoczy nach Kopezki gest. von Westermeyer. 30 kr. Werther. illum. gestochen von Benedikt. 30 kr. Lottchen. illum. gestochen von Benedikt. 30 kr. Die Ungarische Noble Garde illum. gestochen von Schütz. 30 kr. Die Galizische Noble Garde illum. gestochen von Schütz. 30 kr. Die Deutsche Noble Garde illum. gestochen von Mansfeld 30 kr. Ein Heft von 6 Oefen, nach neuesten Geschmack gestochen von Schütz. 40 kr. Vier Vorstellungen aus der Oper, die Bergknappen, gestochen von Schütz 1 fl. Grundriß der k. k. Residenzstadt Wien, mit allen Vorstädten und der umliegenden Gegend, illuminirt. gestochen von Grimm. 1 fl. 20 kr. Schema der Uniformen aller k. k. Regimenter, genau illuminirt. 5 fl. Verschiedene artige Vignetten und Einfassungen zu Titelblättern, das Blatt à 7 kr. Silhouettes-Einfassungen, das Blatt à 2 kr. Linirte Unterlag-Bögen, verschiedener Größe und Weite, das Blatt à 3 kr. Einfassungen für Gebetbücher zu schreiben, das Blatt à 3 kr. Visitkarten von verschiedenen Gattungen und besten Geschmack, auf feinen Karten abgedruckt.

Ferners sind in dieser Handlung zu haben: alle Gattungen von Kupferstichen, Landkarten und Musikalien, welche in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Holland erscheinen.

No. 3.

In der Waltherischen Hofbuchhandlung zu Dresden sind nachstehende Bücher zu haben:

Abhandlungen der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, auf das Jahr 1786. oder 2ter Jahrgang, mit 10 Charten und Kupf. 4. 1787. 3 thlr. 8 gr.

Drey Abhandlungen über die physikalische Beschaffenheit einiger Distrikte und Gegenden von Böhmen, 4. 12 gr.

Der Artillerist in Verlegenheit; oder Abhandlung von den mechanischen Handgriffen und Vortheilen bey der Artillerie; von einem Königl. Preuß. Offizier, Chevalier d'Obreuil, mit Kupfern, gr. 8. 18 gr.

Des Hrn. Grafen A. F. von Brühl, Schauspiel: So zieht man dem Betrüger die Larve ab, in 5 Aufzügen, 8. 10 gr.

Bugge, Hrn. Thomas, Beschreibung der Ausmessungs-Methode, welche bey den Dänischen geographischen Karten angewendet worden; aus dem Dänischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben vom Hrn. Ingenieur-Obristlieutenant Aster, mit Kupfern, gr. 4. 1 thl. 12 gr.

Geschichte des Oesterreichischen Erbfolge-Kriegs, von 1740. bis 1748. vom Hrn. Generalmaj. und Ritter Fäsch, 2 Bände, gr. 8. 2 thlr.

Hrn. Abbe' Grubers physikalische Abhandlung über die Stralenbrechung und Abprellung auf erwärmten Flächen, mit Kupfern, 4. 5 gr.

Dr. Hahnemanns Abhandlung über die Vorurtheile gegen die Steinkohlenfeurung, die Verbesserungsarten dieses Brennstofs, und seine Anwendung zur Backofenheizung. Nebst einem Anhange: Hrn. Lavoix und Brün's Preisschriften über letztern Gegenstand, mit Kupfern, gr. 8. 9 gr.

Des Ritter Hamilton's Bericht vom gegenwärtigen Zustande des Vesuvs und Beschreibung einer Reise in die Provinz Abruzzo und nach der Insel Ponza; aus dem Engl. übersetzt, 4. 4 gr.

Hermanns, Dr. J. G., Landtags-Predigt; am 7ten Januar 1787. vor denen Ständen des Churfürstenthums Sachsen in der Evangel. Hofkirche zu Dresden gehalten, 4. 4 gr.

Heuns, J. C. Versuch über Vererbungen und Vererbpachtungen, 8. 4 gr.

Dr.

Dr. Heydenreichs Erörterung der in des Hrn. Geh. Justizrath J. S. Pütters rechtlichen Bedenken d. d. Göttingen 1785. gegen die aufgeworfenen Zweifel: wegen Anwendung der Chursächsischen Landesgesetze auf die beym Gräflich Stollberg-Stollbergischen Concurse geforderte Apanage, 4. 4 gr.

Hungar über die Natur der Wahrheit, 8. 12 gr.

Krafts, Hrn. Justizrath, Lehrbuch der Mechanik; aus der lateinischen mit Zusätzen vermehrten Uebersetzung des Hrn. Prof. Tetens ins Deutsche übersetzt und verbessert von J. C. A. Steingruber, mit 15 Kupfertafeln, gr. 8. 2 thl. 16 gr.

Magazin für die Bergbaukunde; heraus gegeben von J. F. Lempe, 4ter Theil, mit Kupfern. gr. 8. 14 gr.

Mayers, Dr. Joh. Chemische Untersuchungen der Liebwerder Sauerbrunnen in Böhmen, 2te verbesserte Auflage, 8. 3 gr.

Scherers, Dr. J. A. Beobachtungen und Versuche über das pflanzenähnliche Wesen in den warmen Karlsbader und Töplitzer Wässern in Böhmen, 4. 2 gr.

Werners, A. G. kurze Klassifikation der verschiedenen Gebirgsarten, 4. 4 gr.

Collection des Moralistes anciens, traduits en françois, savoir: Antonin, Epictete, Isocrate, Phocylide, Pythagore, Menandre, Socrate, Ciceron, Seneque, Platon, les Auteurs Chinois, Confucius, Mahomet, &c. 10 Volumes, 8. 5 thl.

Encyclopédie enfantine, ou Magazin pour les petits Enfans, 2de Partie, contenant: l'Historie naturelle, 8. 8 gr.

Lettres sur un Voyage, fait dans quelques Provinces meridionales de l'Angleterre par Mr. le Baron de R**, Auteur des Observations sur l'Italie, 8. 3 gr.

la Republique de Platon; ou de Iuste & de l'Injuste, 2 Volumes, 8 1 thl. 12 gr.

Dramaturgie, ou Observations critiques sur plusieurs Pieces de Théatre, trad. de l'allemand de Mr. Lessing, 2 Vol. gr. 8. Paris. 2 rthl.

Théatre allemand, ou Recueil des meilleurs Pieces dramatiques, qui ont paru en langue allemande; trad. par Mrs. Juncker & Liebaut, 4 Vol. 12. Paris. 3 thl. 16 gr.

Essai sur l'Administration, 2 Vol. gr. 8. Paris. 1 thl. 12 gr.

No. 4.

Der ungetheilte Beyfall, welchen das Oratorium: **Der Christ am Grabe des Erlösers**, sowohl in der Kirche, als im Konzertsaale zu Dresden, von denkenden Kennern und erhabenen Dilettanten erhielt, und vorzüglich die Aufforderung der letztern, hat den Herrn Kantor und Musikdirektor Weinlig zu dem Entschlusse gebracht, dasselbe auf eigene Kosten in einem Klavierauszuge heraus zu geben. Es wird über ein Alphabet im Formate der Naumannischen Cora betragen, und zur Michaelismesse 1787 erscheinen. Die Pränumeration ist 1 Thlr. 20 gl. — in Louisd'or à 5 Thlr. — Conv. Geld, und wird nachher um ein Drittel beym Verkaufspreise erhöhet.

Man bittet alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Intelligenz-Comtoirs, gegen gewöhnliche Provision, hierauf Pränumeration anzunehmen, und die Namen der Pränumeranten spätstens mit Ende Augusts d. J. an Herrn Kantor Weinlig in Dresden, oder an unterzeichnete Buchhandlung, welche die Hauptkommißion übernommen, einzusenden. Dresden, im Monat April, 1787.

Breitkopfische Buchhandlung.

No. 5.

Bey Johann Jacob Stahel, Buchhändler in Würzburg, sind, nebst vielen andern französischen und italiänischen Werken, folgende Bücher in Menge zu haben:

Alexandri (Nat.) Historia ecclesiastica v. & n. Testamenti XI. Tom. fol. maj. Venetiis, 778. 36 rthl. 54 fl.

S. Ambrosii Opera omnia, 8 Tom. 4 maj. Venet. 781. 16 rthl. 24 fl.

Anecdota litteraria ex MSS. Codicibus eruta, IV. Vol. 8. maj. Romæ, 778. 6 rthl. 16 gr. 10 fl.

Assemanni (J. S.) Kalendaria Ecclesiæ universæ, VI. Tom. 4. maj. Romæ, 755. 20 rthl. 30 fl.

--- Codex liturgicus Eccles. universæ in XV. libros distributus, XIII. Vol. 4. Romæ, 759. 25 rthl. 8 gr. 38 fl.

Benedicti XIV. de Sinodo diæcesiana, 3 Tom. 4. maj. Romæ, 783. 8 rthl. 12 fl.

Berti

Berti Theologia X. Tom. 4. maj. Neapoli, 776. 16 rthl. 24 fl.

Idem liber charta maxima 24 rthl. 36 fl.

Bonnanii rerum Naturalium historia, 2 Tom. cum fig. in fol. maj. Romæ 773. 32 rthl. 48 fl.

du Cange Glossarium ad Scriptores mediæ & infimae latinitatis, VI. Vol. fol. maj. Basileæ, 23 rthl. 34 fl. 30 kr.

Cellarii (C.) Geographie antiqua, cum fig. fol. Romæ, 774. 20 rthl. 30 fl.

Columnæ Trajani Orthographia 134 æneis tabulis insculpta fol. max. Romæ, 773. 20 rthl. 30 fl.

Combefis (F. F.) Bibliotheca patrum concionatoria, VII. Tom. fol. maj. Venet. 749. 30 rthlr. 45 fl.

Galleria Giustiniana, 2 Vol. fol. maj. cum 330. figuris charta maxima, 76 rthl. 16 gr. 115 fl.

Gori (F.) Thesaurus veterum Diptichorum, 3 Tom. cum fig. fol. maj. Florentiæ, 759. 33 rthl. 8 gr. 50 fl.

- - Thesaurus Gemmarum antiquarum astriferarum, cum 200 tabulis, 3 Vol. fol. Florentiæ, 750. 26 rthl 16 gr. 40 fl.

Heineccii (Gottl.) Opera omnia, 8 Vol. 4. maj. Genevæ, 771. 22 rthl. 33 fl.

Hortus romanus juxta sistema tournefortianum, VII. Vol. cum multis fig. fol. max. Romæ, 772-84. 53 rthl. 8 gr. 80 fl.

Marca (Pet. de) de Concordia sacerdotii & imperii, 6 Tom. 4. maj. Neapoli, 780. 12 rthl. 18 fl.

Idem liber charta maxima 17 rthl. 12 gr. 26 fl. 15 kr.

Passerii (J. B) Picturae Etruscorum, 3 Vol. fol. max. cum 300 fig. depictis Romæ 767. 133 rthl. 8 gr. 200 fl.

Patuzzi (P. F. J. v.) Ethica christiana, VI. Tom. 4. maj. Mediolani, 781. 14 rthlr. 21 fl.

Ricatti (V.) Institutiones Analiticæ cum multis figuris, 2 Tom. 4. maj. Bononiæ, 765. 16 rthl. 24 fl.

Saccarelli (C.) Historia Ecclesiastica. 12 Tom. 4. maj. Romæ, 771. 28 rthl. 42 fl.

- - - Pathologia methodico practica, 8. ibid. 776. 12 gr. 45 kr.

Terentii afri Comediae, 2 Tom. cum multis fig. fol. maj. Romæ, 767. 20 rthlr. 30 fl.

Toscani (J.) Juris publici romani arcana, IV. Tom. 4. maj. Romæ, 767. 12 rthl. 18 fl.

Trombelli (J. C.) Tractatus de Sacramentis, XIII. Partes, 4. maj. Bononiae, 769 20 rthl. 30 fl.

Wolfii (C.) Opera omnia philosophica, XV. Vol. 4. maj. Veronæ, 779. 37 rthl. 8 gr. 56 fl.

Zaccaria (F. A.) Bibliotheca ritualis, 3 Tom. 4. maj. Romæ, 776. 10 rthl. 15 fl.

Livres François.

Encyclopedie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts & des métiers, 36 Tom. & 3 Tom. de Planches, gr. 8. à Lausanne, 778. 80 rthl. 120 fl.

Histoire philosophique & politique des établissemens & du commerce des Européens dans les deux Indes, par Guil. Thomas Raynal, avec figures & Atlas, 14 Tom. edit. orig. gr. 8. à Geneve, 780. 30 rthlr. 45 fl.

Oeuvres completes de J. J. Rousseau, 12 Tom. gr. 4. à Geneve, 782. 56 rthl. 16. gr. 85 fl.

le meme livre gr. 8. 24 Tom. & 12 Tom. des Oeuvres posthumes, à Geneve, 782. 43 rthl. 64 fl. 30 kr.

Oeuvres de Voltaire, nouvelle Edition, 52 Vol. 8. maj. à Geneve, 772. 40 rthl. 60 fl.

Libri italiani.

Annali del regno di Napoli di F. A. Grimaldi, XIV. Tom. 8. Napoli, 781. 10 rthl. 16. gr. 16 fl.

Architettura della basilica di S. Petro in Vaticano, cum fig. fol. max. Romæ 784 11 rthl. 16 gr. 17 fl. 30 kr.

Libri poetici della Bibbia Tradotti dell' ebraico originale, XI. Tom. 8. maj. Napoli, 779. 17 rthl. 8 gr. 26 fl.

Vita de piu eccelenti pittori, scultori e architetti, scritte da Giorgio Visari, VII. Tom. 4. con molte Rame, 767. 20 rthl. 30 fl.

No. 6.

Die versprochne deutsche Uebersetzung der kürzlich in meinem Verlage herausgekommenen Correspondence de Frédéric II. avec le Cons. de Suhm wird nun in kurzer Zeit erscheinen. Sie hat vor allen andern Uebersetzungen, die von einem solchen Buche nicht ausbleiben, auch vielleicht früher als

als die meinige erscheinen möchten, den großen Vorzug, daß sie außer obigem Briefwechsel andere noch nie gedruckte Briefe des Königs enthält, welche allen übrigen Uebersetzungen gänzlich mangeln müssen, weil ich die franz. Originalien erst nach der Erscheinung der deutschen Uebersetzung ausgeben werde. Dies wird hoffentlich jeden Liebhaber bestimmen meine Ausgabe abzuwarten, welche dieses Zusatzes ungeachtet nicht nur nicht theurer, sondern auch in Absicht der Uebersetzung und Schönheit des Druckes keiner nachstehen wird. Berlin im März 1787.

Friedrich Vieweg, der ältere.

No. 7.

Verzeichniß der neuen Bücher, welche bey Johann Jacob Palm in Erlangen zu haben sind:

Ammonius de adfinium vocabulorum differentia, graece. cum selectis L. C. Valkenarii notis, atque animadversionibus edidit suasque observationes adjecit C. F. Ammon 8. maj. 1 Rthlr. 4 gr.

— — idem liber in charta scriptoria. 1 Rthlr. 12 gr.

Buittner (H. C.) observationes ex Iure matrimoniali, Sect. I. et II. 4. 4 gr.

Ellwert (I. C. P.) Fasciculus plantarum e Flora Baruthiana, 4. 3 gr.

Entwurf (tabellarischer) von gerichtlichen Klagen, woher solche entspringen, wider wen sie gehen, und worauf sie zu richten. Fol. 8 gr.

Gemeiner (A. T.) de vera febrium putridarum notione, 4. 3 gr.

Hirschings (F. C. L.) Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Deutschlands, 2ten Bandes 1ste Abtheilung, gr. 8. 10 gr.

— — Nachrichten von sehenswürdigen Gemählden und Kupferstichsammlungen, Münz- und Naturalienkabinetten ꝛc. ꝛc. 2ter Band, gr. 8. 10 gr.

Hirths (F. C.) neuester practischer Handlungsrechner, 8. in Commiss. netto 6 gr.

Hoffmann (G. F.) de vario lichenum usu, Sect. I. 4 maj. 5 gr.

Hoffman, (G. F.) vegetabilia cryptogamica, cum VIII. Tabulis aen. 4 maj. auf Schrpr. netto 1 Rthlr. 8 gr. auf holländ. Realpapier netto 2 Rthlr. auf Schweizer Papier netto 1 Rthlr. 16 gr.
Hufnagel (D. W. Fr.) für Christenthum, Aufklärung und Menschenwohl, 3tes und 4tes Stück. 8. jedes à 4 gr. 8 gr.
— — desselben 5tes Stück. 8. 8 gr.
— — Predigt am Dreyeinigkeitsfest gehalten: Wie betrachtet der Christ die Lehre von Gott, Vater, Sohn und Geist, gr. 8. 2 gr.
Klüber (D. L. L.) de pictura contumeliosa, 4 maj. 5 gr.
— — kleine juristische Bibliothek, oder ausführliche Nachrichten von kleinen juristischen Schriften mit unpartheyischen Prüfungen, 4. 5. 6. 7. und 8tes Stück, à 6 gr.
Langs (G. H.) neues katechetisches Magazin, 2ten Bandes 1ste Abtheilung 8. 9 gr.
Linnaei (Car. a) Amoenitates academicae seu dissert. variae physicae, medicae, botanicae, Voluminis I. Editio noviss. aucta et emendata; edidit I. C. D. Schreberus, cum XVII. Tabul. aen. 8. maj. 2 Rthlr. 8 gr.
— — ejusd. libri, Volum. 2di Editio novissima aucta et emend. cum IV. Tab. aen. 8 maj. 1 Rthl. 8 gr.
Mosers (Joh.) Reichsritterschaftliches Magazin, 7ter und 8ter Band, 8. 2 Rthl. 16 gr.
Mayer (J. F.) de aberrationibus stellarum fixarum computandis, 4 3 gr.
Memoria S. G. Succovii, scripta T. C. Harles, 4. 2 gr.
Müller (J. A. T.) de clematide vitalba Linn. ejusque usu medico, 4. 2 gr.
— — (I. I. C.) vitia quaedam circa infantum educationem phys. 4. 3 gr.
Parrotts (C. F.) ökonomisch-kameralistische Abhandlung über die Frage: ob es Umstände geben könne, da man um des gemeinen Besten willen diesen oder jenen Zweig einschränken müsse? gr. 8. 3 gr.
Rauens (D. J. W.) Predigt über einige Misbräuche des Gebets, gr. 8. 2 gr.
— — über die Beichtanstalt der evangel. luther. Kirche, eine Predigt. gr. 8. 1 gr.
Schmidt, über die Sinnlichkeit in der Religion. Eine Predigt in der akadem. Kirche zu Erlang gehalten. 8. 1 gr.

Schoepf

Schoepff (I. D.) Materia medica Americana, 8. maj. 12 gr.
Seidels (C. F.) kurze Anweisung den Spargel mit wenigen Kosten, und zugleich vorzüglich schön zu bauen, nach den neuesten Erfahrungen. 3te Auflage. 8. 4 gr.
Seilers (D G. Fr.) Grundsätze zur Bildung künftiger Volkslehrer, Prediger, Catecheten und Pädagogen, 2te verbesserte Auflage, gr. 8. 1 Rthlr.
— — theologisch-kritische Betrachtungen neuer Schriften, 8ter Band, 2tes, 3tes und 4tes Stück. 8. à 5 gr. 15 gr.
Seilers (D. G. Fr.) gemeinnützige Betrachtungen neuer Schriften, 1786. 2tes, 3tes und 4tes Stück, in Commißion.
— — derselben 1787. 1stes Stück. 8. in Commission.
— — Sammlung liturgischer Aufsätze, mit grober Schrift für den kirchlichen Gottesdienst, 1ster Theil, 4.
— — großes biblisches Erbauungsbuch, N. T. 1ster und 2ter Theil, gr. 8. in Commission, jeder netto 10 gr.
Sermons des Iubilés de la revocation de l'edit de Nantes & de la fondation du temple françois et de la nouvelle Ville de Christ Erlang, 2de Edition, grand 8. 10 gr.
Tagbuch (unser) oder Bemerkungen und Erfahrungen eines Hofmeisters und seiner Zöglinge durch einen großen Theil des Fränkischen Kreises nach Carlsbad und durch Baiern und Passau nach Linz. 1ster Theil. 8. 16 gr.
Tribel (F. Ad.) de concrementis polyposis Diss. med. 4. 4 gr.
Trukenmüller (I. P.) de historia affectus melancholici cum epicrisi Diss. med. 4. 2 gr.
Wendts (D. Fr.) Nachrichten von dem Krankeninstitut zu Erlangen, 6 Stücke, gr. 8. 12 gr.
Wernhers (M. G.) Abhandlung von der Nothwendigkeit der Einwilligung des Domcapitels bey Innovationen geistlicher Stiftungen, gr. 8. in Commission. netto 8 gr.
Winckler (S. R.) de variis aethiopum medicamentos. generibus, 4. 2 gr.

Ingleichen kann ich mit nachstehenden fremden Artikeln dienen:

de Rossi (I. B.) Apparatus hebraeo-biblicus seu Msc. editique codices sacri textus quos possidet novaeque var. lectionum collationi, 8. maj. Parmae. 1782. netto 10 gr.

de Rossi Specimen ineditae et hexaplaris bibliorum versionis estranghelae, cum simplici atque utriusque fontibus, graeco et hebraeo collatae 4 maj ibidem. 78. netto 7 gr.
— — de praecipuis causis, et momentis neglectae a nonnullis hebraicarum litterarum disciplinae disquisitio elenchtica, 4. maj. ib. 79. netto 1 Rthlr.

Unter der Presse:

Aurelii (Sixti) Vict. Historia romana, cum animadvers. 8.
Häberlins Materialien und Beyträge zur Geschichte der Rechte und deren Litteratur, 4tes Stück. 8.
Hirschings Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken, II Band, 2te Abtheil. 8.
Hufnagels Handbuch der biblischen Theologie, 2ter Band, 8
— — Schriften des alten Test. 2ter Band, 8.
Langs katechetisches Magazin 2ten Bandes 2te Abth. 8.
Linnaei Amoenitates, Volumen III. 8.
Rebmanns Versuch über die beste Art und allgemeine brauchbare Methode im Rechnungswesen. 4.
Schöpf Beyträge zur mineralogischen Kenntniß von Nordamerika. gr. 8.
— — Flora americana. 8. maj.
— — Beschreibung seiner Reise durch Nordamerika. gr. 8.
Seilers Sammlung liturgischer Aufsätze, mit grober Schrift für den kirchlichen Gottesdienst, 2ter Theil, enthaltend: die Passionsbetrachtungen. 4.
Tagebuch (unser) oder Bemerkungen &c. eines Hofmeisters &c. &c. 2ter Theil.

No. 8.

Verlagsbücher der neuen Academischen Buchhandlung in Marburg.

Anleitung zur Kenntniß und Heilung der innern Pferde-Krankheiten, von Kersting 8. 12 gr.
Brandau, C. H. unterhaltende Aufsätze aus mehrern Theilen der Arzneykunst, für die welche Aerzte und nicht Aerzte sind, 2 Theile, 8vo. 12 gr.
Blane über die Seekrankheiten der brittischen Flotte in Westindien gr. 8.
Buchhave, R. de Gei Urbani utilitate in febribus intermittentibus, 8. 4 gr.

Busch

Busch, J. D Anführung des Landvolks zur körperlichen Erziehung der Kinder, 8. 5 gr.

— — — Magazin für Geburtshelfer, 1ter Theil, gr. 8.

Charakteristik der alten Mysterien für Freymaurer und Fremde, gr. 8. 1 Rthlr.

Crede, Heinr., biblische Chrestomathie in Kinder Latein, nebst einem Wörterverzeichniß. 8.

Endemann, Sam. Institutiones theologiae dogmaticae, 2 Tomi, gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Ephemeriden über Aufklärung, Litteratur und Kunst, herausgegeben von Engelschall, 2 Theile, 8. 1 Rthlr.

Hr. v. Eßstruth, musikalische Bibliothek mit Musik, 8. 16 gr.

Gärtneri, B. A. Meditationum Digestorum, fasc. 1. & 2us, 8. 14 gr.

Gärtner, B. A. Tabellen zu Berechnung verschiedener Münzsorten, 4.

Glaser, Dr. J. F., Feuerlöschproben oder ausführliche Beschreibung und praktische Vorschläge wie ein Brandfeuer leicht und am geschwindesten zu löschen ist, gr. 8. 5 gr.

Haas, C. F. L., Beyträge zur Geschichte und Litteratur, 8. 16 gr.

Jacobs, J. B., praktischer Unterricht der Entbindungskunst mit 21 Kupfertaf. gr. 8.

Kinderbibliothek, lustige, ein Abendgeschenk für solche Kinder die am Tage gut waren, 1ter Theil, 8. 16 gr.

Kleinschmidt, was soll ich thun, daß ich selig werde, gr. 8. 4 gr.

Ledderhose, C. G., kleine Schriften, 1ter Band gr. 8. 20 gr.

— — — ditto 2ter Band, gr. 8. 20 gr.

— — — historia Abbatiae Hersfeldensis 4. 1 Rthlr.

Pfeiffer, J. Jac., Anweisung zu treuen Führung des Predigtamts gr. 8.

Ries. J. Ph., practische Abhandlung von Zubereitung des Alauns, 8. 5 gr.

Robert, C. W., Gedanken über die Ehe im protestantischen Teutschland, gr. 8. 12 gr.

Schütz, Jacob, der Prediger am Krankenbette, 8. 6 gr.

Tiedeman, Dietr., de quaestione quae fuerit artium magicarum Origo, 4. maj.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

VIII.

August. 1787.

I.

Der Rheinfall.

Schafhausen im Heumond, 1786.

Horch! Welch ein dumpfer Laut, wildmurrend, wie der träge
Geschwächte Ton entfernter Donnerschläge,
Dringt feyerlich an mein erstauntes Ohr,
Und welch ein fremdes, banges Zischen
Steigt schauderhaft aus den Gebüschen
Des steilen Abhangs dort empor!
Führt dieser enge Pfad mich zu der Feueresse
Des Donnerschmiedes Mulziber,
Und wälzt vielleicht nicht fern sich über Stein' und Klöße
Der wilde Flammenschwall des Phlegetons einher?
Beflügle deinen Schritt, o Führer! solch ein Feuer
Blies Neubegier noch nie in meinen Adern an.
Beflügle deinen Schritt! ein großes Abentheuer
Harrt unser. Laß uns kühn der Tiefe Rand uns nahn!

Ha! wo bin ich? welche niegesehne
Majestätisch fürchterliche Scene
Der Natur enthüllt sich meinem Sinn!
Täuschen mich die Augen? oder raste
Zaubertrug mich in die fabelhafte
Heimat wunderbarer Feen hin?

Sieh! ein Schneestrohm, aufgepflügt von Klippen,
Drängt durch kahlgenagter Berge Rippen,
Sich heran an eine Felsenwand,
Und entstürzt wildschnaubend, gleich dem Winde,
Der dem Rachen engverschloßner Schlünde
Sich entreißt, dem schaudervollen Rand.

Wie erbebt die schwache bange Mühle,
Deren Wand im heftigsten Gewühle
Diesseits die erboßte Flut beschäumt!
Selbst die Veste Laufen scheint zu wanken,
Deren Giebel zwischen grünen Ranken
Jenseits einem schroffen Berg entkeimt.

Nur die Zwillingsfelsen, deren nackte
Scheiteln mitten in dem Cataracte
Dort des Strohms vereinte Wuth bestürmt,
Und von deren Häuptern Schaum in Flocken
Dick emporstaubt, ragen unerschrocken
Aus der Fluth, die wolkenwärts sich thürmt.

Beym Himmel! nicht umsonst verhieß des Rufes Stimme
Mir große Wunder hier. Laß uns bergunter gehn,
O Führer, und beherzt in seinem vollen Grimme
Den Sturz der wilden Wogen sehn!
Komm! Laß uns hin zu jenem Nachen eilen,

Der

Der am Gestade dort uns freundlich zu sich winkt,
Und die beschäumten Fluthen theilen,
Aus denen spiegelhell, die Sonne widerblinkt!
Schon tanzt, vom Ufer fern, der kühne
Harmlose Kahn mit uns durch den empörten Schwall;
Sieh! höher hebt sich jetzt des Falles breite Bühne,
Und blanker Schaum verhüllt der Sonne Flammenball.

Wie sauset und braußt nun im schnellen
Gewirbel die Fülle der Wellen
Vom schäumenden Walle herab!
So rollen von Gletschern Lauwinen
Mit donnerndem Schall auf die grünen
Gefilde des Thales hinab.

Wie sprüht aus dem raschen Gedränge
Der berstenden Fluth das Gemenge
Des luftigen Schneestaubs empor!
Wie dampfet im sonnigen Schimmer
Vom Wogenbestürmten Getrümmer
Des Felsen der Nebel hervor!

Wie balgt das Gewässer, gespalten
Von Steinen, in hundert Gestalten
Sich ringsum im wilden Turnier!
O herrlicher Anblick! du füllest
Mit Staunen den Sinn, und enthüllest
Die Allmacht des Schöpfers vor mir.

Ermüde nicht, o Schiffer! schon beschatten
Des festen Landes Höhn das Ruder. Laß den Arm
So nah am Ziele nicht ermatten!
Vergebens stürmt der Fluthen frecher Schwarm

Mit Ungestüm die Wand des Kahnes: feuchtlos dräuen
Lautknirschend unter uns verborgne Felsenreihen.
Der kleine schlaue Nachen bahnt
Geschmeidig sich den Weg, und wühlt sich bald gerade,
Bald seitwärts durch den Strohm. . . Schon faß' ich an
dem Rand
Des Ufers das Gesträuch: schon sind wir am Gestade.
Sieh! diese steile schmale Bahn
Am Fluße führt uns dicht zum Cataract hinan.

Ha! welch ein Wogengewimmel
Wallt auf mich los! Hat der Himmel
Sich mit dem Erdball entzweyt?
Stürzen die Wolken sich wieder
Wüthend in Ströhmen hernieder,
Wie zu Deucalions Zeit?

Sieh! wie die Wasserfluth, schäumend
Sich auf der Felsenwand bäumend,
Hoch wie ein Berg sich erhebt,
Und, von dem Schwalle von oben
Abwärts geschleudert, mit Toben
Sich in den Abgrund vergräbt!

Tosendes Krachen erschüttert
Ringsum den Boden: es zittert
Bang auf den Bäumen das Reis.
Schwindel ergreifet die gähen
Häupter der Berge: sie drehen
Magisch herum sich im Kreis.

Taumelblind wendet mein irres
Auge, des Wellengewirres

Satt,

Satt, sich zur stilleren Fluth:
Sieh! da entsteiget den Wogen,
Iris! dein reizender Bogen
Röthlich, wie dämmernde Glut.

Erhabner Vater Rhein! von staunendem Entzücken
Begeistert, trenn' ich mich mit wundertrunknen Blicken
Von diesem Zauberort. Bald werd' ich fern von hier,
Wo meine Augen dich in deinem Grimme sahen,
Ehrwürdigster der deutschen Flüße! dir
In Gegenden mich wieder nahen,
Wo sich der Wiederschein von rebenreichen Höhn
In deinem wirthlichen Gewässer ruhig badet,
Und dein bescheidner Gang mich, froh dir nachzuspähn,
An deine grünen Ufer ladet.

J. F. Ratschky.

II.

Franz Pyrard's Reisen und Abentheuer.

Beschluß.

Schon waren fünf Jahre seit Pyrard's und seiner Gefährten Schifbruch verflossen, als ihm einst träumte, daß er sich ferne von den maldivischen Inseln, in einem christlichen Lande befände. Zwey Tage nachher (im Monat Februar 1607) erhielt der König Nachricht, daß sich eine Flotte von sechszehn Schiffen, die man gleich für bengalische Seeräuber erkannte, den Küsten nähere. Diese ganz unerwartete

Zeitung setzte die ganze Residenz in die ausserordentlichste Unruhe. Der König ließ unverzüglich sieben Galeren, die immer auf jeden Fall in Bereitschaft lagen, in die See laufen. Ausser diesen waren noch andre große und kleine Fahrzeuge in Menge vorhanden. Da sich nun während diesen Zubereitungen die feindliche Flotte ganz deutlich sehen ließ, so befahl er, seine vornehmsten Kostbarkeiten einzuschiffen, mit welchen er und seine Gemahlinnen sich nach den südlichen Inseln retten wolten, wo die Schwierigkeiten des Weges die Feinde gehindert haben würde, so leicht zu landen wie in Malé.

In dieser Absicht verließ der König wirklich den Palast, nebst seinen drey Gemahlinnen, die in große taffetne Schleyer verhüllt, von einigen Hofbedienten auf den Armen getragen wurden. Pyrard, der sich eben mit der Kriegsausrüstung der Schiffe beschäftigte, die den König und sein Gefolge fortbringen solten, traf diesen unglücklichen Fürsten unterwegens an, und besorgte sehr, daß er Befehl erhalten würde, ihm zu folgen. Aber der König war zu sehr mit seiner eignen Rettung beschäftigt, als daß er noch an ihn hätte denken sollen. Indeß dankte er ihm doch für seinen Diensteifer, nannte ihn einen rechtschaffenen Mann, lobte seine Treue, und verließ ihn mit weinenden Augen. Voll Kummer, daß er den größten Theil seiner Reichthümer und sein Geschütz den Feinden zur Beute lassen mußte, bestieg er nun nebst seinen Gemahlinnen und seinem Neffen die Hauptgalere welche sogleich nach den südlichen Inseln ihren Weg nahm. Alle übrigen Galeren folgten ihr, bis auf die kleinste,

die, um verschiedene Kostbarkeiten noch mitzunehmen, zurückbleiben mußte.

Pyrard fürchtete noch immer, daß man ihn zwingen würde mitzugehen, und gab daher seinen Cameraden zu verstehen, es wäre die höchste Zeit, sich in einem nahen Gehölz zu verbergen. Um dieses Vorhaben desto unbemerkter auszuführen, nahm er einen Umweg, welches zwey von den drey übrigen ebenfalls thaten. Der dritte, der langsamer und weniger vorsichtig war, wurde verfolgt, ergriffen, und auf die Galere zurückgebracht, die aber bald darauf in feindliche Hände fiel. Auf der Insel waren nur wenig Menschen zurückgeblieben. Pyrard begab sich nun wieder in den Palast, wo der größte Theil der königlichen Reichthümer einem jeden Preiß gelassen war. Doch weit entfernt, sich an diesen Schätzen zu vergreifen, schenkte er sogar sein eignes Geld und überhaupt sein ganzes dort erworbenes Vermögen, welches in einem Hause, einer Barke und vielen Cocosbäumen bestand, dem Sohne des Hassan, dem er soviel zu verdanken hatte. Seine weniger uneigennützigen Gefährten hingegen retteten noch verschiedene Sachen von einigem Werth, die sie bisher immer heimlich verborgen gehalten hatten.

Der feindliche Admiral hatte während der Zeit den flüchtigen König durch acht von seinen Galeren verfolgen lassen, und landete nun mit dem Ueberrest seiner Flotte. Pyrard ergab sich sogleich freywillig den ersten, die das Land betraten. Sie hielten ihn für einen Portugiesen, beschlossen daher seinen Tod auf der Stelle, und zogen ihn nackend aus.

Auf seine Betheurung aber, daß er nicht zu diesem in Indien damals so gehäßigen Volk gehöre, begegneten sie ihm leutseliger, und führten ihn zu ihrem Befehlshaber, der ihn in Schutz nahm und Kleider reichen ließ. Den Ueberrest des Tages sowohl wie die ganze Nacht durch, mußte er auf der Galere bleiben, nachher aber erhielt er Erlaubniß, auf der Insel frey herumzugehen. Den Morgen darauf kamen die bengalischen Galeren, die den flüchtigen König verfolgt, und weil sie besser ruderten, bald eingeholt hatten, siegreich zurück. Nach einer sehr standhaften Gegenwehr hatten sie sich der königlichen Galere bemeistert. Der unglückliche Fürst selbst wurde im Gefecht getödtet, und sein Neffe, der sich durch Schwimmen retten wolte, ertrank in der See. Die Königinnen fielen in die Gewalt der Sieger, wurden ihrer Juwelen beraubt, für ihre Person aber mit aller Ehrfurcht behandelt. Von den sieben Galeren, die der König bey sich gehabt hatte, retteten sich nur zwey, indem sie auf den Strand liefen.

Pyrard beweinte heimlich den unglücklichen Tod des so freundschaftlich gegen ihn gesinnten Königs. Sein Kummer wurde noch vermehrt, da er die gefangenen Königinnen im Triumph zurückbringen sah. Sie wurden nebst einigen Aufwärterinnen in einem unweit dem großen gelegenen kleinen Palast eingeschlossen, während die Feinde alles plünderten und die Beute auf ihre Schiffe brachten. Unser Abentheurer erhielt Erlaubniß, die Königinnen zu besuchen; eine Vergünstigung, die sonst niemand zugestanden wurde. Sie zerflossen in Thränen, doch nicht unempfindlich gegen seine Auf-

Aufmerksamkeit für sie, fragten sie ihn zu wiederholtenmalen: Ob er nicht auch den guten König bedauere, der ihn immer so zärtlich geliebt hätte? — Ihre traurige Unterredung endigte sich bald, und er schied mit schwermuthsvollem Herzen von ihnen.

Bald nachher ereignete sich eine sehr glückliche Gelegenheit, woburch Pyrard sich völlig die Gunst des bengalischen Admirals erwarb. Das beste schwere Geschütz auf der Insel war dasjenige, welches man aus dem französischen Schif geborgen hatte. Die Sieger waren sehr vergnügt über diese Beute, aber auch zugleich eben so verlegen, wie sie die Canonen auf ihren Schiffen anbringen solten. Pyrard gab ihnen dazu die nöthige Anweisung. Ausserdem hatten sie auch vernommen, in welchem Ansehen er bisher sowohl beym König als seinem ganzen Hof gewesen war, und schmeichelten sich daher, manche Erläuterung zur genaueren Kenntniß dieser Inseln von ihm zu erhalten. Pyrard setzt noch hinzu: Daß alles Unglück, welches damals die maldivischen Inseln betraf, von einem maldivischen Schiffer herrührte, der die Fahrt dahin genau kannte, und für eine große Geldsumme sich erbot, den bengalischen Seeräubern den Weg zu zeigen.

Die Plünderung währte zehn Tage lang, und eine unschätzbare Menge Kostbarkeiten wurden auf die feindliche Flotte gebracht, so wie auch 120 Canonen, welche die Seeräuber für den besten Theil ihrer Beute ansahen. Vor ihrem Abzug setzten sie noch die Königinnen in Freyheit, und überließen es einigen Anverwandten des vorigen Königs und den Vornehm-

sten des Landes, sich miteinander um die erledigte Krone zu zanken. Sie nahmen nur einen einzigen vornehmen Maldivier mit, nicht sowohl, wie Pyrard anfänglich glaubte, um ein Lösegeld für ihn zu erpressen, sondern vielmehr auf sein eignes Bitten, ihm dadurch die Mittel zu erleichtern, sich an den Hof von Cananor verfügen zu können, von wo er sich schmeichelte, in kurzer Zeit mit einem starken Kriegsheer zurückzukehren, und alsdenn seine Ansprüche auf die Erbschaft des vorigen Königs seines Schwagers geltend zu machen. Er war ein leiblicher Bruder der vornehmsten Königin, und da der König keine Söhne noch nähere Anverwandten hinterlassen hatte, sein nächster männlicher Erbe. Pyrard erfuhr in der Folge, daß das Glück sein Unternehmen auch wirklich begünstigt, und er mit Hülfe des Königs von Cananor den maldivischen Thron bestiegen hätte.

Die Hauptleute der Seeräuber hatten Pyrard und seine Cameraden so lieb gewonnen, daß sie sich ordentlich untereinander um den Vorzug stritten, wer sie auf seiner Galere haben solte. Dies übermäßige Wohlwollen verursachte ihnen viel Kummer, weil sie fürchteten, wieder in eine neue Gefangenschaft zu gerathen. Obgleich diese Besorgniß ungegründet war, wie es die Folge lehrte, so sahen sie sich doch zu ihrem äussersten Mißvergnügen voneinander getrennt, und fanden sich erst lange Zeit nachher wieder. Pyrard wurde nach dem bengalischen Meerbusen geführt. Unterwegens landeten die Seeräuber noch auf der letzten von den maldivischen Inseln, die Ustiene heißt, hieben alle Einwohner auf derselben nieder, und ließen überall die gräßlichsten Spuren ihrer Barbarey zurück.

Nach

Nach einer vierwöchentlichen Schiffahrt gieng endlich das Schif auf welchem Pyrard war, im bengalischen Hafen Chartican vor Anker. Hier fand er ein Schif aus Calicut, dessen Schiffer ihn versicherte, daß oft holländische Schiffe nach Calicut kämen, mit welchen er leicht in sein Vaterland würde wieder zurückkehren können. Pyrard, dem dieser Vorschlag gefiel, nahm von seinen Befreyern Abschied, gieng mit diesem Schif ab, und langte, nachdem er drey Wochen unterwegens gewesen war, glücklich im Hafen zu Mutinga an. Dieser Ort liegt in dem Königreich gleichen Namens, zwischen Cananor und Calicut, und war damals der gewöhnliche Schlupfwinkel der bengalischen Seeräuber. Hier wurde er zu einem vornehmen Mann geführt, welcher von Religion ein Muhamedaner war, und ihn drey Tage lang auf das Beßte bey sich bewirthete,

Während dieser Zeit stattete der König bey Pyrard's Wirth einen Besuch ab, ließ sich mit unserm Abentheurer in ein Gespräch ein, und lud ihn zu sich in seinen Palast ein. Er gieng den folgenden Tag wirklich hin, hatte aber genug zu thun, um die dringenden Anerbietungen dieses Fürsten, der ihn gerne bey sich behalten wolte, und ihn mit Wohlthaten zu überhäufen versprach, auf eine gute Art von sich abzulehnen. Aber die Begierde, sein Vaterland sobald als möglich wieder zu sehen, trieb ihn fort; doch mußte er sich unterwegens noch 14 Tage in dem Hafen zu Badora aufhalten, wo er nicht minder große Höflichkeitsbezeigungen genoß. Von da gieng er vollends zu Lande nach Calicut, auf welchem Wege er das Glück hatte, einen von seinen alten Cameraden wieder zu finden.

Beyde

Beyde kamen endlich glücklich in Calicut an, von wo sie noch am nemlichen Abend durch ein Commando von der Leibwache, nach den eine halbe Meile von der Stadt entlegenen königlichen Palast geführt wurden. Der König, oder der Samorin, wie man ihn eigentlich nannte, ließ den beyden Franzosen durch seinen Dolmetscher verschiedene Fragen wegen ihres Vaterlandes und der Macht desselben vorlegen. Ferner befragte man sie um die Bewegungsgründe ihrer Reise, und als der Samorin aus Pyrard's Antworten vernahm, daß sie in der Hofnung, ein holländisches Schif anzutreffen, mit welchem sie nach Europa zurückkehren könnten, hergekommen wären, so ließ er ihnen sagen: Daß seit einem Monat dreyzehn holländische Schiffe zu Calicut gewesen wären, die daselbst Erfrischungen eingenommen, und sogar von ihm Erlaubniß erhalten hätten, ein Fort zu bauen, sie wären aber abgesegelt, mit dem Versprechen, künftiges Jahr wieder zu kommen; indeß könnten sie immer ungehindert diese Gelegenheit zu Calicut erwarten, und versichert seyn, daß sie an nichts Mangel leiden solten. Auch gab der Samorin dem Dolmetscher, einem Banianen, der sehr fertig portugiesisch sprach, Befehl, alle mögliche Sorge für sie zu tragen, und ihnen eine bequeme Wohnung zu verschaffen. Sie wurden auch wirklich sehr gut einquartirt, und bekamen einen Sklaven zu ihrer Aufwartung. Ausserdem erhielt ein jeder noch täglich zwey Ponanten, eine kleine Münze von ohngefehr zwey guten Groschen an Werth, und nebenbey noch alle erforderliche Nahrung und Kleidung. Vier Wochen nachher hatten sie das Vergnügen, ihre beyden noch übrigen Cameraden zu bewillkommen, die ihnen von Mu-

tinga

tinga aus gefolgt waren. Sie wurden nicht minder wohl aufgenommen, und mußten nach dem Willen des Samorins alle vier zusammen wohnen und miteinander speisen.

Ihr Aufenthalt zu Calicut währte ungefähr acht Monate, in welcher Zeit Pyrard zwey Jesuiten kennen lernte, die sich als Mißionnairs dort aufhielten und bey dem Samorin im großen Ansehen standen. Sie erhielten von ihm eine jährliche Besoldung, Erlaubniß eine Kirche zu bauen, und die Freyheit, die christliche Religion öffentlich in seinen Staaten zu predigen, wodurch sie denn auch schon damals eine große Menge Einwohner bekehrt hatten. Der eine von diesen beyden Geistlichen, ein gebohrner Portugiese, begegnete unsern Abentheurer sehr liebreich, tröstete ihn, und rieth ihm nach Cochin zu reisen, wohin er ihm auch ein Empfehlungsschreiben an den dortigen portugiesischen Stadthalter mitgeben wolte. Pyrard sprach hierüber mit seinen Cameraden, und er nebst seinen beyden Landsleuten entschlossen sich dies Anerbieten anzunehmen. Nur der vierte, ein Fläminger, der reformirt war, blieb zurück, weil er sich den Portugiesen nicht anvertrauen wolte, welche ihn schon ehemals wegen seiner Religion mehr als einmal übel begegnet hatten. Der König und die Großen des Landes bemühten sich, den drey Franzosen ein gleiches Mißtrauen einzuflößen; sie blieben aber standhaft bey ihrem Vorsatz.

Gegen das Ende des Februarmonats 1608 schloß Pyrard einen Vergleich mit einigen Bootsknechten, die ihn und seine Cameraden in einer Almadia oder Fischerboot nach

Cochin bringen solten, welcher Ort nur zwanzig Meilen von Calicut entfernt ist. Sie waren einig geworden, mit der Fluth abzufahren, und wunderten sich also nicht, als sie bereits um Mitternacht abgerufen wurden. Man ließ ihnen Zeit sich fertig zu machen, und versprach sie am Ufer zu erwarten. Bey hellem Mondschein, ohne im geringsten Verrätherey zu ahnden, begaben sie sich auf den Weg. Schon hatten sie ihr Fahrzeug im Gesicht, als sie sich plötzlich von einem Haufen Christen des Landes, welche Freunde der Portugiesen waren, umringt sahen, die mit dem Geschrey: Schlagt todt! schlagt todt! über sie herfielen. Pyrard rief ihnen zwar zu: Er wäre ein catholischer Christ, und bäte seinen Tod wenigstens so lange aufzuschieben, bis er gebeichtet haben würde. Sie schienen aber wenig darauf zu achten, schimpften ihn einen Lutheraner, banden ihm und seinen Cameraden die Hände auf den Rücken, und drohten sie augenblicklich zu tödten, woferne sie den geringsten Laut von sich geben würden. Während dem Einige den portugiesischen Factoren Nachricht von dem Fortgang ihres Unternehmens gaben, hielten die übrigen ihren Gefangenen über eine Stunde lang den Degen an die Kehle. Der Anführer dieser Menschenräuber hieß Juan Furtado, und war ein indianischer Christ aus Cochin, der sich eine Zeitlang zu Calicut aufgehalten hatte, um die Wiedererstattung eines ihm von den Seeräubern weggenommenen Schifs vom Samorin zu erbitten. Sobald seine Abgeordnete zurückkamen, ließ er den Franzosen alles was sie hatten abnehmen, und sie nackend und gebunden in eine Almadia werfen, die beynahe ganz voll Wasser war. Ein Verfahren, welches diese Unglücklichen

na-

natürlicherweise auf den Gedanken bringen mußte, daß man sie ersäufen wolte. Indeß beruhigte sie Furtado doch einigermaßen wieder durch einen Eidschwur, daß er nicht gesonnen sey, ihnen irgend ein Leid zuzufügen. Hierauf wurde die Almadia in die See gelassen, und man fuhr bis an die Küste von Chaly, wo man wieder ans Land stieg.

Von hieraus schrieb Furtado an seinen Correspondenten nach Calicut, und erkundigte sich, wie der dortige Hof die Entführung der drey Franzosen aufgenommen hätte. Die Antwort, welche er wenig Tage nachher erhielt, war für ihn nichts weniger als angenehm. Der Samorin hatte kaum die Gewaltthätigkeit vernommen, die man gegen Leute ausgeübt, die unter seinem Schutz standen, als er sogleich die beyden Jesuiten, den Factor und alle in Calicut anwesende Portugiesen vor sich fordern ließ, und sie mit seinem ganzen Zorn bedrohte. Die Jesuiten entschuldigten sich, und sie sowohl wie die übrigen, schoben alle Schuld auf den Furtado, doch mußten sie zuvor einen Eid auf das Evangelienbuch schwören, daß sie keinen Antheil an dieser Verrätherey genommen hätten. Nun kehrte sich der ganze Zorn des Samorins gegen den Furtado; er befahl, daß das Schif welches er zurückbegehrt hatte, sogleich verbrannt werden, und er auf ewig aus Calicut verbannt seyn solte. Ungeachtet Furtado nicht wenig Kummer über diese schlimme Nachricht empfand, so ließ er doch seinen Gefangenen portugiesische Kleider anziehen, und begab sich mit ihnen zu Lande nach Cananor. Bevor er sich aber in die Stadt verfügte, ließ er dem portugiesischen Factor seine Ankunft be-

kannt machen. Doch er vernahm bald mit Erstaunen, daß der eine von den beyden Jesuiten aus Calicut schon seit zwey Tagen daselbst angekommen wäre, und daß man, weit entfernt sein Unternehmen zu billigen, ihm vielmehr den Vorwurf machte, den Samorin zur unrechten Zeit zum Zorn gereizt zu haben. Er entschloß sich daher, seine Gefangene gar nicht in diese Stadt zu bringen, sondern sie auf einer Almadia unter Bedeckung einiger Soldaten gerade nach Cochin zu schicken. Unterdeß gab er ihnen die Versicherung, daß sie gar nichts zu fürchten hätten, und er ihrethalben einen vortheilhaften Bericht dem dortigen Stadthalter zusenden würde. Dies war eine neue Treulosigkeit; denn in Hofnung seine That zu beschönigen, und vielleicht gar noch eine Belohnung dafür zu erhalten, schrieb er dem Statthalter: Er habe sie auf offener See zu Gefangenen gemacht, wo sie viele Malabaren getödtet hätten; ihr Vorhaben aber wäre gewesen, die Festung Cognaly wieder zu bauen, welche der Samorin seinem Vorgeben nach, den Holländern versprochen hatte.

Bey ihrer Ankunft zu Cochin wurden sie unter dem Zulauf und Gespötte einer Menge Volks zum Statthalter geführt, und daselbst scharf examinirt. Ihre Antworten und Rechtfertigung gegen Furtado's Beschuldigungen wurden für nichts als Betrügereyen gehalten. Die Gemahlin und die Töchter des Statthalters, deren Schönheit Pyrard bewunderte, schienen in der That einiges Mitleid zu fühlen, und würden ihnen auch, wie er glaubt, gerne Gutes gethan und zu ihrem Besten geredet haben, wenn sie nicht die Furcht

davon

davon zurückgehalten hätte. Hierauf wurden sie vor den Oydor de Cidade, oder Criminalrichter der Stadt geführt, der ihnen als Seeräubern ihr Endurtheil sprechen solte. Aber glücklicherweise für sie weigerte er sich ihr Richter zu seyn, weil sie Kriegsgefangene wären. Der Statthalter ließ sie daher in ein öffentliches Gefängniß bringen, bis er Gelegenheit haben würde, sie nach Goa vor das Gericht des Vicekönigs von Indien zu schicken.

Dies Gefängniß, welches man Tronco nannte, war ein dicker, hoher, viereckigter Thurm. Unter dem Dach war ein Boden mit einer Art von Fallthüre, durch welche man die Gefangenen auf einem an vier Stricken befestigten Bret in das untere Theil des Thurms herabließ. Die Tiefe dieses Lochs machte sechs bis sieben Klafter aus. Unten war keine Thüre befindlich, und das Licht fiel nur durch eine Oefnung hinein, welche in die vier Ellen dicke Mauer gehauen, und mit starken eisernen Stangen versehen war, durch die man den Gefangenen ein zweypfündiges Brod zulangen konnte. Der Kerkermeister bediente sich dabey einer Schaufel mit einem langen Stiel. Das eiserne Gegitter war dreyfach, und überhaupt das Ganze so beschaffen, daß Pyrard den Ort seines jetzigen Aufenthalts für den fürchterlichsten Kerker von der Welt hielt. Sobald man ihn und seine Cameraden oben auf den Thurm geführt hatte, schrieb man ihre Namen ins gewöhnliche Verzeichniß ein. Sie bemerkten, daß dieser Boden ein besonderes Gefängniß war, und hoften Anfangs da zu bleiben, weil sie verschiedene Gefangene, und unter andern sogar einen Holländer daselbst an-

trafen. Aber diese Hofnung scheiterte in wenig Augenblicken, da sie in das untere Gefängniß hinabgelassen wurden, wo sie mehr als hundert und dreyßig Gefangene, von verschiedenen Religionen, Christen, Muhamedaner und Götzenanbeter untereinander fanden. Diese Unglücklichen hatten den Gebrauch, unter sich einen Vorsteher zu wählen, dem sie gehorchten. Ein jeder bezahlte ihm etwas für den Eintritt, wovon der Kerkermeister die Hälfte erhielt. Von der andern Hälfte war er verpflichtet, eine immer brennende Lampe vor einem Marienbild zu unterhalten. Da dieses der unsauberste Ort war, den man sich nur denken kann, so mußte man ausserordentlich stark seyn, um den vergifteten Dünsten in demselben lange zu widerstehen. Sogar die oben erwähnte Lampe erlosch oft aus Mangel der Luft. Auch mußte man von der übermäßigen Hitze gezwungen, Tag und Nacht nackend gehen. Zwar wehten immer einige von dem Vorsteher dafür bezahlte Sclaven den Gefangenen Kühlung mit Fächern zu; aber ihre vornehmste Erquickung, ohne welche die meisten in den ersten Tagen umgekommen seyn würden, rührte von der portugiesischen barmherzigen Brüderschaft her. Diese gaben jedem christlichen Gefangenen täglich eine halbe Tengue, die ungefähr dritthalb Groschen beträgt. Die übrigen erhielten einmal des Tages gekochten Reiß und Fische; auch wurde ihnen Wasser zum Waschen gereicht. Pyrard und seine beyden unglücklichen Landsleute hatten kaum neun bis zehn Tage in diesem abscheulichen Kerker zugebracht, als ihnen schon der Leib angeschwollen, und sie überall an ihrem ganzen Körper sehr schmerzhafte Beulen bekamen.

Einige gefangene Portugiesen gaben ihnen den Rath, sich schriftlich an die Jesuiten zu wenden, die in Cochin ein Collegium hatten. Mit Freuden folgten sie dieser Anweisung, und der Erfolg zeigte zur Gnüge, wie gut sie daran gethan hatten. Der Superior besuchte sie unverzüglich, und da er fand, daß sie Franzosen und Christen waren, so stand er keinen Augenblick an, sich für ihre Befreyung zu verwenden. Der Statthalter aber antwortete: Ihre gänzliche Loslassung hieng nicht mehr von ihm ab, weil er bereits ihretwegen an den Vicekönig geschrieben, an den er sie auch mit nächster Gelegenheit abschicken wolte; indeß wäre er bereit, sie derweilen ihres Kerkers zu entlassen, doch müßten die Jesuiten für sie Bürgschaft leisten. Auf diese Weise wurden sie aus jenem scheußlichen Loche befreyt, und bis zu ihrer Abreise ziemlich gut gehalten. Pyrard benutzte diese Gelegenheit, um alle Merkwürdigkeiten in Cochin zu besehen, von welchen er wie gewöhnlich umständlich Nachricht giebt.

Nach Verlauf von zwey Monaten erschien im Hafen von Cochin eine Flotte von funfzig portugiesischen Schiffen, die vom Cap, Comorin und Ceylan kamen, hier Erfrischungen einzunehmen, und alsdenn sogleich nach Goa absegeln wolten. Pyrard bat die Jesuiten es zu vermitteln, daß er und seine Cameraden mit dieser Flotte abgeschickt werden möchten. Der Statthalter war zwar gleich willig dazu, ließ ihnen aber auch wieder Fesseln an die Füße legen, und sie so dem Oberbefehlshaber der Flotte überliefern. Unserm Pyrard traf das Unglück, auf die Galiote des Pedro Poderoso, eines barbarischen Mannes, zu kommen, der ihn für

einen Holländer hielt, und unterwegens mit vieler Grausamkeit behandelte. Hiezu kamen noch andre Zufälle, die ihn in eine tödtliche Krankheit stürzten, unter welcher er sicher hätte erliegen müßen, wenn ihm nicht ein mitleidiger Dominicanermönch alle nur mögliche Hülfsleistung während derselben erzeigt hätte.

Mit dem Anfang des Junymonats 1608 kamen sie endlich zu Goa an. Aber Pyrard und noch einer von seinen Cameraden befanden sich so schwach, daß als man ihnen die Fesseln abnahm, um sie zum Vicekönig zu führen, ihnen das Gehen ganz unmöglich war. Aus einem Ueberrest von Mitleiden trug man sie in das königliche Krankenhospital, wo man sie vor der Thüre niedersetzte. Sie wurden bald nachher von den Aufsehern abgeholt und in eine große Halle geführt, wo die Aerzte ihren Gesundheitszustand untersuchten. Von da trug man sie eine große, steinerne Treppe hinauf in ein Zimmer, welches sie bewohnen solten, und der Oberaufseher, ein Jesuite, verfügte sogleich alles Benöthigte zu ihrer Bequemlichkeit und Versorgung. Pyrard entwirft eine sehr prächtige Beschreibung von diesem Hospital, und rühmt ausnehmend die gute Behandlung der Kranken, für die man die äusserste Sorgfalt trug.

Innerhalb zwanzig Tagen befanden sich unsere beyden Kranken vollkommen wieder hergestellt, und schmeichelten sich nun mit ihrer nahen Befreyung. Man hatte auch noch ihren dritten Cameraden zu ihnen gebracht, der nicht minder mit der guten Behandlung die er genossen hatte, zufrieden

war, obgleich seine Krankheit weit unbedeutender wie die ihrige, bloß von einer großen Ermattung herrührte. Alle drey vereinigten sich nun, den Oberaufseher um ihre Entlassung aus dem Hospital zu bitten. Er zögerte aber unter allerhand Ausflüchten drey ganzer Monate lang; vielleicht aus guten Absichten, wie Pyrard selbst bemerkt, weil er wohl wußte oder doch voraus sah, wie man in kurzem mit ihnen umgehen würde. Endlich gab er ihrem dringenden Anhalten nach, und sagte: Sie möchten ihm folgen, weil sie doch so gerne aus dem Hospital heraus verlangten. Er gab ihnen zugleich ganz neue Kleider, und jedem einen Pardo, oder ungefähr zwölf gute Groschen nach unsrer Münze. Ungeachtet ihrer Ungeduld sich fortzubegeben, drang er doch noch zuvor in sie, ein Frühstück einzunehmen, und ertheilte ihnen nachher mit einer mitleidigen Miene seinen Segen. Kaum aber hatten sie ihn aus den Augen verloren, als sie sich plötzlich von einer Häscherschaar, die von zwey Gerichtsdienern angeführt wurde, umringt sahen. Ohne auf sie zu hören, banden sie ihnen die Hände auf den Rücken und führten sie in eins der öffentlichen Gefängniße. Der Kerkermeister und seine Frau fühlten Mitleid, sobald sie hörten, daß die drey Gefangenen nicht Holländer, wie sie anfänglich glaubten, sondern Franzosen und gute Catholiken waren. Sie begegneten ihnen daher auch mit vieler Leutseligkeit. Ueberdem waren die Gefängniße in Goa bey weitem nicht so abscheulich, wie die in Cochin, und Pyrard fand in der That seinen gegenwärtigen Aufenthalt lange nicht so übel, wie er befürchtet hatte.

Nachdem sie ungefähr einen Monat hier gesessen hatten, wurde Pyrard von einem Jesuiten, der die Gefangenen besuchte, für einen Franzosen erkannt. Von ihm vernahm er, daß sich im St. Paulscollegium zu Goa ein französischer Jesuit befände, der Pater Sebastian de la Croix hieß. Er säumte nicht, sogleich an ihn zu schreiben, und gleich den Morgen darauf erhielt er einen Besuch von diesem ehrlichen Geistlichen, der ihn und seine Cameraden tröstete, seine Baarschaft mit ihnen theilte, und zugleich versprach, dem Vicekönig auf das dringendste um ihre Befreyung anzuliegen. Er trieb auch in der That ihre Sache mit solchem Eifer, daß er den Vicekönig sowohl, wie den hier residirenden Erzbischof vier ganzer Wochen lang unaufhörlich mit dieser Bitte bestürmte. Eine geraume Zeit erhielt er immer zur Antwort: Die drey Franzosen hätten den Tod verdient, weil sie wider den Willen ihres eignen Königs, oder doch ohne sein Vorwissen und seine Bewilligung, und nach geschlossenem Frieden zwischen Spanien und Frankreich nach Indien gekommen wären. Nach vielen wiederholten Bitten erklärte sich der Vicekönig endlich geneigt, sie nach Spanien zu schicken, damit sie vom König selbst gerichtet werden könnten. Aber der würdige Geistliche flehte so lange, bis er ihre Loslassung auch ohne diese Bedingung erhielt.

Sie glaubten aus dem Grabe auferstanden zu seyn; indeß bestand doch die ganze Verbesserung ihres Schicksals bloß darin, daß sie als gemeine Soldaten unter den portugiesischen Truppen Dienste nehmen, und von dem gewöhnlichen Sold zwey Jahre lang leben mußten. Zwar erhielten

sie

sie viel Unterstützung aus vornehmen Häusern, wo man nach dortigen Landesgebrauch mit Lebensmitteln nicht sparsam umgieng, wurden aber dagegen auch bey manchen beschwerlichen und gefährlichen Expeditionen gebraucht. Während seiner Anwesenheit in Goa, sammlete Pyrard sorgfältig eine Menge Bemerkungen über die Denkwürdigkeiten dieser Stadt und der umliegenden Gegend. Die Portugiesen waren aber so eifersüchtig auf die innere Einrichtung ihrer Niederlassungen, daß er dieses nicht anders als ganz insgeheim thun konnte, woferne er sich nicht der gewissen Gefahr aussetzen wolte, Zeitlebens in einem grauenvollen Kerker seine Tage zu verschmachten. Er hatte selbst mehr als ein Beyspiel davon mit eignen Augen gesehen. Er stellte sich daher ganz einfältig, und that, als ob er weder lesen noch schreiben könnte, und die portugiesische Sprache gar nicht verstünde. Ausserdem befolgte er alle Befehle mit dem blindesten Gehorsam, und sobald er nur bemerkte, daß einer von seinen Vorgesetzten im geringsten unwillig auf ihn war, ruhte er nicht eher, bis er sich durch irgend einen Dienst wieder seine Gunst erworben hatte. Ungeachtet aller dieser Unterwürfigkeit, mußte er aber doch viele Beleidigungen, Schimpfwörter und Unterdrückung erdulden.

Während seines Aufenthalts zu Goa, vernahm er von einigen gefangenen Engländern, daß der zunehmende Mond, von dem er seit seinem Schifbruch nichts erfahren hatte, auf seiner Rückreise an der Insel St. Helena vor Anker gegangen sey. Weil sich aber das Schif in einem sehr übeln Zustand befand, so suchte das Volk sich eines englischen

Schiffes, welches auf eben dieser Rhede lag, zu bemeistern. Dieser Versuch misglückte: Denn die Engländer, die ihr Vorhaben merkten, und zu schwach zum Widerstand waren, machten sich in der Nacht heimlich davon. Der zunehmende Mond war nach Versicherung der gefangenen Engländer so leck gewesen, daß er unmöglich die Reise bis Frankreich aushalten konnte. Er verunglückte auch wirklich unterwegens, doch wurde das Volk und die Ladung, wie Pyrard nachher erfuhr, noch durch einen glücklichen Zufall gerettet.*) Auch hörte er, daß der aus den maldivischen Inseln entflohene Oberbootsmann nebst seinen Begleitern nach Ceylan gekommen, aber daselbst gleichfalls in portugiesische Hände gefallen wäre. Der Oberbootsmann und noch einige andre starben bald nach ihrer Ankunft an den Folgen ihres ausgestandenen Elends; der Ueberrest aber wurde theils als Gefangene nach Portugal geschickt, theils auch gezwungen, unter den portugiesischen Truppen in Indien Dienste zu nehmen.

Da Pyrard als Soldat dem portugiesischen Heer auf verschiedenen Zügen folgen mußte, so verschafte ihm dieses Ge-

le-

*) Der zunehmende Mond kam 1603 aus Indien zurück, gieng aber bey den terceirischen Inseln zu Grunde; doch wurde das Volk und der größte Theil der Ladung durch drey holländische Schiffe glücklich gerettet. La Bardeliere war gestorben, bevor man noch das Cap zurückgelegt hatte. Franz Vitre, der diese unglückliche Fahrt mitmachte, gab 1609 einen kurzen Reisebericht heraus, der aber so schlecht und unzusammenhängend abgefaßt ist, daß er gar keine Aufmerksamkeit verdient.

legenheit, nicht allein die ganze Küste von Goa, sondern auch, Ceylan, Malacca, Sumatra, Java und verschiedene von den sundaischen und moluccischen Inseln zu sehen. Er giebt in seiner Reisebeschreibung von allen diesen Ländern Nachricht, und hielt sich überhaupt bey allen Vorfällen so wohl, daß der commandirende General ihm versprach, den Vicekönig zu vermögen, ihn und seine Cameraden mit den gewöhnlich alle Jahre nach Europa bestimmten Caracken abzusenden und in Freyheit zu setzen. Sie wünschten sich daher nichts so sehnlich, als bald wieder nach Goa zu kommen, und der geringste widrige Wind jagte ihnen die tödtlichsten Schrecken ein. Endlich kamen sie an, aber wie sehr ward ihre Erwartung getäuscht, da sie, statt vollkommen gehofter Freyheit, sogleich in Verhaft genommen wurden. Der Vicekönig hatte ein Mißtrauen auf die in Goa befindlichen Fremden geworfen, und ließ daher hauptsächlich alle diejenigen gefänglich einziehen, die nicht mit portugiesischen Schiffen nach Indien gekommen waren. Einige nur vor kurzem angelangte Engländer waren die ersten, die in ein enges Gefängniß gebracht wurden, und unsre drey Franzosen traf das nehmliche Schicksal. Sie mußten nun aufs neue ihre Zuflucht zu ihren Freunden den Jesuiten nehmen, die sich auch abermals mit so vielem Eifer für sie verwendeten, daß sie innerhalb sechs Wochen wieder auf freyen Fuß kamen.

Noch vor Ende des Winters langten aus Lissabon vier Caracken, jede von ungefehr 2000 Tonnen, zu Goa an. Sie hatten unterwegens viel von Sturm gelitten, und überbrachten dem Vicekönig ein königliches Edict, welches ihm

ausdrücklich verbot, keinen Engländer, Franzosen oder Holländer in Indien zu dulden, sondern sie sogleich mit den nächsten Schiffen nach Europa zu schicken, weil diese Leute blos in der Absicht, das Land zu verkundschaften, dahin kämen. Pyrard drang inständigst in die Jesuiten, diese günstige Gelegenheit nicht zu verabsäumen. Selbst ihr eigner Vortheil, sagte er, fordre es, sich drey Menschen vom Halse zu schaffen, die sie mit Güte so oft überhäuft hatten, die ihnen aber auch schon mehr als zu lästig geworden seyn müßten. Doch die Einwilligung des Vicekönigs zu ihrer Einschiffung war nicht genug, sie mußten auch noch einen von ihm selbst unterschriebenen Befehl zu erhalten suchen, der sie mit Lebensmitteln versorgte. Die Schifshauptleute zu Goa, die die Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich diesem Begehren widersetzten, wohl kannten, thaten ihnen den Vorschlag, eine Reise nach Mozambic und Zofala mitzumachen; aber die Jesuiten bestärkten sie unaufhörlich in ihrem alten Vorsatz, und stellten ihnen vor, wie gefährlich es für sie seyn dürfte, wenn sie länger unter den Portugiesen blieben. Der König hatte einen neuen Vicekönig an die Stelle des bisherigen ernannt, der mit eben diesen Caracken nach Spanien zurückgehen sollte. Pyrard bat die Jesuiten, ihn und seine Cameraden demselben vorzustellen, wozu sie auch bereitwillig waren. Dieser Herr erstaunete, da er die drey Franzosen erblickte. Er glaubte, daß noch kein Schif von diesem Volk nach Ostindien gekommen seyn könnte. Da er aber die Art ihrer Ankunft daselbst, und die Länge ihres dortigen Aufenthalts erfuhr, so versprach er ihnen nicht allein

ihren Abschied, sondern auch freye Zehrung auf ihrer Rückreise nach Europa.

Vier Monate verstrichen über der Ausbesserung der Caracen. Endlich wurden sie fertig, zur Rückreise ausgerüstet und mit Pfeffer beladen. Aber ungeachtet der Versprechungen des Vicekönigs konnten doch Pyrard und seine Cameraden keine Lebensmittel auf den Schiffen ohne Geld bekommen. Ihr Reisepaß enthielt nur eine Ordre an die Officiere der vierten Caracke, sie mit ihrem Geräth an Boord zu nehmen, und ihnen ein gewißes Maaß Wasser und soviel Zwieback zu geben, wie das Schifvolk gewöhnlich zu erhalten pflegt. Es war damals gebräuchlich, daß alle diejenigen, welche nach Indien giengen, auf königlichen Befehl und Kosten mit allen Nothwendigkeiten versorgt wurden, denjenigen aber, welche die Rückreise nach Europa machten, ward nur Schifzwieback und Wasser gereicht, aus Furcht, daß nur wenig Portugiesen in Indien bleiben möchten, woferne man ihnen gar zuviel Bequemlichkeiten auf der Rückkehr zugestünde.

Den 30. Januar 1610 mußte sich alles an Boord begeben, und die vierte Caracke unter Befehl des Hauptmanns Antonio Boroso, die allein vollkommen bemannt war, gieng zuerst unter Segel. Ausser den drey Franzosen nahm man auch noch einen Fläminger mit, der um freye Zehrung zu erhalten, sich als Aufwärter gebrauchen ließ. Pyrard spricht mit vieler Bewunderung von der Größe des Schifs, auf welchem er sich befand. Er vergleicht es mit einem

Schloß,

Schloß, sowohl wegen des Umfangs desselben, als auch in Rücksicht auf die große Anzahl der Menschen und der unglaublichen Menge von Waaren, die es an Boord hatte. Diese letztern, bis an die Hälfte des großen Masts aufgethürmt, ließen fast gar keinen Raum zum Gehen übrig. Vier Tage verstrichen noch, ehe man würklich unter Segel gehen konnte. Während dieser Zeit kamen noch viele Portugiesen aus der Stadt an Boord, um von ihren Bekannten Abschied zu nehmen. Den andern Morgen nach der Einschiffung sah einer von den Officieren der Caracke unsern Pyrard müßig stehen, indeß die andern am Schif arbeiteten. Er gab ihm eine Ohrfeige, nannte ihn einen lutherischen Hund, und drohte ihn ins Meer zu werfen, woferne er sich nicht das gemeine Beßte besser würde angelegen seyn laßen. Diese handgreifliche Lection flößte ihm von Stund an einen gewaltigen Trieb zur Arbeit ein; auch war es um soviel billiger, daß er mit Schärfe dazu angehalten wurde, weil sich unter achthundert Menschen, die auf dem Schif waren, nur sehr wenig befanden, die nicht mit Eifer zur allgemeinen Sicherheit Hand ans Werk gelegt haben solten.

Sobald die Caracke unter Segel gegangen war, glaubten unsre drey Franzosen wenigstens eben so beköstiget zu werden, wie es auf französischen Schiffen üblich war; aber wie sehr täuschte sie ihre Hofnung, als sie sahen, wie unter dem Schifsvolk nur eine ganz kleine Portion Wasser und Brod ausgetheilt wurde. In dem besten Vertrauen auf das Wort des Vicekönigs, hatten sie bloß einige wenige Erfrischungen mitgenommen, die höchstens nur auf vier Tage

zu-

zureichten. Sie zeigten daher dem Hauptmann und dem Schifsschreiber ihre Reisepäße, die sie bisher noch niemand, als der Schifswache beym Einschiffen, vorgezeigt hatten. Der Hauptmann schien ganz erstaunt zu seyn, drey Franzosen an Boord zu haben, noch mehr aber war er es, da er sah, daß die Päße nichts von Beköstigung erwähnten, ob es gleich gebräuchlich war, daß alle diejenigen, welche auf königlichen Befehl nach Europa zurückkehrten, auch auf königliche Kosten versorgt werden mußten. Er beklagte ihre üble Lage, und schimpfte den Vicekönig und die übrigen Beamten zu Goa, Räuber, die es demohngeachtet nicht unterlassen würden, die Beköstigung dieser drey Fremden dem König in Rechnung zu bringen. Er setzte noch hinzu: Es stünde nicht bey ihm, ihrem Mangel abzuhelfen, er müßte es denn dem Schifsvolk an ihrem Antheil abbrechen, welches doch nicht wohl angienge. Ihr ganzer Proviant, den sie erhielten, bestand also monatlich in nicht mehr als dreyßig Pfund Schifzwieback, und vier und zwanzig Kannen Wasser. Ueberdem wurden sie auch sehr vom Ungeziefer geplagt, von welchen das Schif wimmelte, und bey Nachtzeit stahl man ihnen noch oft ihre kleine Mundprovision, die sie nirgends verschließen konnten. Indeß fanden sich doch verschiedene gutherzige Leute, die ihren Vorrath freywillig mit ihnen theilten, und sie entweder zum Mitessen einluden, oder auch die Ueberbleibsel ihrer Mahlzeit ihnen zuschickten. Pyrard war so vorsichtig, daß er nur immer wenig aß, weil er sonst bey dem stark eingesalzenen Fleisch, der unaufhörlichen Hitze, und der ihm zugetheilten geringen Portion Wasser, seinen brennenden Durst nicht würde haben stillen können.

Den 9ten und 10ten Tag ihrer Schiffahrt war alles auf der Caracke in Bewegung, weil man von Ferne drey Schiffe wahrnahm, die von den arabischen Küsten gegen die maldivischen Inseln zusegelten. Man sah sie für Holländer an, und da der größte Theil des portugiesischen Schifsvolks sich erinnerte, ehemals von dieser Nation gemißhandelt worden zu seyn, so ließen sie ihre Rachbegierde an den unglücklichen drey Franzosen aus, die sie für Freunde der Holländer, und eben so wie diese, für Lutheraner hielten. Einige drangen sogar darauf, daß sie in die See geworfen werden solten. Da aber die kleine Flotte ruhig ihren Weg fortsetzte, so kam man bald wieder auf andre Gedanken, und urtheilte, daß es arabische Schiffe seyn müßten, die entweder nach den maldivischen Inseln, oder nach Sumatra giengen.

Ein wüthender Sturm, der den 15ten März seinen Anfang nahm, und fünf Tage lang währte, nöthigte sie bey der Insel Diego Rodriguez, unweit Madagascar Anker zu werfen; weil aber diese Insel unbewohnt war, so fand man nicht für nöthig, daselbst zu landen. Sobald die Gefahr vorbey war, ließ der Capitain aus Furcht einer ähnlichen, die ihnen noch vielleicht bevorstehen könnte, die Canonen sowohl wie die Schaluppe in den Raum bringen, und alsdenn die Caracke mit Schifstauen vorne, in der Mitte, und hinten fest zusammenbinden. Diese Taue, die zwey oder dreymal um das ganze Schif gewunden und unter dem Kiel durchgezogen wurden, hielten das Gebäude so fest, daß es sich nirgends auseinander geben konnte. Den Tag nach dem Sturm kam eine

eine schöne portugiesische Dame, die schwanger war, so unglücklich nieder, daß Mutter und Kind starben, und beyde in der See begraben werden mußten. Pyrard war bey allem seinen eignen Elend und Unglück noch nicht so hartherzig geworden, daß ihn diese Scene nicht auf das schmerzlichste gerührt haben solte.

Die größte Fährlichkeit, die ihnen bevorstand, erwartete sie aber noch in der Gegend des Vorgebirges der guten Hofnung. Pyrard bemerkte, sie wären zu spät unter Segel gegangen; denn wenn dieses nicht Ende Decembers, oder gleich zu Anfang des Januars geschehe, so setze man sich vorsetzlich aller Wuth des Meeres in ebengedachter Gegend aus. Durch mannigfaltige Hindernisse aufgehalten, behielten sie zwey ganzer Monate lang dieses Cap immer im Gesicht, und blieben diese Zeit über unaufhörlich ein Ball der Winde und Wellen. Die Caracke war so leck, daß die Pumpen beständig gehen mußten, und alles Schifsvolk, vom Hauptmann bis auf den Geringsten gezwungen waren, mit Hand anzulegen. Demohngeachtet schien es fast unmöglich zu seyn, die Ritzen und Oefnungen des Schifs alle gehörig zu verstopfen, und das von allen Seiten hereindringende Wasser herauszuschaffen. Der große Mast brach zweymal in der Mitte voneinander, und die Segel wurden zu wiederholtenmalen vom Sturm zerrissen, der auch drey Matrosen und zwey Sclaven in die See schleuderte, wo sie ohne Rettung umkamen. Schon wolte man, um das Schif zu erleichtern und die schadhaften Stellen desselben desto genauer untersuchen zu können, alle Güter und Waaren über Boord werfen;

aber diese fatale Nothwendigkeit veranlaßte nur eine neue Unordnung. Weil man bey denjenigen Kisten und Ballen, die zuerst bey der Hand waren, den Anfang machen mußte, so entstand hierüber mit den Eigenthümern ein so heftiger Zank, daß man endlich gar die Degen gegeneinander zog. Nur mit vieler Mühe vermochte der Hauptmann diesen beynahe allgemein gewordenen Aufruhr zu stillen, und die Rädelsführer in Fesseln legen zu lassen. Was ihren Kummer und Verdruß nur noch vergrößerte, war der Umstand: Daß sie, von dem nemlichen Augenblick an, da sie das Vorgebirge der guten Hofnung erblickten, nur noch sechs Stunden lang den bisherigen Wind zur Umschiffung desselben nöthig gehabt hätten.

In dieser äussersten Noth, die fast rettungslos zu seyn schien, riethen die mehresten nach Indien zurückzukehren; aber die Steuerleute widersprachen dieser Meynung, weil die Caracke unmöglich eine so weite Fahrt in ihrem gegenwärtigen Zustand aushalten konnte, und man ausserdem noch unterwegens neuer Stürme gewärtig seyn müßte. Während dieser Berathschlagung befand man sich ziemlich nahe am Lande. Bald darauf entstand eine plötzliche Windstille, die alle Versuche, die hohe See wieder zu gewinnen, vergeblich machte. Die Caracke wurde von der ungestümen Fluth und der Gewalt der Ströme fortgerissen, und in eine große Bay getrieben, aus der man ohne Beystand günstiger Winde unmöglich wieder herauskommen konnte. Unterdeß erblickte man auf der Küste eine ungeheure Menge Wilden, die wie es schien, nur auf den Augenblick warteten, in welchem das

Schif

Schif scheitern würde. Schon wolte man zum Gewehr greifen, als sich wider alles Vermuthen ein kleiner Landwind erhob, der die Caracke rettete, und glücklich aus der Bay führte.

Nach mannigfaltigen Gefahren gelang es ihnen endlich den letzten Maytag, um das Vorgebirge zu kommen, welches bey jedermann die ausgelassendste Freude verursachte, weil man sich nun schmeichelte, Lissabon in kurzer Zeit zu erblicken. Man stattete dem Allmächtigen den feyerlichsten Dank ab, und führte eine Comödie auf, wozu man sich bisher unterwegens beständig geübt hatte, und die zu dieser Gelegenheit ausdrücklich bestimmt war. Da das süße Wasser schon zu mangeln anfieng, und die Caracke sich in den übelsten Umständen befand, so wurde der Entschluß gefaßt, nach der Insel St. Helena, als dem nächsten Lande zu gehen, wo man alles Nöthige zur Ausbesserung des Schifs zu finden gewiß war, ob man gleich um dahin zu kommen noch eine Reise von sechshundert Meilen machen mußte. Der Hauptmann, der daselbst Holländer anzutreffen fürchtete, ließ all sein schweres Geschütz, welches aus vierzig metallenen Canonen bestand, wieder an Ort und Stelle bringen, und kehrte überhaupt alle zur Vertheidigung des Schifs nöthige Anstalten vor.

Den 25sten Juny erreichten sie glücklich diese Insel, wo sie kein Schif, aber in einer Capelle einen Brief von den drey andern Caracken fanden, die, ungeachtet sie später von Goa abgegangen, doch viel früher und nach einer weit glücklichern Reise hier eingelaufen waren. Man gieng nun einmüthig

und mit Eifer an die Arbeit, doch mitten unter derselben ereignete sich ein Zufall, der beynahe allen ihren Fleiß zernichtet, und das Schif zu fernerer Reise ganz unfähig gemacht hätte. Man hatte einen von den beyden gegen die Landseite ausgeworfenen Ankern aufgewunden, da man aber auch mit dem andern das nemliche thun wolte, blieb er in einem dicken Tau hängen, welches schon seit langer Zeit auf dem Grunde der See lag, und verwickelte sich darin immer mehr und mehr. Dieses verursachte, daß der Anker immer weiter rückte, jemehr man sich bemühte ihn hinaufzuziehen, wodurch sich denn die Caracke dem Lande immer mehr näherte. Der Hauptmann, der die nahe Gefahr noch zeitig genug bemerkte, befahl sogleich das Ankertau zu kappen und alle Segel beyzusetzen. Zum Unglück aber änderte sich der Wind plötzlich, und da er aus der See kam, so trieb er die Caracke so gewaltig gegen den Strand zu, daß sie fünf Stunden lang nur in sehr wenig Wasser sitzen blieb. Es giengen sogar unten einige Breter loß, und ein jeder gab sich schon verlohren. Unverzüglich wurden nun das eingenommene süße Wasser und alle Güter von geringen Werth über Boord geworfen. Man ließ die Anker soweit man nur konnte in die See, um das Schif loszuwinden. Endlich wurde es glücklich wieder flott, war aber dabey so voll Wasser, daß der Hauptmann für nöthig fand, den Zustand des Kiels durch einen Taucher untersuchen zu lassen, deswegen er auch demjenigen, der es wagen würde, hundert Krusaden zur Belohnung versprach.

Einer von Pyrard's Cameraden, der Schifzimmermann auf dem Raben gewesen, war der einzige, der sich dazu erbot.

bot. Doch zweifelte er selbst, damit völlig zu Stand zu kommen, weil er, um das ganze Untertheil des Schifs gehörig zu untersuchen, vielleicht länger, als es seine Kräfte erlauben möchten, unter Wasser würde bleiben müßen. Ueberdem war es ausnehmend kalt, denn die Sonne befand sich eben im Wendekreiß des Krebses, welches die Winterzeit auf dieser Insel ist. Endlich tauchte er doch unter, schwamm verschiedenemale unter dem Schif durch, und brachte sogar einige zerbrochene Breter herauf, behauptete aber übrigens, daß der Kiel selbst unbeschädigt sey, welches Zeugniß denn den Hauptmann wieder beruhigte. Seit diesem Augenblick sah man die drey Franzosen mit ganz andern Augen an wie bisher. Man bedauerte, daß man ihre Geschicklichkeit noch so wenig genützt hatte, und ihre Lage wurde in der Folge weit erträglicher. Zum Beßten des Zimmermanns stellte man eine allgemeine Collecte an, und der Hauptmann verhieß ihm eine große Belohnung, wenn er Willens wäre mit nach Portugall zu gehen. Ob man gleich zehn Tage lang mit Ausbesserung der Caracke hier zu gebracht hatte, so faßte man doch den Entschluß, um sie gänzlich zu calfatern, nach Brasilien zu gehen. Pyrard lobt diesen Endschluß ungemein, ohne welchen sie gewiß alle umgekommen wären, weil das Schif die weit längere Reise nach Europa unmöglich würde haben aushalten können. Bey genauerer Besichtigung in der Folge nahm man auch in der That wahr, daß das Steuerruder fast gar nicht mehr fest war, so daß es der geringste Sturm losgerissen haben würde.

Den 8ten August entdeckte man von weitem die brasilischen Küsten, und warf den Tag darauf vier Meilen von

der Allerheiligenbay Anker, weil der Steuermann sich nicht getrauete ohne Wegweiser hineinzufahren. Drey mit Erfrischungen beladene Caravellen, die bald nachher ans Schif kamen, verursachten große Freude unter dem abgematteten Volk. Seit ihrer Abreise von Goa waren 250 Personen gestorben, und die übrigen von ihrer mehr als sechsmonatlichen beschwerlichen Reise äußerst entkräftet. Den 10ten lief man vollends in die Bay ein, hatte aber das Unglück, daß die Caracke unweit der Stadt auf einer Sandbank sitzen blieb, und umschlug; ein Unfall, der um soviel mehr Bestürzung verursachte, da sich zwey erfahrne Lootsen des Landes am Boord befanden. Sogleich eilten eine Menge kleiner Fahrzeuge herbey, um die Mannschaft sowohl, wie die Waaren zu retten. Kaum aber war das Schif dadurch erleichtert, als es auch wieder flott wurde, und unter den Canonen von St. Salvador vor Anker gieng. Weil man wirklich fand, daß die Caracke zur ferneren Schiffahrt ganz untauglich geworden war, so wurden nun auch alle übrige Güter ans Land geschaft.

Pyrard besah nun alles Sehenswürdige zu St. Salvador, von welchem er nicht unterläßt, in seiner Reisebeschreibung umständliche Nachricht zu geben. Er fand hier einen reichen französischen aus Nantes gebürtigen Kaufmann, der Julian Michel hieß, und in Gesellschaft mit verschiedenen Portugiesen den Wallfischfang in der Bay auf sieben Jahre gepachtet hatte. Dieser erzeigte unserm Abentheurer viele Gefälligkeiten, und nahm ihn oft auf den Wallfischfang mit. Auch traf Pyrard zu St. Salvador noch einen

andern Landsmann aus Marseille an, welcher bey dem Don Francisco de Menaissa, einem ehemaligen portugiesischen Vicekönig, in Diensten stand, und 20 bis 30 Sclaven in der Music Unterricht gab. Dieser Herr, der in großem Ansehen war, wolte durchaus unsern Pyrard zum Oberaufseher über seine Sclaven machen, und bot ihm einen ansehnlichen Gehalt an; ein Anerbieten, welches um soviel beträchtlicher war, da er ihm versprach, diese Besoldung auch in Portugall reichen zu lassen, wohin er künftiges Jahr zurückkehren wolte. Aber die Sehnsucht nach seinem Vaterland und die Liebe zur Freyheit überwogen bey ihm alles. Demohngeachtet fuhr der alte Vicekönig fort, ihn mit nicht weniger Achtung zu behandeln; er gab ihm nicht allein freye Tafel, sondern ließ ihm auch ein Zimmer in seinem Palast einräumen.

Der Geschmack an Liebeshändeln war damals zu St. Salvador sehr gemein, und Pyrard selbst hatte Gelegenheit, davon eine Probe zu machen. Da er eines Tages in der Stadt spazieren gieng, und ein portugiesisches Kleid nach der Mode von Goa trug, welche von der in Brasilien sehr verschieden war, begegnete ihm eine junge Negersclavin. Dieses Mädchen sagte leise zu ihm, er möchte ihr nur ohne Mißtrauen folgen, weil sie den Auftrag hätte, ihn zu einem gewissen Herrn zu führen, der ihn gerne zu sprechen wünschte. Ob er gleich dieses Abentheuer für etwas gefährlich hielt, so entschloß er sich doch es zu bestehen. Die Sclavin führte ihn Straße auf Straße nieder, durch eine Menge kleiner Gäßchen, und da sie einige Verlegenheit an ihm be-

merkte, so ermahnte sie ihn unaufhörlich, den Muth nicht sinken zu lassen, weil er nicht das Geringste zu fürchten hätte. Endlich ließ sie ihn in ein großes sehr prächtig möblirtes Haus treten, wo er eine junge portugiesische Dame erblickte, die ihn auf eine sehr angenehme Art willkommen hieß. Sogleich wurde eine herrliche Mahlzeit zubereitet. Er und die Schöne setzten sich an den Tisch, und ließen sich's recht wohl schmecken. Nachher nahm ihm die junge Dame seinen Hut, der schon ziemlich schlecht aussahe, und gab ihm dafür einen neuen von spanischer Wolle, mit einer schönen Schnur. Er mußte ihr versprechen, sie oft zu besuchen, und da er gegen so viele Güte nicht unerkenntlich war, so erhielt er von ihr während seinem dortigen Aufenthalt noch weit größere Beweise ihrer Zuneigung und Freygebigkeit. Indeß blieb ihr Pyrard doch nicht ganz getreu, denn nach seinem eignen Geständniß unterhielt er noch zu gleicher Zeit einen andern Liebeshandel, mit einer jungen, verheyratheten Portugiesin, welche er Maria Mena nennt, und die einen öffentlichen Gasthof für Fremde hielt. Sie gab ihm lange Zeit umsonst zu essen, und half ihm ohne Vorwissen ihres Mannes oft mit Geld aus. Wer hätte es wohl vermuthen sollen, daß am Ende von Pyrard's langer und ernsthafter Erzählung noch zwey Abentheuer von verliebter Gattung vorkommen würden? —

Zwey Monate lang hatte er nun schon zu St. Salvador in Erwartung einer günstigen Gelegenheit zugebracht, mit welcher er nach Europa zurückkehren könnte; als drey portugiesische Edelleute, die viel Freundschaft für ihn hatten,

ihm

ihm den Vorschlag thaten, mit ihnen nach Lissabon zu reisen. Dies waren Don Fernando de Sylva, ehemaliger Oberbefehlshaber auf der Flotte zu Goa, und zwey seiner Stiefbrüder. Er nahm ihr Anerbieten an, und begab sich in ihrer Gesellschaft nach dem Schif, welches bereit war unter Segel zu gehen. Aber der Hauptmann schlug es rund ab, unsern Abentheurer mitzunehmen, weil er hörte, daß er ein Franzose war. Er hatte nemlich, wie er sagte, auf einer seiner ehemaligen Reisen einen Franzosen an Boord gehabt, der ihm soviel Verdruß gemacht, daß er sich verschworen hätte, in Zukunft nie wieder einen von dieser Nation in sein Schif aufzunehmen. So sehr sich auch Pyrard über diese verächtliche Begegnung ärgerte, so war sie doch in der That ein wahres Glück für ihn; denn er vernahm nachher, daß dieser gegen die Franzosen so eingenommene Schifshauptmann unterwegens von türkischen Corsaren angegriffen, und mit allem seinem Volk zu Sclaven gemacht worden wäre. Pyrard bedauerte hiebey nur, daß eben dieses Schicksal auch jene drey Edelleute hatten, welchen er so viele Verbindlichkeit schuldig war, und daher wohl eine glücklichere Reise gegönnt hätte. Indeß ereignete sich doch zu seiner Ueberfahrt nach Europa eine nicht weniger vortheilhafte Gelegenheit, die er zu benutzen auch nicht ausser Acht ließ.

Zwey flämingische Kaufleute, die miteinander associirt waren, sich in Brasilien niedergelassen hatten, und daselbst die nemlichen Vorrechte wie eingebohrne Portugiesen genossen, lernten gleichfalls unsern Abentheuer kennen, und hatten ihn lieb. Einer von ihnen, der in einem ihnen selbst zuge-

hörigen Schif nach Lissabon reisen wolte, verglich sich mit Pyrard und seinen beyden Landsleuten, sie frey mitzunehmen, dagegen sie versprechen mußten, auf dem Schif Matrosendienste zu thun. Mit großem Vergnügen nahmen sie diesen Vorschlag an, weil sie es in der That für ein Glück hielten, die Reise- und Verzehrungskosten, die gemeinhin eine Summe von 120 Livres nach französischem Gelde auszumachen pflegten, durch ihrer Hände Arbeit abverdienen zu können. Das Schif war mit Zucker beladen, zur Vertheidigung wohl armirt, und die Zahl der Mitreisenden belief sich auf ungefehr sechszig Personen. Pyrard, der nicht verhindern konnte, in Portugal ans Land zu gehen, war vorsichtig genug, sich und seine beyde Cameraden mit einem vom Vicekönig von Brasilien ausgefertigtem Reisepaß zu versehen.

Den 7ten October 1610 giengen sie unter Segel, aber mit so widrigem Wind, daß 25 Tage verstrichen, ehe sie das Cap St. Augustin zurücklegen konnten, ob es gleich nicht über 100 Meilen von St. Salvador entfernt liegt. Dagegen war ihre übrige Fahrt desto glücklicher, und den 15. Januar 1611 erblickten sie die Küsten von Portugal. Der Schifshauptmann wolte in den Tajo einlaufen, aber der Wind wurde so widrig, daß deswegen zwischen ihm und einem der jüdischen Kaufleute, welchen die Portugiesen den Beynamen neue Christen geben, ein sehr lebhafter Zank entstand. Dieser Mann hatte auf dem Schif für mehr als 100,000 Thaler an Werth, und überhaupt war seit geraumer Zeit kein so reich beladenes Schif, als dieses, aus Brasilien angekommen. Da man sich indeß noch immer mit

Laviren den Fluß zu erreichen bemühte, so erklärte der jüdische Kaufmann: daß er es bey diesen Umständen, wo man zugleich mit Wind und Wetter kämpfen mußte, für ganz unmöglich hielt, nach Lissabon zu gehen. Der Hauptmann willigte endlich ein, einen andern Weg zu nehmen, doch mit der Bedingung, daß der Kaufmann für allen Schaden, der aus dieser Verzögerung der Reise entstehen könnte, schriftlich gut sagen solte; ausserdem sey er entschlossen See zu halten, weil das Wetter dazu günstig wäre, und der widrige Wind sich doch bald ändern oder legen müßte. Sein Gegner aber gab allen diesen Gründen kein Gehör, sondern bestand durchaus darauf, nach den bayonischen Inseln zu gehen, von welchen sie noch achtzig Meilen entfernt waren. In der Hitze des Wortwechsels ergrif er sogar das Steuerruder, um sein Vorhaben auszuführen. Durch diese neue Beleidigung wurde der Hauptmann so aufgebracht, daß es beynahe zu Thätlichkeiten gekommen wäre. Man würde ihn auch schwerlich haben besänftigen können, wenn der Kaufmann sich nicht endlich hätte bewegen lassen, den verlangten Schein auszustellen, worauf das Schif den Weg nach Gallicien nahm.

Indeß hatte der Sturm so sehr zugenommen, daß man fünf Tage brauchte, um die bayonischen Inseln zu erreichen. Das Schif war überall leck geworden, und der aus der See kommende Wind trieb es unaufhörlich gegen die Küste zu. Pyrard versichert, daß unterwegens eine Menge Gelübde gethan wurden, deren Werth er über 1500 Thaler schätzt. Unter andern gelobte der vornehmste Kaufmann

 eine

eine Summe von achthundert Krusaden, halb zur Ausstattung einer armen Waise, und halb zu einer Lampe vor einem Marienbilde anzuwenden. Er erfüllte auch wirklich dieses doppelte Versprechen, sobald er nur das Land betreten hatte. So ist der Character der Portugiesen beschaffen, die bey vorhandener Gefahr gleich allen Muth sinken lassen, und bloß den Himmel mit Gelübden für ihre Rettung bestürmen; ein characteristischer Zug dieser Nation, der ihr selbst noch heut zu Tage eigen ist. Auf dem Wege vom Ausfluß des Tajo bis Gallicien, glaubte Pyrard mehr als zehnmal von den Fluthen verschlungen zu werden. Er hält diese Reise für die gefährlichste von allen seinen Fahrten, die er innerhalb zehn Jahren gemacht hatte.

Nachdem er endlich glücklich ans Land gekommen war, erinnerte er sich, daß er in seinem Gefängniß zu Goa ein Gelübde gethan hätte, nach St. Jago in Gallicien zu walfahrten, woferne ihm jemals sein Schicksal nach Spanien führen solte. Voll von diesem Gedanken, nahm er Abschied von seinen beyden Unglückscameraden, und begab sich nach St. Jago de Compostella. Darauf gieng er nach Corunna, in Hofnung, von da leicht nach Frankreich kommen zu können. Zwey Meilen von diesem Hafen, in einer kleinen Rhede, fand er auch wirklich dazu eine sehr günstige Gelegenheit. Er begab sich daselbst an Boord einer Barke aus Rochelle, deren Schiffer sich an der Erzählung von Pyrard's Abentheuern nicht satt hören konnte, und ihn umsonst mitzunehmen versprach. In Rochelle fand er nicht weniger eine Menge Zuhörer und Bewunderer, die ihn ver-

schie-

schiedene Tage lang daselbst aufhielten und mit Höflichkeiten überhäuften. Aber die Sehnsucht nach seiner Heimath, von welcher er nun schon seit zehn Jahren entfernt gewesen war, trieb ihn fort. Er kam endlich den 16. Februar 1611 glücklich zu Laval an, wo er in den Armen seiner Anverwandten und Freunde alle bisher erduldete Mühseligkeiten in kurzer Zeit vergaß.

F.

III.

Die Rechnung.

Eine historische Anecdote.

Der französische General Leonard Guillaume de Bellecombe, vormahliger Gouverneur von St. Domingo, schifte sich den 2ten Julius 1785 in dem Hafen Port au Prince ein, um nach Europa zurückzugehn. Seine Administration war so gewesen, daß er nichts weniger als Segenswünsche mit auf die Reise nahm. Folgende sonderbare Rechnung der Feyerlichkeitskosten, bey Gelegenheit der Geburt des Herzogs von der Normandie, dem jüngsten Sohn des Königs von Frankreich, wurde von ihm bey der Admiralitätscasse der Insel eingereicht, wozu die Einwohner beykommenden Commentar machten:

Wirkliche Kosten		französ. Livres
Nichts	Für meinen persönlichen ceremonievollen Aufwand =	000,000

Für

Wirkliche Kosten		französ. Livres
66 Livres	Für das Te Deum und das Freudenfeuer, das ich zuerst anzündete	3,300
Nichts.	Für Handschuh an das sämtliche Gefolge	150
	Zur Illumination	4,300
24 Liv. 15 Sous	NB. Diese bestand in 400 Lampen das Stück zu 10 Sous und in 12 Feuertöpfen.	
Nichts.	Für eine große Abendmahlzeit an die Officier, Damen und sämtliche Personen von Ansehn in Port au Prince	1,300
	NB. Es wurde an keine Abendmahlzeit gedacht.	
	Für 10 Fäßer Wein an die Truppen	2000
Nichts.	NB. Die Truppen bekamen keinen Wein zu sehen.	
Nichts.	Zubereitungen zum Feuerwerk, dessen Abbrennung der Regen verhinderte	6,600
	NB. Es wurden keine gemacht.	
Nichts.	An die Armen ausgetheilt	1,650
	NB. Die Armen erhielten nichts.	
90 Livr. 15 Sous.		Summe 19,200

Obige Rechnung ist in allen Artikeln richtig, welches ich durch die Unterzeichnung meines Namens und Hinzufügung meines Wapensiegels bezeuge. Port au Prince den 30 Junius 1785.

Bellecombe.

Da

Da obige Rechnung richtig ist, kann der Schatzmeister des Seewesens die besagte Summe bezahlen. Port au Prince, den 30. Junius 1785.

Bowgars.

Obiges habe baar ausgezahlt erhalten.

Bellecombe.

IV.

Die Gebohrnen.

Ein Hochgebohrner, gnädger Herr
Befahl einst seinem Secretär
An einen Rath zu schreiben.
H. Ein Scrupel, Scribax! Sag er, wie
Tituliren wir, um bey der Courtoisie
(Ich brauch den Mann) zu bleiben?
S. Der Titel? Gnaden, dächte, Sie
Ertheilten Ihme Wohlgebohren.
H. Wohl – Wohlgebohren?
Gebohren sind wir — Herr, hat er lange Ohren!
Nein! Solches Volk ist nicht gebohren.

V.

Sie thut's nicht.

Eine Erzählung.

Bey einem Feste Damon sah
Elvirens Sprößchen Delia,
Ein Mädchen ganz zum Küssen:
Im schwarzen Auge Liebesblitz,
Und Wang' und Mund der Anmuth Sitz;
Kurz: 's war ein Fürstenbissen.

Zwo Rosenknospen ihre Brust
Geschwellt von neugeahnter Lust,
Und rundig Arm und Waden,
Das Füßchen nett, die Hüft erhöht,
Und schlank der Leib und wie gedreht,
Und alles nach dem Faden.

Wem wässert nicht darnach der Mund?
Dem Damon ward Cupido kund,
Und thät ihn herzlich rühren;
Der Held nicht lange Grillen fieng,
Gleich vor die rechte Thüre gieng,
Und klopfte bey Elviren.

„O Baase, helft mir Armen doch,
„Es hat die Lieb' ein tiefes Loch
„Mir in das Herz gerissen;
„Drum laßt des Priesters Creuz geschwind
„In meine Arme euer Kind
„Als trautes Weib verschließen!“

Noch

Noch jung und schlau die Wittwe war,
Die Hexe hätte selber gar
Den Jungen gern umfahen;
„ Mein Kind ach! spricht sie ist zu jung,
„ Zu Hymens Lust nicht reif genung,
„ Wird kaum sich dreyzehn nahen.

„ Es willigt nicht der Eigensinn,
„ Wo's einmal geht, da geht es hin,
„ Umsonst wär Drohn und Flehen."
Der Freyer dringt, die Mutter schwört:
„ Sie thut es nicht: Sie wird empört:
„ Ihr werdet's selber sehen."

Das Mädchen an der Thür fürbaß,
Das Alles hört, wird roth und blaß,
Und ruft mit schlauem Lachen;
„ Ach! Mutter!" zu der Stub' hinein
„ Ich werde doch zu zwingen seyn
„ Laßt nur den Freyer machen."

VI.

Ueber Neapel *).

Von dem neapolitanischen Adel, der Geistlichkeit und dem Bürgerstande zu Neapel, so wie von einigen Gebräuchen dieser verschiedenen Classen von Staatsbürgern.

Die gränzenlose Gewalt des Adels hat in Neapel, wie in ganz Europa, alle Unordnungen der Feudalaristocratie erzeugt.

*) Diese Aufsätze sind aus dem Voyage pittoresque ou Description des Royaumes de Naples et de Sicile, fol. à Paris 1781 — 86 (4 Tome, oder 2 Bände m. K.) übersetzt. Die Kostbarkeit des Werkes, welches an die 30 Louisd'ors zu stehen kömmt, ließ mich vermuthen, daß es sehr viele Personen nur dem Namen nach kennen, aber doch nähere Notiz von seinem innern Gehalte, besonders über so wichtige Gegenstände, als die politische und sittliche Verfassung eines Staats sind, zu erhalten wünschen, und daß ihnen daher einige Verdeutschungen aus diesem Werke nicht unwillkommen seyn würden. Man ist berechtiget, von einem so theuerem Werke etwas vorzügliches zu erwarten. In wieferne diese Erwartung erfüllet worden sey, das kann Niemand mehr als der vortrefliche Herr Herausgeber der Litteratur und Völkerkunde würdigen, Er, der durch seine Reisebeschreibung von Italien für einen so competenten Richter in dieser Sache einmüthig erkannt werden wird.

Anm. des Uebers.

zeugt. Sie war eine der Hauptursachen jener Unruhen, welche dieses Königreich sechs Jahrhunderte hindurch zerrüttet haben. Es ist eine der glücklichen Wirkungen der uneingeschränkten Monarchie, daß sie die Macht der Großen, eine Quelle von so viel Unruhen und Spaltungen, vernichtet. Der Adel zu Neapel ist jetzt nichts mehr, als was er in jedem ganz monarchischen Staate seyn muß — eine Classe von Menschen, welche durch Geburt, Vorzüge und Reichthümer achtungswürdig, aber durch Ehrsucht, Hofnungen und durch Haschen nach Gnaden- und Ehrenbezeugungen beynah immer vom Souverain abhängig ist.

Die neapolitanische, dem Willen des Monarchen jetzt ganz allein unterworfene Regierungsform, hat noch den Schein einer Municipalverfassung beybehalten, aber auch nur Schein und Bild dessen, was sie vor Zeiten seyn mußte. Es giebt zwar noch verschiedene Cronbedienungen dem Namen nach, allein ohne Verrichtungen, so wie ohne Gewalt. Was noch am meisten das Gepräge der alten republicanischen Form hat, ist die Beybehaltung eines Magistrats, welchem man einige Vorrechte und eine ziemlich ausgebreitete Aufsicht über verschiedene Theile der Stadtregierung übrig gelassen.

Seit langer Zeit theilt sich der neapolitanische Adel in fünf Höfe oder Seggi: Eine Benennung, die ihren Ursprung von den fünf in verschiednen Gegenden der Residenz gelegenen Versammlungshallen hat. Diese Hallen sind ofne, freystehende, theils mehr, theils weniger gezierte Säle, und haben folgende Namen: Nido Capuana, Montagna, Porto

 und

und Portanuova. Jede Halle hat eine Devise und ein Panier, wodurch sie sich von den übrigen unterscheidet, und eine gewisse Zahl adelicher Familien, welche zu derselben gehören. Diese wählen sich einen Syndicus oder Genannten, dessen Geschäft es ist, die Versammlung zusammen zu berufen, auf die Beobachtung der Statuten ein wachsames Auge zu haben, u. s. w. Ausserdem giebt es auch noch einen Volksgenannten, der vom Könige ernannt wird, und sich in den Versammlungen an die Genannten des Adels anschließt.

Diese Genannten zusammen heissen in Neapel die Citta oder der Municipalmagistrat. Sie haben die Aufsicht über die Policey und die Oeconomie der Stadt, müssen für die Herbeyschaffung der Bedürfnisse sorgen, gegen Feuersbrünste und jede Unordnung die nöthige Vorsicht treffen, u. s. w. Der König oder seine Minister schicken an sie die Beschlüße des Staatsrathes, welche alsdann von ihnen den verschiedenen Höfen angezeigt, und von diesen als von eben so vielen Parlamentern registrirer, oder durch Vorstellungen aufgehalten werden. Inzwischen geschieht es selten, daß die Verordnungen des Königs in diesen Versammlungen einigen Widerstand finden, denn die Auflagen in diesem Königreiche sind nicht vervielfacht, und fast immer die nämlichen. Auch zahlt sie das Volk, da sie nur auf Consumtibilien gelegt werden, fast ohne dieselben zu merken.

Die Einkünfte des Königs von Neapel übersteigen keine vierzig Millionen französischer Livres. Bey einem ordentlichern Finanzsysteme könnten sie, ungeachtet des traurigen

Zu-

Zustandes, in welchem sich die Handlung und der Ackerbau dieses Landes befinden, auf funfzigtausend, oder auch wohl darüber, erhöhet werden.

Die Truppen Sr. sicilianischen Majestät, bestehen aus 26 Infanterie- und neun Cavallerieregimentern, welche mit Inbegrif der königlichen Haustruppen und der zwey Ingenieurs- und Artilleriecorps, eine Armee von ungefähr 35 bis 36,000 Mann ausmachen würden. Allein da keines dieser Corps vollzählig ist, so möchte sich die wirkliche Zahl kaum auf 28 bis 29,000 Mann belaufen, wovon sich ein Drittel theils in, theils um Neapel befindet.

Die Seemacht dieses Königreiches ist auch bey weitem nicht von der Stärke, von welcher sie seyn solte oder seyn könnte. Sie besteht gegenwärtig nur aus zwey Kriegsschiffen, eben soviel Fregatten und sechs Schebecken. Man hat die letztern seit einigen Jahren erbaut, um damit auf die Corsaren und Barbaren Jagd zu machen, welche seit langer Zeit den ganzen Theil der mittägigen Küsten des Königreichs verwüstet, und die dasigen Einwohner mit sich weggeführt hatten. Ehemals unterhielt man auch in dem Hafen von Neapel zwey Galeeren; allein sie sind zum Dienste unfähig, und es scheint nicht, daß man ihre Stelle ersetzen werde.

Bey all der wenigen Thätigkeit, die man in Betref des Handels und des Kunstfleißes in diesem Königreiche überhaupt wahrnimmt, ist der Luxus in der Residenz, und besonders unter dem Adel, nichts weniger als unbeträchtlich. Doch

ist alle Pracht auch hier, wie in allen italiänischen Städten, blos Blendwerk. Man erblickt Paläste, welche groß, von weitem Umfange und reich meublirt, wovon aber drey Viertheile nicht bewohnt sind. Man besitzt das prächtigste Tischgeschirr, ohne es beynah jemals zu brauchen, und wenn man einige Häuser, welche auf französischem Fuße leben, ausnimmt, so ist alles das, was das beßte häusliche Wohlleben anzuzeigen scheint, nur um eines einzigen oder ein paar Tage willen im Jahre da. Ja, man kann sagen, daß das innere häusliche Wohlleben in den größten Häusern, sogar weniger zu Neapel, als in dem übrigen Italien zu finden sey. Die Großen mit unermeßlichen Einkünften und dem glänzendsten Hausstaat, leiden oft an dem Nothdürftigsten Mangel. Sie lassen vier Laufer vor sich hertreten, lassen sich von vierzig Bedienten aufwarten, haben funfzig Pferde in ihren Ställen, und es ist mehr als einmal geschehen, daß ihr Haushofmeister wegen des Mittagsmahls für seine Herrschaft in Verlegenheit gewesen. Dieses scheint auch nur solchen unglaublich, welche von dem zerrütteten Zustande in den großen neapolitanischen Häusern nicht selbst Augenzeugen gewesen sind.

Man speißt selten mit einer ausgesuchten Gesellschaft. Nur von Zeit zu Zeit geben die Ersten des Adels Ricevimenti von drey oder vierhundert Personen, wobey unter demjenigen, was man vorsetzt, das Biscuit noch das solideste ist. Nichts ist glänzender, als diese Ricevimenti. Hier erblickt man Edelknaben mit gestickten Kleidern, Bediente mit reichbesetzten Livreen, Haushofmeister, bey deren Anblick man

in Versuchung geräth, sie für die Herren des Hauses anzusehen, Credenztische, unerschöpflich an gefrornem Confecte, an Zuckerwerk und Erfrischungen aller Art: Dies alles gleicht aber einem Kunstfeuer, und am Morgen des andern Tags ist das ganze Gepränge nicht mehr. *)

Die zahlreichsten Versammlungen geschehen bey den jungen Damen, welche ins Kindbett gekommen sind. Es ist eine zu Neapel eingeführte und ohne Zweifel vom sanften Clima begünstigte Gewohnheit, die Besuche der ganzen Stadt und aller bekannten Fremden, bey dieser Gelegenheit anzunehmen. Uebrigens ist der Gesellschaftston zu Neapel angenehm, vorzüglich unter den Leuten am Hofe, wo die Fremden die beßte Aufnahme genießen, und man kann sagen, daß hier, besonders in diesem Creise, der Ton aller großen Hauptstädte herrsche. Man wird im Umgange keine anderen, als diejenigen Verschiedenheiten gewahr, welche Folgen einer, überhaupt genommen, viel vernachläßigteren Erziehung, eines un-

*) Eben dieser Geschmack am Flitterstaat, dieser gänzliche Mangel an Ordnung und Oeconomie, welche die Großen und Reichen zu Grunde richten, hat sich bis auf die niedrigsten Classen des Volkes ausgebreitet. Man kann sich von dem ausserordentlichen Elende, in welchem sich das letztere befindet, einen Begrif machen, wenn man bedenkt, daß es noch viel fauler und noch weniger betriebsam, als in einer jeden andern Stadt von Italien ist. Man darf rechnen, daß unter dem gemeinen Volke zu Neapel täglich 20,000 Menschen aufstehen, ohne zu wissen, wovon? und wie? sie sich den Tag über nähren werden.

unendlich lebhafteren Hanges zum Vergnügen, und einer größern Summe von herrschenden Vorurtheilen sind.

Die Moden und Kleidungsarten des Adels gleichen, so, wie beynah in ganz Europa, den französischen. Der größte und gewöhnlichste Prunk bestehet in prächtigen Equipagen. Dies ist der herrschende Geschmack und der vorzüglichste Aufwand der edlen Neapolitaner; ein Aufwand, wozu sie ohne Zweifel durch die Schönheit und Vortreflichkeit ihrer innländischen Pferde verleitet werden.

Das vorzüglichste Vergnügen findet man zu Neapel in den Spazierfahrten, auf den Plätzen am Meere längst den Küsten desselben. Die Menge der acht- und zehnspännigen Wägen, welche sich hiebey versammeln, gewähren einen sehr angenehmen Anblick. An die großen Equipagen des Adels schließt sich noch eine Anzahl kleiner Kutschen, Calesse genannt, welche, wie die öffentlichen und wohlfeilen Lehnwägen, beynah ganz vergoldet sind, und sehr schöne Geschirre haben. Dies alles zusammen giebt in seinen mannichfaltigen Bewegungen ein Schauspiel voll Leben, das durch die Pracht des Meerbusens und der Küste, die beynah immer von einer Menge Barken und Fischern wimmeln, noch sehr verschönert wird.

An gewissen Tagen des Jahres macht der Zusammenfluß des Volkes diese Gattungen von Promenaden noch prächtiger, als zu anderen Zeiten. Nichts gleicht dem Schauspiele zu Neapel an dem Tage, welcher dem Fest der Pie di Grotta gewidmet ist. Dies ist eine Kirche bey der Grotte

des

des Pausilipp, wo man ein vorgeblich wunderthätiges und von dem Volke sehr verehrtes Bild der heiligen Jungfrau aufbewahret. Am achten September begiebt sich der König, mit seinem ganzen Hofstaate und mit vielen Truppen unter den Waffen begleitet, dahin. Das ganze Ufer ist längst der Vorstadt Chiaia mit Volke bedeckt. Man kann in der That zur Ausbreitung einer ungeheuern Menge Volkes, welche an diesem Feste die neapolitanische Nation ausmacht, keinen vortheilhaftern Ort finden. So lärmend, so gefeyert und so abergläubisch, wie dieses, ist kein anderes Fest in Europa. *)

*) Die neapolitanische Regierung hat ohne Zweifel ihre guten Gründe, warum sie all den Aberglauben des Volkes nicht misbilliget; denn es trägt derselbe mehr, als man denkt, zur öffentlichen Ruhe bey. Der heilige Januarius, den die Lazaroni ihren Beschützer und ihre Stütze nennen, ist es dem Throne und den Ministern weit mehr, als den Privatpersonen. Bey großen Unfällen, dergleichen die Ausbrüche des Vesuvs sind, bey Hungersnoth, u. m. a. nehmen die Neapolitaner ihre Zuflucht zum heiligen Januarius, und erwarten von ihm Hülfe, gegen dergleichen drückende Uebel. Wäre das Volk weniger abergläubisch, es würde sich in solchen Fällen an die Regierung, und zwar an diese allein wenden. Bewegungen und Aufruhr würden bey dem kühnen Character der Neapolitaner und des dasigen gemeinen Volkes leicht nachtheilige Folgen für das Ministerium erzeugen, und sicherlich die Gewalt des Monarchen aufs Spiel, wo nicht sein Leben selbst in Gefahr setzen.

Die schöne Welt spricht sich gewöhnlich in den Theatern. Die Länge der Schauspiele, die Größe und Bequemlichkeit der Logen machen, daß sich hier viele Menschen miteinander unterhalten können. Und in der That ist dies der Ort, wo sich, vorzüglich im Winter, der edlere Theil der Einwohner zu versammeln pflegt.

Es giebt drey Theater zu Neapel. Das größte und prächtigste ist das von St. Carlo. Es hängt mit dem Palaste des Königes zusammen, der aus seinen Zimmer ganz bedeckt in dasselbe gehen kann, ist oval, edel und zierlich gebaut, und hat sieben Reihen Logen, wovon jede zehn bis zwölf Personen gemächlich faßt. Jede Reihe hat dreyßig solcher Logen, ausgenommen die erste, welche nur neun und zwanzig hat, weil die des Königes den Platz von zwey derselben einnimmt. Das Parterre hat funfzehn Reihen Sitze, und die Plätze desselben sind sehr bequem. Soviel ist gewiß, daß es nirgends prächtigere und glänzendere Schauspiele giebt, als diejenigen sind, welche an den sogenannten Galatagen zu Neapel gegeben werden; ja man könnte hinzufügen, daß sie das sogar im Uebermaße sind. Die ungeheure Menge von Lichtern, womit man die Logen erleuchtet, und deren Schein sich in den im Hintertheile der Logen angebrachten Spiegeln vervielfacht, ist dem Theater überaus nachtheilig, das gegen die übrigen Partieen des Saales alsdann wie im Dunkeln zu liegen scheint. *)

Die

*) Die Logen des Theaters von S. Carlo sind groß und tief genug, um eine Menge Menschen auf einmal und bequem zu

Die zwey andern Schauspielsäle sind nicht so geräumig und geschmückt. Der eine ist das neue Theater an der Straße von Toledo, und der andere der Saal welcher dei Fiorentini genannt wird. In dem letztern werden jene komischen Opern gegeben, an deren Music man nicht ohne Grund soviel Geschmack in Italien findet, und die nicht selten derjenigen in den großen Opern vorzuziehen ist. Man spielt auch Comödien; sie sind aber von so schlechter Art,

zu fassen. Man wird in denselben mit Gefrornem und Erfrischungen bedient, und das Spectakel ist gerade dasjenige, womit man sich am wenigsten beschäftiget. Alles, was man zum Lobe dieses Theaters sagen kann, ist dieses, daß sich hier alle Welt zu ihrer Zufriedenheit befindet, Acteurs, Zuschauer und selbst die Compositeurs; denn wen man einige Arien, ein Duett, ein Quartett und ein Quintett ausnimmt, die das Hauptsächlichste einer Oper sind, so wird alles übrige keiner Aufmerksamkeit gewürdiget, und scheint nur gemacht zu seyn, um die Zeit auszufüllen. Man verlangt zu Neapel, daß eine Oper, sie mag auch noch so langweilig seyn fünf Stunden daure. Der Lärm in den Logen, die Gleichgültigkeit und Monotonie der Acteurs, auf welche man nicht Acht hat, und die dieses sehen, sind Ursache, daß man, um die Aufmerksamkeit des Zuschauers aufzufrischen, und zu verhüten, daß derselbe nicht vor langer Weile sterbe, auf den Einfall gekommen ist, die Oper und jene herrlichen Poesieen eines Metastasio durch Ballete zu zerstückeln und zu unterbrechen, welche gewöhnlich gar keinen Bezug auf das Sujet des Stücks haben, und das Interesse desselben vollends zu Grunde richten.

daß man denken solte, sie wären nur für die Unterhaltung des Pöbels gemacht. *)

Die Classe von Einwohnern, welche man zu Neapel la Civilta nennt, macht den Mittelstand aus, und besteht aus der Bürgerschaft der Stadt. Sie zeigt nicht soviel Pruuk als der Adel, sonst hat sie aber mit diesem in ihrer Lebensart viel gemein, und ist in vielen Stücken dem Luxus und lächerlichen Gewohnheiten eben so ergeben, als jener. Indessen sind die Sitten der Bürger, im Ganzen genommen, sanft und honett. Die Hofleute sind, wie wir bereits gesagt haben, durch Würde im Aeusserlichen, Adel im Betragen, einige Tugenden und viele Laster, den Höflingen aller andern Länder gleich. Nichts als sein Privatinteresse kennen, und nur seinen Leidenschaften Gehör geben, machen auch hier ihre Hauptgrundsätze aus.

Gesetze, Grundsätze und Moral scheinen nur für die Menschen des Mittelstandes entworfen zu seyn. Die Grossen

*) Die Music dieser comischen Opern mag noch so angenehm seyn; es gehört immer viel dazu, daß sie gegen den Mangel an Zusammenhang, die Leere an Situationen, die Menge von Unwahrscheinlichkeiten, und das übertriebne Lächerliche in diesen Stücken Nachsicht genug einflöße. Die von den Italiänern in ihren Comödien so geliebte Rolle des Pulcinello läßt sich am besten mit derjenigen des Hanswurstes auf den Dorftheatern vergleichen. Inzwischen sind doch eben diese Comödien die einzige Art Schauspiele in Neapel, der die Zuschauer noch die meiste Aufmerksamkeit schenken.

sen verachten sie aus Stolz, und das Bewußtseyn, über alle Strafen erhaben zu seyn, muntert sie dazu auf. Der Pöbel hingegen kennt sie nicht. Er übertritt sie aus Unwissenheit, und man straft ihn, ohne ihn darinnen zu unterrichten. Zu ihrer Beobachtung stehen jene auf einer zu hohen und diese auf einer zu niedrigen Stufe. Daher ist der Mittelstand allein derjenige, worinnen man Tugenden findet. *)

Er besteht zu Neapel aus dreyerley Ständen, den Banquiers, Advocaten, Rechtsgelehrten und Kaufleuten. Unter den letztern giebt es besonders viele, die sehr geschätzt werden, große Güter und sehr reiche Häuser haben. Aus dem Mittelstande wird der Volksgenannte ernennet, eine der vor-

*) Einem ächten Bürger von Paris, gleicht der Neapolitanische auf ein Haar. Er ist sanft, aufrichtig, offen, hat zu viel Zutrauen gegen Andere, nimmt an fremden Schicksalen bis zur Zärtlichkeit Antheil, und wird oft das Opfer seiner Herzensgüte. Er behält nichts für sich, als seine Eigenliebe und den Glauben, daß Neapel der Mittelpunct der ganzen Welt sei, daß man hier allein Alles vollkommen besitze, daß es nur zu Neapel reiche Leute gebe, daß man sich ausserhalb diesem Königreiche ausserordentlich anstrengen müsse, um das Nothdürftigste zu erringen, und daß andere Nationen sich nach Neapel begeben, weil man anderswo vor Hunger stirbt. Dieser Stolz, der die Neapolitaner glücklich macht, nimmt ihnen allen Hang zur Neugierde, stellt sich überall ihren Fortschritten in den Weg, und flößt ihnen gegen das Ausland ein solches Mistrauen ein, daß sie es so wenig kennen lernen, als sie selbst von demselben gekannt werden.

vorzüglichsten Stellen der Residenz. — Das Lieblingsstudium im Bürgerstande sind die Gesetze. Man nennt die Personen, welche sich demselben widmen, Paglietti. Selbst, nachdem ihre Anzahl auf Befehl des Königes im Jahre 1779 verringert worden ist, beläuft sich doch dieselbe noch jetzt über 8000. In einem Lande, in welchem so viele Procuratoren und Advocaten auf Kosten ihrer Parteien ganz gemächlich leben können, in einem solchen Lande muß in der That die Prozeßsucht ausserordentlich groß seyn. Da kann man sagen, daß Neapel bey weitem dem Bilde nicht mehr ähnlich sey, welches Statius zu seiner Zeit davon entworfen hat:

Nulla foro rabies, aut ſtricta iurgia Legis,
Morum iura viris, ſolum et ſine faſcibus aequum.

Das Justizgebäude heißt il palazzo della vicaria. In demselben sind alle Tribunale versammelt. Die erste Instanz heißt vicaria civile, und theilt sich in zwey Cammern oder R te, von welchen man an ein höheres Tribunal, mit Namen, camera reale di Santa Chiara, appelliren kann, so, wie von diesem letztern die Appellation an den Staatsrath des Königes frey stehet. Unter den Rechtsgelehrten, oder denen, die von den Processen leben, giebt es einige, die wegen ihrer Beredsamkeit und Talente berühmt sind, und sich jährlich, wie man für gewis versichert, an die 50,000 Livres verdienen. *)

Die

*) Unter den Rechtsgelehrten oder Pagliettis unterscheidet man eine untergeordnete Classe, welche man i Scriventi nennt.

Die Geistlichkeit macht in den neapolitanischen Nationalversammlungen keinen eignen Stand aus. Unter die beyden herrschenden Classen des Adels und des Volkes vertheilt, ist sie in der politischen Verfassung des Staats wenigstens von keinem in die Augen fallenden Einflusse. Man muß es der Menge der Bischöfe und den beschränkten Einkünften des größten Theils derselben zuschreiben, daß sie in diesem Königreiche nicht das Ansehen und die Macht besitzen, welche sie sich in andern Staaten zu verschaffen wissen. Inzwischen hat das Erzbisthum von Neapel gegenwärtig ziemlich große Einkünfte; denn sie belaufen sich auf 40,000 Ducaten, eine Summe von ungefähr 300,000 französischer Livres.

Betrachtet man die Reichthümer der neapolitanischen Geistlichkeit im einzelnen, so scheinen sie nicht sehr beträchtlich zu seyn; im Ganzen genommen hingegen sind sie ungeheuer groß. Das Königreich Neapel allein hat, ohne Sicilien mitzurechnen, 123 Bisthümer. So viele giebt es in ganz Frankreich nicht. Unter den Bisthümern werfen mehrere 15 bis 20,000 Ducaten Einkünfte ab. Uebrigens sind die besten Pfründen, welche der König vergeben kann, in Sicilien. Das einzige Bisthum von Palermo trägt ungefähr 40,000 Ducaten.

Die

nennt. Diese Gattung von Leuten ist die Triebfeder von allen beynah möglichen Unordnungen in der Residenz; denn ihre vorzüglichste Beschäftigung bestehet darinnen, um ihres Privatnutzens willen Spitzbübereyen und Gewaltthätigkeiten jeder Art unter dem Volke zu befördern.

Die Ordensgeistlichkeit ist zu Neapel viel mächtiger, als die weltliche. Diese beyden Corps zusammengenommen, verschlingen alle Reichthümer des Staats. Um nur bey der Residenz stehen zu bleiben, so genießt das Convent der Nonnen von St. Clara alleine 75,000 Ducaten Einkünfte, und die Franziscanerinnen des Conventes, welches Donna Regina genannt wird, haben 40,000.

Von allen Orden zu Neapel sind die Cartheuser unwidersprechlich die reichsten. Ihre Einkünfte belaufen sich auf mehr als 80,000 Ducaten. Daher hat auch die Regierung seit einigen Jahren für gut gefunden, alle Clöster dieses Ordens mit einer Abgabe zu belegen. Die Carthause des heiligen Martin zahlt für ihren Antheil 22,000 Ducaten; die des heiligen Bruno in Calabrien, welche noch reicher, als jene, ist, versteuert ungefähr eben soviel, und die übrigen Clöster thun es verhältnisweise. Die Cartheuser zu Neapel sind noch überdies verpflichtet, jedem Armen, der sich vor ihrer Thür einfindet, einen Laib Brod täglich zu reichen. Solcher Laibe werden gewöhnlich, einen Tag in den andern gerechnet, 400, manchmal auch noch darüber, vertheilt.

Das beträchtliche Almosen, welches beynah alle Clöster in Neapel ausspenden, ist in einer Stadt, wo es der Armen so viele giebt, für diese eine große Unterstützung. Häuser, Straßen und die Ufer des Meeres wimmeln von Kindern, deren Unterhalt äusserst wenig, und deren Kleidung noch weniger, oder wohl gar nichts kostet, weil sie nicht selten nackend gehen. Neapel würde in kurzem so volkreich,

als

als Peking, seyn, wenn nicht die Blattern und andere epidemische Krankheiten Tausende von Kindern von Zeit zu Zeit wegraften.

Von den Gegenden, den Naturproducten, dem Handel und der Industrie der Einwohner zu Neapel.

Nicht ohne Grund haben die Dichter und alle Geschichtschreiber des Alterthums die Fruchtbarkeit der neapolitanischen Gefilde um die Wette erhoben. Der ganze Theil der terra di Lavoro von Capua bis Salerno, ein Erdstrich von ungefähr dreyßig Meilen, ist ein ununterbrochner Garten. Die Landstraße, auf welcher man von Capua her nach Neapel kömmt, ist mit hohen, von Weinstöcken umflochtnen Pappeln besetzt. Man pflegt hier am Fuß dieser Bäume drey oder vier Weinstöcke zu pflanzen, die sie alsdann umwinden, und sich mit ihrer Ranke von einem Baum zu dem andern in Gewinde verschlingen.

Diese natürlichen Lauben gewähren den Straßen und dem ganzen schönen Land' einen erquickenden, reichen und überaus anmuthigen Anblick. Daher hat man auch zu allen Zeiten und ausschlüßlich diesen Theil des Königreiches Campania felice genannt. Er ist's, welchen Virgil in seinen Georgicis also beschreibt:

Illa tibi laetis intexet vitibus ulmos,
Illa ferax oleae est, illam experiere colendo,
Et facilem pecori, et patientem vomeris unci.
Talem dives arat Capua et vicina Vesevo

Ora

Ora lugo et vacuis Clanius non aequus Acerris. *)

Man kann nicht läugnen, daß diese Gegenden von Neapel mit großer Sorgfalt bebauet werden. Die Folge davon ist, daß sie eine solche Menge Getreids liefern, daß dieses sogar den beträchtlichsten Handlungszweig des ganzen, wenigstens des unter dem Namen von Campanien bekannten Landes ausmacht; denn drey Viertheile des mittägigen Theils des Königreichs liegen, wiewohl sie nicht minder fruchtbar wären, ungebaut. Dies letztere ist dem ausserordentlichen Volksmangel und der wenigen Sorgfalt der dasigen noch übrigen Einwohner, aus ihren Besitzungen mehr Profit zu ziehen, zuzuschreiben. Wenig mit Abgaben belastet, und glücklich in der Vergessenheit, worinnen man sie läßt, genießen sie in Gleichgültigkeit und Müßiggang ihr Leben. Seit der Zeit, da die neapolitanische Regierung es sich angelegen seyn läßt, ihre Küsten mit beständig bewafneten Schebecken zu beschützen, darf man hoffen, daß sich das Land nach

*) Die Gefilde sind hier für die Erzeugung aller Arten von Producten in gleichem Grade empfänglich. Man kann auf denselben den Weinstock neben die Ulme setzen, Oelbäume pflanzen, Getreide bauen, oder sie zu herrlichen Viehweiden benutzen. So sind die reichen Ländereien um Capua, die Gegenden um den Vesuv, und die Ufer des Clanius, eines Flußes, beschaffen, dessen Ueberschwemmungen in der kleinen, in der terra di Lavoro fünf oder sechs Meilen von Neapel liegenden Stadt Acerra, schon oft Verwüstungen angerichtet haben.

nach und nach wieder bevölkern, und folglich mehr angebaut werden wird.

Die Ausfuhr der Oliven ist nach derjenigen des Getreides ein der vorzüglichsten Reichthümer des Königreiches. Die Gegenden von Bari, und die Terra d'Otranto sind mit Olivenbäumen bedeckt. Man bringt die Früchte nach Gallipoli, und führt sie von da zur See in einen großen Theil von Europa, wo man sie am meisten in den Tuchmanufacturen, Seifensiedereien, u. s. w. verbraucht.

Die Cultur der im Neapolitanischen so häufigen Maulbeerbäume, würde noch eine Quelle und ein Gegenstand des Handels seyn, wenn die Neapolitaner ihre Seide so zuzurichten und zu bearbeiten verstünden, als man sich in der Lombardey und dem übrigen Italien darauf versteht. Die geringe Geschicklichkeit der innländischen Manufacturisten macht aber, daß man ihre Seidenzeuge im Auslande wenig sucht, und der Handel damit in die Fremde bey weitem nicht so beträchtlich ist, als er es in der That seyn könnte.

Neapel hat auch Weine, denen die Wärme des Klima's und die Fruchtbarkeit des Bodens die herrlichsten Eigenschaften einflößt. Sie sind sowohl in den Gegenden um die Residenz, als in den entfernten Provinzen im Ueberfluße vorhanden, und werden unter die besten, welche Italien hervorbringt, gerechnet. Man wird sich erinnern, wie hoch die Alten die Weine von Cäcubum und Falernum u. s. w. schätzten. Der Wein, welchen man auf dem Vesuv erzieht, und welcher Lacrima Christi genannt wird, ist sehr berühmt, so, wie

diejenigen, welche man Pié di Monte nennt, und bey der Quelle des Volturno in Abruzzo gewinnt. Doch sind die Weine von Corigliano in Calabrien die besten unter allen; nur verstehen sich die dasigen Einwohner nicht darauf, ihnen ganz die Vollkommenheit zu geben, welcher sie empfänglich wären. Beynah alle neapolitanischen Weine sind süßlich, sehr feurig, und verrathen durch einen Schwefelgeschmack das Erdreich, in welchem sie gezogen worden sind. Sie veredeln sich sehr durchs Alter, aber man läßt ihnen nicht einmal Zeit dazu, und pflegt sie im Lande selbst und in dem Jahre, in welchem man sie eingesammelt hat, zu verbrauchen.

Wolte auch Neapel von den Erzeugnissen seines fruchtbaren Bodens keinen Gebrauch machen, so hätt' es schon in dem Ueberfluße und der Schönheit verschiedener Thiergattungen unversiegliche Quellen des Reichthums für seine Bewohner. Die Büffelochsen und Maulesel gelangen hier zur möglichsten Größe, und pflanzen sich sehr mit Leichtigkeit fort. Die inländischen Pferde gehören unwidersprechlich zu den schönsten in Europa. Sie sind voll Feuer, stolz, gute Läufer, und geschickt zu Allem. Die größten werden für den Zug aufbehalten. Man macht prächtige Kutschengespanne daraus. Dabey ist man aber sehr eyfersüchtig darauf, so, daß man, anstatt diese Gattung zu vervielfachen und zum Verkauf in das Ausland zu erziehen, vielmehr bey Galeerenstrafe und Confiscation der Pferde verboten hat, ein einziges davon in die Fremde zu verkaufen. Inzwischen werden ungeachtet dieses Verbots doch einige ausgeführt

freylich nur in geringer Anzahl und nie von der schönsten Art.

Man kann sagen, daß es wenig Länder giebt, wo der Handel, im Ganzen genommen, durch so viele Verbote und Fesseln, so, wie in diesem Königreiche, gehindert ist; doch sinnt das gegenwärtige Ministerium, wie man sagt, durch neue Verordnungen auf Mittel dagegen. Alle Lebensmittel, Producte der Natur und des Kunstfleißes waren mit Abgaben belastet. Es entsprang daraus für den König sowohl, als für seine Unterthanen ein solcher Schade, daß die Regierung sie guten Theils aufheben lies.*) Um inzwischen den Abgang an Einkünften, der durch die Aufhebung dieser Abgaben in dem königlichen Schatz entstehen mußte, wieder zu ersetzen, hat man die Zölle auf die Einfuhr fremder Waaren sehr erhöht, so, daß diese nun zu Neapel in einem übertriebnen Preise stehen. **)

*) Wenn ein zu Meßina, oder in einer andern Stadt des Königreichs verfertigter Zeug im ersten Ankaufe vier Ducaten kostete, so betrugen die Abgaben davon mehr, als drey. Hieraus folgte, daß der Einwohner sehr wenig Vortheil aus der Güte seines Landes zog. Die nothwendigsten Bedürfnisse stunden in dem niedrigsten Preise, und auf der andern Seite mußte der Contrebandhandel wegen des Vortheils, der daraus zu ziehen war, alle Gränzen überschreiten. Auf diese Art giengen die Reichthümer des Landes durch die Hände der Contrebandiers, oder der Aufseher, welche sie begünstigten, und mit ihnen den Profit theilten.

**) So sehr man zu Neapel die Aufhebung der ersteren Abga-

Der einzige Handelszweig dieses Königreichs, der von einigem Umfange ist, gründet sich auf Kunstfleiß, und in dieser Rücksicht scheint es, als ob sich alle Thätigkeit und aller Reichthum des Landes in der Residenz selbst vereinige. Es sind in dieser Stadt viele Seidenmanufacturen aller Art; auch werden daselbst sehr geschätzte Seifenkugeln verfertiget. Man macht ferner viele Essenzen und einige Arten von Körnern, mit Namen Diavolini, die aus Zimmtöl gemacht werden und in großem Rufe stehen, künstliche Blumen, seidne Schnupftücher, u. s. w.

Die Gattungen von nudelartigem Backwerk, die man Macaroni nennt, sind für Neapel ein beträchtlicher Handelszweig. Man verfertigt davon verschiedene Arten, deren jede ihren eignen Namen hat. Die Macaroni und Lazagnette sind die gemeinsten darunter. Feinere Gattungen sind die Vermicelli, Fiddini, Steiette u. s. w. Die Macaroni werden in einem am Vesuv liegenden Marktflecken, Torre del Annonziata, gebacken. Man bereitet alle diese Gattungen

gaben gebilliget hatte, so sehr und noch weit mehr misbilligte man diejenigen, welche an die Stelle derselben verordnet wurden. Ob man wohl leicht einsehen kann, daß es die Politic und das Interesse eines Staates zu erfordern scheinen, aller fremden Einfuhr, vorzüglich der Manufacturwaaren, wo möglich durch Vertheurung derselben zuvor zu kommen, und sie zu verhindern, so mögte es dennoch dienlicher seyn, die inländischen Manufacturen zu vervollkommnen und aufzumuntern, damit sie wenigstens den benachbarten das Gleichgewicht halten.

gen aus einer Art Getreide, Seragolla genannt, das aus Sicilien und der Levante kömmt. Ihr Abgang und Verkauf ist besonders im Lande und durch ganz Italien groß.

Auch bezieht man aus Neapel eine große Menge Rosinen, die man so zuzubereiten versteht, daß sie sich lange halten. Diejenigen, welche aus Calabrien und den liparischen Inseln kommen, werden am meisten geschätzt.

Die Music, wofür man zu Neapel soviel Geschmack und Achtung hat, und worauf man sich daselbst so sehr legt, hat Anlaß zu einer Art von Erwerb gegeben, der einen neuen, und mehr als man glauben solte, ausgebreiteten Handlungszweig erzeugt hat. Es ist dies die Verfertigung der Darmsaiten. Wiewohl man sie in Rom und anderen italiänischen Städten gleichfals macht: so haben doch die neapolitanischen vor allen andern den Vorzug. Die besten Saiten werden aus den Gedärmen junger Lämmer von sieben bis acht Monaten verfertigt. Ihre Zubereitung gründet sich auf vielfache alcalische Laugen, worinnen sie gebeizt werden. Es gehört zu diesen Beitzungen viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, und von ihnen allein hängt die Vortreflichkeit und der mehr oder minder angenehme Klang der Saiten ab.

Endlich besteht noch ein besonderer Handelszweig von Neapel in dem Verkaufe verschiedener Marmorarten, worunter die sicilianischen die kostbarsten sind. Es giebt zu Neapel Leute, die in der Bearbeitung dieser Marmorarten eine besondere Geschicklichkeit besitzen, und daraus eingelegte, von

den Fremden sehr geschätzte Arbeiten verfertigen. Man macht auch dergleichen aus der Lava des Vesuvs, bey denen die Lebhaftigkeit der Farben und die darinnen befindlichen Spiele des Zufalls oft die frappanteste Wirkung hervorbringen; ja, es giebt darunter Stücke, die so schön sind, daß sie dem Jaspis, dem Achat und den raresten Steinen den Rang streitig machen. Dergleichen eingelegte Arbeiten, wovon man auch Vasen und Kästchen verfertiget, werden sehr gesucht; ein Vorzug, den sie auch verdienen.

Der übrige Theil des Königreichs von Neapel, das heißt, der mittägige Theil desselben, und das, was die äusserste Spitze von Italien ausmacht, und ehemals insbesondere unter dem Namen von Großgriechenland bekannt war, ist heut zu Tage noch das, was er in jenen Zeiten war, einer der fruchtbarsten Erdstriche. Vorzüglich würden die beyden Calabrien, das dies- und jenseitige, an Erzeugnissen aller Art einen Ueberfluß haben, wenn sie Menschen und Hände genug zu ihrem Anbau hätten.

Ohne das Korn, welches dort im Ueberflusse wächßt, in Anschlag zu bringen, trägt das Land die herrlichsten Weine, die schönsten Früchte in Europa, Reiß, Flachs, Hanf, Baumwolle, Seide, Safran und Honig. Aber alles das, was es erzeugt, wird von den Einwohnern selbst verbraucht. Manna und Süßholz sind die einzigen Artikel, womit ein ziemlich beträchtlicher Handel ins Ausland getrieben wird. Vorzüglich beschäftiget man sich sehr damit zu Corigliano in der Mitte von Calabrien bey den herrlichen Ebenen, wo das alte Sybaris lag.

Wir

Wir haben bereits gesagt, daß die Terra d'Otranto, so, wie die Gegenden um Bari, und vorzüglich um Gallipoli mit Olivenbäumen gleichsam bedeckt sind. Der Handel mit ihren Früchten, und die Ausfuhr derselben sind nicht unbeträchtlich. Was die Provinz Apuglia (das alte Apulien) anbelangt, so ist sie, wiewohl sie dem übrigen Italien an Anmuth nicht gleich kömmt, und ihre ungeheuren Ebenen, auf welchen man nicht einen Baum erblickt, dem Reisenden unausstehlich langweilig vorkommen, doch von sehr großer Fruchtbarkeit an Getreide und Viehzucht.

Eine der Haupteinkünfte von Apulien gewährt die Abgabe, welche dort alle Schafe des ganzen Königreichs bezahlen müssen. Die Regierung hat seit einigen Jahren verordnet, daß zu gewissen Zeiten im Jahre die Weide auf allen anderen Ebenen für die Schafe untersagt seyn solle. Das Landvolk ist alsdann verpflichtet, seine Heerden auf diese ungeheuern Ebenen und bis nach Faggia zu dem daselbst errichteten Zollhause zu treiben, dessen Einnahme eine der hauptsächlichsten Einkünfte des Königes ist.

Vom Character, den Sitten der Neapolitaner, und insbesondere von denjenigen im Volke zu Neapel, welche Lazaroni genannt werden.

Jemehr man reist, destomehr lernt man einsehen, daß sich die Menschen in allen Ländern gleichen. Sie sind, und können es nicht anders seyn, nur durch einige Nüancen voneinander unterschieden — Nüancen, welche das Clima, das sie bewohnen, und die Gesetze, von denen sie regiert werden,

erzeugen. Einerley Leidenschaften beherrschen die Menschen des ganzen Universums; sie leiten sie fast überall zu den nämlichen Wirkungen hin. Der Philosoph, der den Menschen ausserhalb seiner Studierstube beobachtet, wird, wenn er sich von den rußischen und neapolitanischen Gesetzen unterrichtet hat, und weis, wie sie in dem einen und dem andern Lande gehalten oder überschritten werden, bis auf wenige Züge den Russen und den Neapolitaner schildern können.

Wiewohl das Clima keinen unmittelbaren Einfluß auf die Natur des Menschen hat, so wirkt es doch dergestalt auf den Character desselben, daß jene dadurch mittelbar modificirt wird. Die Kälte erschlaft die Bewohner des Norden; nur gewaltige Leidenschaften können sie erwecken, und ihnen einen Grad von Kraft gewähren; desto gefährlicher sind sie alsdann, wenn sie einmal in Bewegung versetzt worden sind. Diejenigen, die unter einem gemäßigten Himmelsstriche wohnen, nehmen auf eine leichtere und sanftere Art die verschiedenen Eindrücke an. Empfänglicher, rührbarer, sind sie stets in Thätigkeit, aber ihre behendere, mehr oberflächliche und weniger dauerhafte Leidenschaften sind eben darum nicht so gewaltsam und nachtheilig.

Wenn die mittägigen Nationen von den nordischen in dieser Rücksicht verschieden sind, wenn die Wärme ihres Climas und die Hitze der Sonne ihr Blut entzündet, so verursacht die von einer unaufhörlichen Ausdehnung hervorgebrachte Erschlaffung der Nerven bey ihnen eine Trägheit, aus

der

der man sie nur mit Mühe zu reißen im Stande ist. Ihr Sinn und alles, was davon abhängt, ist, so lang es nicht in Handlung übergehen muß, sehr lebhaft; all ihre Leidenschaften sind ausserordentlich gewaltsam, aber wofern sie nicht in einem vorzüglichen Grade aufbrausen, bleiben sie thatenlos, und fallen ab, ehe sie Früchte getragen haben.

Man kann sagen, daß der wahrhaft characteristische Zug der neapolitanischen Nation, Hang zum Faullenzen sey, daß sich aber derselbe da, wo sich immer Laster und Tugenden stärker und kräftiger darstellen, daß er sich unter dem gemeinen Volke auf eine sichtbarere Weise offenbare, und das Ziel bestimmt anzeige, auf welches alle Wünsche und alle Gedanken desselben gerichtet sind.

Die Lieblingssorge des Pöbels zu Neapel — das, was denselben allein in Bewegung zu setzen vermag, ist die Hofnung zur Erreichung seines höchsten Gutes — der Ruhe und des Nichtsthun. Jedes Mittel scheint ihm gut zu seyn, sobald es ihm dieses höchste Gut in der Ferne zeigt. Ohne Eigennutz schelmisch, sucht er blos dir etwas abzubetrügen, um desto länger von aller Arbeit befreyt zu seyn. Daher kömmt es, daß er, ohne geizig oder unmäßig zu seyn, sich von nichts anderem, als vom Essen und vom Gelde unterhält. Wenn man auf die Gespräche der Lazaroni Acht hat, so wird man auch ohne ihren Dialect zu verstehen, wahrnehmen, daß alle ihre Unterredungen auf die Worte magnare, buscare*) und denari hinauslaufen.

*) Die Bedeutung des Wortes buscare schwankt zwischen den

Sehr schwer ist es, einen richtigen Begrif von der Eifersucht des Volkes zu geben, und sie mit der beynah allgemein ausgelaßnen Lebensart desselben zu vereinigen. Die Neapolitaner haben ihre Weiber im Verdacht der Untreue, ohne daß sie sich davon wirklich zu überzeugen suchen. Es beleidiget sie nicht, ihre Gattinnen mit dem Erwerb einer ausschweifenden Lebensart geschmückt zu sehen; hingegen bemühen sie sich vergebens, als ob die Eifersucht eine ihnen angebohrne Krankheit wäre, sich von derselben zu heilen; sie überfällt sie manchmal plötzlich, und dann sind ihre Wirkungen eben so gewaltsam als fürchterlich. Es ist eine Bemerkung, daß die Eifersucht, diese schreckliche Leidenschaft, welche bey andern Nationen mit Bedacht handelt, bey der neapolitanischen nur im Augenblicke der That erregt wird, und so schrecklich auch die Rache derselben alsdann ist, nur die erste Gemüthsbewegung ausdauert. *)

Von

den zwey Begriffen, gewinnen und nehmen, das heißt, sich auf eine listige Weise einen Profit erwerben, Mittel finden, vielleicht selbst auf Kosten eines anderen, etwas zu gewinnen.

*) Die unter dem neapolitanischen Volke, leider! so gemeinen Dolchstiche, werden bey dieser Nation nicht für so schrecklich angesehen, und werfen auf denjenigen, der sich in den Augenblicken der Leidenschaft bis zum Gebrauche dieses niederträchtigen Instrumentes vergißt, keineswegs all die Schmach, welche sie anderwärts über dergleichen Personen verbreitet. Der Neapolitaner bedient sich des Dolches

nur

Von Natur flüchtig, werden die Neapolitaner von einer Neigung zur andern fortgerissen, aber bey ihrem natürlichen Hange zum Vergnügen ist es dieser, welchem sie sich bis zur Ausschweifung überlassen. Sie sind mehr verliebt, als anhänglich; sie schmeicheln mehr, als sie lieben; ihre Ausdrücke sind zärtlich und lebhaft, aber das Uebermaß in denselben erkältet sie.

Ihre

nur im größten Aufruhr des Zorns; er hält ihn für ein gemeines Gewehr. Jeder trägt ihn im Sacke statt eines Besteckes; er ist ihm das, was unser Degen im zwölften Jahrhunderte war. Inzwischen gewährt die Kürze dieses tödtlichen Instrumentes und die Schnelligkeit, womit es gebraucht werden kann, demjenigen, der auf den ersten Gedanken kömmt, sich dessen zu bedienen, alle mögliche Vortheile.

In einem Hospital zu Neapel wird einer der darinn befindlichen Säle der Dolchstichsaal genannt, weil man immer eine Menge auf diese Art verwundeter Personen hineinbringt, um daselbst geheilt zu werden. Allein die leicht zu leitenden, schwer zu verhindernden und sehr gefährlichen Dolchstiche lassen den damit verwundeten Unglücklichen selten eine Hülfe mehr übrig, und die neapolitanische Regierung solte vielmehr auf die Abwendung dieser Verwundungsart durch ein strenges Verbot, als auf die Heilung derselben bedacht seyn, und nicht dadurch die Menschheit gewöhnen, die Dolchstiche für eine Krankheit mehr anzusehen, welcher sie unter diesem schönen Himmelsstriche des Universums ausgesetzt ist.

Ihre Sprache des gemeinen Lebens ist so verschieden, daß jedes Quartier von Neapel seine eigne Art hat. So weicht in dieser Rücksicht das Quartier der heiligen Luciä von dem des Pausilippo ab; die Ausdrücke des einen sind von dem andern völlig unterschieden und hinlänglich, ihre Einwohner aus einander zu kennen. Diese Mundarten haben ihre besondern und originellen Wendungen, und gleich allen Sprachen des gemeinen Lebens eine Kraft, welche die reineren und regelmäßigeren nicht haben, da die lezteren oft am Ausdrucke das verliehren, was sie an Zierlichkeit und Präcision von einer andern Seite gewinnen.

VII.

Gedanken

über

Buchhandlung und Nachdruck,

entstanden

durch die Erinnerung eines Buchhändlers aus der ersten Classe an seine Herren Collegen den Nachdruck betreffend, in den Ephemeriden der Menschheit, herausgegeben vom Herrn Prof. W. G. Becker in Dresden, 10tes Stück, Monat Octob. 1786. S. 361 bis 386.

Kluge Kaufleute sagen, daß man von gewissen Dingen nicht aus der Schule schwatzen soll. Sie halten dafür, daß man nützliche und nothwendige Erinnerungen durch ein Circular in Umlauf bringen könne, und, daß durch eine öffentliche allgemeine Bekanntmachung derselben, oft mehr Schaden als Nutzen entstünde. Mache ich mich dieser Sünde durch folgenden Aufsatz theilhaftig, so entschuldige man mich mit dem Beyspiel meines Vorgängers aus der ersten Classe, an dessen Aufsatz ich meine Gedanken üben will. Um, soviel als meine Kräfte erlauben, gründlich dabey zu verfahren, und wo möglich einen Gegenstand, über den schon so viel schönes und einiges wahre geschrieben ist, in seiner eigentlichen Gestalt darzustellen, will ich meine Begriffe vom Buchhandel,

handel, Buchhändler und Nachdruck noch einmal klar durchdenken, und sie, um sicher dabey zu gehen, zu Papier bringen.

Will jemand den Buchhandel richtig beurtheilen, so muß er ihn von unten auf gelernt, und, wie man zu sagen pflegt, von der Pique auf gedient haben; sonst entstehen Aufsätze, wie wir bereits viele haben, schief, einseitig, ohne Wahrheit, voller Sophisterey und Blendwerk. Aus dem Mangel einer genauen practischen Kenntniß des Handels entstehen Selbstverlag, Buchhandlung der Gelehrten, die Menge junger Buchhändler, welche dann bald in ihrer Erwartung getäuscht, und mit Noth und Sorgen bis an ihr Ende belastet werden.

Der Buchhandel theilet sich in zwey Zweige, in Verlag und Sortiment. Die mehresten Handlungen vereinigen diese Zweige, einige wenige treiben nur einen von beyden allein. Niemals kann der eine ohne die gute Nachbarschaft des andern gedeihen, am wenigsten der Verlagshändler ohne den Buchhändler mit Sortiment bestehen. Eben dadurch, daß der Buchhandel von einer Seite alle Speculation, alles Risico eines Kaufmanns en gros, und von der andern Seite alle Mühsamkeit eines Kaufmanns en detail erfordert, wird er ein sehr kritisches, sehr beschwerliches und sehr verwickeltes Negoz.

Der Verlagshandel wird gemeiniglich nur nach einigen glücklichen Unternehmungen beurtheilt, und dann ist er sehr glänzend. Der Buchhändler findet ihn anders. Er nimmt

nimmt einige Jahre seines Handels zusammen, berechnet jeden Artickel einzeln, sagt: an diesem gewann ich; an dem verlor ich; der brachte mir meine Kosten ganz wieder, aber ohne Gewinn; soviel bleibt mir im Ganzen zu neuen Unternehmungen übrig; oder, um soviel bleib ich zurück. Das letzte wird selten der Fall seyn; aber, wenn man bedenkt, daß unter sechs Unternehmungen gewiß immer Ein oder Zwey verunglückte und gemeiniglich Drey sind, welche sich in einigen Jahren erst frey von den aufgewandten Kosten gemacht haben, so wird der Verlagshändler um sein Glück nicht sehr zu beneiden seyn. Man wird sich davon leicht überzeugen, wenn man bedenkt, wie oft auch der klügste Buchhändler mit aller Erfahrung, Kenntnisse der Bedürfnisse und Thorheiten der Welt, (welche, beyläufig gesagt, am besten durch den Sortimentshandel, das ist, durch den einzelnen Verkauf erworben werden) doch in seinen Erwartungen getäuscht, in seinem richtigen Calcul durch Zufall und Umstände irre gemacht, und bey aller Thätigkeit doch in seinen Unternehmungen gehemmt wird.

Und gesetzt, daß man bey dieser Bilanz einmal findet, man hat viel gewonnen; so siehet man auf dem Papier eine hübsche Summe, greift in seine Casse und findet nichts. Wie das? Der Buchhändler kann nicht inne halten, er muß immer vorwärts gehen, von den eingegangenen Geldern leben, von Messe zu Messe neue Unternehmungen bringen, und dabey seinen ausstehenden Geldern Jahre lang vergeblich entgegen sehen. Unterdessen verlieren die alten Verlagsartikel mit jedem Jahr immer mehr von ihrem Werth.

Und warum? Sobald ein Buch Glück macht, speculiren gleich zehn Gelehrte und Buchhändler auf eine ähnliche Unternehmung, und schlagen durch einige, immer mögliche Verbesserungen jene glückliche Unternehmung nieder.

Zu den Beschwerlichkeiten des Verlagshandels gehören die neuen Auflagen. Die erste Auflage eines Buchs sey schnell und mit Vortheil vergriffen. Der Verfasser wünscht, und die Nachfrage erfodert eine zweyte. Der Buchhändler wendet den Gewinn aus der ersten Auflage auf die zweyte. Die zweyte geht langsam, oder, bleibt wohl gar liegen.

Der Verlagshändler wird durch die Verbindung in welche er sich setzen, und durch die Verhältniße, welche er, in Rücksicht seines Handels unterhalten muß, genöthiget einen Aufwand zu machen, dessen Leute in andern Beschäftigungen des Lebens überhoben seyn können.

Das mehreste von allen diesem betrift auch jeden andern Kaufmann. Das ist gewiß! Allein man macht auch dem Kaufmann keine Vorwürfe darüber, daß er gewinnt. Ich will nur zu beweisen suchen, daß der Verlagshändler ebenfalls gewinnen, und an einzelnen Artikeln, ohne deswegen von den Gelehrten Vorwürfe zu verdienen, recht viel gewinnen muß, wenn er bis ans Ende ein ehrlicher Mann bleiben will. Uebrigens ist noch der Umstand wohl zu bedenken, daß der Kaufmann sein Capital mehr als einmal in einem Jahre umzusetzen weis, der Verlagshändler hingegen kaum in einigen Jahren nur einmal; und

und daß der Kaufmann nie das ganze Geld, welches er in seine Waaren gesteckt hat verliehren, daß aber der Buchhändler beynahe die ganze Auflage eines Buches zu Maculatur machen kann.

Der Verlagshändler giebt sein Buch mit $\frac{1}{3}$ Rabatt auf ein Jahr Credit, und erhält die Bezahlung, wie man aus der Folge sehen wird, gemeiniglich erst in einem Zeitraum von zwey Jahren. Zugegeben, daß der Credit bis ins zweyte Jahr Mißbrauch ist; so ist dieser Termin bey dem strengsten Verhalten doch nur um ein halb Jahr zu verkürzen.

Die Menge der Schriften, welche die Industrie der Gelehrten in unsern Tagen hervorbringt, und die Buchhändler in glänzenden Hofnungen verlegen, steht in keinem Vergleich mit dem, was in dieser Zeit des Luxus gekauft, und bey der universellen Hypochondrie gelesen werden kann. Auf dem Felde der Litteratur werden durch diese Menge viele vorzügliche Producte des menschlichen Geistes erstickt. Demnach ist der Fall nur selten, daß der Buchhändler bey einer guten Unternehmung ein großes Glück macht! Und doch ist es nicht möglich, daß ein Verlagshandel ohne dasselbe bestehen kann.

Das Resultat von allem diesen wird durch die Lebensgeschichte der mehresten Buchhändler bestätiget. So lange sie leben, haben sie von ihrem Handel ein anständiges Brod; wenn sie sterben, haben sie gemeiniglich ihr Capital nicht zurückgezogen, und es ist größtentheils dahin.

Uebrigens wird man nicht so unbillig seyn zu verlangen: daß diese Art des Handels von allen übrigen die einzige

 seyn

seyn solle, worin man bey großem Fleiße, ausdauernder Geduld, Anstrengung der Kräfte, der Seele und des Cörpers, und bey zufälligem Glück unmöglich ein bemittelter Mann werden dürfe. Auch wird man ferner nicht den Reichthum einiger Buchhändler so neidisch nachrechnen, ohne zu überlegen, daß ein Mann oft mehr als eine Quelle seines Reichthums haben kann.

Der **Sortimentshandel** bestehet in der Anschaffung der alten und neuen Bücher, welche für die Gegend, wo die Buchhandlung ist, nöthig sind, und in deren Vertrieb. Der Sortimentshändler nimmt solche von den Verlegern, theils in Tausch, gegen seine Verlagsbücher, theils gegen Bezahlung in Gelde mit $33\frac{1}{3}$ Procent Rabatt auf ein Jahr Credit.

In den 3 Wochen der leipziger Oster- und Michaelismessen muß der Buchhändler sein altes Lager completiren, und bey der Menge oft von 3000 neuen Büchern das Was? und wie viel? bestimmen. Ausserdem muß er noch mit jedem Buchhändler die Rechnung des ganzen Jahres abschliessen, und sich unzähligen andern Beschäftigungen unterziehen. Kann hier die Wahl immer scharf und vortheilhaft seyn? Und gesetzt: die Zeit dazu wäre hinlänglich, so wird oft ein elendes Werkchen bey Dutzenden verlangt, und die treflichsten Bücher bleiben lange liegen. Daraus muß man sich's erklären, warum der Buchhändler bey der vorsichtigsten Klugheit doch ein Drittel seiner neuen eingekauften Waaren umsonst eingekauft, umsonst gefrachtet hat.

Das

Das Gute, sowohl unter den alten als neuen Büchern, bleibt oft mehrere Jahre liegen. Das, was innerhalb einem Jahr abgeht, muß nach Sitte der mehresten Orte verborgt werden; vieles geht darunter an bösen Schulden verlohren; vieles wird erst spät, vieles im schlechten Gelde bezahlt. Noch mehr! Der Buchhändler soll an seine Kunden noch oben drein 10 - 16 Procent Rabatt geben. Bey allen diesem erfodert keine Handlung wegen der Menge der Artikel so viel Ordnung, so viel Aufwand an Zeit und Arbeit, und hat folglich auch, nach Verhältniß ihres Capitals, soviel Handlungsunkosten als die Buchhandlung. Wovon soll er das alles bestreiten? Von den 33 1/3 Proc. welche er am Rabatte gewinnt? Das Drittel seiner Waare bleibt ihm ja liegen. Er soll das Eingekaufte nach Verlauf eines Jahres bezahlen, aber wie soll er das anfangen? Man nehme die eben angeführten Umstände zusammen, und man wird verwundernd fragen: Woher, in aller Welt, die Fracht, woher die Interessen des Capitals, woher die Handlungsunkosten, wovon lebt der Mann mit Weib und Kind?

Viele von diesen Unannehmlichkeiten des Handels fallen auf den Verlagshändler zurück. Der Sortimentshändler hat schlechtes Geld bekommen, er bringt also auch schlechtes Geld zur Messe; er ist von seinen Kunden nicht zur rechten Zeit bezahlt worden; er kann auch nicht bezahlen. Es ist ihm gar zu viel liegen geblieben, er bringt also auch dem Verleger vieles wieder zurück. Aber das hilft ihm noch nicht. Wenn er von jedem Buch drey Exemplare nimmt, und das ist bey der Menge viel, so muß er doch eins zur

Nachfrage behalten und bezahlen; und in diesem einen Exemplar, welches liegen bleiben kann, schwindet das Drittel Rabatt so ziemlich dahin.

Ein jeder Buchhändler muß selbst verlegen, und sich also mit dem Gewinn aus dem Verlage helfen. Schade nur, daß nicht bey jedem Verlagsbuche profitirt wird, und daß die guten Verlagsbücher so selten sind. Unglücklicherweise kosten Papier, Honorarium, Druck vieles Geld, und um beydes, Verlag und Sortiment, mit Nachdruck zu unterstützen, wird ein sehr großes Capital erfodert.

Hingerissen durch einen übereilten Calkul, drucken viele meiner Herren Collegen, was ihnen gegen ein wohlfeiles Honorarium vorkommt; um dafür andere Bücher einzutauschen; freuen sich herzlich, in der ersten und zweyten Meße 500 Exemplare abgesetzt, und dafür so und so viele Centner nach Hause gepackt zu haben. Sie bedenken dabey nicht, daß andere sich eben so einrichten, ihnen für ihre schlechte Waaren wieder schlechte Waaren geben, und daß es gleichviel ist, ob ihr Verlagsbuch unter seinem eigenen oder unter dem Titel der dafür eingetauschten Bücher liegen geblieben ist.

Dies ist der Buchhandel! Nach diesem wahren Conterfey wird ein jeder beurtheilen können, ob die Vortheile desselben so groß sind, daß die Gedanken des Erinnerers auf ihn angewendet werden können, so groß, daß er den Nachdrucker leicht übersehen kann, und daß er deswegen den Schutz der Fürsten nicht nöthig hat. Ehe ich weiter fortgehe,

gehe, wag' ich eine Bitte an meine Herren Collegen: den Rabatt und übertriebenen Credit an Personen aufzuheben, welche nicht Handlungsgenossen sind. Einige große Handlungen, welche der gangbare Verlag und die Situation ihres Orts in den Stand setzt, solches, ohne in die Augen zu fallenden Verlust zu thun, schaden ihren Nachbarn, richten sie zu Grunde, und setzen solche ausser Stand, ihnen den jährlichen Saldo ehrlich bezahlen zu können. Die Sortimentshändler ausser Sachsen, müßen ohne Hülfe eines sehr gangbaren Verlags und eines sehr großen Capitals, bey dieser Art zu handeln, wahrhaftig zurückkommen, und zulezt schlechte Zahler werden. Es ist kein anderer Weg möglich dem sinkenden Handel aufzuhelfen, als möglichst vorsichtige Wahl des Sortiments und des Verlages, Sicherung des eigenen Gewinns in den 33 $\frac{1}{3}$ Proc. Rabatt, durch Aufhebung des Rabats an andre, und des unumschränkten Credits.

Der Buchhändler ist Mittelsmann zwischen Publicum und Autor. Dieser schaft dem Publicum durch seine Schrift Nutzen oder Vergnügen. Jeder einzelne Käufer entrichtet durch den Ankauf eines rechtmäßigen Exemplars dem Verfasser vor dasjenige, was er ihm, seines Theils, für den Aufwand an Zeit und Geisteskraft schuldig ist; und entzieht ihm durch den Ankauf eines Exemplars vom Nachdrucke undankbarer Weise sein Eigenthum. Je weniger der Nachdruck gekauft wird, je öfterer wird die Originalausgabe verkauft; je stärkerer Absatz, je mehr Auflagen; je mehr Auflagen der Originalausgabe, desto grös-

serer und öfterer Gewinn für den Autor. Wäre kein Nachdruck zu befürchten, so könnte die Auflage der Originalausgabe größer gemacht, ein höheres Honorarium gegeben, und durch Vertheilung der Kosten auf viele Exemplare, doch ein wohlfeiler Preiß des Buches gemacht werden.

Der Buchhändler ist Mitbürger der Welt. Als ein solcher druckt er manches kostspielige Buch, das nur zum grossen Vortheil für eine besondere Wissenschaft, oder für einige wenige Gelehrte dienet, woran er aber selbst, nichts als die Ehre gewinnt. Als ein rechtschafner Mann ist er verpflichtet, solche Bücher, welche für das allgemeine Beßte der Menschheit geschrieben sind, Bücher für Schulen, für das Volk, so wohlfeil als möglich zu liefern. Wie kann er dieses thun, wenn er nicht bey Werken des Luxus, bey Büchern, welche für die Begüterten gehören, ansehnlich gewinnt, sondern durch den Nachdruck derselben um das gebracht wird, was ihn in den Stand setzt, andere Unternehmungen der Ehre und der Menschenliebe auszuführen?

Der Buchhändler ist Patriot. Es thut ihm weh, wenn er sieht, mit welcher Pracht und Schönheit andere Nationen ihre Werke des Geistes ehren. Seine Nation kauft den Nachdruck, und es bleibt, wenn er so vorwitzig seyn will, auch ein Ding zu thun, seine schöne Ausgabe als eine Zierde seiner Niederlage liegen.

Der Buchhändler ist Kaufmann. Er muß von seinem Handel leben, muß das Ganze in einen Blick zusammenfassen, und aus dem allgemeinen seines Handels

die

die Vortheile des Schriftstellers, des Publicums und seiner selbst berechnen.

Der Gelehrte hat auf sein Werk den Fleiß vieler Jahre, die Blüthe seines Geistes verwendet, es hat ihm vielleicht seine Gesundheit gekostet. Der Verleger soll ihn dafür ein Honorarium biethen, dieser kann ihm nicht mehr dafür geben, als er aus dem Verkauf von 500 bis höchstens 1000 Exemplaren, bey Beobachtungen seiner übrigen nothwendigen mercantilischen Rücksichten wieder herausnehmen kann. Denn, ist das Buch gut, so wird es nachgedruckt, ehe 1000 verkauft sind. Welch eine Aufmunterung für die Wissenschaften überhaupt, welch eine Belohnung insonderheit für diejenigen Talente, welche auf keine andre Weise belohnt werden; nicht durch Amt, weil sie auf keinen der vier Facultätsleisten passen; nicht durch Fürsten, weil diesen die Cultur ihrer eigenen Talente zu viel kostet; nicht durch Buchhandel, weil dieser dem Raub des Nachdrucks Preiß gegeben wird. Und doch däucht mir, daß ein Mann, welcher Muth genug hat, mit Aufopferung aller Brod- oder Ertragsstudien sich denen zu widmen, wozu ihn die Natur bestimmt hat, es wohl verdiene, daß ihm dieser einzige und letzte Weg des Verdienstes offen gelassen werde.

Hat man wider das, was ich bisher vom Buchhandel, vom Buchhändler, Schriftsteller und Nachdruck gesagt, nichts einzuwenden; so ist der Nachdruck ein großes Hinderniß der Wissenschaften, oft der gänzliche Ruin eines einzelnen Man-

Mannes, immer eine Beraubung der edelsten Classe der Menschen, der Gelehrten, und eine Schande für die Nation. Ein Mensch, welcher sich desselben schuldig macht, wird dadurch zu dem verächtlichsten Geschöpf erniedrigt. Die Gerichte brandmarken ihn zwar nicht, aber in den Augen eines jeden Menschen, dem das Eigenthumsrecht heilig ist, und der den Menschen nach seinen Thaten, nicht nach dem Glücke beurtheilet, mit dem er der weltlichen Obrigkeit entwischt, steht er da, das Siegel seiner Schande vor seine Stirn gedrückt.

Ist das, was ich bisher gesagt, wahr; so begehen die Großen der Erde eine himmelschreyende Ungerechtigkeit, indem sie den Nachdruck befördern, und ich halte es für einen Spott der Menschheit, wenn man diejenigen Beschützer der Wissenschaften nennt, welche ein so großes Hinderniß der Wissenschaften, als der Nachdruck ist, auf alle Weise schützen und befördern.

Ist das, was ich bisher gesagt habe, wahr; so begeht jeder Mensch, welcher Nachdrucker unterstützt, oder, welches einerley ist, Nachdrücke kauft, eine Ungerechtigkeit, indem er dem Verfasser für den Nutzen und für das Vergnügen, so er ihm durch das Product seines Geistes giebt, die kleine Belohnung entzieht, welche er ihm schuldig ist. Er will blos nehmen, ohne zu geben. Ein solcher Mensch mache ja keine Ansprüche auf Gefühl von Ehre, oder auf die, einem ehrlichen Manne, so wesentlich nöthige Gerechtigkeitsliebe. Daß

man sich ohne diese Schönheit der Seele bey Ankauf der Nachdrücke recht wohl befinden kann, glaube ich gerne; daß der Nachdruck beyläufig viel Gutes hervorbringen kann, leugne ich eben so wenig als dieses: daß man gestohlne Sachen weit wohlfeiler haben kann als andre. Aber läßt sich vom Morde, Ehebruch, Kirchenraub nicht auch zufälliger Nutzen beweisen? Solte ein feiner Kopf nicht auch zum Beßten dieser Dinge sehr scheinbare Gründe anführen können? Und kann dieses ein Bewegungsgrund seyn, sie zu dulden und sie zu befördern? Hätte der einzelne Käufer auch gar keine Verbindlichkeit gegen den Verfasser, so solte er, wenn er ein edler Mensch seyn will, schon um deswillen den Nachdruck nicht kaufen, weil dieses das einzige Mittel ist, wodurch er das Seinige beytragen kann; ein unrechtmäßiges, der menschlichen Gesellschaft schädliches Gewerbe zu hindern.

Damit das grausame Unglück, welches der Nachdruck hervorbringen kann, desto anschaulicher wird; will ich einen möglichen, vielleicht wirklich ereigneten Fall weitläufig anführen. Ein junger Mensch, dem die Natur alles gegeben hat, was ihm zum glücklichen Fortkommen bey unserm Handel nöthig ist, nur kein Geld, wendet alle seine Kräfte daran, den Handel von Grund aus zu lernen, große Geschicklichkeit darin zu erlangen, durch unermüdetes Arbeiten in dem Dienst anderer, durch Redlichkeit und Treue sich Zutrauen zu erwerben, und endlich einen eignen Heerd zu bekommen. Zwanzig Jahre hat er gedient, er hat genug für andere gethan. Jetzt wünscht er in den Stand zu treten, wo er nun auch

für das Glück seiner noch übrigen Tage in Gesellschaft eines geliebten Weibes, und zum Beßten geliebter Kinder allein arbeiten kann. Großmüthige Männer unterstützen ihn; einer mit dem dazu nöthigen Vermögen, andere mit guten Manuscripten. Das Vermögen wird in den Druck dieser Bücher verwendet; sie erscheinen, finden Beyfall, werden in dem ersten halben Jahre nachgedruckt, und, weil die Herren Buchhändler mehr ihre Rechnung dabey zu finden glauben, den Nachdruck zu kaufen, als dem jungen Mann auf die Beine zu helfen, so bleiben sie liegen. Der junge, redliche Mann ist zum Krüppel gemacht, sein großmüthiger Unterstützer ist um sein Vermögen gekommen. In dem Lande worin er wohnt ist er ein Fremdling; wo findet er neue Hülfe? Ehrlicher Weise kann er auch nicht einmal verlangen, daß ihm jemand zu einem so vogelfreyen Geschäfte wieder Geld geben soll. Er wird mismüthig; er hätte viel Gutes in der Welt befördern können, aber, er ist dahin!

Oft schon hat es mir leid gethan, daß ich mich einem Beruf gewidmet habe, der keine Ansprüche auf obrigkeitliche Hülfe hat. Der geringste Handwerksmann kann seine Zuflucht zu dem Schutz der Gesetze nehmen, und die Gerechtigkeit nimmt ihn unter ihre Flügel! Wir Buchhändler allein sind ihrer Wohlthat unwürdig. Gleichsam, als wenn wir nicht mit zu der großen Gesellschaft der Menschen gehörten. Ich möchte jeden Handhaber der Gerechtigkeit fragen: Ob er nicht glaube, daß ein Mensch vor dem großen Richter der Welt entschuldiget werden würde, welcher sich aus Mangel an Hülfe und Schutz auf Erden, zur Selbstwehr verleiten

ließe,

ließe, und dem Bösewicht, welcher ihm am hellen Tage, ich will nicht einmal sagen sein ganzes Kleid, sondern nur seinen Rock ausziehen wolte, eine Kugel durch den Kopf jagte? Ich ehre die allgemeine Sicherheit und Ruhe, und die Obrigkeit, welche für sie sorgt; aber, man sorge auch für uns, damit das Faustrecht nicht die größte Wohlthat für uns werde, welche wir wünschen können. Obiger Fall würde der Menschheit den Nutzen bringen, daß die beschützte Bande, welche uns bey aller Gelegenheit ausplündert, ohngeachtet aller Privilegien, womit man sie versehen hat, von Furcht und Schrecken ergriffen werden müßte.

Dieses sind meine Gedanken über den Buchhandel und über die Schädlichkeit des Nachdrucks. Der Herr Verfasser der Erinnerungen denket ganz anders. Es sey mir erlaubt, daß ich seine Meynung in dem nachfolgenden zu prüfen versuche.

Die Erinnerung bestehet eigentlich darin, daß die Buchhändler nicht so laut über den Nachdruck schreyen sollen, weil das Publicum dadurch nur von der Existenz des Nachdrucks benachrichtiget wird. Sie sollen ferner die Originalausgabe nicht heruntersetzen, weil dadurch das Publicum auf den Gedanken gebracht wird: der Buchhändler habe gewuchert; er hätte gleich von Anfang an den wohlfeilen Preiß geben können, und es sey ihm schon Recht, daß er jetzt gezwungen werde, die Käufer nicht mehr zu übernehmen. Ohngeachtet dieser Erinnerungen werd ich nie aufhören den Nachdruckern die Zähne zu weisen. Wer sich ein-

mal

mal geduldig rupfen läßt, dessen Haut fürcht ich, wird nie hell werden. Ich werde fortfahren, die Nachdrucker meiner Verlagsbücher öffentlich mit dem wahren Character zu nennen, welchen sie verdienen, damit die Toleranz derselben nicht zu allgemein wird. Ich werde daher suchen, vermittelst heruntergesetzter Preise den Nachdrucker durch seinen Nachdruck zu verderben. Was kann ich sonst thun? Privilegien sind, nach dem Verfasser dieser Erinnerungen nur Spielwerk, und es bleibt kein ander Mittel übrig.

S. 363. nennt der Verfasser diese Methode die Originalausgaben herunterzusetzen, eine verkehrte Maxime; und S. 365. empfiehlt er diese nehmliche Maxime wieder. „Es bleibt," sagt er daselbst: „dem Buchhändler ja unverwehrt, sein Buch „um den nehmlichen Preiß zu verkaufen. Er kann seinen „Correspondenten den Rest seiner Auflage um einen Preiß „verlassen, der diese in den Stand setzt, die Original„ausgaben den Nachdrücken gleich zu verkaufen." Ich fürchte, durch diesen Widerspruch wird die Erinnerung ihre Wirkung verliehren.

Unbegreiflich ist mir's, wie der redliche Buchhändler, welcher gern die Originalausgabe begünstigen möchte, durch die öffentliche Bekanntmachung des Nachdrucks, nach S. 263. gezwungen wird, die Nachdrücke in Vorrath zu halten. Wenn das Publicum die Originalausgabe eben so wohlfeil haben kann als den Nachdruck; so kauft es gewiß jene lieber als diesen. Der redliche Mann wird also nur genöthigt, Vorrath von

der

der rechtmäßigen Ausgabe zu halten; keinesweges aber den Nachdruck kommen zu lassen.

S. 364. heißt es: Kein Buchhändler ist durch den Nachdruck zu Grunde gerichtet. Ausserdem was hierwider schon in dem vorhergehenden gesagt ist, führe ich noch folgendes an. Es sind viele unter unsern Herren Collegen, deren Leben mit den drückendsten Sorgen belastet ist. Hätten sie einige ihrer Speculationen bis zu einem ansehnlichen Gewinn, durch eine sehr große Auflage ausdehnen können, so würden sie davon frey geworden seyn, aber der Nachdruck setzte ihnen Gränzen. Solten Sie, mein Herr, bey unserer Handlung nicht mehr als einen Mann kennen, welcher das Publicum und den Schriftsteller mit gleicher Achtung behandelt hat; der bey jedem andern Gewerbe, durch seine Sparsamkeit, Klugheit, unermüdeten Fleiß, und durch Hülfe eines guten Capitals, längst ein bemittelter Mann seyn müßte, und beym Buchhandel blos seinen Unterhalt gefunden hat? Sie kennen keinen? So will ich Ihnen wenigstens einen ins Ohr sagen, wenn Sie sich mir zu erkennen geben wollen. Dieser Mann hat bey dem Vertrauen der besten Schriftsteller, bey der größten Redlichkeit, bey der besten Gattung von Verlag, in einem Zeitraum von mehr als sechzehn Jahren, blos um deswillen nicht mehr als seinen nöthigen Unterhalt gewonnen, weil ihm seine beßten Schriften nachgedruckt sind. Dieser Mann wird keinen Anstand nehmen, selbst sich Ihnen zu stellen, und Ihnen reinen Wein einzuschenken.

Sie, mein Herr, behaupten: Daß, wenn der Buchhändler kein Stümper ist, ihm so viele Mittel übrig bleiben, daß alle Nachdrucker in der Welt nichts gegen ihn vermögen. Vortreflicher Mann! Sie meinen es gut mit uns, sonst hätten Sie diese Erinnerungen nicht geschrieben. Lassen Sie sich die Mühe nicht verdrießen, diese vielen Mittel bekannt zu machen. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich einer von den Stümpern bin, denen Ihre Arcana noch nicht bekannt sind. Schade, daß sie solche nicht mit den Erinnerungen zugleich bekannt gemacht haben; Sie hätten Sich gleich dadurch ein ewiges Denkmal in meinem Herzen errichtet.

S. 365 und 366. behauptet der Erinnerer: Daß von einem guten Buche mehrentheils schon immer die Hälfte der Auflage abgesetzt ist, ehe ein Nachdruck erscheint, oder, erscheinen kann, und daß also der Verleger bey der Erscheinung desselben, wegen des größten Theils seiner Auslagen schon gesichert ist. Gegen die erste Hälfte dieser Behauptung ist die Erfahrung: Daß es gute Seelen unter unsern Herren Collegen giebt, welche aus Ueberzeugung von der Nützlichkeit des Nachdrucks für ihren Beutel; aus eingewurzelten Haß gegen die sächsischen und preußischen Buchhändler; und aus einer angebohrnen Abneigung, dem rechtmäßigen Verleger sein Eigenthum zu bezahlen, während ihrer Anwesenheit auf der leipziger Messe, Veranstaltungen zu treffen wissen: daß, wenn es etwa einmal gar nicht möglich wäre, die Bogen einzeln, so wie sie gedruckt werden, aus der Buchdruckerey zu bekommen, das Buch doch wenigstens gleich, so wie es die

Presse

Presse verläßt, vermittelst der Post, an die Nachdrucker gesendet werde.

Kaum solte man es glauben, daß es wahr sey: Es giebt Buchhändler, welche in ihren Reden und in ihren Briefen an Gelehrte, wider den Nachdruck declamiren, und unterdessen, ganz in der Stille, mit den Nachdruckern in ein schändliches Bündniß sich einlassen; das Buch, welches nachdruckbar ist, selbst vorschlagen; die Gelder dazu herschießen, und sich dafür, auf eine gewisse Zeit, den alleinigen Vertrieb, des Nachdruckes vorbehalten.

In Rücksicht der andern Hälfte der Behauptung möcht ich wissen — vorausgesetzt, daß von guten Schriftstellern, und von guten Büchern die Rede ist — wie der Verleger es möglich machen kann, in den mehresten Fällen die Kosten seines Buches schon aus der Hälfte der Auflage zu ziehen. Ein guter Schriftsteller arbeitet doch nicht um Tagelohn; er verlangt auch für sein Werk ein anständiges, typographisches Kleid! Dürft' ich ins Detail gehen; so wolt ich hier eine Berechnung machen, woraus sich ergeben würde: daß einer unserer verehrungswürdigsten Buchhändler an einem Werke, welches von großer Brauchbarkeit, und also nachdruckbar war, wovon er 750 auflegen ließ, wofür er 5 Rthlr. Honorarium gab, nach dem Verkauf der ganzen Auflage, innerhalb 3 Jahren, nicht mehr als 50 Rthlr. reinen Gewinn hatte. Machte er den Preiß höher als $2\frac{1}{2}$ Rthlr., so blieb sein Buch liegen, und eine stärkere Auflage war in vieler Rücksicht nicht rathsam. Dieser Fall ist nicht allge-

mein, aber ich behaupte mit der größten Wahrheit: In den mehresten Fällen fängt der Buchhändler erst an zu gewinnen, nachdem $\frac{2}{3}$ von der Auflage verkauft ist. Ob ihm solcher Gewinn nicht zu gönnen, ob er ihm nicht nothwendig ist, mag ein jeder nach dem, was ich schon gesagt habe, entscheiden.

S. 366. fragt der Verfasser: Wenn ein Mann von einem Buche zwey oder drey Auflagen ohne heruntergesetzten Preiß verkauft hat, bey einem Nachdruck über Diebstahl schreyt; verdient der wohl, daß er gehört wird? Eine sonderbare Frage! Vor welchem Gerichtshofe wird ein Mann deswegen mit seiner Klage über Diebstahl abgewiesen, oder in ein nachtheiliges Licht gestellt, weil er schon so viel in der Welt erworben hat, daß er den Diebstahl übersehen kann? Ich vermuthe, daß der Herr Verfasser dieser Frage in ganz behaglichen Umständen ist. Demohngeachtet möcht' ich es nicht wagen, ihm ein Buch nachzudrucken, und mich etwa folgendermaßen deßhalb entschuldigen: Sie, mein Herr, haben schon so und so viel an dem Buche gewonnen, laßen Sie mich nun auch etwas daran verdienen, und beschweren Sie sich über meinen Nachdruck nicht.

In der That, ich schäme mich, wenn ich bedenke, was ein Kaufmann, was jeder andre ehrliche Mann über diese und dergleichen Aeusserungen vom Buchhandel denken muß. Wird unser Handel, bey weiterer Ausbreitung und allgemeinerer Annahme solcher Grundsätze nicht eine Bande tolerirter Buben werden, die darauf lauern, sich einander das Brod aus

dem

dem Maul wegzunehmen, die keine andern Grundsätze haben als Eigennutz, deren vollkommenste Geschicklichkeit in der höchsten Cultur derjenigen Künste und Pfiffe besteht, wodurch einer den andern mit guter Manier zu bevorrtheilen sucht.

Von S. 366 bis 369 wird die Nützlichkeit des Nachdruckes durch Beyspiel und Gründe bewiesen, womit man jede andre unrechtmäßige Handlung eben so gut vertheidigen kann. Will sich der Leser davon überzeugen, so lese er nur mit einigen kleinen Veränderungen, in den Nebendingen, statt Buch, Uhr, statt Nachdrucken, Stehlen, und statt Nachdrucker Uhrendieb. Will sich der Herr Verfasser selbst lebendig davon überzeugen, so setze er nur statt des Wortes Bücher im Allgemeinen, den Titel eines seiner besten Verlagsbücher. Wollen sich die Fürsten davon überzeugen, so lesen Sie nur statt Buch, Banknote, und statt Nachdruck, das Nachmachen der Banknoten.

Von S. 369 an bis S. 372 sind die Beweise für die Nutzbarkeit des Nachdruckes viel scheinbarer, und verdienen daher eine genauere Prüfung.

Von Schul- und andern Büchern, welche fast in jedem Hause und fast in ganz Deutschland eingeführt sind, soll der Nachdruck erlaubt seyn. Allein, diese haben am wenigsten den Nachdruck zu befürchten. Ich führe hier Langens Grammatic, gewisse Postillen, Lexica u. s. w. zum Beweise an. Wie geht das zu? Die Verleger, sobald sie von der allgemeinen Brauchbarkeit ihrer Bücher überzeugt sind,

machen eine große Auflage ihres Buches, und werden, vermittelst derselben in den Stand gesetzt, einen so wohlfeilen Preiß zu machen, daß kein Nachdrucker ihnen gleich kommen kann. Als noch kein Nachdruck existirte, waren die Bücher am wohlfeilsten. Jeder Buchhändler ist so klug, daß er weis, je wohlfeiler sein gutes Buch, desto stärker sein Debit; je stärker sein Debit, desto gesicherter seine Unternehmung ist. Ein anderes Buch von der Art, wird das Seinige nicht sobald verdrängen: denn es gehört viel dazu, ehe ein Buch allgemein wird. Der Buchhändler braucht also nur Klugheit zu besitzen, und bedarf nicht der Furcht vor den Nachdruck, um sich zu wohlfeilern Preisen zu bestimmen. Aber wie? Wenn nun solche Bücher als vogelfrey erklärt werden, wie ist es möglich, daß der Buchhändler sich zu einer großen Auflage entschließen kann? Eine größere Auflage kostet ein größeres Capital in Aufwand des Papiers und des Druckes. Ich weis noch nicht, ob das Buch in meiner Provinz gleich eingeführt wird, ich brauche also Anfangs ganz Deutschland zu meinem Absatz. Aber ein jeder Fürst ist nach unserm Verfasser verbunden, ein Buch von allgemeiner Brauchbarkeit in seiner Provinz gleich selbst nachdrucken zu lassen. Wenn das geschiehet wie soll ich es anfangen, einen wohlfeilen Preiß, eine große Auflage zu machen? Ich werde mich hüten, mein Geld so aufs Spiel zu setzen.

Ueberdieß, wer kann entscheiden: Nun habe der Verleger genug verdient; wer kann die Gränzen bestimmen, wo die Rechtmäßigkeit einer Ungerechtigkeit anhebt oder aufhört? Ich fürchte, unsere politische Raisonnements werden die Moral

so

so durchlöchern, daß jeder Bösewicht seine sichere Ausflucht darin finden wird.

Kein Landesherr soll einem fremden Buchhändler ein Privilegium geben, weil es seinen Unterthanen zum Schaden gereicht. Gesetzt, ein Buchhändler ist Unterthan eines Landesherrn, welcher nach der Meynung unsers Herrn Verfassers den Entschluß gefaßt hat: Alle brauchbare Bücher in seinem Lande nachdrucken zu lassen, und keinem auswärtigen Buchhändler ein Privilegium zu geben. Dieser Buchhändler hat das Glück, in Verhältnißen mit guten Schriftstellern zu stehen, und einige vortrefliche Manuscripte zu bekommen; er ist ein thätiger Mann; die Mittel, ein wohlhabender Mann zu werden, sind in seinen Händen; aber er hat das Unglück, ein Unterthan von Ihro Durchlaucht zu seyn. Die Provinz ist zu einem großen Absatz viel zu klein. Andre Fürsten sind dem Beyspiel des seinigen gefolgt; sein Buch wird in jeder Provinz nachgedruckt, und die Privilegien sind aufgehoben. Die Folge davon ist, daß er an einem rechtmäßigen Buche nichts mehr verdienen kann, und am Nachdrucke auch nichts; denn, der Nachdruck ist ja allgemein, man hat eine eigene Ausgabe des Buchs in jeder Provinz. Der Mann muß zu seinem Fürsten gehen, und bitten, es doch beym Alten zu laßen; andre Leute sind eben so klug als wir, und am Rande kommt jeder bey dem neuen System zu kurz. —

Wie viele Bücher, ausser Gesangbuch, Catechismus, Bibel und flüchtigen Blättern werden wohl gedruckt, bey wel-

chen der Verleger mit dem Gewinn zufrieden seyn könnte, welchen er aus der Provinz zieht, worinn er wohnet. Zu den ersten Werken des Geistes reicht ja oft ganz Deutschland nicht hin, um dem Verfasser zu einem billigen Gewinn und dem Verleger zu seinen Kosten zu verhelfen.

Hier ist der Ort, es öffentlich zur Ehre der sächsischen Buchhändler zu sagen: daß sie das beßte Mittel in Händen haben, dem Nachdruck ein Ende zu machen; daß sie es wissen, aber aus Delicatesse nicht gebrauchen. In jeder Provinz Deutschlands gedeihen in unsern Tagen Früchte des Geistes, wobey etwas zu gewinnen ist. Die sächsischen Buchhändler dürften sich nur mit einigen Preußen und Niedersachsen vereinigen, ohne Schonung nachdrucken, was in Ländern erscheint, wo man ihnen unter hoher Begünstigung nachdruckt. Ich stehe dafür, es solte bald anders werden. Kein Land hat thätigere Geschäftsmänner, kein Land hat eine bessere Lage zum Vertriebe des Nachdruckes; kein Land hat mehrere Kräfte überhaupt, eine solche Unternehmung mit Glück auszuführen.

S. 370. heißt es: Ueber den Nachdruck eines allgemein nützlichen Buches in entfernte Provinzen viel Aufhebens zu machen, wäre eben so, als wenn Herr Hammer in Mannheim sich beklagen würde, daß man auch an andern Orten Wetterableiter errichtet, ohne sie durch ihn besorgen zu lassen. Soll der Landmann gebunden seyn, sich seine Pflüge aus einem andern Lande kommen zu lassen, weil man dort eine neue und bessere Art von Pflügen zuerst erfunden hat?

Ich

Ich füge zu diesen Beyspielen des Herrn Verfassers noch ein andres hinzu, welches von andern Leuten sehr häufig gebraucht wird: das Nachmachen einer gewissen Manufacturwaare. Was kann man darwider sagen? Dieses: Jeder Erfinder eines Kunststückes oder einer der Menschheit nützlichen Sache, kann seine Erfindung zurückbehalten, bis ihm von großen Herren eine Belohnung für seine Erfindung zugestanden ist. Oder er kann bey wirklicher Ausführung seiner Erfindung gewisse Dinge so verstecken, daß sie nicht gleich nachgemacht werden können. Oder, er kann sich für die ersten Modelle soviel bezahlen lassen, daß er Zeit seines Lebens gedeckt ist. Der Manufacturist ist Erfinder und Handelsmann zugleich. Die Mode giebt seiner Waare einen schnellen Zug, und der Gewinn daraus, gehört ihm allein. Er kann die Elle verkaufen wie er will. So hat ein jeder die Mittel in Händen, wodurch er sich für seine Talente, Arbeit und Mühe bezahlt machen kann. Der Schriftsteller hat keine als den Buchhandel, und der Buchhändler keins, als den gesicherten Abgang. In dieser Rücksicht solten die Oberhäupter Deutschlands die rechtmäßigen Auflagen wenigstens auf gewisse Jahre schützen. Man laße dem rechtmäßigen Verleger sechs bis zehn Jahr Zeit zum Verkauf seines Buches, behandle während dieser Zeit den Nachdrucker als Criminalverbrecher, und laße hernach einem jeden, welcher nicht Kraft hat, durch sich selbst etwas zu gewinnen, Andern nachmachen, was er will.

Haben den Uebrigens diese angeführten Beyspiele auch Aehnlichkeit genug mit dem Buchhandel, um aus der Rechtmäßigkeit des Nachmachens jener Hervorbringungen des mensch-

menschlichen Geistes, auf die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks richtig schließen zu können? Wenn der Erfinder der Ode sich darüber beklagen wolte, daß ein anderer auch Oden mache, so würde das lächerlich seyn. So auch der Buchhändler, wenn er klagte, daß ein anderer auch Bücher verlege oder drucke. Wenn aber dem Manufactüristen die besondre Art von Wolle oder Seide gestohlen wird, welche er nur allein hat und kein anderer haben kann, ohne sie ihm zu stehlen, und daraus ihm das nehmliche Zeug nachgemacht wird, welches er erfunden hat, so kann er sich mit Recht über Diebstahl beklagen. Und dieses ist der Fall, wenn dem Buchhändler die Gedanken des Schriftstellers, welche er durch den Ankauf des Manuscripts allein hat, und kein anderer ohne Diebstahl haben kann, gestohlen werden, und daraus das nehmliche Buch gemacht wird, welches er verlegt hat.

Von S. 374 bis 375. führt der Herr Verfasser eine Klage über die unlöbliche Emsigkeit der Buchhändler, welche ihm seine Autoren wegkapern, und zu hohes Honorarium geben. Ich bedaure ihn deshalb sehr, glaube aber auch zugleich, daß die Ursach dieser Klage nimmermehr eine gegründete Rechtfertigung des Nachdrucks werden wird.

S. 376. beklagt sich der Herr Verfasser, daß die leipziger Büchercommißion, nur diejenigen Buchhändler in Betref eines Nachdrucks schützt, die ihre Bücher bey ihr haben einzeichnen, oder, welches einerley ist, haben privilegiren lassen. Mir däucht, es ist sehr billig, daß wer geschützt seyn will, erst um Schutz anhalten muß, und daß, weil jedes Gericht un-

unterhalten seyn will, derjenige, dem das Gericht zum Beßten gereicht, auch zu dessen Unterhaltung etwas beytrüge.

Wie richtig der Herr Verfasser vom Nachdruck urtheilen kann, sobald ein richtiges Urtheil zu seinem Vortheil gereicht, ersiehet man aus folgender Stelle: Der Rock, den ich für baares Geld (gleichviel an welchem Orte) gekauft, ist mein Eigenthum, und niemand hat das Recht mir solchen auszuziehen, wenn ich gleich kein Privilegium auf meinen Rock genommen habe. Der Verfasser sagt eigentlich: Niemand in Leipzig hat das Recht, mir solchen während der Messe auszuziehen. Ich denke aber, es ist einerley, wo und wenn der Rock ausgezogen wird. Die Sache bleibt immer dieselbe.

Was der Verfasser über dieUnschicklichkeit, Privilegien über Uebersetzungen zu ertheilen sagt, ist sehr wahr. Unwahr hingegen ist manches, was er bey dieser Gelegenheit seinen Erbfeinden den sächsischen Buchhändlern zur Last legt. Es machen heut zu Tage die auswärtigen Buchhändler mehrern Gebrauch von dieser Unschicklichkeit, als die sächsischen.

Von S. 382 bis 384. spricht der Herr Verfasser von der Schädlichkeit des Nachdrucks, und darin sind wir einig, aber nicht lange. Denn bey der Frage: Wer verlieret beym Nachdruck? sind wir wieder sehr verschiedener Meynung Der Verfasser antwortet: Nicht der Buchhändler! Ich antworte: Alle verliehren; Schriftsteller, Publicum und Buchhändler. Dieser Verleger zahlt gern ein kleines Honorarium, jener giebt gern so viel er kann. Daraus folgt

nun,

nun, daß der eine leichter auf seine Kosten kommt, als der andre, und daß dieser noch immer im Verlust sitzen kann, wenn jener lange gewinnt.

Zum Schluß leg' ich noch das aufrichtige Bekenntniß ab: Ich bin durch dasjenige, was der Herr Verfasser der Erinnerungen sowohl für, als wider den Nachdruck gesagt hat, von seiner großen Geschicklichkeit über diesen Gegenstand zu reden, völlig überzeugt worden. Betrift der Nachdruck ihn selbst, seine Freunde und Nachbarn, so wird er mit Wärme und Ueberzeugung dagegen sprechen können; betrift er aber solche Leute, deren Verlag dem seinigen überlegen ist, und denen er folglich bey der Abrechnung baares Geld geben muß; ey nun, so hat der Nachdruck freylich auch sein Gutes!

Von
einem Buchhändler aus der letzten Claße.

VIII.

Friedrich der Zweyte. 1777.

In seiner königlichen Seele
Vereinet jede Kraft, Weisheit und Tugend sich.
Es starben die Trajan, die Titus, die Aurele
Noch nicht: Sie leben fort, in Preußens Friederich.

Schink.

IX. In-

IX.

Impromptů.

Gräfin Sophia Frieß, am Tage ihrer Confirmation 1784.

Wer ist die liebliche Gestalt
Im seidnem, rosenfarbnem Kleide,
Das leicht, wie Luftgeweb' um ihre Schultern wallt,
Ihr groses, blaues Aug' voll überirdischer Freude?
Wer ist die englische Gestalt,
Auf ihrer Wang' des Himmels frischste Jugend,
Auf ihrer Stirn die Majestät der Tugend,
In ihrem Lächeln Paradies?
Die kniend dort, als wie vor Gottes Throne
Ein Seraph, feyerlich mit süßem Flötentone
Den Glauben Christus laut bekennt?
Ist sie vielleicht der Engel einer von Jehovah
Herabgesandt zu uns? Wie nennt
Der Himmel sie? „Eloa“
Die Welt: „Sophia Frieß.“

Schink.

X.

An Tina von Hohenberg, als sie sang. 1786.

Nein, Tina, nein, das ist nicht deiner Stimme Klang,
Ein Engel haucht aus deiner Kehle!
Entführt hast du dem Leibe seine Seele,
Das kann kein menschlicher Gesang
Ein Engel haucht aus deiner Seele!

Schink.

XI.

An den Pfarrer Dumm, während seiner Predigt 1786.

Wenn, was du sagst, die Wahrheit ist,
Daß der wahrhafte Christ sich's Grübeln nicht erlaubet,
Mit dem Verstand nicht forscht, nein, nur einfältig glaubet
So bist du ganz gewiß ein Christ.

Schink.

VIII.

Anhang.

No. 1.

Bey G. J. Göschen in Leipzig ist erschienen:
Anton Walls Erzählungen nach Marmontel. 1. Band.

Schon aus dem Titel ersiehet man, daß diese Erzählungen keine eigentlichen Uebersetzungen der Marmontelschen Contes moraux sind. Es könnte sie ein Franzose wieder in seine Muttersprache übersetzen, und seine Landsleute würden zwar nicht ihren Marmontel darin erkennen, aber einen Schriftsteller, der ihm an die Seite gestellt zu werden verdient. Der Verleger läßt hier eine Stelle aus der Erzählung Töffels und Röse abdrucken, welche nach Annette & Lubin gemacht ist.

Röse ist in der Stadt gewesen und kam am dritten Nachmittage wieder zurück.

„Töffel war mit den Herden im Walde. Er saß in einem melancholischen Cabinet von dichten dunkelgrünen Zweigen, welche die Natur selbst zu einem lebendigen Gewölbe durch einander geflochten hatte. Auf dem Boden war ein Bett vom schönsten weichsten Moose zusammengetragen: und nicht weit davon stürzte sich eine spiegelhelle Quelle in silbernen Fäden über das Gestein herab. Rösens Lieblingsschäfgen stand neben Töffeln, und Töffel sprach ihm von Zeit zu Zeit wegen Rösens Zurückkunft in einem barmherzigen Tone den Trost zu, dessen er selbst bedurfte.“

„Röse war kaum nach Hause gekommen, als sie das Tuch voll früher Weintrauben, die sie in der Stadt für Töffeln gekauft hatte, sauber in ihr Handkörbchen auspackte, und fortgieng, um Töffeln, der sie erst in fünf Tagen erwartete, zu beschleichen, und ihm eine Nascherey zu bringen, dergleichen weder sie noch Töffel jemahls gesehn, geschweige denn gekostet hatten.“

„Er lag jetzt mit dem Gesichte nach der Quelle gewendet, und zählte, damit nur der Abend herbeykäme, die einzelnen Tropfen, die von einem der Silberfäden absprangen. Röse kam leise, stahl den Hut, den er neben sich gelegt hatte, knüpfte ein schönes

langes grünes Band drum, und legte ihn wieder an Ort und Stelle. Sie rauschte ein wenig mit dem Gesträuche: Töffel sah sich um, und erschrak über seinen Hut, daß ihm das Herz pochte."

„Er ging erst einige Mahl von weitem um den Hut herum, und hatte endlich das Herz ihn langsam aufzuheben."

„Ja, ja, du bist mein leiblicher Hut," sagte er, „und das ist das Band, von dem mir vorgestern geträumt hat. — Ja, du bist mein Hut, du kannst es gar nicht läugnen; das da ist der Schnitt, den die schabernackische Röse hinein geschnitten hat, und das da ist der Häftel, den sie mir angenäht hat, und das da — Aber ja, nun liege ich aber doch jetzt nicht im Bette, und ich träume auch nicht, und wie kannst du nun mein einziger wahrer Hut seyn, wenn ich nicht im Bette liege, und du dennoch das Band um hast, von dem mir bloß geträumt hat. — Stille, nun will ich gleich dahinter kommen, ob ich wirklich im Bette liege."

„Er setzte den Hut auf, trat an das Becken, in welchem sich die Quelle sammelte, und wollte sehn, ob er im Wasser auch ein Band um den Hut hätte. Röse kam geschwind, und setzte dahin, wo der Hut gelegen hatte, ihr Körbgen mit den Weintrauben."

„Töffel schüttelte ganz ernsthaft den Kopf, kehrte sich so in Gedanken allmählig um, sah dann die Weintrauben, und stutzte einige Augenblicke. Plötzlich riß er den Hut vom Kopfe, warf ihn zu dem Körbchen hin, daß es dampfte, hob die Beine auf, der Hexerey zu entlaufen, und lief der Hexe in die Arme, wie denn meine Gouvernante sagte, daß das sehr oft zu geschehen pflegte, worauf ich mich aber nicht verstehe."

„Röse fiel Töffeln um den Hals, zog ihn in das schöne Cabinet hinein, setzte sich mit ihm nieder auf das Moos, und hielt ihn beym Ermel, damit er ihr nicht davon laufen sollte. Er ließ sich alles geduldig gefallen; aber er zitterte an allen Gliedern, und ein lautes Wort war nicht aus ihm zu bringen. Denn er besah bald die ganze Röse, bald den Hut, und bald die Weintrauben, von denen er gar keinen Begriff hatte."

„Also sprichst Du, Du bist die rechte Röse?" sagte er endlich halb freudig und halb mit Entsetzen.

„Ih, Töffel, bist Du gescheut? Was soll ich denn sonst seyn? Sieh mich doch nur an: befühle mich doch nur."

Ja, siehst Du, Röse, so bald Du nicht die rechte Röse bist, so stoße ich Dich den Augenblick da ins Wasser. — Es sollte mich dauern, wenn Du ein Gespenst wärst — bloß weil Du aussiehst, wie meine Röse — Aber ich — Nun warte; — Zeige mir

mir einmahl den linken Daumen, an den Du Dich vorige Woche gebrannt hast."

„Da hast Du die ganze Hand."

„Und das rechte Schienbein!"

„Da siehst Du das Fleckchen."

„Und wenn hast Du Dich dran gestoßen?"

„Vorgestern früh, da ich fortreisen wollte, und ich mich noch einmahl nach Dir umsah."

„Tritt mich einmahl auf den Fuß, so derb Du nur kannst, damit ich sehe, daß Du auch schwer bist!"

„Von nun an, sagte meine Gouvernante, werden Töffels und Rösens glückliche Tage ein Ende haben; und Sie, meine gnädigen Damen, werden finden, daß meine Gouvernante richtig prophezeyte, wenn sie nur die Gnade haben wollen, nunmehr recht genau Acht zu geben. Denn Röse trat Töffeln so derb auf den Fuß, als ihr nur möglich war, und fing an zu weinen, daß er sie nicht mehr für seine rechte Röse erkennen wollte."

„Nein" sagte Töffel, „nun Du weinst, nun sehe ich, daß Du meine leibliche wahre Röse bist. — Aber nun erzähle mir nur, wo Ihr so bald wieder hergekommen seyd."

„Und nun fing Röse an alles zu erzählen, und die guten Leutchen thaten gar nichts Böses weiter mit einander, als daß sie sich hundertmal umarmten, daß sie ein paar Weintrauben Beere vor Beere mit einander theilten, daß sie darüber die Sonne nicht untergehn sahn, daß sie aus Versehen ihr Vieh alleine nach Hause laufen ließen, und daß sie die eingebrochene Nacht nicht eher recht deutlich erkannten, als bis es so stock-pech-finster war, daß man die Finsterniß kaum sehn konnte."

„Der Herbst konnte nicht ewig dauern, und der Winter auch nicht, und Rösens bisheriger Schnürsenkel auch nicht: und da der Frühling wieder herankam, nahm sie den Schnürsenkel, den ihr Töffel mitgebracht hatte, und dem es auch nicht an Länge fehlte; und Töffel hatte eine große Freude darüber, daß sein Schnürsenkel an das Tageslicht kam, und Röse hatte eine große Freude, daß Töffel eine große Freude darüber hatte; aber der Schösser des gnädigen Herrn, der ein sehr scharfes Auge hatte, und eines Tags vor Rösen vorüber ritt, hatte gar keine große Freude darüber, sondern band sogleich sein Pferd an einen Baum, rufte Rösen, die eben allein war, zu sich, und hielt folgendes freundliche Gespräch mit ihr, über das sie gleichfalls am Ende gar keine große Freude hatte."

„Nun, meine Tochter," fing er an, „wer sind wir denn eigentlich?"

„Ih nu, Herre, Er ist glaub' ich unser Schösser, und ich bin die Röse aus der Mühle da drunten."

„So, so! — Nun wir sind im Aufwachsen, seh' ich. — Wir schießen recht hübsch in die Höhe, seh' ich. — Aber wir wachsen nur nicht in's Schlanke, seh' ich."

„Ih nu, Herre, was Ihn betrifft, Er ist nun freylich nicht hübsch geschlanke gewachsen, aber mit mir geht's doch noch so halbwege an."

„Ja, ja! — Wie lange mag's denn wohl schon her seyn, daß uns das Miederchen da zu knapp wird?"

„Ih nu, Herre! Der alte Schnürsenkel zersprang mir vor vier Wochen, und seit der Zeit muß ich bey dem neuen da immer manchmahl was zugeben."

„Ja, ja, das kann wohl seyn, ich sehe wohl. — Aber wer ist denn Schuld daran, daß der alte Schnürsenkel zersprungen ist?"

„Ih, Herre, hört Er denn nicht? Der alte Schnürsenkel selber. Unser einer nimmt zu: das sieht Er ja wohl."

„Ja, ja, das ist freylich von unser einem natürlich. — Aber wie ist denn unser einer zu dem Zunehmen gekommen?"

„Nein, Herre, so trete Er doch nur einmal neben mich, ob er nicht zehnmahl mehr zum Zunehmen gekommen ist, als ich. Wie Er's gemacht hat, so muß ich's doch auch gemacht haben. Unser einer ißt, und trinkt, und schläft, so gut wie Er."

„Ja, ja, und dann hat man auch noch manchmal eines hübschen Mahlgast auf der Seite — hm! hm! — der einem alles Liebes und Gutes erwiesen hat, hm!"

„Ich kriege meiner Mutter ihre Mahlgäste nicht zu sehn, und wenn ich sie sehe, so spreche ich: Guten Tag! und guten Weg! aber wem ich alles Liebes und Gutes erweise, das ist Töffel, und meine Mutter, und Töffeln seine Mutter."

„So! so — Also Töffeln alles Liebes und Gutes."

„Ja, Herre: Töffel macht's aber auch wieder so."

„Ja, ja! — Und da haben wir wohl Töffeln in allem seinen freyen Willen gelassen?"

„Ih nu freylich, Herre! Was Töffel gewollt hat, das ist auch allemahl mein Wille gewesen."

„Und da haben wir also wohl Töffeln alles erlaubt?"

„Ist Er nicht wunderlich? Was hätte ich denn Töffeln abschlagen sollen?"

„Ey, ey, ey! — Also gar nichts abgeschlagen? ganz und gar nichts?"

„Ih

„Ih nein doch! — Sieht Er, die Augen wollte ich mir auskratzen, wenn Töffel mit guten Gewissen sagen könnte, ich hätte einmahl im Ernste zu ihm gesagt: Nein, das sollst Du nicht — Ih, Herre, ich und Töffel sind ja mit einander leibliches Geschwisterkind."

„Was? wer? was? leibliches . . . ."

„Gelte: nun geht Ihm erst ein Licht auf? Freylich, leibliches Geschwisterkind!"

„Ach, du frommer, keuscher, gütiger, gerechter Himmel!"

„Ih ja wohl, Herre! — Denkt Er denn, daß ich sonst den ganzen Tag mutterseelen-allein bey Töffeln bliebe? daß ich mich hasche du nicht gesehn mit ihm über Stock und Stein jagte, und daß ich mich hernach, wenn wir uns müde gesprungen haben, mit ihm in unsre grüne Hütte setzte, und da ohne Sorgen wohl gar einschliefe? — Nein, Herr, da kennt Er mich nicht. Meine Mutter hat mir gesagt, ein jung Mädchen müßte sich mit den jungen Burschen nicht gemein machen: aber mit Töffeln ginge das eher an, denn wir können uns doch nicht heirathen."

„Der Schösser fuhr fort auf den Grund zu fragen, und Röse fuhr fort auf den Grund zu antworten; und kurz, meine gnädigen Damen, der Schösser behauptete am Ende Rösen ins Gesicht, es wäre sonnenklar, daß ihre Mutter bald zur Großmutter werden würde."

„Ih, Herre," sagte Röse halb verschämt, „Er ist nicht wohl gescheut. Ich und Töffel sind ja nich Mann und Frau."

„Ey! ey! ey! Das ist eben der Fehler, daß Ihr nicht Mann und Frau seyd., — Aber hat sich denn an dem Nachmittage, da Ihr ihm die Weintrauben mitgebracht habt, nicht der Himmel und die Erde aufgethan?"

„Ja, Herre, da fragt Er mich zu viel."

„Hat es denn nicht wenigstens gedonnert und geblitzt?"

„Nein, Herre, nicht ein Bißchen."

„Hat sich denn nicht einmahl die Sonne schwarz gefärbt?"

„Herre, so lange ich die Sonne den Tag gesehen habe, sahe sie so schöne helle, wie ein Spiegel. Aber wie wir in der Nacht nach Hause tappten, da war es Ihm stock-pech-brand-finster, und wir haben was rechts gelacht, weil wir aus einem Graben in den andern purzelten."

„Nu, da sehen wir's, da sehen wir's. Die Natur hat sich so entsetzt gehabt, daß sie sich erst in der Nacht drauf hat besinnen können, Euch ein Anzeichen von Eurer Schandthat zu geben."

„Herre, was ist denn das für ein Ding, eine Schandthat?"

„Eine Schandthat ist eine Schandthat über alle Schandthaten, eine schändliche That, eine . . . .“

„Ach, ich dachte gar, Herre! Ich und Töffel haben einander nichts zur Schande angethan, weiß Er's? — Was wir einander gethan haben, ist aus treuen Herzen geschehen, und nicht aus Bosheit, weiß Er's? — Und wenn's nur wahr wäre, daß ich bald einen kleinen Töffel kriegte, ich wollte eine rechte Freude darüber haben, weiß Er's? — Und sieht Er, da hab' ich hernach zwey Töffel, sieht Er; und da will ich dem allerkleinsten unter den beyden Töffeln tausendmahl guter seyn als Ihm, Herre, nimmermehr, sieht Er.“

„Ey, ey, ey! Euer armes unschuldiges Kind wird die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen — es wird nichts von Euch wissen wollen — es wird Euch weder Vater noch Mutter nennen — es wird darüber schreyen, daß Ihr es ans Tageslicht gebracht habt — es wird — Nu, wir werden zwar einander schon weiter sprechen, meine Tochter.“

„So sagte der Schösser, setzte sich wieder auf sein Pferd, und ritte davon. Aber Rösen hatten seine letzten Worte auf einige Zeit versteinert. Ihre leichten Füße waren ihr auf Einmahl so schwer geworden, daß sie nur langsam und mit Mühe Töffeln entgegen schleichen konte, als sie ihn von weitem kommen sah.“

„Höre, Töffel,“ sagte sie, „ach Du armer guter Töffel!„

„Nun was fehlt Dir denn, Röse? — Bist du denn gefallen?“

„Weißt Du denn was neues?“

„Nein, Röse, ich weis nichts neues.“

„Ich bin Deine Frau nicht, und der kleine Töffel ist mein Kind, und meine Mutter ist eine Großmutter.“

„Was wär's, Röse? — Du, das war mir zu viel auf Einmahl. Erzähle mir's einzeln.“

Ey, ich werde Dir's wohl noch einmahl sagen sollen, Du Kindtaufenvater Du?“

„Was? ich — ich ein Kindtaufenvater? — Höre, Röse, ich bin Dir herzlich gut: aber wenn Du mich belügst — wenn Du mir eine vergebliche Freude machst, da mag ich nichts mehr von Dir wissen — Sage mir's, wer ist ein Kindtaufenvater? — aber ein wahrer leibhaftiger Kindtaufenvater, wie alle Kindtaufenväter? — Nun, Röse, aber lüge nicht.“

„Ja, nun soll's wohl nicht einmahl wahr seyn.“

„Höre, Röse, habe die Barmherzigkeit, und die Freundschaft, und die Liebe, und sage mir deutlich, ob ich wirklich ein Kindtaufenvater bin.“

„Ih,

„Ih, freylich, Du Schelm Du. Der Herr Schösser hat mirs selber gesagt.“

„Ach du lieber Himmel, das ist mir doch wahrhaftig eine rechte große Ehre, daß die liebe Obrigkeit selber mit drauf Achtung giebt. — Nun, Röse, höre, ich möchte Dir vor Freuden bald weinen. — Siehst Du, wahrhaftig das ist doch eine Liebe von dem Herrn Schösser. — Aber nun, Röse, wie ist es denn in aller Welt — Komm, setz Dich her, Röse — Nun sage mir einmahl, wie denn alles zugegangen ist. Das muß doch die liebe Obrigkeit auch aufgeschrieben haben.“

„Ih ja, wies zugegangen ist. — Es ist zugangen, ohne daß wir's gewußt haben. — Aber gelte, Töffel, ich habe Dir in meinem Leben keine Schande angethan.“

„Ey, und wenn du mir alle mögliche Schande angethan hättest, nun hättest Du alles auf Einmahl wieder gut gemacht. — Aber Du bist nicht gescheut, Röse: und sage mir einmahl, Du hast ja gar keine rechte Freude über die unverhofte Ehre.“

„Ey, der Herr Schösser hat mir meine Freude bald gar verdorben.“

„Warum denn?“

„Er sagt, unser kleiner Töffel würde die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, und er würde uns nicht Vater und Mutter heißen wollen.“

„Weswegen denn?“

„Weil wir eine Schandthat begangen hätten.“

„Wegen welcher Ursache denn?“

„Weil die Nacht drauf so stock = pech = finster gewesen wäre.“

„Du, wo ritt denn der Schösser zu?“

„Ih, er ritt nach Hause.“

„Bleib Du da sitzen, Röse, und sey Du nur recht lustig. Ich will schon wiederkommen.“

„Der Schösser war nicht längst zu Hause, als ein artiger junger Bursche bey ihm herein trat, der ganz ernsthaft aussah.“

„Sein Diener, Herr Schösser!“

„Schön Dank! Seyd willkommen!“

„Schön Dank!“

„Was bringt Ihr? wo kommt ihr her?
„wer seyd Ihr?“

„Ich bin der Töffel von der Röse, wo ich Kindtaufenvater bin, und ich wollte nur in der Güte wissen, weswegen unser kleiner Töffel mich nicht Vater und Mutter heißen soll.“

„Schämt Ihr Erzbösewicht Euch denn nicht, Euch noch auf Gottes Erdboden sehn zu lassen?“

„Herr, Er hat mich gar nicht verstanden. Ich bin der Töffel, der ....“

„Ihr seyd der Schandmensch, der nicht verdient das Tageslicht zu sehen, und der sich nicht entblödet hat, dieses unschuldige Mädchen von dem Pfade der Tugend abzuführen, und in den Abgrund des Lasters hinunter zu stürzen.“

„Herre, wer das noch einmahl sagt, der mag selber ein Schandmensch seyn. Denn ich habe meine Röse in keinen Abgrund hinunter gestürzt: sondern, wenn Er sie sehn will, sie sitzt gesund und frisch draußen am Wege unter der großen Steineiche, und wartet, bis ich wiederkomme. Aber Er, Herr Schösser, Er hat der armen Röse wunderliche Dinge in den Kopf gesetzt, die ihr die ganze Freude verdorben haben, und da möchte ich nur wissen, warum Er das gethan hat.“

„Ich glaube, der Naseweiß will noch mit seiner hohen Obrigkeit freveln. Ih, Ihr Ehrenschänder, Ihr, habt ihr denn nicht Rösen ihr Liebstes auf Erden genommen?“

„Wer? was? ich, Herre?“

„Habt Ihr denn nicht Rösen um ihre Ehre gebracht?“

„Wie denn so?“

„Habt Ihr nicht gemacht, daß sie nun weder ein Mädchen, noch eine Frau ist?“

„Für die Frau sorge Er nicht, Herr Schösser. Alleweile will ich mit zum Herrn Pastor gehn.“

„Ihr Ignorante, wißt Ihr denn nicht, daß Ihr Rösens Mann gar nicht werden könnt?“

„Nun, Herr Schösser, da will Er mich nur zu lachen machen. Ich bin schon Rösen ihr Kindtaufenvater, und soll nicht ihr Mann werden können? Flickerment, Herr Schösser, sage Er mir einmahl, welches von beyden das Vornehmste ist.“

„Das Vornehmste ist, daß Ihr ein criminelles Verbrechen begangen habt, daß man Euch deswegen zu seiner Zeit schon finden wird, und daß Ihr Rösen nicht wieder ansehen, und nicht wieder mit ihr reden dürft.“

„Herr Schösser, das kann Er mir gar nicht zumuthen, und das gibt auch Röse nicht zu. Und wer soll denn für Rösen den Herrn Schulmeister herumschicken? Und wer soll denn den kleinen Töffel warten helfen?“

„Das geht die Obrigkeit nichts an: und darnach fragen die Gesetze nichts.“

„Flickerment, Herr Schösser, das war ein gescheuter Einfall von Ihm. Wenn die Gesetze nichts nach meiner Röse und nach

nach dem kleinen Töffel fragen: so brauchen ich, und meine Röse, und der kleine Töffel auch nichts nach den Gesetzen zu fragen."

„Nu, nu, das wollen wir schon sehn; das wird sich schon finden."

„Ja, Herr Schösser, das wird sich finden. Und wie sich der erste kleine Töffel gefunden hat, so sollen sich alle die folgenden kleinen Töffel auch finden."

„Töffel drückte seinen Hut in die Augen, und ging geraden Weges zum Herrn Pastor."

No. 2.

Bey G. J. Göschen in Leipzig ist erschienen:

Doolin von Mainz, ein Rittergedicht in 10 Gesängen, von Alxinger. 8. 1 Rthlr.

Statt aller weitern Anzeige läßt der Verleger aus dem 10ten Gesang die Stanzen 1 bis 34 abdrucken.

Doolin ist nach vielen Abentheuern um seine geliebte Flandrine, von dem König der Dänen, Danemond, in einem Zweykampf heimtückischer Weise rückwärts durchstochen worden, indem der Zwerg des Dänen, ein Zauberer, Doolin mit einem Blendwerk täuschte, so daß Doolin mit dem König zu fechten glaubt, indem er nur mit einem Zauberdunst focht. Doolin bleibt als todt liegen, dessen Schwert der Dänen König nimmt, und nachdem er Doolins getreue Sachsen geschlagen hat, bemächtigt er sich Flandrinens Burg, und will sie mit Gewalt zu seiner Gemahlin machen. Unterdessen hat Bertrand, ein weiser mit übernatürlichen Kräften begabter Mann, den Unfall seines Freundes Doolin vernommen, und hiermit fängt der 10te Gesang an:

1.

O du, dem die Natur ein Herz voll Liebe gab,
Der mit Flandrinen sich vereinte,
Und ihren, ach zu früh! gefallnen Held beweinte,
Freund, trockne dir die edlen Thränen ab
Und steig getrost mit mir auf jenen blutgen Hügel,
Wo ihn für todt der Wüthrich hingestreckt;
Sieh! stärker noch, als alle Bosheit, deckt
Den schwer verwundeten der Freundschaft heilger Flügel.

2.

Den eh sein Leben ganz aus dieser Wunde troff,
Mahlt sich durch magische Gesichte
Die ganze klägliche Geschichte
Vor Bertrands Augen ab: Gleich wirft der Philosoph,
Für seinen Freund aufs zärtlichste besorget,
Sich in den Wagen, fleugt, als hätt' er zum Gespann
Von Helios Lichtstrahlen sich erborget,
Und langt zu rechter Zeit noch an.

3.

Zuerst, Um sich vor Ueberfall zu sichern,
Versetzet er den Grund drey deutsche Meilen weit,
Dann trocknet er mit seidnen Tüchern
Die spannenlange Wunde, streut
Ein Pulver drauf, das fein und grau wie Asche,
Das Blut im Augenblicke stillt;
Dann langet er nach seiner goldnen Flasche;
Mit Lebenselixier war diese voll gefüllt.

4.

Sieh, sieh! Das Elixier berühret kaum die Wunde,
So heilt sie zu, und Doolin rafft
Mit wieder roth gefärbtem Munde
Sich auf vom Boden; neue Kraft
Blitzt aus den Augen ihm und schwellt ihm alle Sehnen;
Er schüttelt sich, als wie nach einem schweren Traum;
Der Weise tritt vor ihn; der Held erkennt ihn kaum
So strömet schon sein Dank in bittersüßen Thränen.

5.

Mein Freund, mein Schutzgeist, ruft er auf,
Ihr seyds, euch dank' ich es, daß Blut in meinen Adern
Noch übrig blieb; ihr habt den ungerechten Lauf
Des Glücks gewandt! Laßt uns nicht mit dem Glücke hadern,
Sagt Bertrand, was ist Glück? ein leerer Schall, der nicht
Doolinens Mund befleck', ein lächerlich Gedicht
Der Thoren, die ihr Recht der Vorsicht rauben
Und dann mit diesem Nichts sie zu ersetzen glauben.

6.

6.

Ich kann der ewgen Weisheit Schluß
Nicht, wie euch etwa dünkt, nach meiner Willkühr wenden;
Ein schlechtes Werkzeug nur in ihren heilgen Händen,
Thu ich, was sie gebeut, und muß,
Je unverkenntlicher, je heller
Ein bloß von ihr geborgter Schein
In meine Seele glänzt, je eifriger und schneller
Zu schuldigem Gehorsam seyn.

7.

Ich sah, so wie man in die Weite
Durch Röhre sieht, das Uebel, das euch dräute.
Es hindern konnt' ich nicht und hätt' es nicht gewollt;
Der herrlichste Tribut, den man der Gottheit zollt,
Das Mittel, das die Erdefreuden
Unschädlich macht, veredelt, würzt,
Der Engel, der uns oft nur darum niederstürzt,
Damit er uns noch mehr erhöh', ist Leiden.

8.

Bald seht ihr selbst wie schön die Vorsicht Ring an Ring
In ihrer Kette schloß: die Prüfung, welche trüber
Als eine Wetterwolk' ob euerm Haupte hing,
Ist, freut euch dessen, bald vorüber;
Und jeder Kuß auf eurer Dame Mund
Macht euch alsdann die große Wahrheit kund,
Daß selbst die Widerwärtigkeiten
Uns höheren Genuß, uns reinre Lust bereiten.

9.

Der Jüngling, als der weise Mann
Von seiner Dame spricht, steht da, wie wonnetrunken,
Nachhängend seinem süßen Wahn,
Meint er, sie sey bereits an seine Brust gesunken.
Er küßt, umarmet sie, er spricht mit ihr: O du
Mein Alles, fand ich dich! o wohl belohnte Mühen!
Nun soll kein Gott dich mehr aus diesen Armen ziehen!
So schwärmt er, lächelnd hört der gute Bertrand zu;

10.

Hört zu mit jenem Hochgefühle
Des Edlen, der die Tugend nach dem Ziele
Gerücket hat und seines Werks sich freut.
Er giebt dem Held ein leinen Kleid
Anstatt des Panzers und der Schienen,
Giebt ihm ein Saitenspiel in die geübte Hand,
Doolinens Kunst darauf war ihm nicht unbekannt,
Die, sagt er, werden euch zu euerm Zwecke dienen.

11.

Doch jetzund ruhet erst: hier beut der Erde Schooß
Auf meinen Wink euch kühles sammtnes Moos,
Und morgen, wann die Flur der Strahl des Abends röthet,
Seyd ihr — vor eurer Schönen Schloß,
In das ihr dann mit festem Muthe tretet.
Er sprach es und verschwand; ein Chor von Vögeln flötet
Den Held in einen Schlaf, der zwanzig Stunden währt
Und, wie er handeln soll, durch Traumgesicht' ihn lehrt.

12.

Des andern Tags, weh euch ihr Dänen!
War Doolin, als die Flur der erste Strahl
Des Abends röthete, mit Einem Mahl
Wach und beym Schlosse seiner Schönen.
Er geht hinein durchs unbewachte Thor
Und dränget sich, als käm' er, diese Feyer
Mit zu verherrlichen, durch Hülfe seiner Leyer
Bis zu des Brautpaars Sitz hinvor.

13.

Wer bist du? schnaubt der trunkne Dänenkönig
Ihn an; doch kümmert dieß den Ritter, dessen Blick
Den Ausgang schon erspähet, wenig.
Seht ihr denn nicht, schnaubt er zurück,
Daß ich ein Sänger bin? und, ohne viel zu prahlen,
Kein schlechter, hört mich nur mit nöthiger Geduld;
Gefällt mein Lied euch nicht, so ist es meine Schuld,
Auch sollt ihr mir dafür nicht einen Pfennig zahlen

14.

Bey meinem neuen Thron, bey meiner schönen Braut,
Schreyt Danemond, der ihn von Fuß zu Kopf beschaut,
Du bist ein ganzer Narr, doch das gefällt mir eben.
Sing zu! „Ja trocknen Munds ein Liedchen anzuheben,
Herr König, glaubet ihr, daß dieß der Singkunst frommt?"
Er sprichts und leert des Königs eignen Becher;
Der schreyt: Ha! das ist mein! Es ist nur, wem es kommt,
Nicht wem mans zugedacht, erwiedert unser Zecher.

15.

Die Fürstinn, ob er gleich ihr hart zur Seite stand,
Hat ihren Ritter nicht erkannt.
Denn jeder Reitz, der sonst, mit Majestät vermischet,
Auf seiner Stirne saß, war heute weggewischet;
Heut hat sein dichtes goldnes Haar
Sich unter Bertrands Hand verdünnet und gebräunet;
Und nur mit halbem Lichte scheinet
Sein durch die Kunst getrübtes Augenpaar.

16.

Und doch, doch war er kaum zum Saal herein gegangen,
Als schon, der süßen Ahndung voll,
Flandrinens Schwanenbrust ihm sanft entgegen schwoll;
Und nun er näher kam, so blühten ihre Wangen
Mit frischem Roth, ein Lächeln zog sich rund
Um ihren küssenswerthen Mund,
Mit leise tönendem Gefieder
Ließ sich auf sie die holde Freude nieder.

17.

Sie wußte nicht, wie ihr geschah,
Sie wußte nicht, daß sich ihr Ritter nah';
Und dennoch fühlet sie, als ob die Atmosphäre
In die sein Athem fließt, schon herzerquickend wäre,
Auf einen Augenblick sich aller Sorgen frey.
Sie sinkt in süße Schwärmerey
Und spürt, obschon sie selbst es dunkel nur verstehet,
Daß heilend jetzt an sie der Hauch der Liebe wehet.

18.

Vertieft in seiner Plane, saß
Der Bischof ernst an ihrer Seite;
Sprach, hörte, wenig, trank und aß
Noch weniger; was nun geschehen, welche Beute
dem Tode werden, wen der Sieg bekränzen wird,
War ihm ein bleibender Gedanke;
Er ward von manchem feinem Schwanke,
Den Doolin vorgebracht, zum Lächeln nicht verführt.

19.

Doch dieser giebt als Lustigmacher
So manchen Wink dem allerhöchsten Lacher
Und macht ihm deutlicher, als jene Schreckenhand
Dem König Belsazer, den nahen Sturz bekannt.
Der aber merket nichts; man kennet ja die Thoren!
Es schläft, wie Shakespeare sagt, in ihren langen Ohren
Ein spitzes Wort; anstatt sich vorzusehn, dringt
Der König auf das Lied; der Held gehorcht und singt:

I.

Mir ward von meiner Mutter befohlen
Ein schönes Vögelein heim zu holen;
Ich ging in den nächsten Wald.
Vergebens irr' und such' ich lange,
Als plötzlich aus einem Schattengange
Ein klägliches Zwitschern erschallt.

II.

Hin eilt' ich, da saß in goldenem Bauer
Mit hangendem Köpfchen, voll herzlicher Trauer,
Das schönste Vögelein.
Das thäten zwey große Hunde bewachen,
Die bellten Wau! Wau! aus weitem Rachen,
Und meinten, ich sollte sie scheun.

III.

III.

Doch statt sie zu scheuen, die großen Hunde,
Erschlug ich sie und befreyte zur Stunde
Das arme Vögelein.
Das, als es seinem Kerker entschlüpfet,
Schlägt dankbar mit beyden Flügeln und hüpfet
In meinen Busen hinein.

IV.

Und doch gelangs, wer sollt' es glauben?
Dem scheuslichsten Geyer mirs wieder zu rauben,
Von diesem Herzen weg.
Ich laufe wie rasend ihm nach und schätze
Nicht groß, daß ich den Fuß mir verletze
Auf manchem dornigen Steg.

V.

Ich laufe bis ich den Geyer erschaue,
So saß er, mein Vöglein in schneidender Klaue;
Doch eh er sichs versah,
War schon gespannt mein starker Bogen,
Mein Pfeil ihm schon ins Herz geflogen,
Patsch! — blutend lag er da.

20.

Hier endigte der Held und fragte,
Ob der Gesang dem Könige behagte.
Hm! hm! antwortet der, ist dieses Liedchen neu?
Wohl ist es das, auf Sängertreu!
Ich hörte zwar, den Mann, der michs gelehret,
Und der es selbst nicht ohne Zweck erfand,
Ergriff vor kurzem erst des Todes kalte Hand:
Das hört' ich, doch man glaubt nicht alles, was man höret.

21.

Nachdrücklich spricht er dieß und schlägt,
Als wie von ungefähr, mit seinem Saitenspiele
An Freund Turpins und der Prinzessinn Stühle.
Der erste staunet, aufgeregt
Durch diesen Schlag; doch jetzt bey einem höhern Lichte,
Das wie ein Wetterstrahl durch seine Seele glänzt,
Das seinen Traum bewähret und ergänzt,
Erkennet er den Held, enträthselt die Geschichte.

22.

Nun hält er seinen Mund zum Ohr Flandrinens hin
Und flistert: Edle Frau, so wahr ich Ritter bin,
Der Mann ist Doolin selbst; mein Traum hat nicht gelogen.
Sie hört es zitternd, Freud' und Kummer zogen
Abwechselnd durch ihr Herz; doch siegt ein innrer Sinn,
Der allzu laut ihr sagt: sie werde nicht betrogen.
Den letzten Rest von Sorg' und Traurigkeit
Wirft sie nun weg von sich, gleich einem lästgen Kleid.

23.

Auch zittert sie nicht mehr für ihres Doolin Leben,
Wiewohl ihn lauter Feind' umgeben.
Fest glaubt sie, jener Arm, der ihn schon oft geschützt,
Wann Ungeheur, vom Tod zu seinem Mord gedungen,
Den Edlen nicht erschreckt, viel weniger bezwungen,
Der Arm, der eben ihn gerettet, werd' auch itzt
Allsorgsam über ihn den Vielgeliebten walten,
Werd' ihn für sie und sie für ihn erhalten.

24.

Der König der Geschmack am fremden Sänger fand,
Geruht mit allerhöchster Hand
Oft auf die Schulter ihn zu schlagen
Und allerweisest so zu fragen:
Sag' an, du Narr von Sang und Klang,
Kannst du sonst nichts, als fremde Gläser saufen,
Und deiner alten Amme Sang
Für einen neuen uns verkaufen?

25.

Ey, sagt der Held und viel bedeutend war sein Blick,
Ey! schmäht nicht auf mein Lied, es ist ein Meisterstück!
Ich wette, daß ihr gern halb Dänemark mir gönntet,
Wenn ihr es morgen wieder hören könntet.
Doch das bey Seit'! ihr fraget ob ich mich
Auf weiter nichts als Wein und Sang verstehe;
Wißt, weil ich just ein Spiel dort aufgestellet sehe,
Ich spiele Schach und spiel' es meisterlich.

26.

Nun hatte Danemond nebst vielen andern Sparren
Auch den, daß er sich mächtig viel
Auf seine kleine Kunst in diesem edlen Spiel
Zu gute that; denn seit dem königlichen Narren
Ein junger Höfling einst aus — Dummheit abgewann,
Er aber ihm das Bret so derb zum Kopf geschlagen,
Daß der Gewinnende dem Tode kaum entrann,
Wollt' es kein zweyter je ihm obzusiegen wagen.

27.

Und so denn, stets des Siegs gewohnt,
Verwechselte der eitle Danemond
Unüberwindlich mit unüberwunden.
Verzeiht es, wenn hierin ihn seine Logik trügt;
Der Irrthum wird, dafern nicht die Geschichte lügt,
Bey größern Königen gefunden.
Durch seinen Glauben denn gestärket, rufet er:
Geh, Fiedler, geh und bring das Schachbret her.

28.

Der Ritter ist bey Laun' ihn länger noch zu höhnen,
Gehorchet, hohlt das Bret und sieht,
O Anblick, der die Seel' ihm in die Augen zieht!
Sein eignes, gutes Schwert in einem Winkel lehnen
Doch ob ihm gleich der Zorn tief in dem Herzen wühlt,
Bezähmt er sich und sagt bey Ueberbringung
Des Schachbrets: niemahls noch hab' ich umsonst gespielt,
Doch mach ich stets die billigste Bedingung.

29.

Beseht zuvörderst diesen Ring;
Seit dem ich ihn aus werther Hand empfing,
Kam er noch nie von meinem Finger;
Aufs Ehrenwort ich schätz' ihn nicht geringer,
Als ihr die Dänenkrone schätzt,
Und dennoch sey er euch zum Spielpreis aufgesetzt;
Ihr aber setzet mir dagegen
Sonst nichts, als jenen schlechten Degen.

30.

Topp, sagt der König, und man bringt
Das gute Schwert, das unser Ritter
Mit seinen Blicken fast verschlingt.
Indeß versammeln, wie vor einem Ungewitter
Die Wolken, Sachsens Edle sich,
Bis, als es Zeit zu seyn ihn dünkte,
Turpin nach Horstens Haus sie winkte
Und, ihnen nach, selbst aus dem Saale schlich.

31.

Doch hat er erst, wiewohl umringt von Dänen,
Die freylich heut der Wein so scharf
Als sonst nicht hören läßt, der königlichen Schönen
Den Plan entdeckt, den Horst entwarf.
Sie hört ihn hoch entzückt, denn Hoffnung schreitet
An ihrer Seite stets und breitet,
Damit sie Sorge, Furcht und Graus
Nicht anhauch', über sie den grünen Mantel aus.

32.

Ihr Doolin wendet nicht die Augen von dem Dänen,
Der jauchzt, von Wein und Stolze blind,
So schlimm sein Spiel auch steht, wie ein verzognes Kind,
Und wagt so gar den Gegner zu verhöhnen.
Doch dieser, dem der Spaß nicht länger mehr behagt,
Schlägt zürnend auf den Tisch und sagt:
Ein Kluger pflegt nicht vor der Zeit zu lachen,
Der schlechte Bauer da wird euch das Garaus machen.

33.

Ihn brauch' ich nur; die Dame zwar ist gut;
Doch geh ich recht dem Könige zu Leibe,
So ists in meinem Plan, daß die entfernet bleibe,
Und, euch zu zeigen meinen Muth,
Will ich sogleich sie aus dem Brete heben.
Flandrine merkt den Wink, hinweg sich zu begeben:
Sie thut es und verschließt sich in ihr Schlafgemach;
Der Ritter biethet jetzt dem König Schach auf Schach.

34.

Und macht ihn matt mit eben diesem Bauer,
Den Danemond verlacht, doch welcher auf der Lauer
Schon lange stand, die Galle lief
Dem Dänen über, rasch will er den Gegner packen;
Doch das verspielte Schwert, das dieser schnell ergriff,
Pfeift schneidend schon durch seinen Nacken.
Sein Schedel fleugt aufs Schachbret, es zerbricht,
Und Doolin ruft: Schach matt, verfluchter Königswicht!

No. 3.

Ich habe mich erkühnt von den Früchten meiner Muse einige Stücke abdrucken zu lassen, unter dem Titel:

Gedichte zur Probe. Nebst einer Epistel an Menschenfreunde, zum Besten der abgebrannten Salzunger. 8. Augsburg, 1787. 2½ Bogen. Preiß 3 Gr.

Sollte ich einen kleinen Gewinn dabey machen, so ist solcher den abgebrannten Salzungern zugedacht, und deswegen wünschte ich, daß Menschenfreunde den Zuruf — Seite 12 bis 18 lesen mögten. In dieser Gegend erweckte er einige zu einem milden Beytrag für jene Nothleidende, sollte dieses anderswo auch geschehen, wäre es auch nur durch die Ankaufung dieser Piece, so wäre mein Endzweck vollkommen erreicht; und ich für den Schritt, welchen ich wagte, so wie für allen Tadel, welchen ich befürchten muß, hinlänglich belohnt. Ich gebe

hiedurch zu erkennen, daß ich meine Schwäche fühle. Dennoch habe ich mir einfallen lassen, in dem Vorbericht zu diesen Blättern zu sagen: — Eure Stimme meine Leser soll entscheiden, ob ich meine übrigen Gedichte drucken lassen oder in meinem Pult behalten soll. Jetzt bitte ich nur, daß diejenigen, die sie gedruckt zu lesen wünschen und solche kaufen wollen, ihre Namen und Bestellungen an dem Ort angeben, wo sie diese Probe bekommen. Diese Stimmen werde ich bis Michaelis sammlen, und dann nachhero das weitere öffentlich bekannt machen.

Was geschrieben ist, das ist geschrieben, und dabey soll es auch bleiben, wenn gleich die Critiker (vielleicht finden sie aber den Inhalt dieser Piece ihrer Bemerkung nicht einmal würdig) mir die Herausgabe mehrerer Gedichte untersagen sollten; denn von diesen darf ich freylich keine Aufforderung erwarten, meine Gedichte sind zu prosaisch, zu wenig mit schwärmerischen Bildern durchwebt — als daß sie solche für gute Poesie erkennen sollten. Doch mir gefällt nun dieser plane Gang, und habe ich diesen Geschmack mit einigen hundert Personen in Deutschland gemein, so werde ich diesen zu Ehren meinen Endzweck ausführen. Jetzt will ich nur noch kürzlich den Inhalt obiger Piece anzeigen, sie enthält: Einen Vorbericht. — Eine Epistel an Nachdrucker. — Epistel an die Leser. — Zuruf an Menschenfreunde bey dem Unglück der Stadt Salzungen an der Werra, welche am 5ten Nov. v. J. durch eine Feuersbrunst bis über die Hälfte verzehrt und in die Asche gelegt worden. — Lieder: Mein Mädchen. Ein Gegenstück zu Uz. — Mein Vergnügen. Eine Schilderung häuslicher Freuden. — Mein Wein. Ein Loblied auf den Ungerwein. — Mein Entschluß. Ein Gedicht, welches die bittern Folgen der Liebe darstellt. — An Lottchen. Als sie sich kaltsinnig gegen ihn bezeigte — Schilderung einer gewissen Classe von Frauenzimmern. Warnung an einen Freund. welcher heyrathen wollte.

Ein mehreres von diesen Gedichten zu sagen geziemt sich nicht für den Verfasser.

Augsburg, im Jun. 1787.

Carl Hermann Hemmerde.

In der Buchhandlung bey E. Kletts Witwe und Frank in Augsburg.

No. 4.

No. 4.

Nachricht von einigen neuen Erfindungen und Verbesserungen optischer Instrumente.

Im Monat October des 1785sten Jahres ließ ich in das so sehr beliebte Journal: Litteratur und Völkerkunde, ein Verzeichniß der neuesten optischen Instrumente, die bey mir verfertigt werden, einrücken; da nun nach der Zeit Verschiedenes so wohl erfunden, als verbessert worden, so will ich solches hiermit kürzlich anzeigen.

Das neueste Stück ist ein kurzes Sternrohr, zu Aufsuchung der Nebelsterne und Kometen. Dieses Sternrohr ist anjetzt das einzige in seiner Art, es ist 13 und einen halben Zoll lang, hat ein achromatisch Objectiv, und eine nach der Theorie des englischen Astronomen Flamsteed eingerichtete Ocularröhre, fasset 6 Grad auf einmal, und vergrößert 8 und 2 drittelmal. Licht und Deutlichkeit sind ausserordentlich. Wer bey einer dunkeln Sternnacht, besonders, wenn kein Mondlicht ist, die Pracht des gestirnten Himmels durch ein solches Sternrohr betrachtet, der wird über die unendliche Menge von Sternen 6. 7. 8. und 9ter Größe in Erstaunen gerathen. Ein solch Sternrohr kostet nebst bequemen Stativ 12 Rthlr.

Das 2te Stück ist eine große pyramidalische Camera obscura, oder dunkle Kammer zu Aufnehmung der Landschaften und aller Gegenstände; diese ist nach einer ganz besondern Art eingerichtet, daß man auch in einem Zimmer Portraits, Statuen und andere Dinge mit ihren natürlichen Farben, Licht und Schatten auf dem untern Reißbrete der Natur vollkommen gemäß auf das genaueste abzeichnen kann; sie kann bequem zusammen gelegt werden, und nimmt nicht mehr Raum ein, als das Reißbret breit und lang ist. Der Vorzug, den sie vor allen dergleichen bis jetzt gewöhnlichen hat, bestehet darinnen, daß sie eines der besten ganz ohne Objective, folglich volles Licht hat, daher erscheinen die Gegenstände, wenn sie auch nur ganz schwach beleuchtet sind, in dem brillantesten Lichte scharf abgeschnitten, da sie in den gewöhnlichen bey der stärksten Beleuchtung bey weiten nicht so helle und nett abgeschnitten erscheinen. Das Stück 13 Rthlr.

Das 3te Stück ist eine kleine dunkle Kammer, in Gestalt einer Kugel, das Auge vorstellend, zur Demonstration des Sehens bey einem weitsichtigen und kurzsichtigen Auge. Das Stück 6 Rthlr.

4. Breite hohlgeschliffene Gläser, 3 Viertel Zoll breit, von einer sehr reinen und weißlichen Glasmasse, Landschaften, Portraits und andere Gegenstände dadurch en miniature zu zeichnen. Das Stück nebst saubern Futteral 5 Rthlr.

5. Doppellorgnetten mit erhabenen Gläsern, vor diejenigen, die in Gesellschaft keine Brille brauchen wollen, und dennoch ohne dieselbe klare Schrift nicht lesen können. Diese sind vor den breiten Lesegläsern sehr vorzüglich; denn da sie ganz nahe zum Auge gehalten werden, so siehet 1.) jedes Auge genau durch das Mittel des Glases. 2.) bleibt der Abstand des Auges von der Schrift in beständiger gleicher Entfernung, da beym Lesegläsern der Abstand durch das Niedersinken oder Erheben der Hand sich beständig ändert, mithin wird die Schrift bald kleiner bald größer, je nachdem man das Glas der Schrift näher bringt, oder davon entfernt, dadurch aber wird das Auge sehr irre gemacht und verdorben. Das Stück 1 Ducaten bis 3 Rthlr. 12 Gr.

Wer ein Sehrohr von Rambden hat, das 2 bis 3 Fuß lang ist, aber nur blos für die Erde eingerichtet, und verlangt selbiges auch bey den Planeten brauchen zu können, der kann es bey mir mit 2 verschiedenen Ocularröhren so eingerichtet erhalten, daß er es bey Sonnen- und Mondfinsternissen, bey Bedeckungen der Fixsterne vom Monde, bey dem Aus- und Eintritt der Jupitersmonde aus und in den Schatten, beym Ringe Saturns, beym Streifen in Jupiter, beym neuen Planeten Uranus, bey den abwechselnden Gestalten der Venus, und bey den übrigen Planeten mit der größten Zuverläßigkeit gebraucht werden kann. Der Preis ist so billig als möglich.

Samuel Gottlieb Hofmann,
Universitätsopticus, und Ehrenmitglied
der öcon. Societät zu Leipzig.

Neue

Litteratur und Völkerkunde.

IX.

September. 1787.

I.

Schubart.

Es ist sonderbar, daß die Deutschen sich mehr um ausländische Angelegenheiten, um merkwürdige Vorfälle in entlegenen Ländern, um ausgezeichnete Gelehrte und Künstler andrer Völker, als um Nationalbegebenheiten und Nationalverdienste bekümmern. Dies beweißt, wie wenig der deutsche Patriotismus noch Wurzel geschlagen hat; denn die kleine Anzahl wahrer Patrioten kommt gegen die herrscheude Volkssinnesart in keine Betrachtung. Der unglückliche Schubart ist unter andern davon ein auffallendes Beyspiel. Dieser talentvolle, ausserordentliche Mann, würkte vor zwölf Jahren auf Süddeutschland auf eine unglaubliche Weise. Seine deutsche Chronic, auf eine so interessante als originelle Art geschrieben, die Vaterlandsliebe und Aufklärung in Gegenden zu verbreiten suchte, wo man die erstere nicht kannte, und die leztere beständig mit dem plumpsten Aberglauben zu kämpfen

hatte, war in jedermanns Händen. Leute, die in ihrem Leben nichts als Legenden gelesen hatten, machten einen Salto mortale, und lasen nun die deutsche Chronic; sprachen von Litteratur, von Kunst, von Aufklärung u. s. w. Ich war Zeuge davon, weil ich mich damals in diesem Theil Deutschlands befand. Nie hat vielleicht ein deutscher Schriftsteller das seltene Talent eines populären und doch dabey geschmackvollen Vortrags in einem so hohen Grade besessen, wie Schubart. Seine Schreibart war körnigt, voll Energie, Laune und glücklich gewählter Bilder; nur die Norddeutschen konten damals den Werth dieser Producte gehörig beurtheilen, allein sie kamen fast gar nicht über die Gränzen des fränkischen und oberrheinischen Kreises; als daher diese lehrreiche periodische Schrift aufhörte, und ihr Verfasser ein Opfer der Publicität ward, die seitdem so wohlthätig geworben ist, so wurde diese merkwürdige Ereigniß in den norddeutschen Zeitungsblättern kaum berührt. Man kante den verdienstvollen Mann nicht, folglich nahm man nicht Antheil an seinem Schicksal. Nur erst, als sein vortrefliches Gedicht, die Gruft der Fürsten im deutschen Museo erschien, frug man mit Verwundrung an der Spree und Elbe, wer doch der Schubart seyn müsse? Allein auch dieses war nur sehr vorübergehend, und niemand dachte weiter an den Dichter und an sein Unglück. Es war, um seine Talente zu würdigen, und allgemeine Theilnehmung an seinem Elend zu erzeugen, kein geringerer Vorfall erforderlich, als der Tod desjenigen Monarchen, von dem Moser einst sagte: „Nur Schade, daß er keine Welt für sich allein hat.“ Da die Sensation bey dem Hinscheiden Friedrichs so groß und so ausgebreitet war, fiel Schubarts Hymnus gleichsam

aus

aus den Wolken, und Personen vom ersten Range in Berlin, dieser bis dahin gallischdeutschen Residenzstadt, denen bey Erwähnung von schönen deutschen Versen Uebelkeiten anzuwandeln pflegten, ließen sich gefallen, zum erstenmal in ihrem Leben ein deutsches Gedicht zu lesen, und — — o Wunder! das nur der Tod eines solchen Colossen bewirken konnte, es erhielt ihren völligen Beyfall.

Der Buchhändler Himburg in Berlin begieng die edle Handlung, diese Sensation auf seine Kosten zu unterhalten, und theilte einige tausend Exemplare des Hymnus ohnentgeldlich aus. Dieser Mann ist meines Wissens nicht reich, er kannte Schubart nicht, auch hatten wohl schwerlich mercantilische Aussichten Antheil daran, denn wie gering sind die Vortheile, die durch einen Band Gedichte, die von Schubart verfertigt, jetzt unter der Presse sind, einem Buchhändler zuwachsen können. Seine Großmuth, die er von diesem Augenblick an gegen den Dichter und dessen unglückliche Familie werkthätig zeigte, verdient daher das Lob aller Edeldenkenden. Wenn manche Buchhändler den dürftigen Autoren ihre Arbeiten abdrücken; wenn andre handfeste Uebersetzungsfabricanten unterm Dache wie die Tauben nähren, sie nur kärglich füttern, ihnen durch Vorschuß im kalten Winter Fesseln anlegen, durch ihre Sudeleyen vortrefliche Werke der Ausländer, vermittelst erstandener Privilegien verhunzen lassen, und dadurch die deutsche Litteratur herabwürdigen; wenn noch andre wie Trattner, Wucherer, Schmieder und wie das Diebsgesindel weiter heißt, das in so vieler Rücksicht dem Staat nützliche und mit Ehre verknüpfte Gewerbe eines

Buchhändlers durch Räubereyen schänden, und dadurch in den Augen mancher Herrscher der Buchhandel in einem nachtheiligen Lichte erscheint, so giebt es noch Männer, die durch ihre Art zu denken und zu handeln fähig sind, die Ehre dieses Standes zu retten. Himburg hat es gezeigt. Ich kenne diesen Mann nicht, und stehe auch mit ihm nicht in der geringsten Verbindung; seine edle That aber zum Vortheil eines von aller Welt verlassenen Gelehrten, an dessen unverdienten Leiden ich seit zehn Jahren lebhaften Antheil nahm, rührte mich; ich lies ihn daher durch einen Freund um die Mittheilung der Schubartschen an ihm geschriebnen Briefe zur Bekanntmachung ersuchen. Hier sind achte derselben, die man nicht ohne Interesse lesen wird.

v. A.

Anm. Dieser Aufsatz nebst den dazu gehörigen Briefen war für das May-Stück dieses Journals bestimmt, allein der Druck wurde hernach ausgesetzt. Da sie dem Kopf und dem Herzen eines Mannes Ehre machen, an dessen Schicksal ganz Deutschland Antheil genommen, so hat man solche lieber spät als gar nicht bekannt machen wollen.

Erster

Erster Brief.

Hohen Asperg den 11. Oct. 1786.

Edler Mann!

Ich hätte meiner Antwort auf Ihren Brief die Elle des Sturms gewünscht, so tief hat mich Ihre schöne Handlung beym Tode Ihres grossen Königs, und die Aufforderung an meine Muse gerührt. Aber mein trauriges Schicksal hemmte das Ungestüm meiner Wünsche, und ich kann Ihnen erst jetzt Ihren treflichen — so tief in die Gluth des Patriotismus getauchten Brief beantworten. Ich wünschte mein Herz Ihnen so ganz auszuschütten, aber ich muß es verschieben, bis es Gott gefällt, mir die Fesseln abzustreifen, und meinen eisernen Jammer zu enden. — Von der grossen Aufforderung entflammt, setzt' ich mich sogleich in meiner dumpfen Grotte nieder, und — sang Ihren grossen Friedrich in der Gruft. Dieser Gesang, der so heiß von meinem Geist abfloß, wolt ich Ihnen unter dem Titel zuschicken: Friedrich der Einzige, ein Obelisk; allein meine betrübte Lage zwang mich, dies Gedicht in der herzoglich-academischen Druckerey veranstalten zu lassen. Sie sind zu weise, als daß sich Ihnen nicht selbst die Ursachen zudringen solten, die mich zu diesem Schritte bewogen. Das Gedicht ist ein Bogen, eng, aber schön gedruckt, und wird für 12 Kr. das Stück ausgegeben werden. Da ich dabey einzig auf die preußischen Staaten Rücksicht nahm, so hängt es nunmehr ganz von Ihrer Güte ab, ob meine durch mein elendes Schicksal verwaiste Familie von diesem Gedichte Vortheil haben soll oder nicht?

Ihre großmüthige Denkungsart, die Sie bey der Todtenfeyer Ihres grossen Monarchen so ruhmvoll äusserten, läßt mich von Ihnen — in Absicht auf mich, einen edelmüthigen Entschluß erwarten. Ich bitte Sie also um die Gefälligkeit, meine Gattin, bey Herrn Expeditionsrath Elsässer in Stuttgard, in möglichster Bälde zu benachrichtigen, wie viel Exemplare sie Ihnen zusenden darf? mit welcher Gelegenheit? und unter welchen Bedingungen Sie den Verschließ übernehmen wollen? — Da ich Ihr edles Herz kenne, so stehen die Vorschläge ganz in Ihrer Wahl. Man hat schon mehrmalen aus Schlesien, Preussen und Pommern meine Gedichte verlangt; da ich aber bis dorthin meiner Lage halber nicht wirken kann, so bin ich fest entschlossen, aus meinen Gedichten die besten zu sammlen, sie zu revidiren, mit mehreren ganz neuen Stücken zu vermehren, und sie in einem einzigen Bande in Ihrem Verlage, wenn es Ihnen so gefällig ist, gleich nach der Bekanntmachung meines Obelisks, herauszugeben. Machen Sie selbst die Bedingungen, so wie sie Ihren verdienten Vortheilen und der Unterstützung meiner verlassenen Familie gemäß sind. Ich zweifle nicht an gutem Erfolge. Meine in der Academie gemachte Auflage von 2500 Exemplaren hat sich ganz vergriffen. Sie vertheilte sich meist in Franken und Schwaben, und ist — wie Schmieders Nachdruck — mit Gedichten verunstaltet, die ich nur nothgedrungen aufnehmen mußte. — Gedachte Auflage soll erst so erscheinen, wie der Dichter vor einem so grossen Volke erscheinen möchte. — Ich erwarte also auch hierüber Ihren schleunigen Entschluß.

Ich habe einen Sohn, der nun in der Academie absolvirt hat, sich auf die Rechtsgelehrsamkeit, Philosophie, Geschichte, Aesthetic, alte und neue Sprachen mit grossem Eyfer gelegt hat; sich in jeder Abtheilung durch Fleiß und Geist hob, auch bereits manche Versuche in der Dichtkunst gemacht hat, die das Wehen des Genius verrathen. Seine unbescholtene Aufführung krönt seine Geistesgaben. Diesen Sohn denk ich dem preußischen Staate, — dem mein Herz mit solchem Feuerungestüm ergeben ist, — als mein kostbarstes Geschenk zu weihen, und deswegen an Ihren grossen Herzberg zu schreiben.

Gern will ich mich dann schlafen legen unter die Pflaumienbäume des Dorfkirchhofs, und meinen zehnjährigen blutigen Gram mit mir verscharren lassen; wenn ich nur meinen einzigen Sohn unter die Flügel des preußischen Adlers bergen kann.

Und nun leben Sie wohl, bester edler Mann, und verwenden Sie sich für die Angelegenheiten Ihres

armen unglücklichen Freundes
Schubart.

Zweyter Brief.

Veste Asperg, im November 1786.

Edler, vortreflicher Freund!

Ich bin unfähig, das Entzücken zu schildern, das ich über Ihren Brief, — diesen glühenden Seelenerguß des innigsten Men-

Menschenfreundes empfand. Mir war's, als schaute ein Engel durchs Gitter meines Kerkers, und tröstete mich mit Botschaft vom Himmel. Das erste was ich that, war ein Flammenseufzer, der für Sie zum Allbelohner aufflog, dessen selige Folge Sie gewiß im Leben, in der Stunde des Todes, und am Tage der Entscheidung empfinden sollen. Mehr sag' ich nicht, denn ich möcht' Ihnen nicht gern' durch leeren Menschendank den Lohn rauben, den Sie gewiß von Gott zu erwarten haben.

Um Ihre Bemühungen für mich zu unterstützen, hab' ich einige Briefe mit beygelegten Obelisken an die Götter Ihres Olimpos geschrieben, und darin mit Wehmuth um Hülfe gefleht. Gott segne unsre Unternehmen! — O mit welcher Dankgluth will ich hinstehn vor der Welt, und es ihr mit aufschlutzendem Entzücken sagen, was ich Himburg zu danken habe! — Erlauben Sie mir hier eine kleine Pause, um mit einer Wonnezähre den bittern Kelch meiner Leiden zu versüssen.

Das Mercantilische ist mit einem Manne wie Sie sind, bald abgethan. — Hier sind 5000 Exemplare meines Obelisks, mit denen Sie schalten und walten können wie es Ihnen beliebt. Die Bestellungen aus Schlesien, Magdeburg und andern preußischen Staaten, habe ich alle an Sie gewiesen. Ich hoffe also, Sie sollen die Exemplare unterbringen.

Ihr Vorschlag wäre freylich der beste gewesen, aber nach meiner Lage mußt ich das Gedicht in der academischen

Buch-

Buchhandlung drucken lassen. So arm ich bin; so genügt mir's doch an der Ehre, einen so grossen Gegenstand nicht unwürdig besungen zu haben. Von Ihrem Herzen bin ich's ja ohnehin überzeugt, daß Sie mir vom Vortheile zufliessen lassen werden, was Ihnen möglich ist. — Haben Sie nur die Güte, beyliegende für mich so wichtige Briefe zu besorgen.

Der Select meiner Gedichte soll gewiß so ausfallen, daß wir Beyde Ehre davon erndten. Ich werde einige neue Gedichte beyfügen, die Interesse für die edlen Preussen haben sollen. Mein Sohn schreibt wirklich die Gedichte ins Reine, um sie Ihnen sobald als möglich zuzuschicken. Ich werde sie mit einer neuen Vorrede begleiten, und die mir so wohlthätig angerathene Feile fleißig gebrauchen, — doch ohne der Form zu schaden. Was gar zu blank ist, will meinem Genius nie behagen. Rohe Ecken, wilde Parthien, Felsengruppen mit nickendem Gesträuche, jähe Abhänge, Waldströme, lybische Wälder von Löwen durchbrüllt, sind auch Scenen, der poetischen Mahlerey würdig, ich liebe sie mit Ossian und Shakspear. Ein Eichenwipfel wiegt die Seele grösser, als ein Apfelbäumchen in der Blüthe.

Und nun auf die grössere Angelegenheit mit meinem Sohne zu kommen. Es ist ihm zwar nahe Versorgung versprochen, allein nähere Mittel dazu zu ergreifen, sind nach meiner Lage vorzuziehn. Er hat Kopf und Muth sich zu heben. So bald ich deshalb Antwort aus Berlin erhalte, und mein Sohn eine Cur, wegen seiner in der Academie etwas zerrütteten Gesundheit gebraucht hat, so fliegt er mit Adlereile

nach Preussen. Er arbeitet wirklich an einer neuen Uebersetzung Thomsons, weil er überhaupt für Griechen und Engländer enthusiasmirt ist. Auch hat er Erzählungen und Idyllen im Volksgeiste ausgearbeitet, mit denen er debütiren soll, aber in keinem andern Verlage als in Himburg's, des Förderers seines zeitlichen Glücks. Ich werde es Ihnen nach Pflicht und Schuldigkeit sogleich melden, wenn ihn hier nichts mehr zurück hält, seine ihm von der Vorsehung ganz selbst gezeichnete Laufbahn anzutreten. —

Und nun segne Sie Gott der Schätzer und Lohner jeder Herzthat. Meine Gattin, mein Sohn, meine Töchter grüssen Sie mit dem zährenhellen Blick der innersten Dankbarkeit. Mein Genius umschlingt Ihren Hals, und verstummt vor Liebe.

Schubart.

Dritter Brief.

Stuttgardt, den 12. Nov. 1786.

Edler, verehrungswürdigster Menschenfreund! Sie kommen mir vor wie ein Engel vom Himmel gesandt, um den armen Schubart und seine Familie zu erquicken. Ich kann meine Empfindungen nicht ausdrücken, nur sage ich Ihnen: Gott segne Ihre fernere Bemühungen, und lohne Sie hier in der Zeit und dort in der Ewigkeit.

Hier erhalten Sie ein Exemplar von dem Gedicht auf Ihren grossen Friedrich; ich hoffe, daß es Ihren Beyfall finden wird. Auch hielt ich es vor nöthig, Ihnen vor allen

Dingen

Dingen Nachricht zu geben, daß ich den 8ten dieses eine Kiste und Paquet in Wachstuch auf den Postwagen gegeben, das an Sie kommen wird. In der Kiste finden Sie verschiedene Briefe von meinem Mann, die Ihnen alles Weitere sagen werden; aber werden Sie nur nicht böse, daß wir Ihnen statt 500 Exemplare 5000 überschicken. Wir sind überzeugt, daß Ihr Vorschlag der beste gewesen wäre, aber unsere Lage lies es nicht zu. Wir haben 10,000 Exemplare drucken lassen, wovon wir hoffen, den halben Theil im Reich unter zu bringen; man bezahlt mir hier für das Stück 12 Kr. Sie hingegen haben gänzlich Vollmacht, mit den 5000 Stück nach Ihrem Gutbefinden zu verfahren. Verschiedene Freunde halten davor, daß die Summe beynahe in Berlin könne verschlossen, und dann doch noch eine neue Auflage, um das ganze Königreich zu versehen, könnte gemacht werden, das wir aber ganz Ihnen überlassen wollen. Das Porto wird freylich viel ausmachen, ich konnte es nicht weiter als bis Frankfurth frankiren, doch ist es ja nicht anders zu machen.

Ihre Güte werden wir gewiß nie mißbrauchen, nein wir wären einen solchen Freund nicht würdig, wenn wir nicht die Absicht hätten, alles redlich mit Ihm zu theilen. Alles, alles steht nun bey Ihnen, was, und wie Sie es haben wollen; wir werfen uns ganz in Ihre freundschaftlichen Arme, und laben uns inzwischen an angenehmen Hoffnungen, die uns Gottes Vorsicht durch Sie kund thun wird.

Und nun bezeuge ich Ihnen nochmals meinen gerührtesten Dank, für alle Ihre mehr als väterliche Sorgfalt.

Ich

Ich empfehle mich und die Meinigen zu Dero ferneren Wohlwollen, und bin voll Dank und Hochachtung

Ihre gehorsame Dienerin
H. Schubartin.

Vierter Brief.

Veste Asperg, den 2ten Jenner 1787.

Edler Mann, vortreflicher Freund!

Verzeihen Sie, daß ich auf Ihren letztern, so ganz ins Blut Ihres schönen Herzens getauchten Brief erst jetzt antworten kann. Da wie ich weis, seit einigen Wochen der Artikel meiner Freyheit ernstlicher als jemals beherziget wird; so dacht' ich Ihnen die Nachricht meines neuen Lebens gleich mit dieser Antwort geben zu können, es wäre aber undankbare Zögerung, wenn ich meinem liebsten, besten Himburg nicht früher antwortete. Ich habe am neuen Jahre mit den Gefühlen des herzlichsten Dankes an Sie gedacht, und meinen Wunsch für Sie von der Spitze meines Jammerberges freudig gen Himmel gesendet. Mancher Segen des Lebens und der Ewigkeit Lohn erwartet Sie auch meinetwegen; denn groß und gut und christlich haben Sie an mir gehandelt. In meinem Lebenslaufe, den ich mit Strenge gegen mich selbst, bis 1780 aufgesetzt habe, werd' ich es laut genug vor aller Welt sagen. Und nun zu unsern Angelegenheiten. Mein Sohn wird, was ihn betrift, selbst ausführlich schreiben. Es bleibt also dabey; er wird ein Preusse. Eine Ehre, nach

der

der sein Vater rang, aber nie erreichen konnte. Ich hoffe es soll niemand reuen, sich seiner angenommen zu haben. Er hat einen Grund gelegt, auf den sich viel bauen läßt, und Unterwürfigkeit, Demuth, Arbeitsamkeit, Verschwiegenheit und noch so manche brauchbare Tugend in seiner Kreuzschule gelernt. Das Schicksal seines Vaters hat ihm eine etwas düstre Stimmung gegeben, die sich aber in einer bessern Lage bald in hellere Accorde auflösen wird. Ach, wenn Gott den grossen Hertzberg regierte, daß er ihn nur auf einige Zeit unter seine Augen und Aufsicht nähme, ihn bey den ersten Tritten seiner Laufbahn lenkte, und ihm damit — gleichsam den Geist politischer Salbung mittheilte! — Welcher Trost für mich in meiner traurigen Gefangenschaft! Denn allem Anschein nach wird sich diese nicht sobald enden. Den 22. dieses Monats endige ich mein zehntes Jammerjahr, und trete mit Schaudern ins eilfte. Bey dem letztern Jubiläum in Heidelberg war auch der Herzog zugegen; da hielt die ganze Academie in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für mich um meine Freyheit an. Nichts von den Fußfällen meiner eißgrauen Mutter, der Vorbitte des Magistrats von Aalen meiner Geburtsstadt, den Dornengängen meiner Gattin in die Audienz, den Verwendungen eines Göthe, Lavater, Campe, Deinet, Kazner, und einer Menge von Gelehrten zu gedenken; nichts zu sagen von den Fürsprachen des Markgrafen von Baaden, Prinzen Georg von Darmstadt, der Prinzen von Gotha, Coburg und andern fürstlichen, gräflichen und sonst wichtigen Personen. — Genug, Herzog Carl steht da wie ein Meers Felß, und läßt die Wogen so mächtiger Bemühungen um meine Freyheit an seinen Lenden verspritzen.

Und warum das? — Er fürchtet, ich werde gegen ihn schreiben, und bey Gott sey es Ihnen geschworen: Ich werde es nie thun!!

Hier sind meine Gedichte, so wie ich sie für hiesige Gegenden abdrucken lies. Die Exemplare sind nun alle, und die Ausgabe, die Sie veranstalten, soll von allem Wuste gesäubert, in einem mäßigen, kleinen Octavbande, mit neuen Gedichten vermehrt, erscheinen. Viele geistliche Gedichte und alles, was ich aus Zwang und Drang meiner Lage verfertigte, bleibt weg. Ich habe im Sinne, die Gedichte der göttlichen Prinzeßin Friederica zu dediciren, in einer kräftigen Vorrede meine Lage, in der ich dichtete, deutsch und wahr darzustellen, und sie so — wie Ovid in gleicher Lage — in Strom der Zeit zu werfen. Mag untergehn was will; wenn nur Einiges gerettet wird. Wenn ich Ihnen, das Mscrpt. schicke, so leg ich Ihnen einen Brief an Chodowiecki — den ersten Mann in seiner Kunst, bey. Seine neuesten Zeichnungen aus Iflands Jägern sind ganz in seiner grossen einzigen, mit der Natur verflößten Manier. — Auch einige meiner besten und neusten — meist Volkslieder, von mir selbst in Music gesetzt, laß ich würklich abschreiben, um sie Ihnen zu senden. Mögen Sie damit schalten und walten nach Belieben. Was ich der Erhaltung würdig schätze, sollen Sie in Verlag bekommen.

Denken Sie nur; Ihr grosser, von mir längst angebeteter Prinz Heinrich hat an mich geschrieben, und mich seines höchsten Beyfalls wegen meines Obelisk versichert. Auch Gleim,

Gleim, der Patriarch im Chor deutscher Dichter, schrieb an mich, beehrte mich mit seinem wichtigen Beyfalle, und erbietet sich, für meine Freyheit zu arbeiten. Wenn ich ja im Gefängnisse sterben soll; so ist es doch gewiß Trost und Ehre, von so grossen und treflichen Menschen bemitleidet zu werden.

Noch tausend Dinge hätt' ich Ihnen zu sagen; aber ich bin krank, an Leib und Seel krank, und fürchte Sie durch einen langen Brief zu langweilen. Lieber Himburg, der Tod ist für mich Trost und Seegen; also fürcht ich ihn nicht.

Meiner Geistesschwester Karschin Geistesgruß und Seelenkuß! — Ihr herrliches Gedicht war Balsam für meine Seelenwunde. Ich werd's vergelten, wenn der Genius mir sanft die Wange streichelt, und lächelnd spricht: Geh, küß deine Schwester!

Sandrart ist ein treflicher Mann und werth, von Ihren unaussprechlich lieben Könige glücklich gemacht zu werden.

Also nächstens ein Mehreres. Dies nur einstweilen im Fluge, doch herzig und wahr nieder geschrieben.

Wir Schwaben haben wirklich einige aufkeimende Genie's, die es an Kraft und deutscher Eigenheit mit jeder andern Provinz aufnehmen. Ich laure wirklich auf Originalmanuscripte für Sie; denn Ihr Vortheil ist von nun an der Meine.

Leben Sie wohl. Ich umarme Sie mit Thränen der Freude und des Dankes.

Schubart.

Fünfter Brief.

Hohen Asperg, den 4ten Jänner 1787.

Edler, vortreflicher Freund!

Mit schweigendem Entzücken bewunderte ich bisher von ferne nur Ihren Edelmuth, Ihren thätigen Eifer für meinen Vater und mich; nun aber — da mir die Vorsicht eben da meine Bestimmung angewiesen zu haben scheint, wo der Gefangene Freyheit findet, — nun dräng ich mich Ihnen näher, und dank Ihnen mit Sohneswonne für Ihre innige Freundschaftsgluth, die Sie zu so schönen Herzthaten treibt, für die Wärme, womit Sie sich, auch unbekannt meiner annehmen.

An der Seite meines theuren, so lange vermißten Vaters las ich Ihren letzten Brief, und segnete Sie mit ihm. Wir priesen den Lenker der Dinge, der uns diese schöne Aussicht zu einer Zeit öfnete, da wir uns am glühendsten darnach sehnten. Gerade hatt' ich meine academische Laufbahn vollendet, als die Nachricht erscholl, mit welch lautem Beyfalle in Berlin der Hymnus meines Vaters aufgenommen worden sey. Dies schon, und dann noch der letztere feyerliche Aufruf an ihn, ließen uns günstige Würkungen ahnden. — Vom zartesten Knabenalter an, pflanzte mein Vater die wärmste Liebe gegen die Preussen und ihren grossen Beherrscher in mich; Erzählung und Lectür fachten diese Liebe bald zum Enthusiasmus empor. Wie oft goß ich in meiner stillen Clause den Seufzer hin: „O führte mich Gott in dieses Helden„land, — wie gerne wolt' ich ihm Thätigkeit und Le-

„ben

„ben opfern!“ Sie können denken, vortreflicher Freund, wie mich daher die plötzliche Wendung, und die Versicherung des grossen Herzbergs freuen mußte, daß der süsse Traum Wahrheit werden solte! —

Zwar versprach mir der Herzog nahe Versorgung, und ich zweifle nicht, daß er sein Wort würklich vollführen würde. Aber — er hat gegenwärtig keinen Platz zu vergeben, der mir angemessen wäre, — drum war mir der Ruf nach Berlin so willkommen, drum freue ich mich der Vollendung so entgegen!!

Es kömmt nun nur noch darauf an, daß wir von Seiten des Ministers, Grafen von Herzberg, einen Brief erhalten, den wir dem Herzog vorlegen können. Mein Verhältniß gegen ihn macht solch eine Art von Vocation nothwendig. Unser Herzog lies mich nemlich mehrmals versichern, daß, wenn ich, bevor Er seinen Verspruch erfüllen könnte, auswärts einen gewissen Posten auffände, er mir selbst dazu förderlich seyn wolte, nur solt' ich ihm schriftliche bestimmte Vocation nebst den Bedingungen vorlegen.

Was die Bemerkung des Ministers in dem Billet betrift, so erkauf ich freudig seine Nähe und Aufsicht mit jeder Bedingung. Ueberhaupt muß ich Sie bitten ihm zu sagen: Daß nichts an meine Bewunderung und dankbare Liebe für ihn gränze, daß nun — eine weinende Familie mehr seinen Namen vor Gott ausspreche.

Um Ihnen meinen Genius anschaulich zu machen, leg ich Ihnen eins meiner Gedichte und eine Probe meiner Uebersetzung aus dem Thomson bey. Ich halt ihn für den größten aller pitoresken Dichter, und denk ihn ganz so zu übersetzen.

Und nun leben Sie wohl, edler Mann, Gottes Auge flamm' über Ihnen und Ihrer Familie im neuen Jahr! —

Ihr dankbarer, Sie ewig verehrender

Freund und Diener
Ludwig Schubart.

Sechster Brief.

Veste Asperg, den 2. Februar 1787.

Ihre Briefe, herziger Mann, machen mir so viel Freude, als der Besuch eines Freundes, der Geist und Herz in meine Zelle bringt. Fahren Sie nur so fort, bester Himburg, der grosse Thatenwäger und Richter wird Ihnen gewiß dereinst den Seegen seines Ausspruchs empfinden lassen: ich bin gefangen gewesen, und du hast mich besucht. Meine Gattin, ein schwer geprüftes gutes Weib, sitzt gegen mir über, und fey'rt Ihr Andenken mit einem Seelengruß. O lieber Himburg, wer die Elenden erquickt, und dem armen Gefangenen die Fesseln abzustreifen sich müht, der wuchert für die Ewigkeit.

In Ihrem Preussen herrscht überhaupt noch viel — viel Liebe. Bis zu Thränen hat es mich gerührt, daß Ihr König,

der

der Herzensfeßler, meine Freyheit wünscht, daß Madame Friderike auf meine Klage hört, daß der grosse Herzberg für mich wirkt, und daß Himburg seinen Vortheil dem meinigen aufopfert. Wie will ich in meinem Lebenslaufe dies Alles so herzlich und dankbar erzählen! — Denn Sie müssen wissen, daß ich meinen Lebenslauf beynahe ganz fertig für den Druck liegen habe. Viele Aufsätze, in denen mein Bild verhunzt ist, machen mir's zur Pflicht, dem Publicum von meiner Person, Gesinnungen, Schicksalen — treuen Bericht zu erstatten.

Ob der 11te Februar mir die Freyheit bringen werde, daran zweifle ich sehr, weil der Herzog um selbige Zeit nicht hier ist, indem er diese Woche auf ein paar Monate verreist. Dem Herzog muß es schmeicheln, von Fürsten, Prinzeßinnen, grossen Ministern, den ersten Köpfen unsers Vaterlandes, ganzen Academien, Ausländern von Rang und vornehmen Damen wegen der Loslassung eines Gefangenen angesprochen zu werden.

Wegen meinem Sohne habe ich mich noch niemalen an den Minister gewandt. Da ich in meiner Lage für seinen Unterhalt nicht sorgen kann; so ist seine nahe Versorgung äusserst nothwendig. Er ist wirklich nach unsern Kräften — equipirt, und kann reisen, wenn ihn Winke bestimmen.

Ihre Verlagsbücher zeugen von jeher, daß Sie Geschmack haben und das Publicum, diese vielköpfige Hyder, kennen. Ihr archäologisches Handbuch wird doch nicht aus dem Französischen übersetzt seyn? — Die Franzosen sind in wissen-

schaftlichen Dingen zu leicht. — Sie krabeln wie Mücken über den Teig, zufrieden, wenn die Füßchen ein wenig klebrig werden.

Midletons Cicero, gloßirt von Garve! — Statlicher Schild und traun! — auch gute Herberge.

Meine Gedichte theil ich ein:

1.) In Hymnen.
2.) Erzählende Gedichte.
3.) Volkslieder.
4.) Kleinere Gedichte, als Epigramm, Einfälle rc.

Von den ältern bleiben viele geistliche und alle Localgedichte hinweg, dagegen kommen ganz neue Gedichte hinzu, als Preussens Genius — Scenen aus dem Weltgerichte — ganz neu verfertigte Volkslieder. Zu den letztern sind die Melodien alle fertig, die ich Ihnen gleich mitsenden werde.

Das Aeussere überlaß ich ganz und gar Ihrem berühmten, treflichen Geschmacke. An Chodowieki, lange schon das Ideal in meiner Künstlergallerie, werd' ich nächstens schreiben, wie auch an meine Geistesschwester Karschin, die ich nun auch wegen ihres himmlischen Herzens äusserst lieb habe, und mit sammt ihren Runzeln küssen möchte — denn ihr Dichtergeist hat noch keine Runzeln.

Wir haben jetzt sehr markichte Schreiber in Schwaben. Schiller, der Starke, ist von uns ausgegangen; aber es streben bey uns Eichen empor, in deren Wipfel der Sturm orgelt. Geärgert hat's mich, daß Sie mit Schneider, den ich

längst

längst in Cervantes poetisches Sieghauß verdammt habe, angestochen kommen. Hm! meynen Sie, ich sey so verstopfter Nase, daß ich Stanck und Wohlgeruch nicht von einander scheiden könne? — So ängstlich ist freylich meine Baase Critike nicht.

Nun muß ich schliessen, Bester! Gott segne Sie und Ihre Frau Gemahlin, und lohne Ihnen Ihre Freundschaft unaussprechlich. Weder die 6 Louisd'or von Decker, noch die 21 Ducaten von Ihnen haben wir noch bis dato erhalten, obgleich unsere Nothdürfte eine solche Unterstützung wirklich aufs dringendste erheischen.

Mein Genius umarmt Sie.

Schubart.

Siebenter Brief.

Veste Asperg, den 22. Febr. 1787.

Der 11te Februar, edler Freund, ist nun lange vorüber, und ich bin — was ich zuvor war — Gefangner, der sich schämt, mit dem Stanke seines Schicksals seine Freunde anzueckeln.

Künftigen Montag geht das aufs Vorgebirg der guten Hofnung bestimmte würtembergische Regiment ab. Der Abzug wird einem Leichenconducte gleichen, denn Eltern, Ehemänner, Liebhaber, Geschwister, Freunde, verlieren ihre Söhne, Weiber, Liebchen, Brüder, Freunde — wahrscheinlich auf immer. Ich hab' ein paar Klaglieder auf diese Gelegenheit verfertigt, um Trost und Muth in manches zagende Herz

auszugiesen. Der Zweck der Dichtkunst ist, nicht mit Geniezügen zu prahlen, sondern ihre himmlische Kraft zum Besten der Menschheit zu gebrauchen.

Die 21. Ducaten habe von München aus erhalten. Empfangen Sie dafür meinen aufrichtigen Dank — sonderlich meines Sohnes Dank, den ich dafür equipiren will.

Ich muß Ihnen gestehen, daß mir jetzt nichts so sehr am Herzen liegt, als meines Sohnes Versorgung. Denn wie soll ich ihn erhalten? — Andre Dienste, als preußische, soll er mir durchaus nicht annehmen. Mein Gelübde, das ich vor Gott that, muß erfüllt werden. Der preußische Staat ist groß und weit; solte nicht ein Plätzchen darin übrig seyn, für einen jungen, aufglühenden Patrioten, dem das Wort Preussen so hoch aufthönt, als das Wort Römer — einen weiland unverdorbenen römischen Jünglinge ins Ohr scholl!!

Obgleich meine poetische Eitelkeit unterm Geklirre meiner Fesseln längst verstummt ist; so wünscht ich doch, daß Sie beyliegendes Gedicht des berühmten Uebersetzer Oßians Harold in eine der besten Monatsschriften einrücken zu lassen belieben mögten. Das englische Original werd' ich Herrn von Archenholtz in seinen angekündigten englischen Mercur einsenden. Die ganz treue — in eben dem Silbenmaße und eben so viel Zeilen verfaßte Uebersetzung ist von meinem Sohne.

Ich werde dem Herrn von Harold eine revidirte Abschrift meines Hymnus, Obelisk, und preußischen Genius zuschicken,

cken, um eine gute englische Uebersetzung veranstalten zu können.

Von Ihrem Könige wird hier zu Lande — wie ich dies aus der Menge von Fremden weis, die mich umfluthen — mit Entzücken gesprochen. Güte auf dem Throne fesselt auch fremde Herzen.

Auf bleicher Wang' ist mir schon manche Zähr' zerronnen:
O Friedrich Wilhelm dürft' ich mich,
Im Strahle deiner Gnade sonnen!
Als einen Gott verehrt' ich dich. —

Auch Friederika, dieser preußische Thronengel, wird hier ecstatisch bewundert. Man wünscht ihr die erste Krone von Europa. — Wenn viel grosse und gute Menschen in einem Staate sind; so ist mir das Bürge, daß der Staat nicht im Fallen, sondern im Steigen begriffen ist. Denken Sie an Ihren König, Ihre Prinzeß Frideric, Ihren Heinrich, Ihren aufkeimenden Heldensproß Friedrich — und dann an ihren Herzberg, Möllendorf, Zettwiz — und all die flimmernden Sterne am preußischen Himmel; so wird Sie die Ahndung der immer steigenden Herrlichkeit Borußiens freudig durchzittern. —

Meine Gedichte sollen Sie nächstens gesiebt und gewannt erhalten, und ich hoffe zu unserm beyderseitigen Vortheile.

Wenn Berlin nicht so weit entfernt wäre, und ich mehr Luft hätte; so hätt' ich grosse Lust eine Monatsschrift bey Ihnen herauszugeben — kritischen, poetischen und musicalischen Inhalts — von der ich troz der Journalmanie eine gute

Aufnahme erwartete. — Wenn mich der Herzog frey macht, ohne Versorgung; so will ich nach Berlin, um den Rest meines Lebens dort unter nützlichen Beschäftigungen zuzubringen. Dann zieh ich auch meine Tochter dahin, — ein gutes, sanftes Mädchen, treflich für Schauspiel und Sang — und mein liebes Weib geleitet mich. Da will ich ausruhen von all meinem Elende, uud einmal unter braven Brandenburgen auf den Gottesacker liegen und der Auferstehung harren.

Meines Weibes Spindel kreißt wirklich neben mir auf dem Boden meines Gefängnisses. Sie schickt Ihnen einen herzentfloßnen schwäbischen Gruß.

Und nun trink ich flugs eine Flasche Wein, schau gen Himmel und denke:

Es lebe Himburg hoch!! —

Ihr
Schubart.

Achter Brief.

Veste Asperg, den 28. April 1787.

Edler Mann, unaussprechlich Geliebter! — Wieder eine Herzthat gethan, die eine der schönsten Ihres Lebens ist. Sie haben sich bisher eines armen, verlaßnen Gefangenen mit einem Eifer angenommen, mit dem man nichts vergleichen kann. Gott krönte Ihren Eifer mit dem glücklichsten Erfolge; denn indem Sie dieses lesen; so steht der einzige

Sohn

Sohn des unglücklichen Schubarts gegen Ihnen über, und fühlts tief in der Seele, daß Sie von Gott zum Werkzeuge seines Glückes erkohren sind. — Oft, lieber Himburg, soll von mir und meiner Gattin Ihr Name vor Gott genennt werden. Wenn Sie Kinder haben, so finden auch sie Himburge, wie mein Sohn einen Himburg fand. Haben Sie keine, so komme der Seegen des Herrn gedoppelt über Ihr Haupt. Geister des Himmels bestreuen Ihre weitgesteckte Laufbahn mit Rosen, und geleiten Sie unter Triumpfgesängen in unsere ewige Heymath. O! lieber Himburg, schon disseits des Grabes giebts Freuden, die an die Freuden der Himmlischen gränzen. Das Bewustseyn, edel und Gottnachahmend gehandelt zu haben, zeugt diese Freuden. In welchem Grade müssen Sie selbige empfinden, da Thätigkeit für die leidende Menschheit Ihnen so geläufig geworden!

Himburg, vor der Himmelsgeister Ohren
  Sey es dir mit hohem Schwur geschworen:
Unaussprechlich lieb ich dich — — —
  Hat einst meine Seele sich

Aufgeschwungen in die Friedenshütten;
  Will ich alle Engel bitten:
Zeigt mir Himburg, ach! den lieben Mann,
  Daß ich ihn umarmen kann.

Meine Bitte wird die Engel rühren
  Und sie werden mich
Freude stralend dir entgegen führen
  Dann umarm ich dich!

Freue mich dann deines grössern Lohnes,
Nehm die Harf' und singe laut von dir.
Nenne dich den Schützer meines Sohnes
Und den Freund von mir.

Verzeyhen Sie mir, daß ich im vollen Herzgefühle aus den Ufern der Prose trat und einen poetischen Strauß für Sie aus Wiesenblümchen band. — Ich lenke wieder ein ins ruhige Beet der Prose, und komme auf unsre Angelegenheiten zurück.

Sie werden sehen, daß ich meinen Sohn, nach meiner Armuth, so ziemlich ausstaffirte. — — — — — Sonst werden Sie an ihm einen gutherzigen, tief- und scharffühlenden, fleißigen, enthusiastisch für ihren Staat brennenden, verschwiegenen und öconomischen Jungen antreffen. Sein tiefliegendes Auge verräth Melancholie, wozu ihn mein und sein bisheriges Schicksal stimmte. Doch in Berlin hoff ich, wird sich sein Blut auch anders mischen. Seine Grundsätze und Fähigkeiten betreffend, so ist er ein Christ, ganz im altchristlichen Verstande, wobey ihn Gott erhalte; zur Philosophie hat er sehr viel Geschick, schreibt starke Prose, macht gute Verse, schüttelt sich vor den Wassermännern, so wie vor den ängstlich schnitzelnden und manches Edle in der Figur verschnitzelnden Kritlern, hält wie sein Vater, die Griechen, Engländer und Deutsche für's Triumvirat der gebildeten Menschheit, brennt vor Verlangen, die preußische Legislatur zu studieren, und sich fürs Geburtsland des grossen Churfürsten, Friedrich Wilhelm I. Friedrich des Unerreichten, und Friedrich Wilhelm des Herzigen, zum thätigen und brauchbaren

Manne

Manne zu bilden. Da er eine Clostererziehung genoß und ein Schwabe ist, so müssen Sie's ihm Anfangs verzeihen, wenn seine Sitten und Aussprache noch so manche rohe Seite haben. Doch Berlin schleift und polirt gut, ist mir also gar nicht bange, daß auch mein Sohn in Kürtze — totus teres atque rotundus durch Ihren Staat rollen werde. — Nichts liegt mir so sehr am Herzen, als seine Gesundheit. Durch schnellen Wachsthum, Studieren und Zwang, hat er auf der Brust gelitten. Doch hoffe ich, Diät, wozu er sehr gestimmt ist, und etwan eine kleine Frühlingscur in Berlin, werde seine Brust stark machen.

Und nun bitt ich tausendmal um Vergebung, vortreflicher Freund, daß ich Ihnen mit so viel Worten meinen Sohn empfehle. Aber ich bin Vater, und dieser Sohn, den ich wahrscheinlich in diesem Leben nicht mehr sehe, ist mein Einziger. Ich fühle seit geraumer Zeit eine merkliche Abspannung meiner Kräfte. Mein anfänglich abscheulicher Kerker, Mangel an Bewegung, getäuschte Hofnungen, verbißner Gram und schlechte Diät haben meine Gesundheit hingewürgt. Ich eile also, mein Hauß zu bestellen. An der Seite meines treuen Weibes will ich meinen Lebenslauf, Aesthetic der Thonkunst und Gedichte ins Reine bringen, sie meinem Sohn zuschicken, und ihm die Ausgabe überlassen. Dann die Augen zugedrückt und im Frieden entschlafen! Drüben geht Alles besser.

Die Grafen von Solms, von Moltke und D. Posselt, einer der besten Köpfe und gründlichsten Gelehrten Deutschlands,

lands, waren jüngst bey mir. Sie werden nächstens in Berlin eintreffen, und auch Sie besuchen.

Mein Sohn hat schöne Manuscripte bey sich. Ich dächte, er solte mit einem Select daraus, in Ihrem Verlage debütiren.

Und so umarm ich Sie, seltner Freund, im Geiste mit dem Ungestüme der feurigsten und treusten Freundschaft.

Schubart.

Solte die Hofnung des unglücklichen Mannes gegründet seyn und erfüllt werden, wozu ein jeder, der nur gemeines Menschengefühl hat, Amen sagen wird, so kann man noch manches von ihm zur Ehre der deutschen Litteratur erwarten.

Folgender vortreflicher Aufsatz, der seiner deutschen Chronic einverleibt war, verdient erneuert, und als ein Kleinod aufbehalten zu werden.

d. H.

Parentation
dem 1776ten Jahr gehalten
am
Grabe der Zeit.

Stehn am Grabe des Freundes, dem sinkenden Sarge nachsehn, und hören den ersten dumpfen Schaufelwurf, ist wohl eins der betrübtesten Schicksale der Menschheit. Ist eine sterbende

bende Minute, ein fliehender Monat, ein wegblühendes Jahr weniger zu beklagen, als der Tod eines Sohnes, eines Geliebten, eines Freundes? Wir sehen die Vollendeten wieder, aber jede entflohne Minute ist für uns auf ewig verlohren, haben wir sie nicht mit edlen Thaten bezeichnet. Wir stehen, Freunde, am Grabe der Zeit, sehen dem hinunterstürzenden Jahre zu, sehens, wie der Abgrund mit eisernem Arm seinen Raub hält, und die schwarzen Flügel über ihn zusammenschlägt. Und nun liegen seine Thaten auf der Wage Gottes! Wird sie steigen oder sinken die Schaale? Noch stehn wir in der Nacht, unser Blick hängt schweigend und anbetend am Vorhange der Zukunft, und wir können nicht wissen, was im Allerheiligsten vorgeht. ... Könnt ich sprechen mit der Königreiche Beschützer, mit den

Engeln des Kriegs und des Todes, die im Labyrinthe des Schicksals
Bis zur göttlichen Hand den führenden Faden begleiten;
Die im Verborgenen über die Werke der Könige herrschen,
Wenn sie damit triumphirend als ihrer Schöpfung sich brüsten.

und mit den

Hütern der Tugendhaften, der wenigen Edlen,
Die den denkenden Weisen in seiner Entfernung begleiten,
Wenn er das Menschengewebe der Erdeseligkeit fliehet,
Und die Bücher der ewigen Zukunft im Stillen eröfnet;

So würd' ich wissen die Thaten des Jahrs, wissen, ob sein jüngerer Bruder, das künftige Jahr ein Bote des Todes oder des Lebens, des Kriegs oder des Friedens, des Segens oder des Fluchs seyn werde. Aber so bin ich zu sehr dem Staube verwandt, bin zu stumpfen Blicks, um zu sehen, was in der

Nacht vorgeht, die über uns herhängt. Doch erlaubt sey's mir mit Zittern und Demuth zu fragen: Geist des letztern Jahrs, welche Thaten sind dein? Welche Tugenden, welche Anstalten zum Besten der Menschheit, welche Erfindungen, welche Ausbrüche eines kühnen unternehmenden Geistes sind dein? Wird dich einst dein Richter aus dem Schutte der Zeit heben, und als eine kostbare Perle in die Krone der Menschheit setzen? Wie wirst du bestehen unter den Riesenjahren der Vorwelt in deiner kränkelnden, siechen, ausgetrockneten, magern Zwergengestalt, und dich schämen deiner kleinen Thaten und schwindsüchtigen Tugenden! Doch wir wollen zuerst untersuchen, ehe wir dich richten. Was hast du gethan in allen vier Welttheilen, das der Unsterblichkeit werth wäre?

Europa hast du hinter dir gelassen, wie glühende Asche unter dürrem Reiß, ein Westhauch kann es zum Feuer aufblasen, daß die Flamme brasselnd auflodert, und einen Gegenstand nach dem andern ergreift und verzehrt.

In den hohen, düstern, schauerlichen Sälen des Vaticans, scheinen die Schatten des grossen Leo, des fünften Sixtus, und die schöne Seele Ganganelli zu wandeln und zu klagen: Warum ist dein Schimmer so verbleicht, goldne dreyfache Crone? Warum zerfällst du, Götterstadt, auf sieben Hügeln erthürmt? Warum sammeln sich nicht mehr die Nationen unterm Schatten des heiligen Scepters? — Ha, Geister ächzen um Mitternacht im Capitol! Du bist gefallen, Romulus Stadt, gefallen, gefallen!!

Neapel,

Neapel, laden dich deine Pomeranzengänge, deine ewigen Frühlinge nur zum Genuß ein? Wilst du immer empfangen und nie geben?

Dein Victor Amadeus, Turin, steht hoch unterm Waffengetöse, hält Gewitter empor und — donnert nicht.

Und ihr — ihr Bürger der freyen Staaten des glücklichen Welschlands, sind euch eure Opern, Schauspiele, Tänze, Maskeraden Entschädigung genug vor den Verlust der Freyheit? —

Ihr Völker wacht, der List gelingt
Zu zwingen, was Gewalt nicht zwingt.

Du hoher Nord, wo Catharina herrscht, die Riesin, deren Panier bald in vier Welten wurzelt, segne das Jahr! — Deine Catharina lebt, die Gesetzgeberin, die Mutter deiner Welt! — Paul Petrowitsch lebt, und seine Gemahlin trägt vielleicht schon Rußlands künftige Hofnungen in ihrem Schooße.

Weine nicht am Grabe des alten Jahrs, glücklicher Batavier, denn es hinterließ dir Segen und Reichthum und Freyheit!

(So geht er alle Staaten von Europa durch, bis er auf Deutschland kommt.)

Segne das Jahr, Preusse! — Noch deckt dich der Eichenschild deines Friedrich Wodans. Dort rastet er der Riese auf dem eisernen Lager zu Potsdam, und thürmen sich Wolken über dir; so fährt er auf wie ein Gott, greift in

die Wolk', und schüttelt sie, bis sie in wohlthätigen Regen zerfließt.

Hoch steht dein Glück und festgegründet, wie deine Alpen, freyes Helvetien! — Der Himmel hat den rauhen Handschlag der Treue von deinen Eidgenossen gehört, und ihr Schutzgeist (die Starken am Throne Gottes sind die Schutzgeister der Freyen) rief ihr segnend zu: Euer Bund ist ewig!!

Vaterland, Vaterland, mit glühender, ungestümer Freude stürz' ich in deinen Arm, o segne das Jahr — lebt doch dein Vater Joseph noch, und deine Mutter Maria Theresia, und deine weisen und guten Fürsten, die Carl Theodore, die Carl Friederiche, die Leopolde und so manche würdige Regenten, die Segen und Wohlfahrt in deinen Provinzen verbreiten. — Noch sind deine freyen Städte Wohnsitze des Gewerbs, der Geschäftigkeit, der Wissenschaften und der Künste, der Rechtschaffenheit, Tugend und Religion. — Noch unterrichten deine grossen Männer, die Klopstoke, Herder, Lavater, Leßinge, Sulzer, Haller, Wielande — und wer kann alle deine Starken zählen? — die Welt mit ihren Lehren und ihrem Beyspiele. Friedlich, mit dem Palmzweig in der Hand flog das Jahr dein Haupt vorüber, und hinterließ dir den Segen des künftigen Jahrs. — Du zählst uns deine Thaten nicht vor, Vaterland, bist gerecht gegen fremdes Verdienst, und rühmst dich deiner Tugend nicht. Aber ich weis, tausend edle Thaten im Verborgenen gethan, sind aufgeflogen gen Himmel, und du wirst sie finden in Strahlengestalten am Tage der Vergeltung. — Aber soll ich noch schildern

deine

deine Schmach, gestorbnes Jahr? — Zeigen den Blutstrom und die Leichenhügel dort in America vergossen und aufgethürmt?? Sieht dein Gewand ist roth vom Blute betrogner Freyheitsvertheidiger, und deine Sohlen sind wund von den Splittern ihrer Schädel! — Soll ich schildern die Flamm, die von Bassora und Bagdad gen Himmel schlug — und den Greuel der Nachkommen des Ochus und die Feigheit des auf Polstern der Wollust entmannten Türken? — Schildern die Grausamkeiten der Barbaren, dort in Syrien, im Lande der Erscheinungen Gottes? — Schildern die zürnende Thräne der Freygebohrnen und ihrer Fesseln Schmach? — Brennende Seufzer der unterdrückten Menschheit? — Das brüllende Hohngelächter der Tyranney über zerrißnen Leichnamen der Edeln? — Schildern die Gewaltthaten des Aberglaubens, der Pestilenz, die im Finstern schleicht? — Und die Greuel des Unglaubens, der Seuche, die am hellen Mittage tödtet? — Schildern das Unwesen der kalten Vernünftler, die mit der Eishand ins Menschenherz greifen, und jede edle Empfindung in der Geburt erdrücken? — Und die kühnen Flüge der Schwärmerey in Welten des Unsinns? Jeden Entwurf der Bosheit zum Verderben der Tugend; jedes Lauren des Raubvogels auf die unschuldige Taube; jeden Triumph des Dümmlings über die Feuerseele; jeden Seufzer des armen Genies aus der berauchten Clause; jede Mordthat elender Aerzte; jede Mißgeburt der Philosophie; jedes schiefe, platte, aus Schneeballen zusammengeknetete Bild des strohernen Dichters; jeden Wechselbalg des Mahlers; jeden Mißgrif des Musikers; jedes Affengesicht der Mode, — und — ach! mir schlägt das Herz sichtbar empor; jedes

Schnappen nach ausländischen Vogelbeeren und Verachtung der eignen, kern- und nahrhaften Haußmannskost, das All- und Nichtsumspannen der herzlosen Cosmopoliten, und die Unwissenheit der Allwisser, jedes Haken und Schnitzeln und Hobeln und Feilen an unsern Kindern — jedes Weibergesicht im Schnurbart und Hasenherz im Panzer — die Otter Gewinnsucht, die Schlange Betrug, den Drachen Heucheley, den Tyger Gewissenlosigkeit und die ganze Höllenbrut der Laster, die unter deiner Herrschaft, Geist des 1776ten Jahrs, wütheten, tobten, heulten, würgten, zerrissen; — Ha, so würd' ich wüthend an deinem Grabe stehen und hinunterbrüllen: Fahr hin, du bist ein Schandfleck der Zeit, gebrandmarkt auf Stirn und Rücken, schwarz wie die Nacht, und scheuslich wie die Hölle! — Aber Gott kennt deine Tugenden und deine Laster, er wird dich bald hervorrufen, wägen und entscheiden! — Ich verstumme, seh noch einmal hinunter in die weitaufgerissene Kluft, wo der trübe Strom der Zeit braust, gestorbene Jahrhunderte wie Aeser von Wallfischen fortwälzt und — hier! hier klopfts in meinem Innersten: — Bringst du Ehr oder Schmach für mich in die Ewigkeit? — Vertilge, zerstöre im Feuer oder Wasser, wenn ich je was schrieb, oder künftig schreibe, das nicht Gott, der Tugend, reiner Sitte, der Vaterlandsliebe, brauchbarer Wissenschaft, veredelnder Kunst, deutschem Biedermuthe und Rechtschaffenheit heilig ist! — Leser, schau mir nach in gähnenden Abgrund, dahin stürzest auch du!!!

II.

Freye Nachahmung der 8ten und 9ten Ode des ersten Buchs des Horaz.

Thomas Amagneticus.

Wi.. dic, per omnes
Te Deos oro, Bremam cur properes manipulando
Perdere? cur solita
Oderit, patiens pulveris et pilulae?

Wi..

Vides, ut maturis ſtet puellis onuſta
Brema, nec jam ſuſtineant onus
Filiae laborantes, geluque
Conſtiterint membra acuto?

Diſſolvo frigus, illas circa pubem
Large manipulans, et pie fidens
Depromo arteficialem magnetiſata
O Lavater! aquam diota.

Permitto Divis caetera, qui ſimul
Stravere homulos chartulis in fervidis
Depraeliantes, nec Baldingeri
Nec veteres agitantur Wielandi.

Quid ſit futurum ex hoc, fugio quaerere, et
Quod ars ſoſtri cumque dabit, lucro
Appono, nec dulces amores
Sperno puer, nec ego mamillas.

Donec virenti canities abest
    Morosa; nunc et frictus et tactus
Et procaces sub noctem susurri
    Composita repetuntur hora.

Nunc et calentis proditor intimo
    Magneticus puellae risus ab angulo
Solutaeque hisce Zonae
    Digito valde pertinaci.

Uebersetzung
nach Samuel Gotthold Langens Manier.

Thomas Amagneticus.

Sprich W... den ich bey den Göttern beschwöre
Warum eilst du doch die Bremer
Durch dein Manipuliren zu verderben?
Weswegen hassen sie, der Pulver und Tropfen gewohnt
Doch jetzt den Schlendrian so sehr?

W...

Du siehst mit reifen Mädchen Bremen dort ächzen;
Nunmehr ertragen die beschwerten Dinger
Die Last kaum, und vom Nervenfieber
Verharrschen ihnen die Glieder.
Ich vertreibe die Kälte, streich mein Händchen ohne Sparen
Ihnen am Nabel, und hole in frommer Glaubenskraft
Künstliches Wasser, o Lavater!
Aus der magnetischen Urne.
Das andere laß ich den Göttern über, sobald sie
Der kritischen Wichte brausende Stürme gestillet,

So

So schüttelt nichts mehr die Waldingere
Und die bejahrten Wielande.
Ich meide das, was draus kommt, zu erfragen
Leg' jeden Tag, was mir am Arztlohn wird
Ins Spaartöpfchen — veracht als junger Mann
Nicht süsse Lieb und Brüste.
So lange meinen grünen Jahren die Glaze
Noch fehlt — such' in abgeredeten Stunden
Zu krabbeln und reiben, und wo man nächtlich
Sanft in die Ohren sich flüstert;
Jezt, jezt, sind mir magnetisch lachende Mädchen
Vom tiefsten Winckel her und Gürtel ergötzlich,
Die ich mit Händen und Fingern,
Die verwegen sich krümmen,
Zu lösen beginne.

C.

III.

Empfindungen über die Maynzische Coadjutorwahl.

Zwar ist es mein Stolz,
Daß meiner Harfen keine noch
Das feile Gelegenheitslied,
Oder der Schmeichelgesang
Fürs Ohr thatenloser Fürsten
Entweihet hat;
Sang ich meiner Mitgenossen einen,

So war's wahrlich der Mann,
Dessen Fußsteig
Die Fackel des Ruhms
Ehrenvoll aufhellte;
Sang ich dem Fürstendiadem, —
So strahlt' es entweder
Um meiner Landesväter erleuchtete Scheitel,
Um die Scheitel Friedrichs und Wilhelms
Oder es galt einem Prinzenmünster,
Eugenen, dem Neuvermählten!
Doch jetzt ist mir der Busen zu voll,
Nur dich
(So unentweiht auch jegliches meiner Harfenspiele ist)
Nur dich, du meiner Leiern festlichste,
Dich Silberbezogne nur!
Kann es treffen, das Loos
Dieses jungzweigigten Eichenkranzes! —
Aber dein Saitengesang —
Wird er auch den Erguß
Meines überströmenden Busens,
(Umsonst versucht es meine Bardenkehle!)
Wird er auch ihn erreichen?
Höher schlug es mir nicht, mein Herz,
Höher — als an diesem Augenblick, nicht,
Da meiner Wünsche sehnlichstem
Der Erfüllung Loos ward.
Ha, zwar immer schon erquickend
War für mich der Blick
Ans ferne Rheinufer hin,
Wo Deutschlands erster Priester,
Die Aufklärungsfackel in eigner Hand,

Mit

Mit Riesenschritt einher geht:
Aber Wolken der Ungewißheit
Trübten mir auch immer noch
Das Dunkel der Zukunft.
(Nur der gewandte Führer,
Gewohnt die Steige klippenhinan
Wie auf sanfter Ebene zu wandeln,
Nur der darf es wagen
Die steileren Bahnen,
— eine Nation hinter sich! —
Hinauf zu klimmen.)
Jetzt ist es zerstäubt dieses Wolkenrevier,
Schimmer der Mittagshelle
Blinken schon dem Seher in die Zukunft! —
Er, der Finder des gordischen Knotens,
Schürzend das Universum,
Er wird sie glücklich vollenden,
Die labyrintische Bahn
An der Aufklärung Ziel,
Ans Ziel des Völkerglücks!
Löse dich auf, löse dich auf,
Du, mein innigster Freudendrang!
In diese Melodien
Des kühnesten Liedes! —
Löse dich auf! — —
Aber wohin,
Wohin wird mich führen
Der Begeisterung Fittich?
Wohin der Wonnetaumel? —
Dem der Empfindung Uebermaß
Seiner Nerven jeglichen durchzittert,

Würde der des Liedes Cadenz halten! —
Aussingen
Meines Herzens Fülle!
Unausgesungen
Bleibt sie gewiß
Des strömendsten Liedes Allgewalt.
Ja sie blieb's,
Vergebens sang' ich sie! —
— — — —
Doch den Gleichnisgesang —
Ha, vielleicht erträgt ihn
Mein enggepreßter Busen!
Ein gereiztes Auge
Schließt sich beym helleren Sonnenstrahl,
Das Halbdunkel öfnet es wieder. —
Gewagt sey es! —
Löse dich also auf,
Du mein innigster Freudendrang!
In des Gleichnißgesanges
Heruntergestimmtere Melodien.

IV.
Gleichnißgesang.

Bebaut nur sparsam, sparsam mit Rebenfrucht
Gesegnet, trotzte schon (unbezwingbar stets) —
Durch viel der Menschenalter manchem
Erdenbeglücker ein Felsgebirge.

Zwar ragt' es, kahl den Rücken, nicht Wüsten gleich
Empor, ihm glühten aber doch feurigern,
Der Nachbarzunge selbst willkommnen
Saftes — nur kleinere Rebenfluren.

Auch deren schönste Ranken erstickte noch
Des Unkrauts geil're Staude. — Des freut sich
Im Stillen oft die schwarze Seele,
Manche im Innland, im Ausland manche.

Ein Weiser, heller Mittag im Haupte, Kraft
Im Busen — stürzte felsigter Ketten viel
Urplözlich nieder, seinem Fortschritt
Wurden bald Klippen und Klüfte wegsam.

Da steht die neue Schöpfung! — Ein Zauberland,
Noch unvollendet, steht sie schon da! Gedeihn
Des Freudengebers Traubenfelder
Jezt in Germania sonst wo besser?

Der Wonnetaumel schwillt ihm darum so hoch
Den Busen auf, dem Freunde des Menschenglücks;
Doch — auch sein Hinblick auf die Zukunft
Trübte noch oft ihm den Freudenbecher.

„Wer unter tausend Männern im Erbe Teuts
„Verfolget einst die trefliche Riesenbahn
„Des Göttersohns? der Weisen welcher
„Gäbe Vollenden der Felsumschaffung?“

So seufzte noch der Blicker auf Zukunft. — O!
Der Freudenbecher, wie ungetrübt er jezt
Ihm schäumt! — Ein Mann, ey, seine Schnellkraft,
Seine fernstrahlende Geisteshelle.

Wer fänd' sie unter Männern zu Tausenden!
Ha, dieser hellt ihm jetzo der Folgezeit
Entferntes Dunkel auf! Vollendung
Strahlt schön wie Morgenglanz ihm entgegen:

„Vollendung unsres sehnlichsten Wunsches Ziel
„(So ruft er) hat der Himmel beschieden, ja,
„So ist es! Dank und Lob dafür dem
„Ewigen, hohen Vollendunggeber!“

D. Kausch,
k. p. Kreish. zu Militsch.

V.

Geschichte des grossen Tumults in Genua, und der Befreyung der Stadt im J. 1746.

Unter den ausserordentlichen Begebenheiten, woran unser Jahrhundert so reich ist, zeichnen sich die kriegerischen Auftritte in Genua, in den Jahren 1746 und 1747 nicht wenig aus; besonders ist die Befreyung der Stadt durch den Pöbel wider ein zahlreiches Corps wohl disciplinirter Truppen, die trotz ihrer Tapferkeit nicht in der Nacht, sondern bey hellem Tage aus einem höchst wichtigen Ort gejagt wurden, von dem sie Meister waren, ein Vorfall, der in den Jahrbüchern der Welt ohne Beyspiel ist. Diese Begebenheit im Ganzen ist in Deutschland bekannt genung, da sie mit unserer Geschichte verwebt ist, die nähern Umstände aber sind

es

es wenig oder gar nicht, daher eine Nachricht davon aus guten Quellen sorgfältig zusammen getragen, den meisten Lesern gewiß willkommen seyn wird.

d. H.

Der denkwürdige Krieg, wozu der König von Preussen im J. 1741. gleichsam das Signal gegeben hatte, breitete sich immer weiter aus, und kam endlich 1745 auch nach Italien. So sehr die Genueser, die durch die corsischen Rebellionen ganz erschöpft waren, auch die Neutralität zu beobachten wünschten, so war es ihnen doch nicht möglich, besonders da der König von Sardinien ihnen das Marquisat Final durchaus entreissen wolte. Sie hatten sich daher mit Frankreich, Spanien und Neapolis genau verbunden, und dagegen von Oesterreich, England und Sardinien alles zu fürchten.

Die Engländer fiengen zuerst an, ihnen das Ungemach des Krieges fühlen zu lassen. Eine Flotte von dreyzehn englischen Kriegsschiffen nebst Fregatten, Bombardiergalliotten u. s. w. verbreitete Schrecken auf der ganzen Küste des genuesischen Staats. Man bombardirte Savonna, Final, St. Remo, Bastia in Corsica, ja Genua selbst. Das Bombardement dieser Hauptstadt that jedoch nur geringen Schaden, auch war der Endzweck davon bloß Furcht zu erregen, und dieser wurde vollkommen erreicht. Die vornehmsten und reichsten Einwohner, Mönche und Nonnen, alles rettete sich tief ins Land mit den besten Effecten. Diese Bestürzung dauerte noch fort, nachdem die feindliche Flotte längst wieder in die See gegangen war.

Der Marschall von Maillebois hatte mitlerweile mit einem Corps französischer Truppen die Gränzen der Republic gedeckt, da Frankreichs und Spaniens Waffen in Italien siegreich waren. Die gemachten Eroberungen giengen aber nach der Schlacht bey San Lazaro geschwind wieder verlohren, wo die österreichischen Truppen am 16. Junius 1746 siegten. Maillebois mußte sich zurückziehn, und gab dadurch dem Könige von Sardinien das genuesische Gebiet Preiß, der auch in sehr kurzer Zeit Novi, Cisano und Zuccarello einnahm, welcher letztere Ort aber durch eine kühne Unternehmung den Piemontesern bald wieder abgenommen wurde. Die vereinigte französische und spanische Armee bemühete sich zwar, noch immer Genua zu decken; dieses Vorhaben mußte aber aufgegeben werden, sobald die österreichischen Truppen zu den sardinischen gestossen waren. Der Infant Don Philipp als Oberbefehlshaber beyder Heere, hielt deshalb den 24. August in Genua einen grossen Kriegsrath, bey welchem der Herzog von Modena, der Marschall von Maillebois, der Marquis de la Mina, und der Graf Cecili, Feldmarschall der genuesischen Truppen gegenwärtig waren. Es wurde darin beschlossen, daß die allirte Armee sich bis an die Gränzen von der Provence zurückziehen solte. Da dieses nun auch sogleich ausgeführt wurde, so waren die Genueser der Discretion der Königin von Hungarn überlassen. Sie waren jedoch mit dieser Monarchin nicht gerade zu im Kriege begriffen; denn die Verbindungen, die sie mit ihren Feinden eingegangen, erstreckten sich bloß dahin, ihnen ein Corps Hülfstruppen zu geben. Man schmeichelte sich daher in Genua, daß nach dem Rückzug der französisch allirten Armee dieser Staat nicht länger

zum

zum Kriegstheater dienen würde. Allein man fand sich erschrecklich betrogen.

Die Oesterreicher hatten schon den 20. August die genuesische Stadt Saravalla, nebst dem dazu gehörigen festen Schloß eingenommen. Zwey Tage nachher nahmen sie Gavi weg; die Citadelle daselbst aber that Widerstand, daher sie belagert werden mußte. Während der Zeit man sich damit beschäftigte, rückte der Marchese de Botta, Befehlshaber der österreichischen Armee vorwärts, forcirte verschiedene Defileen, die auf seinem Wege lagen, und bemächtigte sich auch den 1. September des wichtigen Passes la Bochetta. Allenthalben wurden grosse Contributionen erpreßt; die irregulairen Truppen plünderten Dörfer und Flecken, verbrannten die Häuser, und liessen überall wo sie durchzogen, Spuren ihrer Grausamkeit zurück. Die Landleute aus allen Gegenden flohen nach Genua mit ihren besten Habseligkeiten, und vermehrten in dieser Stadt die allgemeine Bestürtzung. Der Senat sahe kein ander Mittel vor sich, als sich zu unterwerfen, da man unmöglich Widerstand thun konnte. Es wurde daher beschlossen, dem Lauf der kriegerischen Gräuel Einhalt zu thun, es möchte auch kosten was es wolte. Diesem zufolge schickte man den 5ten Sept. vier Senatoren als Deputirte an den Marchese de Botta ab, der damals bey Lagnasco im Lager stand. Sie machten diesem Feldherrn ihren Antrag und zeichneten die Präliminararticel, von denen folgende die vornehmsten waren:

Man würde den österreichischen Truppen die Thore der Stadt Genua übergeben. Die Garnison solte zu Kriegsge-

fangenen gemacht, desgleichen alle Franzosen, Spanier und Neapolitaner, die sich in der Stadt oder den Vorstädten befänden, den Truppen der Kayserin Königin ausgeliefert werden. Ferner solte man ihnen alles übergeben, was den Armeen dieser Nationen gehörte, wie auch die ganze Artillerie der Stadt, alle Kriegsmunition, und überhaupt alles, was nur irgend zum Unterhalt der Truppen der Republic gehörte.

Die Schiffe der mit der Königin von Hungarn alliirten Nationen solten völlige Freyheit haben, in dem Hafen von Genua ein- und auszulaufen. Keiner von den Unterthanen oder Soldaten der Republic, solte während dem ganzen Kriege wider die Kayserin Königin oder ihre Alliirten dienen. Die Citadelle von Gavi, die noch belagert war, solte Befehl erhalten sich zu ergeben, und die Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht werden. Alle Gefangene von den Truppen der Kayserin Königin oder ihrer Alliirten, die in den Händen der Genueser wären, solte man sogleich auf freyen Fuß setzen, und so lange als der gegenwärtige Krieg dauern würde, solten alle Länder und Oerter der Republic den österreichischen Truppen bey allen Gelegenheiten einen freyen Durchzug verstatten.

Die Genueser solten sogleich als ein Geschenk an die österreichischen Truppen 50,000 Zechinen bezahlen, ausser den Contributionen, die man hernach bestimmen würde. Der Doge und sechs Senatoren solten innerhalb Monatsfrist nach Wien reisen, um die Gnade der Kayserin Königin Maria Theresia zu erflehen; auch solten sich vier Senatoren nach May-

land begeben, und daselbst so lange als Geissel verbleiben, bis ihnen der Wiener Hof erlauben würde, nach Genua zurück zu kehren. Gegen diese Bedingungen versprach Botta alle Feindseligkeiten einzustellen, die genaueste Disciplin von seinen Truppen beobachten zu lassen, und zu veranstalten, daß von ihnen alles Nöthige mit baarem Gelde bezahlt würde.

Dieser harten Convention zufolge, langte der General Nadasti mit der Avantgarde den 7. Sept. vor Genua an, wo man ihm denn die Thore von der Laterne *) und von St. Thomas einräumte. Die Citadelle von Gavi wurde auch auf Befehl des Senats übergeben. Mit eben dieser Genauigkeit beschloß die Republic auch die andern Capitulationsartikel zu erfüllen, so erniedrigend sie auch waren. Die Genueser wurden aber bald gewahr, daß man sich vorgesetzt hatte, sie gänzlich zu ruiniren. Wahrscheinlich war dieses nicht der Wille des Hofes, aber unglücklicher Weise war das Schicksal dieses Staats der Willkühr eines Mannes überlassen, der von allen Talenten entblößt (Hoftalente vielleicht ausgenommen) ein so schlechter Staatsmann als Feldherr war, und überdem einen Privathaß gegen Genua hatte. Man machte den Anfang, eine Contribution von sechs Millionen Reichsthalern zu verlangen, wovon der dritte Theil sogleich, und das übrige in Monatsfrist bezahlt werden solte. Alle Vor-

stel-

*) Dieses Thor liegt an der westlichen Seite der Stadt, und hat seinen Namen von dem grossen ohnweit davon gelegenen Leuchtthurm, der zur Sicherheit der Seefahrer errichtet ist.

A. d. H.

stellungen waren vergeblich. Die Bezahlung von zwey Millionen geschahe, und man mußte Anstalten treffen, die vier andern auch bald herbeyzuschaffen. Die Forderungen des Botta giengen aber noch weiter. Er verlangte, daß die Genueser 30,000 Mann österreichische Truppen bekleiden, und daß man ihm gewisse kostbare Kleinodien ausliefern solte, die der Wiener Hof einige Jahre zuvor als ein Unterpfand hieher gesandt, und darauf grosse Summen erhalten hatte.

Mitlerweile war der genuesische Staat ganz mit feindlichen Truppen überschwemmt. Die Linie derselben erstreckte sich von Novi bis nach Genua. Weit entfernt, eine gute Disciplin zu beobachten, wie Botta es versprochen hatte, geschahen allenthalben die größten Unordnungen und Erpressungen, denen von den commandirenden Officiers gar nicht Einhalt gethan wurde. Der westliche Theil dieses Staats wurde von den piemontesischen Truppen, die sich daselbst ausgebreitet hatten, nicht besser behandelt. Der König von Sardinien hatte sich in Person hier eingefunden. Er hatte den 9ten Sept. Savonna eingenommen, dessen Besatzung sich in das dabey befindliche Schloß gezogen hatte, das sogleich bloquirt wurde. Final mit seinen Forts capitulirte den 16ten, und die Garnison wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Die verbündeten französischen und spanischen Heere zogen sich indeß immer zurück, und räumten die Plätze, die sie besetzt gehalten hatten; jedoch liessen sie 300 Mann in dem festen Schloß Ventimilla zurück. Der König von Sardinien erlangte also auf einmal ohne einen Schuß zu thun, die Grafschaft Nizza, und wurde dadurch Herr von der ganzen westlichen

lichen Küste des genuesischen Staats, das Schloß Ventimilla und die Citadelle von Savonna allein ausgenommen, die er jedoch auch bald einzunehmen hofte. Da er dieses ganze Land als eine gemachte Eroberung ansah, so setzte er alle von der Republic ernannte Magistratspersonen ab, und besetzte ihre Stelle mit Piemontesern.

Die Genueser suchten in dieser höchst unglücklichen Lage das Mitleiden der Höfe zu erregen, die mit dem Wiener Hof in Freundschaft standen; allein diese Versuche waren fruchtlos. Villa Vechia ihr Resident im Haag, übergab den 27. Sept. den Generalstaaten eine sehr rührende Bittschrift. Er stellte darin vor, daß das Unglück der Republic Genua nicht die Folge ehrgeiziger und ungerechter Entwürfe sey; daß ihre Maximen ganz die nehmlichen wären, die die Generalstaaten befolgt hätten; daß sie desto gewisser auf ihre Protection rechneten, weil ihre Unterdrückung so groß wäre, daß wenn man derselben nicht abhülfe, Genua zum Muster künftiger Kriegsbehandlungen dienen würde; daß das Gleichgewicht von Europa die Erhaltung der Republic nothwendig mache, und daß die Seemächte, Holland insbesondre, dabey intereßirt wären, daß man Genua, diesen alten Sitz der Handlung im mitländischen Meere, in ihre Rechte und Freyheiten wieder einsetzte. Er endigte mit der dringenden Bitte an die Generalstaaten, die Kayserin Königin dahin zu vermögen, ihre Bedingungen zu mäßigen. Diese Bitte wurde nicht versagt, es geschahen auch im Namen der Republic Holland Vorstellungen am Wiener Hofe, man sah aber nicht die geringste Wirkung davon.

Die Genueser zogen von ihren Vorstellungen am englischen Hofe keine grössern Vortheile. Vergebens zeigten sie, daß die dringende Gefahr, womit ihre Freyheit bedroht würde, die sie durch nichts hätten abwenden können, die einzige Ursache gewesen wäre, daß sie den Feinden der Kayserin Königin ein Corps Hülfstruppen gegeben hätten; daß das Beyspiel andrer Staaten sie authorisirt habe zu glauben, daß ein solcher Schritt mit der Neutralität wohl bestehn könnte; daß ihr Unglück daher desto grösseres Mitleiden erzeugen müßte, weil sie es nicht verdient hätten. Der englische Hof war bey diesen Vorstellungen taub, und zu sehr wider die Genueser aufgebracht, um ihre Gründe zu hören; er hatte selbst zu diesem Unglück beygetragen, und unterstützte noch immer fort die Kriegsoperationen des Königs von Sardinien. Die Bemühungen der Genueser bey andern Höfen waren nicht wirksamer. Allenthalben bedauerte man sie, auch fehlte es nicht an bittenden Vorstellungen zu ihrem Vortheil, allein dennoch giengen die Sachen ganz ihren alten Gang fort.

Der Termin war da, wo das zweyte Drittel der Contribution von 6 Millionen Reichsthaler bezahlt werden solte. Das in der Bank vorräthige Geld war bereits zur ersten Zahlung und andern dringenden Bedürfnissen angewendet worden; die öffentlichen Quellen waren auch erschöpft, und man hatte schon das Silberzeug aus den Kirchen genommen, um Geld daraus zu schlagen. Dennoch wurde auch diese Zahlung geleistet. Botta aber drang nun wieder auf das Uebrige. Man schützte die gänzliche Unmöglichkeit vor, diesem

Ver-

Verlangen nachzukommen, allein es half nichts. Die einzige Milderung, die sie erhielten, war, daß die Quittungen der Summen, die der Wiener Hof von den Genuesern geliehen hatte, mit in Rechnung gebracht werden konnten, dagegen wurden aber die in Deutschland ausstehenden Capitalien durchaus nicht angenommen. Die Genueser fuhren fort die Unmöglichkeit vorzuschützen, das Verlangte zu erfüllen. Botta drohete darauf mit einer militärischen Execution, die man also voller Furcht erwartete. Da man alle Stunden den gewaltsamsten Auftritten entgegen sah, so liessen die vornehmsten Bürger von Genua ihre besten Effecten nach den Klöstern bringen.

Die Landleute wurden so wenig wie die Bewohner der Hauptstadt geschont. Zu den grossen Contributionen kamen noch die Erpressungen und Gewaltthätigkeiten der Soldaten. Die österreichischen Generals beklagten sich beym Senat, daß wenn ihre Soldaten sich einzeln sehen liessen, sie Gefahr liefen, ihr Leben zu verlieren, und verlangten daher, daß man die Bauern entwafnen solte. Der Senat willigte sogleich in dieses Begehren, und schickte Commissarien ab, diese Entwafnung zu vollziehen. Ihre Befehle aber wurden so wenig geachtet, daß die Landleute nach wie vor bewafnet blieben.

Botta that nunmehr dem Senat kund, daß seine Truppen im genuesischen Staat überwintern würden, daß man daher für ihren Unterhalt sorgen solte. Der Holzmangel war besonders sehr groß, und man fürchtete, daß wenn es den

österreichischen Truppen daran fehlen dürfte, sie die Oliven-bäume umhauen würden. Dieser nicht ungegründete Gedanke vermehrte die grausame Unruhe der Genueser. Der Wiener Hof that indessen zwar einige gütliche Vorschläge, die jedoch gar nicht zu ihrer Beruhigung dienen konnten. Die Kayserin Königin trug ihnen die Garantie ihrer Staaten an, jedoch unter der Bedingung, daß sie mit ihr eine Offensiv- und Defensiv-Allianz schliessen solten. Der Senat antwortete in dem ehrfurchtvollsten Tone, daß sie einen solchen Schritt nicht thun könnten, ohne sich von neuem ähnlichen Unglücksfällen, als den gegenwärtigen auszusetzen; daß die Nachbarschaft von Frankreich ihnen den Zorn dieser Krone fürchterlich mache, und daß ihr Handel mit Spanien das einzige Gut sey, was ihnen noch übrig geblieben wäre, den sie ganz verlieren würden, wenn sie diesem Antrage Gehör gäben. Diese Antwort war sehr weise in Rücksicht auf die Lage der Genueser, allein sie konnte dem Wiener Hofe nicht gefallen. Botta erhielt daher Befehl, den Ueberrest der Contributionen mit Strenge einzutreiben; er konnte aber nicht mehr als 200,000 Zechinen auf Abschlag zusammen bringen. Verschiedene Mächte verwandten sich aufs neue für die unglücklichen Genueser, aber ohne Erfolg. Nun nahmen diese letztern, ihrem andächtigen Character gemäß, ihre Zuflucht zum Himmel. Der Pabst lies sich bereitwillig finden, ihnen ein Jubiläum von 14 Tagen zu bewilligen.

Die Franzosen hatten sich indessen ganz nach den Gränzen ihres Königsreichs zurückgezogen. Die piemontesische Armee in Vereinigung mit einem Corps österreichischer Truppen nä-

herte

herte sich ihnen. Botta erhielt bald nachher Befehl, noch dreyßig Bataillons dazu stossen zu lassen, um den Plan einer Invasion in Provence auszuführen, den der Wiener Hof entworfen hatte. Bevor aber dieser Plan ausgeführt wurde, hatten die Piemonteser das Schloß Ventimilla zu capituliren gezwungen. Der Oberste von Tieffenthaler, ein Schweizer, hatte sich darin mit seinen 300 Soldaten aufs äusserste vertheidigt. Acht Tage vor der Capitulation war das Innere des Schlosses bereits so sehr durch die Bomben der Belagerer ruinirt worden, daß nicht ein einziger Mann mehr bedeckt seyn konnte. Da er keine Canonenkugeln mehr hatte, ließ er 600 Stück von den Feinden abgeschossene ausgraben, um sie ihnen wieder zurück zu schicken. Er schlug einen Hauptsturm ab, der den Belagerern 500 Mann kostete. Endlich aber, nachdem die gemachte Bresche schon groß war, da er von seiner kleinen Besatzung bereits 118 Mann eingebüßt hatte, und er selbst durch Krankheit unfähig gemacht wurde, sich länger zu vertheidigen, so ergab er sich den 23. Oct. mit seinen braven Soldaten zu Kriegsgefangenen.

Die Garnison in der Citadelle von Savonna war entschlossen, sich nicht weniger tapfer zu vertheidigen. Die Piemonteser hielten sie seit dem 9. Sept. bloquirt; man hatte aber zu verschiedenenmalen Mittel gefunden, sowohl Lebensmittel als Truppen hineinzubringen. *) Botta, der die Un-

*) Jederman, der nur die geringsten Begriffe von der Verfahrungsart wohl disciplinirter Truppen hat, wird kaum begreifen, wie es möglich ist, solche Transporte in ein bloquirtes

terwürfigkeit und Furcht des Senats aufs äusserste zu nutzen wußte, verlangte, daß man dem Commendanten dieser Citadelle Befehl zuschicken solte, sich zu ergeben. Es geschah auch, jedoch ohne Wirkung. Der Commendant, Augustin Adorni, ein edler Genueser, von einer alten berühmten Familie, antwortete, daß es jederzeit sein Stolz gewesen sey, der Republic zu gehorchen, so lange sie frey gewesen wäre, daß aber, seitdem sie es nicht mehr sey, er sich nicht entschliessen könnte, Befehle zu vollziehen, die sie zwar ertheilte, die aber eigentlich von den Unterdrückern seines Vaterlandes herkämen. Er ließ sogleich die Besatzung versammlen, und erklärte, daß er entschlossen sey, sich unter den Ruinen des Platzes zu begraben, und daß diejenigen, die nicht Muth genug hätten ihm nachzuahmen, frey herausgehn könnten. Die Edelmuth seiner Gesinnungen gieng in alle Gemüther über. Alle zeigten ihre Bereitwilligkeit mit ihm fechtend zu sterben. Vergnügt mit diesem Entschluß, las er ihnen sein Testament vor, in welchem er sein ganzes Vermögen, das sehr beträchtlich war, den Weibern und Kindern der Officiers und Soldaten seiner braven Garnison vermachte. Alles sein vorräthiges baares Geld und Effecten vertheil-

te

tes Fort zu bringen, das überdem hart an einer mit Soldaten angefüllten Stadt liegt, und wo sich das ganze umliegende Land in den Händen der Belagerer befindet. Da dies indessen ein Factum ist, so kann es als ein historischer Beweis der Behauptung gelten, die ich in meinem Werk: England und Italien, 2ter Band S. 71. in Ansehung der sardinischen Truppen geäussert habe.

A. d. H.

te er auf der Stelle unter die Soldaten, und dachte nun an nichts weiter als an die bestmöglichste Vertheidigung eines Orts, dem er gleichsam sein Leben geweihet hatte.

Der König von Sardinien, der durchaus Meister der Citadelle seyn wolte, verzweifelte durch eine blosse Blocade es zu werden, und beschloß daher, sie förmlich zu belagern. Die Anstalten dazu waren ausserordentlich. Funfzig Canonen und vier und zwanzig Mörser fiengen den 3. Dec. an ein fürchterliches Feuer zu machen, und so wurde es fortgesetzt, während der Zeit in Genua sich sonderbare Dinge ereigneten.

Die Genueser waren durch das Betragen des Marchese de Botta zur Verzweiflung gebracht worden. Die Bauern hatten wider den Befehl des Senats ihre Waffen behalten, und das Volk in der Stadt kannte bey seinem Klagen und Toben keine Gränzen mehr. Die Gemüther befanden sich in derjenigen Gährung, die gewöhnlich zu den heftigsten Ausbrüchen führt, welche sodann der geringste Umstand erzeugen kann. Ein grosser Theil der österreichischen Truppen war damals nach den französischen Gränzen abgeschickt worden, daher Botta nicht ohne Furcht war. Er besetzte deswegen den 26. Nov. das Fort Santo Benigno, das ganz nahe an der Stadt lag, mit einer zahlreichen Garnison, verstärkte die Wachen an den Thoren von Genua, und zwang die Regierung, ihm ihre vornehmsten Officier und Beamten zuzuschicken, die einen förmlichen Eid ablegen mußten, nicht das geringste wider das Interesse der Königin von Hungarn weder selbst zu unternehmen noch anzuordnen. Der Erfolg

bewies, wie wenig diese gewaltsamen Mittel die absichtliche Wirkung erreichten, die nur durch ein kluges und sanftmüthiges Betragen erzeugt werden konte.

Der Senat hatte sich immer geschmeichelt, daß man endlich auf die gründlichen Vorstellungen wegen Verringerung der Contributionen achten würde; allein den 30. Nov. übergab der Graf von Choteck, Generalkriegscommissarius der österreichischen Truppen, den Commissarien der Republic ein neues Rescript, in welchem nicht vom Nachlaß der alten, sondern vielmehr von neuen Forderungen die Rede war. Weder das den Truppen gelieferte Holz noch die Fourage solte hiebey in Rechnung gebracht werden. Man verlangte auf der Stelle 100,000 Reichsthaler für die Magazine, die man der Republic abgenommen, allein auch wieder zurück gegeben hatte. Die Contributionen betreffend, so solte ein Theil derselben in zwey Tagen, der Rest aber durchaus in einem Monat bezahlt werden.

Der Graf von Choteck erklärte, daß er den Genuesern nur 24 Stunden Zeit lassen könnte ihre Entschliessung hierüber zu nehmen, daß seine Monarchin verlangte, daß sie genau alle Artikel des Rescripts erfüllten, wo nicht, so hätte der Marchese de Botta Befehl, sie dazu zu zwingen. In der unglücklichen Lage, worin sich die Genueser befanden, konten diese Drohungen nur sehr geringen Eindruck machen. Sie dienten vielmehr, die Erbitterung aufs höchste zu treiben. Das gemeine Volk besonders, das nichts zu verlieren

ren hatte, beobachtete nun keine Mäßigung mehr, da sich überdem das Gerücht verbreitete, daß die draussen befindlichen Truppen alle hereinkommen und die Stadt plündern würden. Alles war nun zum Aufruhr gestimmt, und man wartete nur auf eine Gelegenheit, die sich bald zeigte.

Schon am 1sten Dec. hatte Botta von dem Senat 40 Stück schwere Canonen verlangt, um sie dem Feldmarschall von Braun zuzuschicken, der die österreichische Armee an den französischen Gränzen commandirte. Diese Forderung war ein Befehl, dem um so weniger widersprochen werden durfte, da vermöge der Capitulation von Genua, Botta über die ganze Artillerie des Staats disponiren konnte. Der Senat gab auch sogleich die nöthigen Befehle. Der erste Transport bestand in zwölf der größten Canonen und einigen Mörsern, die den 5. December aus dem Arsenal geholt wurden. Der Zug gieng durch eine enge Straße, wo die Lavette eines Mörsers zerbrach. Die Unordnung, die hieraus entstand, zog viel Menschen herbey. Man zwang die Genueser Hand anzulegen. Einer derselben aber, der bey dieser unverdungenen Arbeit eben keine grosse Anstrengung zeigte, wurde von einem österreichischen Officier mit Stockschlägen dazu aufgemuntert. Diese wurden von dem Genueser, der Landessitte gemäß, mit einem Messerstich beantwortet. Der zahlreich versammlete Pöbel nahm gleich Parthey, und begrüßte die Soldaten, die zur Bedeckung des Transports dienten, mit einem Steinhagel. Sieben von ihnen wurden gefährlich verwundet, die andern entflohen.

In der Verfassung, worin die Genueser sich befanden, war weiter nichts erforderlich, um einen allgemeinen Aufruhr zu erregen. Das Volk lief nach dem Palast der Republic, und schrie um Waffen. Der Senat sah sich wohl vor, diese ersten Schritte öffentlich zu billigen und aufzumuntern, da sie vielleicht nicht von Dauer, oder zu ohnmächtig seyn konten. Daher wurde das Begehren des Volks rund abgeschlagen, und man bemühte sich vielmehr von Seiten der Regierung einen Tumult zu stillen, der für den Staat die traurigsten Folgen haben könte; das aufgebrachte Volk aber wolte von nichts hören. Die Buden der Waffenschmiede wurden geplündert, und die Thore des Arsenals und der Pulvermagazine erbrochen, alles grif nach Gewehren und Schwertern, und so lief man von einer Straße zur andern, und machte alle österreichische Soldaten nieder, die man antraf. Das Gemetzel dauerte die ganze Nacht durch. Die Soldaten zogen sich auf ihre Posten zusammen und erwarteten so den folgenden Tag, da die Einwohner sich fertig machten sie daraus zu vertreiben.

Es war dieses nicht mehr ein bloßer Volksauflauf, sondern ein Generalaufstand, der mit dem äussersten Nachdruck unterstützt zu seyn schien. Die Genueser hatten eine Batterie von acht Canonen gegen das Thor St. Thomas errichtet. Sie griffen mit aufgepflanztem Bajonet einen benachbarten Posten an, der mit vier Grenadiercompagnien besetzt war, den sie aber nicht einnehmen konnten. Doch gaben sie das Vorhaben nicht auf, sondern erneuerten den Angrif den folgenden Tag als den 7. December. Indessen aber

hatte

hatte Botta diesen wichtigen Posten mit zwey Bataillons verstärkt, daher wurden die Genueser abermals zurückgeschlagen. Diese hatten jedoch mittlerweile andre Batterien errichtet, die den Oesterreichern viel Schaden thaten; sie hatten ferner in den Straßen Verschanzungen aufgeworfen. Botta wurde hiedurch nicht wenig beunruhigt, weil er wohl einsahe, daß er einem ganzen Volke nicht lange die Spitze würde bieten können. Seine einzige Hofnung war, daß der Eifer der Genueser nach und nach erkalten würde. Um diesen erwünschten Zeitpunct desto geschwinder herbeyzuführen, that er den demüthigen Schritt, dem Pöbel einen dreytägigen Waffenstillstand anzutragen.

Der Feldherr aber an der Spitze seiner kriegerischen Truppen hatte die Kränkung, daß ihm sein Gesuch nur auf drey Stunden zugestanden ward, die er auch willig annahm. Die Genueser betrugen sich nicht wie ein blindlings zusammengeraffter Pöbel, der keine Regeln als Wuth und Eigensinn kennt; im Gegentheil waren ihre Angriffe wohl überdacht, ihre Vertheidigungsplane zweckmäßig ausgesonnen, und alle ihre Operationen vortreflich geordnet. Sie folgten ganz dem Rath kluger Anführer, die sie sich erwählt hatten, daher sahen sie sich wohl vor, ihre erlangten Vortheile durch eine Unthätigkeit wieder zu verlieren, deren Folgen ihr Elend vergrössern könte. Der Waffenstillstand wurde jedoch durch die Vermittelung des Fürsten Doria und einiger andern Senatoren bis zum Abend verlängert. Man sprach von einem Vergleich. Die Genueser zeigten sich dazu nicht abgeneigt, verlangten aber vor allen Dingen, daß man ihnen den Haupt-

posten

posten am St. Thomasthor und das Fort Santo Benigno einräumen, und sie durch Geissel wider die Rache der Kayserin Königin sicher stellen solte. Diese Vorschläge wurden nicht angenommen, daher denn am folgenden Tage die Feindseligkeiten mit grösserer Wuth wie zuvor wieder anfiengen.

Die Senatoren hatten viel Mühe angewandt, um den Vergleich zu Stande zu bringen. Sie mußten natürlich über die Folgen einer Unternehmung beunruhigt werden, deren Ausgang noch ungewiß war. Wenigstens konnte ihr Betragen im Nothfall beym Wiener Hofe zur Rechtfertigung des Senats dienen. Der Pöbel aber, der aufs äusserste gebracht, und durch den guten Anfang aufgemuntert wurde, beobachtete diese Mäßigung nicht, sondern legte vielmehr das politische Verfahren der Regierung übel aus. Man schrieb es persönlichem Interesse zu. Hieraus entstand ein lautes Murren beym Volk, das in der Wuth die Paläste einiger Senatoren ausplünderte.

Die neuen Angriffe der Genueser glückten besser als die vorigen. Die hohen festen Häuser und Clöster ohnweit dem St. Thomasthor waren ganz mit Menschen angefüllt, die Stein- und Kugelregen von allen Seiten auf die unglücklichen Truppen herabschickten, während der Zeit ein zahllos bewafneter Pöbel sie mit der äussersten Wuth von vorne angrif. Alle Tapferkeit der deutschen Krieger und die entschlossenste Vertheidigung war unnütz; sie mußten dem Pöbel nicht allein das Thor von St. Thomas, sondern auch den Thurm bey der Laterne, das Fort Santo Benigno, und

die Vorstadt St. Pietro d'Arena räumen, nachdem sie über 2000 Mann verlohren hatten. Die verjagten Truppen, die ein so neues Beyspiel der Welt darstellten, nahmen den Weg nach dem Paß Bochetta, hatten aber auf diesem Marsch noch die Demüthigung, den genuesischen Bauern eine Schlacht liefern zu müssen. Dieses Landvolk wußte von der politischen Maxime nichts, daß man dem fliehenden Feind eine goldne Brücke bauen müßte, sondern gaben nur allein ihrer Nachbegier Gehör, die durch nichts geringers als die gänzliche Ausrottung aller ihrer Unterdrücker befriedigt werden konte. Sie versammleten sich daher 12,000 an der Zahl wohl bewafnet, um den Truppen den Rückzug zu verwehren. Diese waren also gezwungen, sich in geschlossenen Gliedern durchzuschlagen. Sie bewirkten es endlich mit vieler Mühe und Verlust, und so langte Botta, der unwürdige Anführer braver Soldaten den 12. December bey den Defileen der Bochetta an, allwo er sich festzusetzen gedachte. Aber schon den nächsten Morgen sahe er sich von neuem angegriffen, denn viele vom genuesischen Pöbel hatten die Stadt verlassen, um die Feinde zu verfolgen, und sich jetzt mit den Bauern vereinigt. Botta war also gezwungen, alle seine Artillerie nebst der ganzen Bagage im Stich zu lassen, und sich nach Gavi zu begeben. Hier stieß ein Corps zu ihm, das auf einen Vorposten gestanden hatte, und so hielt er nebst Gavi auch Novi und Voltaggio besetzt, und gab sofort allen österreichischen Truppen, die sich im Mayländischen, Mantuanischen und Modenesischen befanden Befehl, sich mit ihm zu vereinigen.

Die Truppen, die längst der östlichen Küste des genuesischen Staats postirt gewesen, waren auch genöthigt worden, sich in Eile zurückzuziehn, und hatten sich nach Lucca gerettet. Dieser unerwartete Bauernkrieg kostete den Oesterreichern bey den verschiedenen blutigen Scharmützeln über 5000 Mann. Die Bauern in dem Thal Polsevera machten allein an 2000 Gefangene. Der Verlust der Genueser war nicht sehr beträchtlich, da sie überdem zu rechter Zeit ihren Verfolgungen Gränzen setzten, und sich begnügten die Pässe zu bewahren, durch welche die Feinde sich wieder Genua nähern könten. Die Ruhe wurde in dieser Stadt wieder hergestellt; den 16ten öfnete man die Buden, und alle Gewerbe giengen ihren alten Gang fort.

An eben diesem Tage versuchte ein grosser Haufen Bauern die Citadelle von Savonna zu entsetzen. Die Piemonteser hatten diesen Ort nun schon seit mehr als 3 Monaten bloquirt, und seit 14 Tagen förmlich belagert. Durch das Unglück ihrer Alliirten in Genua vorsichtig gemacht, waren sie aber auf ihrer Huth, und schlugen die Bauern mit Verlust zurück. Gleich darauf erschienen zwey andre weit zahlreichere Bauern-Corps um die Belagerer anzugreifen; die englischen Schiffe aber, die an der Küste kreuzten und die Belagerung deckten, machten ein solches Feuer auf die Bauern, daß ihr Muth hinreichend abgekühlt wurde, und sie sich zurück begaben. Der Commendant Adorni, der nun alle Hofnung auf Hülfe aufgegeben hatte, und das Heer der Belagerer sich täglich vermehren sah, dagegen seine Besatzung sich täglich verringerte, die jetzt nur noch in 1070 Mann bestand, nachdem er

zwey

zwey Stürme abgeschlagen, und er das Feuer von 38,000 Canonenschüssen und 9000 Bomben ausgehalten, capitulirte endlich den 18. December. Man verstattete ihm ehrenvolle Bedingungen, jedoch mußte er sich mit seiner Garnison zu Kriegsgefangenen ergeben.

Die Genueser waren indessen in der größten Besorgniß, von den Oesterreichern wieder besucht zu werden, und unterließen daher nichts, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Keiner von den Edlen hatte sich noch bis jetzo dem Volke zugesellt, das noch immerfort bewafnet blieb, und sich zu ihren Anführern Männer aus bürgerlichen Familien erwählt hatte, deren Eifer fürs allgemeine Beste bekannt war. Diese regulirten alles, was das Militär betraf, und bezeigten in allen übrigen Dingen eine grosse Ehrfurcht für den Senat, der immer noch für den Wiener Hof die höchste Ergebenheit bewieß. Dieser Hof urtheilte jedoch deshalb nicht günstiger von den wahren Neigungen des genuesischen Adels. Man erklärte dem Marchese Spinola, Gesandten der Republic Genua in Wien, gerade zu, daß wenn der Senat beweisen wolte, daß er keinen Antheil an der Unternehmung des Volks habe, so müßte er sogleich den Kriegsgefangenen die Freyheit ertheilen, die Artillerie zurückgeben, desgleichen alle Munition und Bagage, die man den Truppen abgenommen hätte; ferner müßte er die rückständige Contribution bezahlen, die Summen der vom Volk geplünderten Kriegscasse wieder ersetzen, und überhaupt von allem was man nicht herbeyschaffen könte, den Schaden vergüten. Man rechnete diesen Schaden auf zwölf Millionen Kayserguldеn. Auf-

serdem verlangte der Wiener Hof auch, daß die Regierung wegen der Urheber des Aufruhrs genaue Untersuchung anstellen solte. Spinola stellte vergebens vor, daß der Senat sich ganz ausser Stande befände diese Vorschläge einzugehn, man wolte ihn nicht weiter anhören, sondern kündigte ihm an, in 24 Stunden Wien, und in sechs Tagen die österreichischen Staaten zu räumen.

Nunmehr sahe der Senat wohl ein, daß alle bezeigte Mäßigung, oder eigentlich zu sagen, ihre Masquerade unnütz gewesen war, daher verzögerte er nicht, sich mit dem Volk zu vereinigen. Die mit den Genuesern verbündeten Mächte ermahnten sie, das Werk ihrer Freyheit zu vollenden, mit dem Versprechen, sie aufs nachdrücklichste zu unterstützen, sowohl durch grosse Diversionen, als auch durch Hülfstruppen, daher wurde der gute Erfolg dieser sonderbaren Revolution von Tage zu Tage gewisser. Botta hatte indessen von allen Seiten Truppen zusammen gebracht, auch schickte ihm der Feldmarschall Braun, der die Armee an den französischen Gränzen commandirte, 14 Bataillons, so nöthig er sie auch selbst brauchte. Bevor aber diese Verstärkung noch ankam, versuchten die Oesterreicher sich von dem wichtigen Paß Bochetta Meister zu machen; sie griffen ihn daher den 4. Januar 1747 mit 6000 Mann an, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen. Einige Tage hernach drangen ihre Detachements bis Voltri und Bisagno vor, da man aber Anstalten machte sie abzuschneiden, so zogen sie sich aufs schleunigste zurück.

Ihre

Ihre Angriffe vom 15ten waren jedoch glücklicher. Sie bemächtigten sich der Anhöhen von Bussala und von Borgo Fornari, welche die Bauern nebst 4 Stück Canonen und einigem Vorrath Munition verliessen. Ein ander Corps genuesischer Soldaten wurde bis Ponte Decimo getrieben. Der General Botta ließ den Posten von Pietra Lavezara besetzen, und zog einen Cordon vom Thal Scrivia an bis nach Campofredo, der Bochetta gegen über. Nun ließ er die Truppen durch die Hohlwege vorrücken. Die grosse Kälte kam ihm hiebey zu statten, denn 300 Genueser, die einen Hauptpaß besetzt, aber weder Zelte noch Barraken hatten, hielten es für unmöglich, daß die Oesterreicher hier wagen würden durchzudringen, und hatten sich daher in ein nahe gelegenes Dorf begeben. Diese Nachläßigkeit nützte man so wohl, daß 4000 Mann durch dieses Defilee nach der Ebene von Polsevera ohngehindert marschiren konten.

Diese Ebene ist nahe bey der Stadt Genua, wo die Bestürzung unglaublich war, sobald man die Truppen gewahr wurde. Man läutete mit allen Glocken in Kirchen und Clöstern. Die Bauern eilten die Anhöhen zu besetzen. Alle Posten wurden verstärkt, wodurch die Fortschritte der Feinde aufgehalten werden konten, die selbst genöthigt waren, sich an verschiedenen Orten zurückzuziehn, wo sie sich dem Feuer zu sehr ausgesetzt glaubten, unter andern von Pietra Lavezara. Das Detail dieser Operationen ist unerheblich. Genug es vergieng fast kein Tag, daß man nicht die Genueser in einigen ihrer Posten angrif, oder daß diese versuchten, ihre Feinde aus den ihrigen zu vertreiben. Im

Anfang des Februars wandten die österreichischen Truppen alle Bemühungen an, Lagnasco, Croce d'Orera und Vittoria einzunehmen, sie wurden aber überall zurückgeschlagen. So dauerte dieser kleine Krieg beständig fort, der jedoch durch die Erbitterung beyder Theile ziemlich blutig war. Die österreichischen Soldaten voller Wuth, mit zusammengelaufenen Bauern unaufhörlich fechten zu müssen, und zwar ohne sie zu überwinden, vergassen oft Disciplin und Menschlichkeit, und handelten wie Barbaren. Das hiedurch erbitterte genuesische Volk machte einen Auflauf in der Stadt, um alle gefangene Oesterreicher umzubringen. Er wurde aber gestillt, und die Wachen ihres Gefängnisses verdoppelt, um diese gefährliche Repressalien zu verhindern.

Jemehr die Genueser wider die Oesterreicher erbittert waren, destomehr wurden sie in dem Entschluß bestärkt, sich aufs äusserste zu vertheidigen. Sie hatten am 9ten Januar bereits mit grossen Feyerlichkeiten die Erlangung ihrer Freyheit gefeyert, wobey der Mörser, der die Revolution veranlaßt hatte, mit grossem Gepränge durch die vornehmsten Strassen der Stadt geführt, und hernach mit vielen Ceremonien auf die Batterie von Carignan gestellt wurde. Seit dieser Zeit hatte man sich täglich mit Vertheidigungsanstalten beschäftigt. Es wurden 120 Bürgercompagnien, jede von 60 Mann errichtet. Man machte ein Verzeichniß von allen Einwohnern der Stadt und der Vorstädte, die im Stande waren Waffen zu tragen. Die Anzahl derselben stieg auf 40,000 Mann. Man ließ überdem Truppen aus Corsica kommen, errichtete eine Menge

Bat-

Batterien, und setzte sich überhaupt in Verfassung, nicht die Folgen einer Belagerung fürchten zu dürfen. Durch einige aufgefangene Briefe wurde entdeckt, daß Botta unter den Einwohnern des Thals Polsevera Anhänger habe, denen er auch eine grosse Summe Geldes hätte austheilen lassen. Die mehresten dieser Landesverräther wurden eingezogen, und um sich dieses Thals wohl zu versichern, schickte der Senat 4000 Mann dahin, die man von der östlichen Küste weggenommen hatte.

Um alle diese Vorsichtsregeln zu krönen, fehlte nichts als die Uebereinstimmung der verschiedenen Stände des Staats. Die Wiederherstellung der alten Regierung war um soviel nothwendiger, weil unter den Häuptern des Volks wegen der Beute einige Mißhelligkeiten entstanden waren. Das Volk war noch der Meynung, daß die Edeln mit dem Wiener Hof einen Privatfrieden für sich zu machen suchten. Dieses Vorurtheil ließ die Edeln fürchten, daß das Volk vielleicht die Regierungsform verändern, und sich der Herrschaft bemächtigen könnte. Einige Ausbesserungen, die auf Befehl des Senats im Palast der Republic vorgenommen wurden, gaben den Uebelgesinnten Gelegenheit auszusprengen, daß die Edeln sich daselbst verschanzen wolten. Dieses Gerücht hätte beynahe wieder einen Aufruhr des Volks veranlaßt, allein der Senat nahm die wirksamsten Maaßregeln, die Richtigkeit dieser Sage zu beweisen.

Endlich hörte der Verdacht von beyden Seiten und auch die Uneinigkeiten auf, und gegen die Mitte des Februars 1747 wurde die Regierung gänzlich auf den alten Fuß wieder hergestellt.

T.

Man kann hier zwar die Geschichte des so wirksamen Tumults und der Anarchie in Genua als geendigt ansehn; allein da die Folgen davon, unter welchen auch die merkwürdige Belagerung der Stadt war, mit den vorigen Auftritten genau zusammen hängen, und gewiß manchem Leser nicht sehr bekannt seyn dürften, so soll eine Erzählung derselben im nächsten Stück erscheinen.

d. H.

(Der folgende Aufsatz solte nach dem Willen des Herrn Herausgebers zu Anfange des Stücks stehen, allein er kam zu spät in der Druckerey an.)

der Setzer.

VI.

Die Stimme des Volks
an seinen König
Friedrich Wilhelm den Zweyten,
vorgetragen
von einem Bremmen 1786.

Mein Fürst!

Er entschlief, der grosse Monarch — und Sie treten nun in seine Rechte. — Ihr Eigenthum ist nun alles, was Er besaß, alle Seine Schlösser, Seine Städte, Seine Länder und ihre Bewohner.

Sie

Sie sind nun unser König, — o! seyn Sie auch unser Vater! Die grosse Erbschaft, Fürst! die Sie nun antreten, hat des Glänzenden viel! zahlreich ist Ihr Kriegesheer, wohlverwahrt sind Ihre Festen, reichlich gefüllt Ihre Magazine, — bevölkert Ihre Länder und glänzender als alles das, — der Ruhm, den Ihr unsterblicher Oheim Ihnen hinterließ. — Aber — sie hat auch des Mühseligen viel! Einen so guten, so grossen König, als Ihr Oheim war, — vergessen zu machen, so zu herrschen wie Er! — sich auf der Stufe des Ruhms zu erhalten, — auf der Er unerschüttert stand, — Ihre Länder so zu beglücken wie Er — Vater zu seyn Ihres Volks, wie er war, — o warlich Fürst! — jede einzelne dieser Pflichten hat des Schweren so viel, — daß ihre vereinigte Bürde jeden unterdrückt, der nicht von Friedrich des Zweyten Geiste beseelet wird.

Zürnen Sie nicht Fürst! daß einer Ihrer Unterthanen, dessen Herz für Sie eben so warm schlägt, als es für Ihren Oheim und für Ihren Großvater lebte; Zürnen Sie nicht, daß er es wagt, Ihnen die Stimme des Volks zuzurufen. — Ich bin ein Greis, durch Mühseligkeiten abgehärtet, — wenig sind der Jahre, die ich wahrscheinlich zu leben habe. Gott allein fürchte ich — meinen König fürchte ich nicht — den liebe ich! Und diese Liebe, Fürst und Vater, ist es, welche die Stimme beseelet, die jetzt zu Ihnen redet. — Besser ist es, Sie hören sie jetzt flehen, als einst vielleicht klagen.

Der König, Fürst! darf den Kronprinz nicht kennen. — Als Kronprinz lebten Sie Sich, — als König dem Staat. — Nur für diesen sind jetzt alle Ihre Handlungen. — Millionen sehen auf Sie. — Aber Millionen fodern auch Rechenschaft von jeder Ihrer Handlungen, denn auf jede haben sie ein Recht.

Freylich ist der Fürst ein Mensch, gleich den übrigen; Er hat eben das Temperament, eben das feurige Blut, das andere Menschen haben. — Das umschaffen wollen, wäre unmöglich — aber es in Zaum halten, Meister darüber seyn, — das ist die Pflicht eines jeden rechtschaffenen Mannes, und vorzüglich die Ihrige. — Der König ist das Haupt seines Volks, — Er muß auch sein Muster seyn.

O Fürst! hier hören Sie die laute Stimme Ihres Volks! Sie haben eine Gemalin; erfüllen Sie Ihre Pflichten als Gatte. Lieben Sie selbige, das ist rechtmäßig, ist edel. — Aber — keine Buhlerin! Schon das Wort Maitresse, entehrt einen Fürsten. — Der Herrscher über Millionen muß frey seyn, und wie kann der wohl sich der Freyheit rühmen, der an die Fesseln einer Buhlerin geschmiedet ist?

Eben so frey muß auch der Fürst von seinen Günstlingen seyn. Er kann Günstlinge haben, — und muß sie haben. Jeder vor andern sich auszeichnende rechtschafne Mann, — jeder, der auszeichnend vor andern seine Pflichten als Krieger, Civilist, oder Bürger des Staats, erfüllet, ver-

Digitized by Google

verdient es, der Günstling seines Fürsten zu seyn. Aber Leute, die auf das Unglück anderer ihr Glück bauen; Schmeichler, die nur den Leidenschaften der Fürsten, nicht aber dem Staate dienen; die, stolz auf Fürstengunst, die Tugend mit Füßen treten, — Leute dieser Art, erniedrigen den Fürsten, wenn sie als Günstlinge Ihm zur Seiten stehen, denn, von ihnen folgert man auf Ihn. Der rechte würdige Günstling des Fürsten muß nie schmeicheln, er muß sich bestreben, es allen in der eifrigsten Erfüllung seiner Pflichten zuvor zu thun, denn vor allen hat er den Vorzug der besondern Gunst seines Fürsten. Gegenseitig muß aber auch der Fürst seinem Liebling nie etwas nachsehen; Er muß seine Vergehungen härter als alle andere bestrafen, denn der Liebling hat vor allen andern Aufmunterung zur Rechtschaffenheit voraus. Derjenige, der nur die Gunst seines Fürsten sucht, um ungestraft Bosheiten begehen zu können, der verdient nicht seine Gunst. Er ist eine Natter an dem Busen seines Fürsten, und verdient wie sie, zertreten zu werden.

Blicken Sie, mein König! auf das Muster hin, das Ihr Oheim Ihnen hinterließ. Nirgends finden Sie da Maitressen, und wo der Günstling, der sichs rühmen könnte, daß durch Ihn in der ganzen glorreichen Regierung des Hochseligen, nur das mindeste Böse verübet sey? Das, o Fürst! sind unverwelklichere Zweige, in den Lorbern Ihres Oheims, als alle seine Siege.

Ehren Sie, Fürst! Ihre Krieger, sie sind die Grundpfeilet des Staats. — Aber, wehe dem Krieger, der durch

den Vorzug, der ihm gebühret, gereizt, der Unterdrücker der übrigen Stände wird! Den strafen Sie als den härtesten Verbrecher, denn er ist ein Stöhrer der Ruhe, und entehret seinen Stand, als Beschützer des Vaterlands. Führen Sie Menschlichkeit und Güte bey Ihren Truppen ein; bestrafen Sie Tyranney und Grausamkeit; auch der gemeine Krieger nennet Sie Vater, auch ihm gebühret Schutz, wenn Unmenschen die Rechte der Menschheit an ihm verleugnen, wenn sie aus schändlichen Goldwucher ihm das entziehen, was ihm gebühret. Das ist der einzige Weg, Sich die Liebe Ihres Heeres zu erwerben, und dadurch seine Unüberwindlichkeit zu gründen.

Aber auch auf die übrigen Stände Ihres Reichs erstrecke sich Ihre väterliche Sorgfalt. — Weg mit den Gelderpressungen, den himmelschreyenden Ungerechtigkeiten, die überall, vornehmlich bey der Justiz, unter dem Scheine des Rechts, verübet werden; weg mit den Spinnegeweben, welche grosse und starke Insecten durchlassen, und nur die kleinen, ohnmächtigen fangen. O Fürst! ungerechte Richter, diese Pest des Landes, verbannen Sie ganz aus Ihren Staaten. Bey meinem und Ihrem Gott! — Fürst! — ich rede die Wahrheit. Forschen Sie nach — und Sie werden Stof genug finden, Sich als Vater Ihres Volks zu beweisen, wenn Sie es von geizigen Scheusalen befreyen.

O Fürst und Vater! Ihr Volk seufzet zu Ihnen. Jeder gerechte Seufzer eines Ihrer Unterthanen über Sie,

ist

ist einst Ihr Ankläger bey dem Herrn, den auch Sie dafür erkennen müssen, — bey Gott.

Schützen Sie die Kaufmannschaft, sie ist die Quelle eines blühenden Reichs.

Ehren Sie den würdigen Theil Ihrer Geistlichkeit, sie sind die Lehrer Ihres Volks, — aber dem unwürdigen, dem herrschsüchtigen Theil derselben, der unter der Larve der Religion, nur auf die Unterdrückung seiner Nebenmenschen und auf die Beförderung seiner eigenen ehrgeizigen Caballen sinnet, — dem legen Sie den strengsten Zaum an, fliehen Sie seine Fesseln, sie sind unzerbrechlich für den, den sie einmal gebunden haben.

Schützen Sie die Preßfreyheit, sie ist der Weg zur Aufklärung Ihrer Unterthanen. Der Nutzen den sie stiftet, überwägt das kleine Uebel, das sie zuweilen anrichtet.

Und dann, der übrige Theil Ihres Volks, der Landmann, o! warlich ein ehrwürdiger Theil! Seyn Sie ihm auch Vater. Der gute, der fleißige Landmann, ist eines der nützlichsten Mitglieder des Staats! Leiden Sie nicht, daß er gedrückt und ausgesaugt werde, mit ihm sinkt die ganze Stärke des Staats.

Ihr Oheim hinterließ einen grossen Schatz durch Seine weise Sparsamkeit gehäuft, — das ist ein Fidei-Comiss des Staats, dem gehöret er allein, — nicht Ihnen. Sie haben nur das Recht, ihn zum Besten des Staats zu ver-

verwalten, nicht aber ihn zu verschwenden. Folgen Sie auch hierin dem grossen Muster Ihres Vorgängers. Seyn Sie sparsam, aber ohne Geiz. Der Fürst beschwere nicht sein Volk mit Auflagen, die es drücken, und die nur dazu dienen, einen todten Geldklumpen anzuhäufen. Er zwinge nicht, durch geizigen Geldwucher manchen ehrlichen Mann, dessen unentbehrliche Einkünfte Er schmälerte, aus Noth die Gesetze zu überschreiten. Seyn Sie freygebig, aber ohne Verschwendung! Mildthätigkeit gegen den dürftigen Theil des Volks; Freygebigkeit, wenn Belohnungen der Verdienste, Unterstützung Unglücklicher, oder Verbesserungen im Staate es erfordern, ist das edelste Kleinod in der unsterblichen Krone eines Fürsten.

Hören Sie Fürst und Vater! jede Bitte Ihrer Unterthanen mit gütigem Blick an. Das öfnet die Herzen, und sichert Ihren Thron. Der Lasterhafte wird dann wenigstens aus Furcht vor der Entdeckung seine Pflicht thun, und der Rechtschafne, der gute Bürger, wird sie desto freudiger erfüllen, denn er ist des Schutzes seines Vaters gewiß.

Und dann Fürst! abermal ein lauter Zuruf Ihres Volks, seyn Sie friedfertig! des Eroberers Ruhm schwindet mit dem Tode. Ahmen Sie auch hierin dem Vorbilde des unsterblichen Friedrichs nach! — Viermal zog Er sein fürchterliches Schwerdt, aber immer nur gezwungen, nur gegen die Unterdrücker Seines Reichs. Opfern Sie nicht einem Privathaß, etwa persönlicher Beleidigung, das Leben von Millionen auf. Gott hat sie Ihnen alle zugezähler,

zählet, Ihre Unterthanen: Sey ihr Vater, nicht ihr Henker, war seine Stimme. — Einst wird Er sie alle von Ihnen fordern. — Heldenthaten in einem gerechten Kriege bringen unsterblichen Nachruhm. Aber auch den größten Siegesruhm eines Fürsten besudelt die Ungerechtigkeit des Krieges.

Ahmen Sie in Staatssachen der Klugheit, der Verschwiegenheit Ihres Oheims nach! Nie müsse nirgend einer, der nicht durch geprüfte Einsicht und Rechtschaffenheit, auf das gerechteste Ihr Vertrauen verdient, es wagen, Ihre Plane durchschauen zu wollen. Verschwiegenheit ist die Mutter aller grossen Thaten.

Vor allen Dingen Fürst! erwerben Sie Sich die Kenntnisse Ihrer Staaten. Reisen Sie in Ihre Länder umher. Forschen Sie nach. Belohnen Sie Verdienste. Bestrafen Sie Nachläßigkeit und Laster. Finden Sie Mißbräuche, so stellen Sie solche ein. Verbessern Sie selbige.

„Ich habe einen Tag verlohren," rief jener grosse Fürst der Römer wehmütig aus, wenn ein Tag verstrichen war, der nicht in dem Buche der Vorsehung durch eine gute That, von ihm gestempelt war. O Fürst! verliehren Sie keinen! denn auch von der Anwendung der Zeit, die Gott Ihnen liehe, müssen Sie Rechenschaft ablegen.

Und nun Fürst und Vater! habe ich meine Pflicht erfüllt, ich habe Ihnen die Stimme Ihres Volks vorgetragen. Wohl Ihnen und uns, wenn Sie sie hören!

Die

Die Liebe Ihrer Unterthanen, der Segen des Himmels und unsterblicher Nachruhm sind dann Ihr unaussprechlicher Lohn. Dann rechnen Sie auch, Vater! auf den treuesten Beystand Ihres Volks. Ich bin ein Greis, aber erfordert Ihr Wohl mein Blut — bey Gott! ich gebe es mit Freuden. Freudig wird dann auch mit mir, ein jeder rechtschaffener Mitbürger, voll der innigsten Liebe für Sie, anstimmen:

Lange lebe unser Liebling,

Friedrich Wilhelm, der Zweyte.

VII.

Albert der Waldmann.

1785.

Auf einem Felsen saß im dunkeln Walde
Der Siedler Albert. Neben ihm
Da loderte das Wachsfeu'r himmelan
Der nahen Bäume Wipfel röthlich säumend. —
Er hatte sich, da jetzt des Alters Reif
Sein Haupt versilberte, zurück gezogen
In diese Waldkluft. — Seiner Kräfte Blüthe
Hatt' er dem lieben Vaterland geweiht,
Und reife Frucht getragen. Sieben Jahre
Durchlebt er jetzt in stiller Einsamkeit
Zurückgezogen in sich selbst. — Er spähte

Dem

Dem dunkeln Gang der göttlichen Natur;
Sie war das Buch, wo er mit Sternenschrift
Des grossen Gottes Namen las. — Sie zeigt' ihm
Den schönen Traum der Weisen überm Grabe
Verkörpert, — führte den entzückten Geist
Hin an der Zeiten Gränz', entfaltete
Ihm hier die grossen ungemeß'nen Räume
Der Ewigkeit, d'rin Seraph, Engel, Mensch
Sich sonnen in dem Wiederstral
Des Unerschaff'nen, — lehrt' ihn jeden Trieb
Vom goldnen Zirkel der Bedürfniß
Umschreiben, — machte seinen Willen
Zum Wiederstral des höheren Verstandes;
Bewafnet ihn mit unbeugsamen Muth
Zum heil'gen Krieg der Leidenschaften.

Also

Ward ihm die Ruh, wornach so viele geizen.
Sein Leben floh ihm sanft, — der Wolke gleich
Die — hingetragen von ätherschen Lüften
Im Maienhimmel schwimmt. Die Jünglinge
Der Nachbarschaft besuchten oft
Den guten Waldmann, denn er haßte
Den Menschen nicht; in seine Felsenwohnung
Führt er den Kommenden voll Liebe.
Hier trof die goldne Lehr ihm wie der Thau,
Wie milder Balsam von der Lippe.
Auch lauschten sie dem Greisen oft bey Nacht,
Wenn, gleich dem Waldstrom sein Gesang,
Vom schwarzbemooßten Felsennacken rauschte.
Auch jetzo saß er auf dem Zackenfelsen
Bei'r hellen Flamm und sang. — Euch sang sein Lied
Ihr Geister seiner Väter, lauschend neigtet ihr

Im Mondgedüft euch zu ihm nieder.
Von seinem Sang herbeygelockt kam Medon
Ein edler Jüngling. Vieles hatt' er schon
Gehört vom frommen Seher, und ihm brannte
Mit Ungestüm sein Herz, den Alten
Zu seh'n, und bey ihm Weisheit einzusaugen
Jetzt stand er bey der Flamme:
„Sey gegrüßt,
O Albert! zürne nicht dem Jüngling,
Der sich zu deiner Nachtbehausung wagt:
Ihn trieb die Liebe, heiser Eifer trieb ihn
Dich aufzusuchen, und bey dir,
Mann, mit der grossen Gottgeweyhten Seele!
Der Lehre goldnen Thau zu schlürfen. Ferne
Vernahm ich deinen Preisgesang: er rauschte
Gleich einem Silbersturm entgegen mir.
Da folgt ich dem Gesang; drum zürne nicht
Geliebter Vater, wenn dein Medon
Dich bittet um ein Lied."
„Nein, guter Jüngling!
Ich zürne nicht; denn meine Seele liebt
Der Jugend heisen Durst nach Wahrheit,
Die prüfende Erfahrung häufte, die
Der Lichtblick der Betrachtung läuterte. —
Komm setz dich mir zur Seite, guter Medon,
Und laß mich dir von meinen edlen Vätern
Erzählen: — ihre dämmernde Gestalten
Umleuchten mich, wie Flammenmeteorn
Bey Nacht, — stark war ihr Arm, ein Donnersturm, wenn er
Die Unschuld rächt', im Frieden ihre Seele
Ein Frühlingshauch, — gros wie der Himmel
Ihr Herz; — und ihre Thaten sproßten

Wie

Wie Cedern Gottes um sie her! —"
Jetzt setzt sich Medon ihm zur Seite nieder;
Da hub der Siedler an:
„In jenen Zeiten
Da Treue noch und unverstellte Liebe
Die Menschen an einander band, da lebte
Der Edle Eichen, — einer meiner Väter.
In einem kleinen Lustthal lag sein Hof,
Umkränzt mit Bäumen, — mild durchrieselt
Von fruchtbarn Quellen, — nach der Wartburg. Hier
Verlebt der Greis die Tage seines Alters;
Mit wenigem vergnügt: von seinen Nachbarn
Geliebt, — geehrt von Jedermann. Er schaute
Mit Wonn' in die Vergangenheit, wo Er
Noch in den Locken seiner Jugend
Die Keime streute, draus ihm jetzt so schön
Des Segens goldne Früchte sproßten.
Ihm half ein Weib, — geschmückt mit jeder Anmuth
Des Leibes und des Herzens — alle Lasten
Des Lebens tragen. Seine Kinder waren
Herangewachsen in die volle Blüthe
Und stralten jeden Zug der Eltern ab.
So wachte Gottes Auge über ihm,
So segnete sein Haus der Menschen Vater.
Sie hatten aber dazumal die Sitte,
Daß jedes Haupt mit seinem ganzen Hause,
So oft ein Fest des Herrn wiederkehrte
Bey Nacht hinaus, Ihn anzubeten gieng.
Meist wählten sie hiezu den Ort,
Wo ihrer Väter heil'ge Asche ruhte.
Dann knieten sie um einen Steinaltar
Im Sternenschimmer, huben ihre Hände

Empor zum ofnen Himmel, beteten
Für ihre Väter, flehten Gott um Kraft,
An Tugend und an schönen Thaten
Den Edeln gleich zu kommen, nie
Durch Frevel, durch verkehrte Sitten nie
Ihr heiliges Gedächtniß zu beflecken.
Dann sprachen sie ein stilles: Vaterunser!
Und schieden, voll von heiligen Gelübden.
(Ein schöner Brauch, mein Medon, möchten wir
Ihn ewig treu bewahren!) Eben war
Das Fest der Himmelfahrt — und Eichen hatte alles
Zur stillen Pilgrimschaft bereitet.
Die schönste Frühlingsnacht verklärte
Den hellen Himmel. Goldne Sterne blickten
Wie Engel auf die ruhende Natur.
Auch stieg der holde Mond voll Klarheit
Am waldigten Gebirg herauf und säumte
Der Berge Wipfel rings umher mit Silber.
Ein allgemeines Schweigen — nur
Vom schlummerbradenden Gespräche
Des Bächleins unterbrochen, lag
Auf Feld und Wald und Thal und Hügel;
Da wanderte mein guter Ahnherr Eichen
Mit seiner liebenswürdigen Familie
Zum nahen Fichtenwald, in dessen Mitte
Die Schatten seiner tapfern Väter ruhten.
Drey Söhne — Gottfried, Wilhelm und der Freund
Der Musen Ludwig, zogen vor ihm her;
Ihm schritt zur Rechten Hedwig seine Gattin,
Zwo Töchter, schön wie Gratien, zur Linken,
Und das Gesinde schloß den stillen Zug.

Mit

Mit wallendem Entzücken schauten sie
Zum Himmel auf: „So lächeltest du einst
Sprach tief gerührt der Greis — „als Jesus Christ
„Von Gottes Winden schmeichelnd aufgehoben,
„In deine Freudenparadiese trat!“
Schon sahen sie von einem geist'gen Schauer
Durchblitzt im Mondenstral die Grabhügel;
Schon stieg vor ihrem Blick der steinerne Altar;
Als eine leise wehmuthsvolle Stimme
Aus einem alten halbverfallnen Schlosse
In ihre Ohren fiel. Sie stunden lauschend. —
Die Stimme weinte fort — wie wenn der Wind
Sich seufzend an der Felsenritze bricht.
Still lauschend hieng mit seinen Söhnen
Der Alte: doch die Luft zerstreute
Die Klage des Verlassenen. Da rast sich
Mit seinem Erstgebohrnen straks der Vater auf,
Nimmt sieben Knechte zu sich, heißt die andern
Den Zug bewachen. Langsam naht er
Dem moosbewachsnen Schlosse. Horch! —
Da hörten sie die Stimme:

„So erbarme
„Der Allerheiligste sich meiner Leiden,
„Als ich ohn alle Schuld in dieser Wildniß
„Verschmachten muß, — von keinem Sonnenstral
„Geküßt, von keinem warmen Lüftchen
„Beweht, wo Hunger, Furcht und Blöße
„Auf meine Seele wechselsweise stürmen,
„Wo wilde Thiere hungerglühend mich
„Umzingeln, wo die Schrecken der Natur
„Von allen Seiten mich umlagern. Ach
„Schon sieben fürchterliche Wochen

„Wein, ich hier den tauben Felsenwänden
„Mein Weh entgegen; — wie von diesen Felsen prallen
„All meine Klagen meine Seufzer alle
„Von Rolfs versteintem Herzen ab;
„So prallen von der schwarz umwölkten Küste
„Die Wogen ab: vertrocknet und verschlossen
„Sind alle Menschenherzen, — alle fliehn zurück
„Vor dieses Schlosses drohenden Ruinen;
„Wo, wie man sagt, die blassen Geister
„Der Missethäter sich bey Nacht
„Vor Gottes Angesicht verbergen. —
„Kein Mensch erbarmet sich Mathildens,
„Das Ohr des Allbarmherz'gen selbst
„Ist meinem Jammerlaut verschlossen;
„O so erbarme du dich, trauter Tod!
„Du Freund des Leidenden, der du
„Dem Jammer mitleidsvoll sein Auge
„Verbindest, — der du dem Verlaßnen
„Die Thränen alle trocknest: — Lieber Tod
„Errette mich von meines Henkers Händen!“

So klagte sie — wie Thau vom Frühlingshimmel
Zitterte des Mitleids Thräne heiß
Dem Greisen von der grauen Wimper.
„Du solst nicht sterben unschuldsvolles Mädchen!
„In diesem Busen schlägt ein mildes Herz.
„Für Leidende; — in diesen welken Armen
„Quillt Kraft genug: sie sollen Rachegestält
„Dem Buben auf die Scheitel fallen, der dich
„In diese Gruft verschloß.“

Er sprachs,

Hub einen Stein vom Boden, schleudert ihn

Mit

Mit Jünglingskraft ans schwarze Riegelthor.
Aufsplitterte die Pforte mit Getös.
Sie fanden bald in heisen Thränen schwimmend
Und bleich und abgehärmt vom bittern Leide
Die arme, allverlassene Mathilde.
Der alte Eichen führt sie tröstend selber
Herauf die dunkle Treppe. — Wie's dem Frommen
An jenem Tage seyn wird, wenn sein Engel ihn
In Gottes Garten führt, — so war's Mathilden
Als sie den ofnen Himmel wieder sah, —
Als sie des Menschen-Antlitz wieder sah. —
Sie fiel vor ihrem Retter nieder, weinte
Des Dankes Thränen auf des Greisen Hand.
Erzählt ihm: „Wie sie Rolf, der Edelmann der Gegend,
Als eine arme hinterlaßne Wayse,
Zu sich genommen, wie er sie gepflegt,
Gekleidet und genährt mit Vatermilde
Bis in ihr reifres Alter, wie er dann
Den heil'gen Schleyer abgeworfen, — wie er
Zum Laster der Befleckung ihre Unschuld
Verführen wolte, — wie sie ihn mit Thränen
Gefleht, — wie sie beym heiligen Versöhner
Bey jeder Wohlthat ihn umsonst beschworen,
Aus seiner Brust die böse Lust zu tilgen;
Wie er am Ende sie in diese Gruft
Mit eigner Hand verschlossen, und gedroht
Dem Hungertod sie hinzugeben, wenn sie
In seine Lust nicht willigte, — wie kärglich
Er sie genährt.“

„Doch — fuhr sie fort — das Auge
Zum Himmel aufgekehrt — doch will ich lieber
Den schröcklichsten der Tode leiden, lieber

Lebendig eingemaurt mein eigen Fleisch verzehren,
Als so die Asche meiner Eltern schänden, —
Als so der Rache fürchterliche Bürde
Auf mein Gewissen laden. — "
„Schöne Seele!
Erwiederte der Alte — komm!
Komm mit mir, sey ein Glied von meinem Hause! —
Ich will dich lieben, wie mein eigen Kind.
Ein Donnerstral soll Eichens Schwerd
Den Frevler treffen, der sich deiner Unschuld naht.
Komm mit mir in die friedenvolle Wohnung
Des Segens und der Freude, wo kein Laster
Im Hinterhalt auf stille Tugend laurt,
Wo meine Kinder mit dem süßen Schwesternamen
Dich grüßen, — wo die mütterliche Liebe
Gleich einem Engel vor der Schwelle steht. — "
Sie folgte. Eichen nahm sie mit zum Opfer.
Wie Blüthenduft stieg ihr Gebet zum Himmel.
Aus Mondgewölken neigten sich die Geister
Der Heldenväter zum Altar herab.
Der gute Alte nahm das Mädchen mit sich
In seine Hütte, hegt' und pflegte sie.
Schön war Mathilde; Siebzehn Lenze hatten
Der Jugend Lilien und Rosen
Auf ihren Leib gestreuet. — Gottfrieds Seele
Zerfloß in ihrem Umgang. — Beyde liebten sich
Mit reiner Liebe, wie sich Bruderseelen
Im Vollgenuß des ew'gen Lebens lieben. —
Des freute sich der Greis, er band sie segnend
Zusammen durch der Ehe heil'ges Band.
Der Himmel schien mit allen seinen Freuden
Herab zu sinken auf die Glücklichen!

Bald

Bald starb der Alte; an dem Tage
Da Gottfried einen Rosenknaben ihm
Auf seine Knie legte: wie die Wintersonne
Ins stille Meer ihr bleiches Antlitz taucht,
Um neuverjüngt hervorzugehn. — so war
Des Greisen Hingang. — Sie begruben weinend
Ihn neben den Altar. Und viele Jahre noch
Wenn Gottfried in der stillen Nacht
Mit seinem Hause anzubeten gieng,
Kniet er voll Andacht mit Mathilden
Gesondert auf des alten Grab:
„Sanft ruhe dein Gebein, geliebter Vater!
„Und milde Lebenslüfte säuseln
„Um deine heil'ge Asch': o schlummre sanft!“
So sang in jener Nacht auf seinem Felsen
Der Siedler Albert. Wie der Wanderer
Sich freut, wenn er am heißen Mittag
Die Felsenquelle murmeln hört, wie er
Mit trunknem Aug, den Lebensgeist hinabschlürft,
So freute Medon sich, so schlürft die Seele
Des Jünglings jeden Laut entzückt,
Der von der Lipp' dem heil'gen Seher troff.
Und jetzo neigte sich des Mondes Flammenscheibe
Am Waldgebürg hinab, — und Millionen
Flüßiger Crystalle zitterten
Durch des Aethers eherne Gewölbe:
Da stieg vom hohen Felsen Albert, trat
In seine Höhle, und der Jüngling neigte
Sich ehrerbietig vor dem Greisen, küßt ihm
Die Stirne und die Hand, — und gieng zurück
In seine Wohnung, voll von heiligen Gesichten!

Ludewig Schubart.

VIII.

Fragment eines Schreibens, von einem Engländer aus Livorno, an seinen Freund in London.

Aus dem in Hamburg herauskommenden British Mercury übersetzt Vol. II.

Livorno, den 18. Jun. 1787.

— — — „Ich muß Ihnen nun von einem ganz verzweifelten höchst blutigen Gefecht Nachricht geben, das auf „der Höhe von Meßina den 30. May zwischen einem malthesischen und algierischen Kriegsschif vorgefallen ist. Beyde „Schiffe waren ungefähr von gleicher Größe und Canonenzahl, auch waren beyde ausserordentlich stark besetzt. Die „Algierer, die gewöhnlich die Malthefer sorgfältig zu vermeiden „suchen, thaten es diesmal nicht, sondern griffen vielmehr zuerst an; sie gaben den Malthesern eine ganze Lage, die ihren grossen Mast fortriß, und zwanzig Mann tödtete oder „verwundete. Das Feuer wurde mit dem größten Muth „erwiedert. Und nun nahm eines der hitzigsten, rasendsten „Gefechte seinen Anfang, das je zwischen zwey Schiffen auf „unserer Weltkugel erlebt worden ist. Jeder Theil fochte „zwey Stunden lang dicht aneinander liegend mit einer sol„chen Wuth, daß beyde Schiffe zu gleicher Zeit in Flammen „standen, und nur mit grosser Mühe gelöscht werden konnten. „Ohnerachtet dieser so gefährlichen Lage ward das Gefecht

„wü-

„wüthend fortgesetzt, und jeder Theil schien fest entschlossen in
„Abgrund des Meeres zu sinken, oder zu siegen. Während
„dieses gräßlichen Blutbads wurde der tapfere Ritter, der
„das malthesische Kriegsschif commandirte, durch eine Cano-
„nenkugel zu Boden gestreckt, da er eben die Kreuzfahne
„seines Ordens an das Schif nagelte, damit niemand nur den
„Gedanken der Uebergabe hegen könnte. Sein Tod war ein
„grosses Unglück für die Malthesser, weil sein erprobter Muth
„und Erfahrung ihn seinen Leuten unentbehrlich machte; den-
„noch liessen sie in ihrer ungestümen Tapferkeit nicht nach,
„sondern fochten immer fort wie Löwen. Indessen bewiesen
„die Seeräuber nicht weniger einen erstaunungswürdigen
„Muth; sie stritten wie Rasende, und feuerten von allen
„Theilen ihres Schifs mit gehackten Eisen und Kettenkugeln,
„wodurch eine Menge Malthesser getödtet, und Segel und Tau-
„werk in Stücken zerrissen wurden. Endlich kamen sie so
„nah aneinander, daß sechzig Barbaren mit dem Säbel in
„der Faust ins malthesische Schif sprangen, und bey ihrem
„Propheten schwuren, keinen Pardon zu geben noch zu neh-
„men. Dies war die Losung eines schrecklichen Gemetzels
„mit Schwerdtern, Pistolen, Wurfspiessen und Lanzen; so
„dauerte es beynahe eine Stunde lang, da denn alle Algie-
„rer, die geankert hatten, mit ihrem kühnen Anführer, aufs
„Verdeck gestreckt lagen. Dieser gräßliche Anblick hielt den-
„noch die Seeräuber nicht ab, zum zweytenmale zu entern.
„Dies geschahe mit einer solchen grimmigen Wuth, daß trotz
„alles nur ersinnlichen Widerstandes die Malthesser überwältigt
„wurden und sich ergaben. Bevor aber die Sieger das
„Schif in Besitz nehmen konten, flog es in die Luft, und

„alle Seeräuber am Bord nebst der ganzen Besatzung des „Maltheserschifs kamen elendiglich ums Leben; nur einige „Matrosen überlebten dies Unglück. Eine neapolitanische „Barke fand sie den folgenden Tag auf Trümmern des zer„schmetterten Schifs schwimmend, fieng sie auf, und so wur„den sie nach Neapel gebracht. Diese Leute versichern, daß „das algierische Schif in allen seinen Theilen, Segel und Tau„werk so erbärmlich zugerichtet, und so wenig Räuber zu „dessen Bemannung übrig geblieben wären, daß es unmöglich „Algier erreichen könte." — — —

IX.

Die Hunde und der Löwe.

Eine Fabel.

Mops, Spitz und Dax, drey rüstige Politiker,
Die eben bey einander saßen,
Und ihre Mittagsmahlzeit aßen,
Begannen beym Dessert
Des Knochenmahls den König Löwen
Mit lauter Stimme zu erheben.
Man rühmte das an ihm, was jeder ohngefähr
Von seinem König — rühmt. Sein ganzes Wesen,
Sein edles Herz, sein practischer Verstand
Ward ausserordentlich genannt.
Selbst was von einem Leu'n im Gellius zu lesen, *)

Ward

*) Die bekante Geschichte eines gegen den Androclus dankbaren Löwen.

Ward von ihm rühmlichst angeführt,
Und una voce approbirt.

„Doch hört! sprach jetzt der alte Knabe
Von Mops, gewis hat unser Fürst noch manche grössre Gabe,
Die er als ein wahrhaftig grosser Mann,
Der das Geschrey von sich nicht immer leiden kann,
In Stillem übt. — — Wenn man, was er im Cabinette
Zum Besten seines Reiches macht,
Wie thätig er dort Tag und Nacht
Für seine lieben Völker wacht,
Erst eine sichre Nachricht hätte,
Dann würden wir der Männer grössten sehn,
Und höchst bewundrungsvoll zu seinen Füssen stehn!“

Gut! schrien die andern, laßt uns gehn,
Und heimlich ihn im Schlafrock überraschen!
Sie gehn, und kommen an des Königs Wohnung an,
Und sehen ihn — den grossen Mann
Sich tagelang mit — — Mäusen haschen.

* * *

Wie mancher Große mag nicht herzlich klein
Zu Haus' in seinem Schlafrock seyn!!

C. F. Pockels.

X.

Natur.

An Carl Immanuel Kant.

Dies Weltall ist ein Eines. Dies Eine bleibt
Auch unter Milliarden Verwandlungen
Dasselbe, was, in ew'gem Cirkel
Immer von sich aus, in sich zurückfleußt,

Urkräftig bildend aus der Zerstörung Wust
Verschiedene Gestalten zu Tausenden,
Stets, anschaunselig, sich betrachtend,
Ob es, als Brutus, in's eigne Schwerd stürzt;

Als Lamm, dem Wolfe blutet; als Eichennuß
Die Schweine mästet; ob es aus Holz', aus Stein'
Ein Topf, ein Gott geschnitzt, gemeisselt,
Oder zu Preis' aus Metall gemünzt wird:

Nach unveränderlichen Gesetzen kreist,
Und wächst, und denkt, und scheint, und belebet es,
Unlauterer in Erden und in
Leibern, in Seelen und Sonnen reiner.

Sieh des Smaragdes: Alles aus Einem! da,
Aigüptos Neitha, Gräzia's grossen Pan,
Der Jüden Jehova, der Römer
Jupiter, das, was Natur wir nennen,

Das

Das erste, selbsterzeugte, unendliche,
In größter Mannigfaltigkeit einfache,
Allweis', erzgute, höchstvollkommne,
Heiligste Wesen der Wesen, Gott! Gott!

Wo sind nun deine Flügel, o Freyheit? du
Erdichtung schlauer Priester und Könige!
Gerechtigkeit! wo deine Wage?
Und, o Vergeltung! dein Kranz, dein Schwerd wo?

Seyn muß, was ist; und, so wie's geschieht, geschehn.
Indeß, o Kant! laß uns, bis auch wir dereinst
In Licht zergehen, an den Schleyer-
Fransen der Niemalsenthüllten kräuseln!

Lor. Leop. Haschka.

XI.

Welch ein Volk!

Welch ein Volk! und was für Zeiten! was für Sitten!
Des Morgens wimmelt es schaulustig um den Wagen,
Worauf ein armer Sünder, auch von Fleisch' und Blute,
Mit feuerrothen Zangen in die Brust gekneipt wird;
Und in dem Wahn, der Henker that an ihm zu menschlich,
Reißt es sich ihm lautmurrend nach zum Rabensteine:
Ißt und trinkt und begattet sich, wie sonsten.

Nach Mittag stürzet es schaulustig in das Hetzhaus;
Und klatscht, je toller sich dem wuthentflammten Keller

Ein

Ein Knecht entgegenwirkt; und jubelt, nun der Leue
Mit fürchterlichem Sprung' ein bebend Reh greift, oder
Der Bär ein Milchlamm auf dem Platz zerfleischet:
Ißt und trinkt und begattet sich, wie sonsten.

Des Abends drängt es sich schaulustig vor die Bühne,
Da wo, sein Liebling, die Subordination spielt;
Und zagt, wenn nun den Todestanz die Trommel donnert;
Und weint des Mitleidshelle Zähre, wenn auf Waltron
Die Flinte, die nicht losgehn kann, jetzt mimisch anschlägt:
Ißt und trinkt und begattet sich, wie sonsten.

Welch ein Volk! und was für Zeiten! was für Sitten!

Lor. Leop. Haschka.

XII.

Epistel an Herrn Professor Wehnert, in Parchim.

Mir fehlet noch zum competenten
Professormäß'gen Schulregenten
Sehr vieles, Freund! — Indes zum Strand
Der Elbe, wo mit bloßen Händen
Sich harte Kiesel, feuchter Sand
Leicht greifen lassen; hingesand,
Den Enkeln der berufnen Wenden
Durch einen pädagog'schen Kniff
Geprüfter Weisheit Rath und Lehren;
Dem theuren Mutterland zu ehren
Derb' einzubläu'n: — sie denn ins Schif

Das

Das durch des Lebens Wogen leitet
Drang' einzupacken; vorbereitet
Mit Kenntniß aller Arten; — sie
Zum Trotze der Disharmonie,
Die dadurch alles Gute stöhret,
Daß auf des Lehrers weise Zucht,
Wenn sich darob der Sohn beschweret,
Besofnen Muths ein Vater flucht,
Dem Jungen alle Tugend raubt,
Die Mentor mühsam in ihn schraubt;
Zum Trotz der ungezählten Sorgen
Womit der Stand des Schulmanns plagt,
Und alles dessen, was vom Morgen
Bis Abend ihn im Wirbel jagt:

Zum Trotze dieser Hindernisse
Sie, wie gesagt mit Haut und Haar
Vom Schädel an, bis auf die Füße
Und bis ins Mark der Knochen gar
Mit aller Kenntniß auszurüsten;
Aus ihnen Menschen, Bürger, Christen
Und oben drein Antagonisten
Der Laster, wie des Satanas,
Zu machen und so weiter; das
Ist es, wozu Beruf mich treibt
Bis meine Hülle mal zerstäubt.

Ich halte freylich viel von einem
Berufe, der zum Wohl der Welt
Mehr nutzt und frommet, als mit seinem
Gefasel der Romanenheld.

Auch wirkt ich gern von Lohn und Freuden
Umlächelt, auf der edlen Bahn,
Die cet'ris paribus wir Beyden
Aus einem Augenpunct ansahn.

Allein, seitdem ein Schleyer
Von meinen Augen fiel,
Erlosch das heiße Feuer
Und ich verlohr mein Ziel,
Ward eines Zufalls Possenspiel,
Verlohr die Kräfte zu dem Lauf
Und Muth und Drang zum Flug' hinauf.

So heilsam also der Beruf
Zum Schulstand, den die Noth erschuf
Auch sein mag; so bleibt dennoch immer
Manch Aber zu bedenken. Wenn
Ich zum Exempel in ein Zimmer
Gesperret würde, das sich nimmer
Von Moder säubern ließe; denn
Verlör ich ja wahrhaftig meinen
Geruch, durch den ich sonst an feinen
Blumendüften Labung fand.
Nun nimm mir mal in deine Hand
Den ganzen Kopf, und denk, und sinne,
Wie solchem Unheil mit Gewinne
Bestmöglichst abzuhelfen sey.
Ich schenke dir ein Straußenen
Zum Recompens, wenn du mit Freuden
In einen solchen Schafstall gehst,
Von Böcken, Lämmerchen zu scheiden,

Mit nobeln Kräutern sie zu weiden
Nach Nothdurft. Gelte? Du verstehst?

Was kann der goldne Livius,
Der Polyhistor Plinius,
Plutarchus und Herodotus
Uns armen Sündern nützen,
Wenn wir mit Geisteskraft versehn
In unsre Schulgemächer gehn
Bey Langens Kaf zu sitzen,
Bey der die das zu schwitzen?
Was hilft es von dem Cathedra
Pathetisch abzulesen;
Daß ehemals Germania
Voll Wild und Wald gewesen;
Wenn vor der Hitschen keiner sitzt,
Dem Muth aus freyen Augen blitzt,
Den menschlichen Geschlechten
Der Liebe Band zu flechten!

Mir will der Satz nicht aus dem Sinn;
„ Man gäbe Säuen Perlen hin, “
Wenn zu Homer's Gesängen
Sich dumme Jungen drängen,
Und daß es Schand' und Sünde sey;
Und Unsinn und Schulfüchserey,
Den herrlichen Cornelius,
Den Naso und Virgilius,
Den Cäsar nebst dem Tullius
Den Busenfreund Horatius,
Und gar den feinen Tacitus,
Mit Schöpsenköpfen zu verhudeln,

Und sie dadurch zu solchen Leuten
Die Kleider oder Schuh bereiten
Dem Staate zu verbrudeln.

Sieh! das sind Aber die sich mir
Als Centnerklötze, die sich schier
Nicht wälzen lassen mögen,
Bey dem Beruf im Wege legen.
Zwar wälz ich sie so gut ich kann
Mit aller meiner Kraft daran
Noch immer ziemlich aus dem Wege.
Allein — die Kräfte werden träge.
Das cito rumpes arcum si
Et cetera, gilt selbst aufs Vieh
Und vollends, wenn es mit der Pflege
Nur dürftig ist, als Wort das ich
In Korb der puren Warheit lege.

Zwar wissen viele meisterlich
Weit über dieses alles sich
Mit Lerchenflügeln wegzuschwingen.
Doch dürfte vielen, so wie mir,
Der Flug ins leere Luftrevier
Auch künftig noch mislingen.
Für diese weis ich guten Rath:
Wer sonst noch Händ' und Füße hat,
Zum Besten seiner Brüder
Dies oder jenes zu bestellen;
Der setze sich am Ufer nieder
Und bleibe weislich von den Wellen,
Von da herunter manches Schif,

Das

Das vom Erziehungsstapel lief,
Den Rutsch bis in den Abgrund that
Und Rettung sich zu spät erbat.

Am Rheine, — geht nur hin und fragt —
Da giebt es wie Herr Schlözer sagt,
Gar fette Küsterstellen;
Und wärs da nichts; — gut! an dem schnellen
Mißißippi giebts Felder gnug,
Die längst auf Hände, die den Pflug
Zu treiben wissen lauern:
Dann dürft ihr Geld und Zeit und Müh
Und eure Frühlingstage nie
Im Bücherstaub vertrauern.
Dann ruft das muntre Flügelchor
Euch früh zur Thätigkeit hervor,
Und nie schreckt euch das Schnarchen
Unwissender Scholarchen!

Halt ein, mit deinem klugen Rath!
(Hör' ich im Geist dich sprechen,)
Wir müssen ja den steilen Pfad
Nicht sperren, sondern brechen.
Ganz wol! Wer aber seine Zeit
In Hofnung vieler Herrlichkeit
Der Dame Pädagogic weiht;
Der darf doch auch das Herzeleid
Womit sie ihn zu quälen
Belieben trägt; nicht ganz verhelen.
Wer dies nun kennt und dann sich nicht
An meinen Rath zu kehren

Gewillet ist; nein! stöhren
Will ich den nicht in Amt und Pflicht!
Er trabe seinen Schulmanns Trott,
Gekleidet als die Küster,
Im Nachtrab aller Ehrenpriester,
Sey des galanten Pöbels Spott
Und das Orakel der Philister;
Er krieche leiser als die Schnecken,
Und lasse sich von Stümpern necken.

Du weist, ich kenne die Kabale,
Womit sich gegen einen Mann,
Der mehr als fünfe zählen kann
In diesem Narrenthale
Die vielen Narren leider
Vom Sultan bis zum Schneider,
Auflehnen. Desfalls freut es mich,
Daß du gestützt durch frische Pfeller
Dagegen angestämmet stehst
Und so mit einer Haut, die heiler
Als meine ist, frisch fürbas gehst.

Geh muthig, geh den Weg mit Freuden,
Den durch Mordsie Sümpf' und Haiden
Du selber dir gebahnet hast!
Befürchte nichts. Allein gefaßt
Auf alle Fälle seyn,
Ist immer nützlich. Prophezeyhn
Mag ich nicht gern. Es traf wol ein,
Was ich als Träumer prophezeyhte,
Wenn es schon die gescheutsten Leute

Für Grillenfängerey erklärten
Und nicht auf meine Warnung hörten.

Der Weise mißt ja nicht sein Glück
Nach dem, was eines andern Blick
Gut oder übel dünket.
Er kennt den Unbestand der Güter
Aus Staub und Moder componirt;
Und wenn ihn selbst des Goldes Hüter
Zu den gefüllten Kisten winket
Wird er doch dadurch nicht verführt.
Der Welt mit seinen edlern Gaben
Ohn' Eigennutz gedient zu haben
Ist einzig Lohn und Glück für ihn:
Aus dem Geschäfte, zu erziehn
Zur Tugend Menschen, quillt für ihn
Ein milder Strom von Segen,
Und selbst auf Dornenpfaden blühn
Der Freude Rosen, lachend ihm
Mit Wonneduft entgegen!

Brinkmann.

IX.

Anhang.

No. 1.

In der Mitte des Octobers wird bey G. J. Göschen in Leipzig zu haben seyn:

Pandora, oder Calender des Luxus und der Moden. Herausgegeben von Bertuch und Kraus, auf das Jahr 1788. 20 Gr.

— dieselbe als Taschenbuch ohne Calender.

Selten wird ein Unternehmen bey diesen ersten Versuch alle Vollkommenheiten erreichen, welche gewissenhafte Herausgeber ihn zu geben wünschen. Ob die Herrn Herausgeber und der Verleger dieses Jahr ihren Wunsch, die Pandora mit jedem Jahre reizender und dem Publico angenehmer zu machen, erreicht haben, mögen die Herren und Damen, für die sie bestimmt ist, entscheiden. Wenigstens können sie mit dem redlichsten Bewustseyn behaupten: daß sie keine Zeit, keine Mühe und keine Kosten gesparet haben, um diesen Wunsch zu erreichen. Sie haben die vernünftigen Erinnerungen ihrer einsichtsvollen Correspondenten soviel als möglich benutzt, ohne dabey ihren wohlüberlegten Plan aus dem Auge zu verliehren. Die Kupfer sind dieses Jahr I.) ein reizendes Frontespitz von Malvieux. Die Pandora wird von den 3 Grazien geputzt, die Mode will ihr einen abentheuerlichen Huth dazu reichen; allein der Genius des guten Geschmackes weiset sie zurück. Dazu gehöret ein Gedicht als Prolog zum Calender von Blumauer, den Liebling der comischen Muse. II.) Kopfputz der vier weiblichen Alter: des Kindes, der Jungfrau, der Frau, und der Matrone III.) Sechs ausgemahlte Kupfer: die neuesten Damentrachten; No. 1. Wintertracht, No. 2. Redoutenkleid, No. 3. Damenschlafrock, No. 4. grosser

ser Abingtonrock, No. 5. halber Anzug oder Robe à l'angloise. No. 6. voller Anzug. IV.) 6 Blätter von Penzel, 1) idealische Kleidung, 2) römische Tracht, 3) romantische Kleidung, 4) Ritterkleidung, 5) Tracht aus dem mittlern Zeitalter, 6) moderne Characterkleidung. V.) Sechs englische Tänze von dem verstorbenen Doctor Gallisch, dem Liebling aller die ihn kannten, mit Touren von Herrn Ollivier in Leipzig.

Der Inhalt ist I.) obiges Gedicht von Blumauer: Die Göttin Mode vor Gericht. II.) Miscellaneen aus der Geschichte der Moden und der häuslichen Gebräuche. III.) Toilette der türkischen Damen. IV.) Ueber die Mode der Bärte. V.) Ueber den Kopfputz der vier weiblichen Alter. VI.) Rußische Assembleegesetze. VII.) Der Blumenkranz. VIII.) Neujahrgeschenk für das schöne Geschlecht oder neueste Damentrachten. IX.) Die Tulipomanie. X.) Ueber den Luxus der Bäder der Alten und Neuern. XI.) Modischer Lebenslauf eines neumodischen Weltbürgers von Musäus, Verfasser der Volksmärchen. XII.) Bemerkung über Theatertrachten. XIII.) Der Tanz als geselliges Vergnügen. XIV.) Erklärung der Kupfer.

No. II. III. IV. sind vom Herrn Bibliothecar Reichard, No. V. XII. XIII. vom Herrn Legationsrath Bertuch.

Der Calender enthält ausser dem gewöhnlichen den gewöhnlichen, den rußischen und einen Blumencalender, und bey jedem Tage Platz für ein Memorandum.

Alle Bände sind gemahlt mit Einfassungen und Blumen, und nur das Futteral ist mit goldnen Linien eingefaßt. Ausser diesen Bänden kann man auch seidene ungemahlt zu 1 Rthlr., und gemahlte Bände in Seide zu 1 Rthlr. 8 Gr. haben.

No. 2.

Bey G. J. Göschen ist erschienen: Dom Carlos von Schiller. Mit dem Portrait der Königin Elisabeth. 1 Rthlr. 8 Gr.

Der Verleger läßt hier die beyden ersten Auftritte des 5ten Actes abdrucken.

Der Marquis von Posa treuer Freund des Carlos, hat das Zutrauen des Königs Philipp sich zu verschaffen ge-

gewußt, um Carlos zu helfen, und hat Verhaftsbefehle gegen Carlos erhalten. In dem Augenblick, da Carlos der falschen Eboli seine Liebe zur Königin zu entdecken im Begrif ist, kommt Posa dazu. Um diese gefährlichen Entdeckung zu verhindern, gebraucht er das einzige mögliche Mittel, ihn gefangen zu nehmen. Karlos, der von dem Plane seines Freundes nichts wußte, glaubte ihn untreu. In dieser Situation besucht ihn der Marquis.

Fünfter Akt.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer im königlichen Pallast, durch eine eiserne Gitterthüre von einem großen Vorhofe abgesondert, in welchem Wachen auf- und nieder gehen.

Dom Karlos an einem Tische sitzend, den Kopf vorwärts auf die Arme gelegt, als wenn er schlummerte. Im Hintergrunde des Zimmers einige Offiziere, die mit ihm eingeschlossen sind. Marquis von Posa tritt herein, ohne von ihm bemerkt zu werden, und spricht leise mit den Offizieren, welche sich sogleich entfernen. Er selbst tritt ganz nahe vor Karlos, und betrachtet ihn einige Augenblicke schweigend und traurig. Endlich macht er eine Bewegung, welche diesen aus seiner Betäubung erweckt.

Karlos

steht auf, wird den Marquis gewahr, und fährt erschrocken zusammen. Dann sieht er ihn eine Weile mit großen starren Augen an, und streicht mit der Hand über die Stirne, als ob er sich auf etwas besinnen wolte.

Marquis.

Ich bin es, Karl.

Karlos,

giebt ihm die Hand.

Du kommst sogar noch zu mir!

Das ist doch schön von Dir.

Marquis.

Ich bildete

mir ein, Du könntest Deinen Freund hier brauchen.

Karlos.

Wahrhaftig? Meintest Du das wirklich? Sieh!

 Das

Das freut mich — freut mich unbeschreiblich. Ach!
ich wußt' es wohl, daß Du mir gut geblieben.

Marquis.

Ich hab' es auch um Dich verdient.

Karlos.

Nicht wahr?
O wir verstehen uns noch ganz. So hab'
ich's gerne. Diese Schonung, diese Milde
steht großen Seelen an, wie Du und ich.
Laß sein, daß meiner Foderungen eine
unbillig und vermessen war; mußt Du
mir darum auch die billigen versagen?
Hart kann die Tugend sein, doch grausam nie,
unmenschlich nie — Ich kann ja nicht dafür,
daß Deine Pflichten meine Freuden würgen.
Du weißt's, wir können nicht dafür, — Beweinen
kannst Du mich immer —

Marquis.

Du verkennst mich, Karl.
Unwürdig bin ich Deiner nie gewesen.

Karlos.

Ich aber Deiner.

Marquis.

Laß mich reden, Karl.
Was Du von mir zu hören hast, ist viel,
und unsrer Muße wenig.

Karlos.

Laß es gut sein.
Ich glaube Dir — Es hat Dir viel gekostet!
O ja, mir dauchte, ich weiß recht gut, wie sehr
geblutet hat Dein sanftes Herz, als Du
Dein Opfer schmücktest zum Altare.

Marquis.

Karlos!
Wie meinst Du das?

Karlos.

Du selbst wirst jetzt vollenden,
was ich gesollt und nicht gekonnt — Du wirst

den Spaniern die goldnen Tage schenken,
die sie von mir umsonst gehoft. Mit mir
ist es ja aus — auf immer aus. Das hast
Du eingesehn — O diese fürchterliche Liebe
hat alle frühe Blüthen meines Geistes
unwiederbringlich hingeraft. Ich bin
für Deine großen Hofnungen gestorben.
Vorsehung oder Zufall führen Dir
den König zu — Es kostet mein Geheimniß,
und er ist Dein — Du kannst sein Engel werden.
Für mich ist keine Rettung mehr — vielleicht
für Spanien — Ach hier ist nichts verdammlich,
nichts, nichts, als meine rasende Verblendung,
bis diesen Tag nicht eingesehn zu haben,
daß Du — so groß als zärtlich bist.

Marquis.

aus einem tiefen Erstaunen erwachend.

Nein! Das,
das hab' ich nicht vorhergesehen — nicht
vorhergesehn, daß eines Freundes Großmuth
erfinderischer könnte sein, als meine
weltkluge Sorgfalt. Mein Gebäude stürzt
zusammen — Ich vergaß Dein Herz.

Karlos.

Zwar wenn Dir's möglich wär' gewesen, ihr
dieß Schicksal zu ersparen — sieh, das hätte
ich unaussprechlich Dir gedankt. Konnt' ich
denn nicht allein es tragen? Mußte sie
das zweite Opfer sein? — Doch still davon
Ich will mit keinem Vorwurf Dich beladen.
Was geht die Königinn Dich an? Liebst Du
die Königin? Soll Deine strenge Tugend
die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
Verzeih mir — ich war ungerecht.

Marquis.

Du bist's.
Doch — dieses Vorwurfs wegen nicht. Verdient'
ich Einen, dann verdient' ich alle — und
dann würd' ich so nicht vor Dir stehen.

Er nimmt sein Portefeuille heraus.

 Hier

Hier
sind von den Briefen ein'ge wieder, die
Du in Verwahrung mir gegeben. Nimm
sie zu Dir.

Karlos.

sieht mit Verwunderung bald die Briefe, bald den Marquis an.

Wie?

Marquis.

Ich gebe sie Dir wieder,
weil sie in Deinen Händen sich'rer jetzt
sein dürften, als in Meinen.

Karlos.

Was ist das?
Der König las sie also nicht? bekam
sie gar nicht zu Gesichte?

Marquis.

Diese Briefe?

Karlos.

Du zeigtest ihm nicht alle?

Marquis.

Wer sagt Dir,
daß ich ihm Einen zeigte?

Karlos. äußerst erstaunt.

Ist es möglich?
Graf Lerma.

Marquis.

Der hat Dir gesagt? — Ja! Nun
wird alles, alles offenbar! Wer konnte
das auch voraussehn? Lerma also? — Nein,
der Mann hat Lügen nie gelernt. Ganz recht,
die andern Briefe liegen bei dem König.

Karlos.

sieht ihn lange mit sprachlosem Erstaunen an.

Weßwegen bin ich aber hier?

Marquis.

Zur Vorsicht,
wenn Du vielleicht zum zweitenmal versucht

sein

sein möchtest, eine Eboli zu Deiner
Vertrauten zu erwählen —

Karlos.

wie aus einem Traume erwacht.

Ha! Nun endlich!
Jetzt seh' ich — jetzt wird alles Licht —

Marquis.

geht nach der Thüre.

Wer kommt?

Zweyter Auftritt.

Herzog Alba. Die Vorigen.

Alba.

nähert sich ehrerbietig dem Prinzen, dem Marquis durch diesen ganzen Auftritt den Rücken zuwendend.

Prinz, Sie sind frei. Der König schickt mich ab,
es Ihnen anzukündigen.

Karlos sieht den Marquis verwundert an. Alle schweigen still.

Marquis zum Herzog.

Der König
kann nach Gefallen strafen und begnaden;
nur wundert mich, den Prinzen frei zu sehen,
bevor man mir Gehör geschenkt.

Alba

zum Prinzen, ohne den Marquis nur anzusehen.

Zugleich
schätz' ich mich glücklich, Prinz, der erste sein
zu dürfen, der die Gnade hat —

Karlos.

bemerkt beide mit äußerster Verwunderung. Nach einer Pause zum Herzog.

Ich werde
gefangen eingesetzt und frei erklärt,
und ohne mir bewußt zu sein, warum
ich beides werde?

Alba.

Alba.

Aus Versehen, Prinz,
so viel ich weiß, zu welchem irgend ein —
Betrüger den Monarchen hingerissen.

Karlos.

Doch aber ist es auf Befehl des Königs,
daß ich mich hier befinde?

Alba.

Ja, durch ein
Versehen Seiner Majestät.

Karlos.

Das thut
mir wirklich leid — Doch wenn der König sich
versieht, kommt es dem König zu, in eigner
Person den Fehler wieder zu verbessern.

Er sucht die Augen des Marquis, und beobachtet eine stolze Herabsetzung gegen den Herzog.

Man nennt mich hier Dom Philipps Sohn. Die Augen
der Lästerung und Neugier ruhn auf mir.
Was Seine Majestät aus Pflicht gethan,
will ich nicht scheinen ihrer Huld zu danken.
Sonst bin ich auch bereit, vor dem Gerichte
der Kortes mich zu stellen — Meinen Degen
nehm' ich aus solcher Hand nicht an.

Alba.

Der König
wird keinen Anstand nehmen, Eurer Hoheit
dieß billige Verlangen zu gewähren,
wenn Sie vergönnen wollen, daß ich Sie
zu ihm begleiten darf —

Karlos.

Ich bleibe hier,
bis mich der König, oder sein Madrid
aus diesem Kerker führen. Bringen Sie
ihm diese Antwort.

Alba entfernt sich. Man sieht ihn noch eine Zeit lang im Vorhof verweilen und Befehle austheilen.

Dritter Auftritt.

Karlos und Marquis von Posa.

Karlos

nachdem der Herzog hinaus ist, voll Erwartung und Erstaunen zum Marquis.

Was ist aber das?
Erkläre mir's. Bist Du denn nicht Minister?

Marquis.

Ich bin's gewesen, wie Du siehst.

Auf ihn zugehend, mit großer Bewegung.

O Karl,
es hat gewirkt. Es hat. Es ist gelungen.
Jetzt ist's gethan. Gepriesen sei die Allmacht,
die es gelingen ließ.

Karlos.

Gelingen! Was?
Ich fasse Deine Worte nicht.

Marquis

ergreift seine Hand.

Du bist
gerettet, Karl — bist frei — und ich —

Er hält inne.

Karlos.

Und Du?

Marquis.

Und ich — — — ich drücke Dich an meine Brust
zum erstenmal mit vollem, ganzem Rechte;
ich hab' es ja mit allem, allem was
mir theuer ist, erkauft — O Karl, wie süß,
wie groß ist dieser Augenblick! Ich bin
mit mir zufrieden.

Karlos.

Welche plötzliche
Veränderung in Deinen Zügen! So
hab' ich Dich nie gesehen. Stolzer hebt
sich Deine Brust, und Deine Blicke leuchten
wie eines höhern Wesens.

Marquis.

Freude der
Vollendung. Meine Bahn ist aus. Jetzt ist
die Reih' an Dir, die Deinige zu wandeln.
Wir müssen Abschied nehmen, Karl. Erschrick nicht.
O sei ein Mann. Was Du auch hören wirst,
versprich mir, Karl, nicht durch unbänd'gen Schmerz,
unwürdig großer Seelen, diese Trennung
mir zu erschweren — Du verlierst mich, Karl —
auf viele Jahre — Thoren nennen es
auf ewig.

Karlos zieht seine Hand zurück, sieht ihn starr an und antwortet nichts.

Sei ein Mann. Ich habe sehr
auf Dich gerechnet, hab' es nicht vermieden,
die bange Stunde mit Dir auszuhalten,
die man die letzte, schrecklich nennt — Ja, soll
ich Dir's gestehen, Karl? ich habe mich
darauf gefreut — Komm, laß uns niedersitzen —
ich fühle mich erschöpft und matt.

Er rückt nahe an Karlos, der noch immer in einer todten Erstarrung ist, und sich unwillkührlich von ihm niederziehen läßt.

Wo bist Du?
Du giebst mir keine Antwort? — Ich will kurz sein.
Den Tag nachher, als wir zum letztenmal
bei den Karthäusern uns gesehn, ließ mich
der König zu sich fodern. Den Erfolg
weißt Du, weiß ganz Madrid. Das weißt Du nicht,
daß dein Geheimniß ihm verrathen worden,
daß Briefe, in der Königin Schatulle
gefunden, wider Dich gezeugt, daß ich
aus seinem eignen Munde dieß erfahren,
und daß — ich sein Vertrauter war.

Er hält inne, Karlos Antwort zu erfahren: dieser verharrt in seinem Stillschweigen.

Ja, Karl!
Mit meinen Lippen brach ich meine Treue.
Ich selbst regierte das Komplott, das Dir
den Untergang bereitete. Zu laut
sprach schon die That. Dich frei zu sprechen war
zu spät. Mich seiner Rache zu versichern,
war alles, was mir übrig blieb — und so

ward

ward ich Dein Feind, Dir kräftiger zu dienen. — —
Du hörst mich nicht?

Karlos.

Ich höre. Weiter. Weiter.

Marquis.

Bis hieher bin ich ohne Schuld. Doch bald
verrathen mich die ungewohnten Strahlen
der neuen königlichen Gunst. Der Ruf
dringt bis zu Dir, wie ich vorher gesehen.
Doch ich, von falscher Zärtlichkeit bestochen,
von stolzem Wahn geblendet, ohne Dich
das Wagestück zu enden, unterschlage
der Freundschaft mein gefährliches Geheimniß.
Das war die große Uebereilung! Schwer
hab' ich gefehlt. Ich weiß es. Raserei
war meine Zuversicht. Verzeih' — sie war
auf Deiner Freundschaft Ewigkeit gegründet.

Hier schweigt er wieder. Karlos geht aus seiner Versteinerung in lebhafte Bewegungen über.

Was ich befürchte, geschieht. Man läßt
Dich zittern vor erdichteten Gefahren.
Die Königinn in ihrem Blut — das Schrecken
des wiederhallenden Palastes — Lerma's
unglückliche Dienstfertigkeit — zuletzt
mein unbegreifliches Verstummen, alles
bestürmt Dein überraschtes Herz — Du wankst —
gibst mich verloren — Doch, zu edel selbst,
an Deines Freundes Redlichkeit zu zweifeln,
schmückst Du mit Größe seinen Abfall aus,
nun erst wagst Du, ihn treulos zu behaupten,
weil Du noch treulos ihn verehren darfst.
Verlassen von dem Einzigen wirfst Du
der Fürstinn Eboli Dich in die Arme —
Unglücklicher! in eines Teufels Arme,
denn diese war's, die Dich verrieth.

Karlos steht auf.

Ich sehe
Dich dahin eilen. Eine schlimme Ahndung
fliegt durch mein Herz. Ich folge Dir. Zu spät.
Du liegst zu ihren Füßen. Das Geständniß

floh

floh über Deine Lippen schon. Für Dich
ist keine Rettung mehr —

Karlos.

Nein. Nein. Sie war
gerührt. Du irrest Dich. Gewiß war sie
gerührt.

Marquis.

Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
Nichts — Nichts — Kein Ausweg — Keine Hülfe — keine
im ganzen Umkreis der Natur! Verzweiflung
macht mich zur Furie, zum Thier — ich setze
den Dolch auf eines Weibes Brust — Doch jezt —
jezt fällt ein Sonnenstrahl in meine Seele.
Karl — ein Gedanke, groß und kühn — zu Deiner
Errettung durch ein Wunder mir gesendet!
„Wenn ich den König irrte? Wenn es mir
gelänge, selbst der Schuldige zu scheinen?
Wahrscheinlich oder nicht! — für ihn genug,
scheinbar genug für König Philipp, weil
es übel ist! Es sei! ich will es wagen.
Vielleicht ein Donner, der so unverhoft
ihn trift, macht den Tirannen stutzen — und
was will ich mehr? Er überlegt, und Karl
hat Zeit gewonnen, nach Brabant zu flüchten.“

Karlos.

Und das — das hättest Du gethan?

Marquis.

Ich schreibe
an Wilhelm von Oranien, daß ich
die Königinn geliebt, daß mir's gelungen,
in dem Verdacht, der fälschlich Dich gedrückt,
des Königs Argwohn zu entgehn — daß ich
durch den Monarchen selbst den Weg gefunden,
der Königinn mich frei zu nah'n. Ich setze
hinzu, daß ich entdeckt zu sein besorge,
daß Du, von meiner Leidenschaft belehrt,
zur Fürstinn Eboli geeilt, vielleicht
durch ihre Hand die Königinn zu warnen —
daß ich Dich hier gefangen nahm, und nun,

weil

weil alles doch verloren, Willens sei,
nach Brüssel mich zu werfen — — Diesen Brief —

Karlos.

fällt ihm erschrocken in's Wort.

Hast Dir der Post doch nicht vertraut? Du weißt,
daß alle Briefe nach Brabant und Flandern —

Marquis.

Dem König ausgeliefert werden — — Wie
die Sachen stehn, hat Taxis seine Pflicht
bereits gethan.

Karlos.

Gott! So bin ich verloren.

Marquis.

Du? Warum Du?

Karlos.

Unglücklicher, und Du
bist mit verloren. Diesen ungeheuern
Betrug kann Dir mein Vater nicht vergeben.
Nein! Den vergiebt er nimmermehr?

Marquis.

Betrug?
Du bist zerstreut. Besinne Dich. Wer sagt ihm,
daß es Betrug gewesen?

Karlos

sieht ihm starr in's Gesicht.

Wer, fragst Du?
Ich selbst.

Er will fort.

Marquis.

Du rasest. Bleib zurück.

Karlos.

Weg! Weg!
Um Gottes willen. Halte mich nicht auf.
Indem ich hier verweile, dingt er schon
die Mörder.

Marquis.

Desto edler ist die Zeit.
Wir haben uns noch viel zu sagen.

Karlos.

Was?
Eh' er noch alles —

Er will wieder fort. Der Marquis nimmt ihn beim Arme und sieht ihn bedeutend an.

Marquis.

Höre Karlos — War
ich auch so eilig, so gewissenhaft,
da Du für mich geblutet hast — ein Knabe?

Karlos

bleibt gerührt und voll Bewunderung vor ihm stehen.

O gute Vorsicht!

Marquis.

Rette Dich für Flandern!
Das Königreich ist Dein Beruf. Für Dich
zu sterben war der meinige.

Karlos

geht auf ihn zu und nimmt ihn bei der Hand voll der innigsten Empfindung.

Nein! Nein!
Er wird — er kann nicht widerstehn! So vieler
Erhabenheit nicht widerstehn! — Ich will
Dich zu ihm führen. Arm in Arme wollen
wir zu ihm gehen. Vater, will ich sagen,
das hat ein Freund für seinen Freund gethan.
Es wird ihn rühren. Glaube mir: er ist
nicht ohne Menschlichkeit, mein Vater. Ja!
Gewiß! es wird ihn rühren. Seine Augen werden
von warmen Thränen übergehn, und Dir
und mir wird er verzeihen —

Es geschieht ein Schuß durch die Gitterthüre. Karlos springt auf.

Ha! Wem galt das?

Marquis.

Ich glaube — mir.

Er sinkt nieder.

No. 3.

No. 3.

Bey G. J. Göschen in Leipzig ist zu haben:

Schauspiele mit Chören, von den Gebrüdern Christian und Friedr. Leopold Grafen zu Stolberg, groß 8. auf holl. Papier 2 Rthlr., auf Schreibpapier 1 Rthlr. 16 Gr.

Sie enthalten: 1.) Thaeseus von Friedr. Leopold Gr. zu Stollberg. 2.) Belsazer. 3.) Otanes. Beyde von Christ. Gr. zu Stollberg. 4.) Der Säugling von Fr. Leop. Grafen zu Stollberg.

(Der Verleger läßt hier aus jedem einige Stellen abdrucken.)

Schluß-Chor aus dem Thaeseus.

O Freyheit himmelwandelnder Sonne gleich!
In deinem Strale reifet des Volkes Glück
Es wölbt sich unter dir der Ruhe
Schattender Baum, der von Leben Leben säuselt!

Nur deine Hütten kennen ein Vaterland
O Freyheit! ohne dich ist das Vaterland
Ein eitler Wahn, ein leerer Name,
Traum nur, und Traum von des Rauches Schatten!

O Freyheit, Sonnenwärme dem Herzen! Licht
Dem Geiste! Muth der Männer entzündet sich
An deinem Stral! auf deinem Heerde
Steiget die Flamme der kühnen Wahrheit!

Chöre aus dem Belsazer.

Nachdem Belsazer getödtet ist, singen die Chöre.

Der du die Dränger schlugst und die Drängerin,
Der du den Deinen lösest der Knechtschaft Joch
O stürze jeden Dränger, löse
Jedem Gefesselten seine Bande!

Chor der Jünglinge.

Säume nicht, Morgen! brich du hervor; schon dämmerst du Freyheits-

Morgen! Es duftet der Thau schon und die Pappel des Thals.
Brüder, wendet euch weg von des Aufgangs purpurnem Fittig;
Wendet nach Salem euch hin! Heftet auf Salem den Blick!

Hananja, Misael und Asarja.

Erhebt die Häupter! Schauet der Berge Höh'
In goldnem Strahle! Dämmerung nebelt noch
Auf Erden; doch vom Himmel schwebet
Schon, wie ein Engel, der Morgen nieder!

Ein schöner Morgen! schöner, als Lenze sind
Im Glanz der Frühe! — Der dich errettet hat
Läßt seines Auges Sonne leuchten,
Israel, träuft dir der Gnaden Fülle!

Chor der Aeltesten.

Träuft, ihr Himmel, o träuft Segen auf uns herab!
Purpurwolken, o thaut Heil in der Erde Schooß,
Daß die Schwang're gebähre
Fried', und Ruh', und Gerechtigkeit!

O dann grünst du empor, Juda, ein triefender
Oelbaum, rankest empor, Israel, glänzend in
Traubenblut, wie an Eskols
Bach die Rebe des Wunderstamms

Chor der Männer und der Jünglinge.

Dann entgürten die Krieger das Schwert, und geschmiedet zur Sichel,
Mäht es die Saat, und der Spieß blühet, ein Sprößling, empor.
Unser Retter im Himmel ist unser Schild, und es flammet
Seines Engels Schwert auf die Tyrannen hinab!

Chor der Jungfrauen.

O dann blüht, wie die Ros' im Thale die Jungfrau von Zion.
Ihrer Unschuld Gewand blendet im Liliemglanz
Myrtenkränze schmücken ihr Haar, und ein heiliger Gürtel,
Rein von Golde gewebt, faltet ihr sittsam den Schooß.

Chor der Weiber.

Dann, o Weiber, reifet mit Früchten das Bette der Keuschheit;
Heil dir, die du gebierst! Heil dir, o säugendes Weib!
Wir gebaren und säugten mit Jammer! — mit Wonne gebierst du
Kinder des Segens, und säugst Kinder des Segens, o Weib!

Gesang aus dem Otanes.

Mardontes.

Zu dem Bärgestirne
Floh von uns der Winter,
In des Pardels Hütte,
Mit bereiftem Haar;

Und vom blauen Himmel,
Blau und hell und heiter,
Wie Gabenas Auge,
Naht der junge Lenz.

Um die goldne Locke
Glänzet seines Kranzes
Blumenregenbogen
In der Sonne Strahl;

Schimmert in des Abends
Bräutlichem Erröthen,
Wallt und wallt, und träufelt
Süßen Labethau.

Gabena.

Linde Weste wehen,
Athmen Balsamdüfte
Vom Jasminenbusche,
Vom Violenbach.

Auf des Baches Spiegel
Schwebt des Mandelbaumes
Bild, und mahlt die Welle
Mit des Purpurs Schein.

Auf den Blütenzweigen
Hüpft und regnet Rosen
Nieder, hüpft und wieget
Sich die Nachtigall.

Singe, liebe, kleine
Nachtigall; es lauschet
Deinem Lenzgesange
Braut und Bräutigam!

Mardontes.

Alles, o Sabena,
Alles um uns her ist
Leben; alles Wonne,
Alles Blütenlenz.

Alles, o Sabena,
Wäre Frost und Winter,
Wäre Tod und Trauer,
Liebtest du mich nicht!

Sabena.

O Mardontes, nun ist
Unser Lenz der Liebe;
Nun bedrohn sie keine
Winterstürme mehr!

Diesem süßen Lenze
Weichen alle Blumen,
Alles Westgesäusel,
Aller Vögel Chor!

Mardontes.

Mädchen, wie des Baches
Welle, wallt dein Busen:
Wie des Thaues Perle,
Glänzt dein Himmelblick;

Deine Locke duftet
Blumen; Weste haucht dein
Odem; deine Stimme ist
Nachtigallgesang!

Aus dem Säugling.

Apoll bringt den Säugling (Homer) zu den Musen.

Apollon.

Ihr Töchter Zeus, das Knäblein ist mir lieb!
O schenket Gaben ihm! Den Menschen sind,
Und selbst den Göttern eure Gaben werth.

(Er geht dicht hinzu zu Kalliopä, die den Knaben hält.)

Die Musen lächeln dir! sey stolz mein Kind.
Doch seht, da kommt die holde Küpris schon
Mit täublichem Gespann, und Eros kommt
Mit ihr. O Afroditä sey gegrüßt!
Mit ihnen kommen auch die Grazien.

Urania.

Auch Pallas kommt mit ihrem Strahlenschild!

Erato.

Und Dionüsos von Küthärons Höh!

Apollon.

Ihr Götter und Göttinnen, ihr erfreut
Mein Herz, und häufet meinem Kindlein Heil.

Athaenae

(Sie nimmt den Knaben.)

Nimm, Knabe, hellen Geistesblick und Muth
Aus diesen Augen und aus dieser Hand!
Mit diesem Schilde scheuch' ich jeden Wahn
Und jede niedre Sorge fern von dir!

(Sie giebt den Knaben der Kalliopä wieder.)

Afroditae.

Nimm hohe Freud' und süßen Schmerz von mir!

Eros.

Dich trift dereinst mein schönster Pfeil, am Blitz
Geschmiedet, und in Nektar eingetaucht!

Dionüsos.

Dein Blick sey trunken! trunken sey dein Herz!

Chor der Musen.

Wie eines Sprößlings sorgsam im Quellenthal
Vor frommer Menschen Hütte die Drüas pflegt,
So pflegen dein, o zartes Kndblein!
Sorgsam die Musen, Apollon sorgsam.

Sie wehet Kühlung ihm aus dem Haine zu,
Sie netzet mit der Quelle die Wurzel ihm,
Sie hält, ihn fest, wenn Stürme brausen,
Träufelt ihm Thau in die junge Knospe.

Chor der Grazien.

Wie einen Sprößling, welchen im Quellenthal
Vor frommer Menschen Hütte die Drüas pflegt,
Wie den die Horen freudig schmücken,
Schmücken die Grazien dich, und Küpris.

Die Horen hauchen lenzliche Knöspchen auf
Mit lauem Oden, mahlen das junge Grün
Mit feuchtem Glanze, mit des Purpurs
Tropfen die Blüte, mit Gold die Früchte

Chor der Musen.

Wir geben deinem Namen Unsterblichkeit,
Und lehren dich des Namens Unsterblichkeit,
Nicht jener Wonne gleich zu achten,
Welche der Wahrheit und Schönheit Anblick

Und seiner Schöpfung Anblick dem Dichter giebt!
Den Beifall überschwebet das Selbstgefühl,
Und stürzt sich gern aus lichter Höhe
In der Entzückungen reine Woge!

Chor der Grazien.

Verborgen ist den Menschen der Zwillingsquell,
Aus welchem Wahrheit strömet, und Schönheit strömt;
Die Musen tränken dich aus jenem,
Aber mit diesem bethauen wir dich!

Holdselig sind wir Töchter des Himmels, sind
Auch kühn! entsinken nimmer dem Sternenflug

Der Musen, folgten mit den Musen
Orfeus hinunter ins Thal des Hadas!

Beyde Chöre.

Wir sind ein Reigen! schwer zu erreichen blüht
Der Weisheit Blume; welcher sie pflückte, weiß,
Daß der die ganze Wahl verfehlet,
Welcher mit klügelnder Hand uns sondert!

Er weiß, was wenig wissen, der Glückliche:
Der Schönheit Blüte trage des Guten Frucht!
Ein' ist die Pflanze eines Kernes,
Welchen der Vater der Götter säte!

Du wirst es wissen, Knäblein! der Biene gleich,
Entsaugest du der Blume den Himmelsthau,
Und deiner Zellen süße Speise
Nähret die Weisen der späten Nachwelt!

No. 4.

Bey G. J. Göschen ist zu haben:

Andreä Dichtungen zur Beherzigung unsers Zeitalters. Mit einer Vorrede von J. G. Herder, 8. Schreibp. 16 Gr.

Der Verleger läßt hier einige Erzählungen daraus abdrucken.

Der Zweifel.

Wie gefährlich es ist, das noch Mängel zu finden, wo der grosse Haufe die höchste Vollkommenheit anstaunt, davon machte der Zweifel die traurige Erfahrung. Er hatte übrigens den Ruhm eines Mannes von Geist und Kenntnissen, und eines eifrigen Verehrers der Gottheit. Unbescholten war sein Karakter, und ausgezeichnet seine Bescheidenheit. Nur bey Dingen, die er nicht hinlänglich einsah, war er — bedenklicher als er vielleicht sollte. Er lebte im Gebieth der Theologie; aber da war ihm so man=

cher Widerspruch zwischen Lehre und That unerklärbar. Nicht lang! und er ward als Ketzer und Religionsspötter in den Bann gethan. — Von hier nahm er seine Zuflucht zu den Staatsmännern; doch kaum daß er Miene machte sich der Decke der politischen Geheimnisse zu nähern, so schalt man ihn: Rebell! und es erfolgte die Landesverweisung. — Nun wandte er sich zu den Gelehrten. Sein scharfes Aug' entdeckte in den Systemen über Himmel und Erde und Menschen, Lücken und minder haltbare Theile. Noch hatte er sich nicht völlig darüber erklärt, und schon nöthigten ihn Folianten und Federmesser, in Sicherheit sich zu flüchten. Endlich wolt' er unter dem gemeinen Volke wohnen. Er fand die Sitten desselben zu rauh, die Einsichten zu dürftig. Fort mit dem Schwärmer! erschallt' es jetzt aus allen Hütten, und angeschlossen im Tollhaus! Dort sey er weise für sich, und plag' er nicht andere! So war der Biedermann von der gesammten Menschheit ausgestoßen.

Umsonst daß er betheuerte, weder dem Gewissen der Religionslehrer, noch der Ruhe des Staats, noch dem Genie der Litteratoren, noch den Bedürfnissen des Volks zu nah getreten zu seyn. Man hörte ihn gar nicht. Allgemein verdammt, berufte er sich, im Bewußtseyn der Unschuld, auf das Urtheil des Weltenrichters. Und nicht vergebens! Der Bothe der Gottheit — dem Leidenden so erwünscht als furchtbar dem Ueppigen, schon durch seinen Namen: Tod! — erhielt Befehl, den Dulder zu befreyen. Der Ewige verrieth ihm wo er gefehlt hätte, und Seligkeit ward sein Theil. In deren Genuß' erharrt er am Throne Gottes den Tag des grossen Gerichts. Dann wird der Allgerecht im Angesicht aller Völker seine Feinde ihn verklagen, und ihn sich vertheidigen lassen, und selbst jene rufen dann aus: Er war unschuldig! Seligkeit sey sein Lohn!

Die Mildthätigen.

Ehmals hatte die Mildthätigkeit den Gebrauch, einmal im Jahr ihren Freunden öffentlich den Segen zu ertheilen. Sie fand die Anzahl derer die Anspruch darauf machten immer stärker, und doch wurden die Klagen der Armen über Mangel immer lauter. Auch hatte sich die

Ach-

Achtung des Volks für diese Feyerlichkeit wo nicht verlohren, doch sehr gemindert. Das nächstemal also hielt sie vorher Musterung unter der lobbegierigen Menge. Da fand sie unter ihnen Leute, die an Seiltänzer, Taschenspieler, Goldmacher, Caffetiers und Maquereusen ihr Geld verschleudert hatten. Ihr verdient öffentlich beschämt zu werden, sprach sie voll Unwillens zu ihnen, doch ihr beschämt euch selbst; hinweg aber aus meinen Augen. Durch selbst gefälliges Lächeln und zudringliches Geschwätz machte sich ihr eine andere Gattung verdächtig. Sie hatten Vermögen an Maler und Virtuosen, Bildhauer und Baukünstler verschwendet, und zum Gewinn den Nahmen Dilettanten erhalten. Doppelte Thoren und doppelt Strafbare! war die unerwartete Anrede der Göttin an sie, ihr entehrt die Kunst und spottet meiner. Ihr nennt Almosen, was sie als Tribut heischen kann! was ihr drüber thatet, war Opfer für eure Eitelkeit — und für beydes soll ich euch danken? Das Weib hat keinen Geschmack! sagten die Dilettanten, trillerten die gestrige Opernarie, und giengen hinweg. Andre hatten Pfaffen gemästet, Rabulisten gefüttert, Reimer pensionirt, und Tagdiebe ernährt. Geht jenem Truppe dort nach, lautete der Bescheid den sie erhielten, und lernt von ihnen wenigstens Thoren von guten Ton seyn. Sie gähnten die eigensinnige Richterin an, und schlichen dahin. Nun war nur ein kleiner Haufe noch übrig, unter dem sich einige hagre Kopfhänger gar merklich auszeichneten. „Ja! fromme Stiftungen sind ein verdienstliches Werk“ keuchte der eine seinem Nachbar zu, und nun kannte die Milde ihre Leute. Es waren Wucherer, Advokaten und Financiers, ihr ganzes Leben hindurch Blutsauger der Armuth, die aber mit einem Fuße im Grabe, jetzt ihre Testamente gemacht hatten. Zwanzig Thaler etwa waren dem Hospitale bestimmt, und hundert zu einem neuen Altarbuch. Die Milde sprach sehr hart mit ihnen von gestohlnen Kapitalen und gottgeweihten Prozenten, und manches andre Wort der Gerechtigkeit. Die Heiligen mußten endlich weichen; sie appellirten an ihre Leichenpredigt. Und wir, sagten die übrigen, ihre vertrauten Lieblinge von langer Zeit her, wir kamen nicht, unser Lob zu hören, sondern unter der Menge von Zuschauern bey dieser Feyerlichkeit irgend einen Hülfsbedürftigen

tigen zu entdecken. Auch anderwärts können wir diese finden; laß deinen Segen nie wieder entweihen. Seitdem hat jener Gebrauch aufgehört.

No. 5.
Verzeichniß der neuesten optischen Instrumente, welche anjetzt nach den richtigsten Grundsätzen verfertiget worden, von Samuel Gottlieb Hofmann,

Universitätsoptico, und Ehrenmitglied der ökonom. Societät zu Leipzig.

1.) Die helle Kammer, oder eine neu inventirte Maschine, the true painter betittelt, worinnen man alle Gegenstände, als Portraits, Gemählde, Landschaften u. d. gl. völlig körperlich mit allen natürlichen Farben, Licht und Schatten, auf das vollkommenste nachzeichnen kann. Sie kann nicht nur bey hellen, sondern auch bey trüben Wetter, des Nachts in einem erleuchteten Zimmer, ja sogar beym Mondlichte, mit den größten Vergnügen gebraucht werden. Ausserdem kann sie noch zweymal als dunkle Kammer mit dem mattgeschliffenen Glase verändert werden. Es ist ein bequemes Stativ dabey. Die ganze Maschine kostet, nebst deutlicher Gebrauchsbeschreibung 3 bis 4 Louisd'or.

2.) Camerae obscurae portatiles, oder kleine, tragbare, dunkle Kammern, mit einer hellen und einer matten Glaßtafel, erstere zu Abzeichnung der Silhouetten auf ungeöhlten, und der Landschaften auf geöhlten Papiere, letztere aber, zu vollkommner Auszeichnung der Landschaften nach Licht und Schatten. Das Verfahren damit lehret eine deutliche Gebrauchsbeschreibung. Das Stück 6 bis 7 Rthlr.

3.) Eine kleine dunkle Kammer, das Auge vorstellend, zur Demonstration des Sehens, bey einem weitsichtigen und kurzsichtigen Auge. Das Stück 6 Rthlr.

4.) Eine grössere Gattung von dunkeln Kammern mit der matten Glaßtafel. Das Stück 10 Rthlr.

5.) Grosse

5.) Grosse pyramidalische Camerae obscurae, oder dunkle Kammern, zu Aufnehmung der Landschaften und aller Gegenstände, nach einer ganz besondern Art eingerichtet, daß man auch in einem Zimmer, Portraits, Statüen und andere Dinge mit ihren natürlichen Farben, Licht und Schatten, auf dem untern Reißbrete, der Natur vollkommen gemäß, aufs genaueste abzeichnen kann, sie können so bequem sichs thun lässet, zusammengelegt werden, daß sie nicht mehr Platz einnehmen, als das Reißbret breit und lang ist. Der Vorzug, den sie vor allen dergleichen bis jetzt gewöhnlichen haben, besteht darinnen, daß sie eines der besten ganz ofnen Objektive, und folglich volles Licht haben, mithin dürfen die Gegenstände nur ganz schwach beleuchtet seyn, da sie in der gewöhnlichen, bey der stärksten Beleuchtung, dennoch bey weiten nicht so helle und nett abgeschnitten dargestellt werden. Das Stück 13 Rthlr.

6.) Dollondische Taschenperspektive mit einem Auszuge, die ausgezogen noch nicht 5 pariser Zoll lang sind. Sie haben nebst dem dreyfachen Objektiv 3 Verschiedene Augengläser zum verändern, und stellen die Gegenstände mit der stärksten Vergrösserung 26mal näher dar, als sie dem bloßen Auge erschienen; sie thun auf diese Kürze die erstaunendste Wirkung, können auf der Erde bey den entlegendsten Gegenständen, auch am Himmel bey Betrachtung des Monds und der Trabanten des Jupiters, so gut, als ein ordinairer Tubus von 4 Fuß gebraucht werden. Sie haben ein sehr bequemes Stativgen, das man in der Tasche bey sich tragen kann; hierzu kömmt noch eine besondere Ocularröhre vor das Theater, oder zum Spaziergehen eingerichtet, die das größtmöglichste Feld fasset. Die beyden Ocularröhren sind anjetzt von Meßing verfertigt, und lassen sich in einem elastischen Ringe auf ein Haar vor jedes Auge stellen. Ein solches Perspektiv kostet dritthalb Louisd'or. Wenn aber die auswendige Röhre auch von Meßing und sauber polirt ist, so kostet es 13 Rthlr. 12 Gr.

7.) Dollondische Sehröhren, zwey Fuß vier Zoll lang ausgezogen, eben wie die Taschenperspektive in Meßing gefaßt, mit dem zusammengesetzten Objektive und einer vierglässrigen Okularröhre. Sie fassen ein sehr grosses Feld, stellen die entlegendsten Gegenstände sehr nahe und deutlich

dar,

dar, und thun eben die Wirkung: als ein reflectirend Spiegeltelescop, haben ein sehr bequemes Stativ, das man an einem Tisch, auf einem Stuhl, oder an den Fensterrahmen anschrauben kann. Ein solches Sehrohr kostet nebst Stativ siebentehalb Dukaten. Wenn es aber auch zu Betrachtung der Planeten mit zwey abwechselnden Okularröhren nebst Sonnenglaß eingerichtet ist, kostet es 4 Louisdor.

8. Ein kurzes Sternrohr zu Aufsuchung der Nebelsterne und Kometen. Dieses ist anjetzt das einzige in seiner Art; es ist vierzehntehalb Zoll lang, hat ein achromatisch Objektiv, und eine nach der Theorie des englischen Astronomen Flamsteed eingerichtete Okularröhre, es fasset auf einmal 6 Grad, und vergrössert acht zwey drittelmal. Wer bey einer dunkeln Sternnacht, besonders wenn kein Mondlicht ist, die Pracht des gestirnten Himmels durch ein solches Sternrohr betrachtet, der wird über die unendliche Menge von Sternen 6ter 7. 8. und 9ter Größe in Erstaunen gerathen. Ein solches Sternrohr kostet nebst sehr bequemen Stativ 12 Rthlr.

9.) Einfache Handlupen oder Taschenmicroscope, zu Betrachtung der Gräser, Blumen, Pflanzen, Erzstufen u. d. gl. sauber in Horn gefaßt, mit einer meßingenen Einsichtsplatte. Das Stück 2 Rthlr.

10.) Botanische Taschenmikroskope oder Doppellupen, die so eingerichtet sind, daß sie ein breites Unterglaß haben; damit man eine Blume oder einen grossen Käfer ganz übersehen kann, ein Vorzug, den andere nicht haben. Mit diesen 2 Gläsern kann man 3 verschiedene Vergrösserungen machen. Sie sind besonders bequem, die Wasserinsekten bey der Meerlinse, z. B. Die Noiden, Wasserflöhe, Traubenträger und die trembleyschen Armpolypen, vortreflich zu betrachten. Das Stück nebst Gebrauchsbeschreibung 3 Rthlr. 12 Gr.

11.) Ein bequemes und vollständiges Taschenmikroskop sauber von Meßing gearbeitet, womit man alle Beobachtungen. sowohl bey durchscheinenden als undurchscheinenden Objekten machen kann. Sie haben 3 verschiedene Mikroskopkapseln; die eine davon hat einen vortreflich weiß metallnen Hohlspiegel von einer ganz neuen und beständigen Maße, opake Körper damit zu beleuchten, als ob sie durchsichtig wären, es sind dabey Zängelchen, Spitze, schwarz und weißer Objektenträger. Die andre Kapsel hat

hat eine stark vergrössernde Linse, aber ohne Hohlspiegel zu durchscheinenden Objekten, und kann man damit eine Wanze, ein Floh und Wasserinsekten von eben derselben Größe auf einmal übersehen. Die Vergrösserung ist schon so stark, daß man die Zähne der Spinne, wie die Zähne einer Holzsäge damit sehen kann. Es ist ferner dabey ein Schieber mit einem Glaßtäfelchen zu trocknen und flüßigen Objekten; ein Schieber mit doppelten Glaßtäfelchen nach meiner Erfindung, dazwischen man kleine lebendige Insekten einsperren, die Eßigschlangen und andere sich schnell bewegende Wasserinsekten damit nach Belieben mehr oder weniger zusammenpressen kann, daß man in erstere die Eyerchen und die lebendigen Jungen, in letztern aber das Innere in ihren Körpern sehr genau beobachten kann; zu diesen letztern Beobachtungen wird die dritte Mikroskopkapsel mit No. 1. bezeichnet, gebraucht. Hierzu kommen noch 2 Schieber mit 12 präparirten Objekten. Alle Stücke liegen in einem saubern Etuit. Das ganze Mikroskop kostet nebst deutlicher Gebrauchsbeschreibung drittehalb Louisd'or.

12.) Microscopium compositum, gänzlich nach meiner Einrichtung und Erfindung. Selbige könne nach der ersten Art mit 6 Linsen 12mal verändert werden; es sind dabey 2 Dutzend Schieber mit 144 präparirten Objekten, und ein ganzer Schubkasten Apparat. Die Vorzüge desselben vor andern, auch sogar vor den neuesten englischen, findet man in dem hannöverischen Magazin des 1772sten Jahres, wo der in der Naturgeschichte berühmte Herr Pastor Göze weitläuftig davon gehandelt hat; ferner in des Herrn Prof. Zimmermanns zu Braunschweig herausgegebenen Harzreise, da es pag. 27. also heißt: Da ich nur 2 Meilen von Quedlinburg war, so nahm ich diese Gelegenheit inacht, einen schätzbaren Naturforscher, den Herrn Pastor Gözen zu besuchen. Es war mir sehr daran gelegen, sein Hofmannsches Mikroskop selbst zu sehen, und zur Ehre Deutschlands muß ich gestehen, daß es alle bisher bekannte Mikroskope z. B. Das Wilsonsche, Kuffsche, und selbst das neue variable Mikroskop des Adams an Deutlichkeit und Helligkeit, weit übertrift. Auch der Mechanismus ist vorzüglich, daß man bey vorfallender Gelegenheit, ohne vieles Schrauben sogleich die Linsen verändern kann. Wie sehr muß jeder Patriot ein Werkzeug empfehlen, welches so vorzüglich ist, und wofür der Ausländer so viel Geld dem deutschen Künst-

ler

ler der ihn wenigstens diesmal hinter sich zurücke läßt, entzieht. Ich könnte noch mehrere Stellen aus den Schriften der größten Naturfurscher anführen, die meines Mikroskops rühmlichst Erwähnung thun. Diese Mikroskope sind wegen der vielen mechanischen Auslage selten zum Verkauf fertig, sondern werden auf Pränumeration der Hälfte des Preises gefertigt, von dem Tage der Bestellung an, bis nach Verlauf 6 Wochen kann jedesmal ein Stück geliefert werden. Der Preiß eines solchen Mikroskops ist 10 Louisd'or. Kommen aber die neuen Zusätze hinzu, daß es alsdenn 16mal in der Vergrösserung verändert werden kann, so kostet es 12 Louisd'or. Und wenn endlich drey Dutzend Schieber, drittehalb Dutzend mit 180 wohl ausgesuchten Objekten, und ein halb Dutzend leer gelassene, um selbst beliebige Objekte einlegen zu können, dabey sind, die alle wirkliche Concavconvexe Gläßchen haben, nebst noch einer Linsenkapsel No. O, so kostet es 14 Louisd'or.

13.) Solarmikroskope nach der neuesten und bequemsten Einrichtung, daß man das Mikroskop sowohl an den Fensterladen eines verfinsterten Zimmers anschrauben, als auch auf eine dazu verfertigte Cameram obscuram pyramidalem applicieren kann. Das Regierwerk des Spiegels ist von Meßing, und so bequem eingerichtet, daß dieser Mechanismus noch bey keinem andern anzutreffen. Es sind dabey 8 Stück Schieber mit 40 Objekten, ein Schieber zu trocknen Staubarten, und ein Preßschieber. Die Gegenstände lassen sich in einem verfinsterten Zimmer weit mehr vergrössern als in der pyramidalischen Camera obscura, denn man kann in einem Zimmer, dessen Länge 16 Fuß beträgt, den Floh in der Größe eines Elephanten darstellen. Ausser dem Gebrauch des Sonnenmikroskops kann man die Cameram obscuram zu Aufnehmung und Abzeichnung der Landschaften gebrauchen. Es ist dabey eine deutliche Gebrauchsbeschreibung. Ein dergleichen Mikroskop kostet mit der Camera obscura 8 Louisd'or.

14.) Alle Arten von Augengläsern: a) Einfache Lorgnetten oder Ferngläser vor diejenigen, die sehr gut in der Nähe, aber in der Ferne wenig oder gar nichts erkennen können, diese dürfen mir nur die Entfernung der klärsten Schrift vom Auge an mit einem Faden gemessen senden, in der sie die Schrift noch mit blossem Auge ungezwungen lesen können. Eine Lorgnette, sauber in Horn gefaßt, dessen

Glaßes-

Glases Entfernung von 8 bis 30 Zoll ist, kostet 1 Rthlr., unter 8 Zoll aber 1 Rthlr. 8 Gr. 1 Rthlr. 16 Gr. bis 2 Rthlr.

b) Doppellorgnetten, wodurch man mit beyden Augen zugleich siehet, von denen man den Vortheil hat, daß man viel deutlicher als mit einem Auge siehet, und auch ein Auge so gut als das andere bleibt, welches sonst gemeiniglich fehlerhaft wird. Da auch bey vielen Personen sich der Fall ereignet, daß ein Auge weiter als das andere siehet, so darf nur jedes Auges Entfernung von der Schrift mit einen Faden genau gemessen, und beym Uebersenden gemeldet werden, welcher Abstand vor das Rechte, und welcher vor das Linke gilt, so werden nach diesen Distanzen Gläser verfertigt, wodurch beyde Augen ein Objekt gleich groß sehen, und wenn man eine solche Lorgnette eine geraume Zeit gebraucht hat, so lerren beyde Augen auch ohne Glas gleich weit sehen. Eine solche Doppellorgnette kostet 2 Rthlr. 20 Gr. 3 Rthlr. 12 Gr. bis 4 Rthlr., nachdem die Gläser sehr tief hohl sind.

15.) Conservationsbrillen für diejenigen, die in die Ferne sehr gut, in die Nähe aber beym Lesen und Schreiben nicht deutlich sehen können, und bey denen das Auge besonders des Abends ermüdet wird; diese sind so eingerichtet, daß das Auge nicht mehr Lichtstrahlen empfängt, als zum deutlich sehen nöthig ist. Diejenigen, so dergleichen verlangen, nehmen ein Blatt mit mitteln Druck, halten es so weit vom Auge ab, bis in die Entfernung, in der sie am bequemsten zu lesen wünschen, siehet nun das Auge sehr weit in die Ferne, so wird ihnen die Schrift in der begehrten Entfernung scheinen unter einander zu laufen, und folglich undeutlich werden; sie lassen demnach einen andern den Abstand vom Auge bis dahin mit einem Faden genau messen, und senden mir das Maaß zu.

Eine Brille in Horn gefaßt ohne Ohrklappen, in einem saubern Futteral, kostet 1 Rthlr. 16 Gr.

Eine in Stahl gefaßt mit Ohrklappen und saubern Futteral 2 Rthlr.

Eine mit Ohrklappen in Horn gefaßt und saubern Futteral 2 Rthlr. 20 Gr.

16.) Doppellorgnetten mit erhabnen Gläsern vor diejenigen, die in Gesellschaft keine Brille brauchen wollen, und dennoch ohne dieselbe klare Schrift nicht lesen können, diese

diese sind vor den breiten Lesegläsern sehr vorzüglich, denn da sie ganz nahe zum Auge gehalten werden, so siehet 1.) jedes Auge genau durch das Mittel des Glases, bey den Lesegläsern aber sieht das Auge nur auf ein Randstücke des Glases. 2.) Bleibt der Abstand des Auges von der Schrift in beständiger gleichen Entfernung, da beym Lesegläsern der Abstand durch das Niedersinken und Erheben der Hand sich beständig ändert, mithin wird die Schrift bald kleiner, bald grösser, je nachdem man das Glas der Schrift näher bringt, oder davon entfernt, dadurch aber wird das Auge sehr irre gemacht und verdorben. Eine solche Doppellorgnette kostet 2 Rthlr. 20 Gr. bis 3 Rthlr. 8 Gr.

17.) Burbaumene Holzschieber vor das Mikroskopium kompositum, mit und ohne Objekten, da in jeden Schieber 6 Objekte befindlich sind, diese liegen entweder zwischen moskowitischen Marienglas, oder zwischen würklich hohl erhabnen Gläschen. Ein Schieber ohne Objekte erster Art kostet 6 Gr., mit Objekten aber 8 Gr.

Ein Schieber ohne Objekte 2ter Art kostet 9 Gr. mit Objekten aber 12 Gr.

18.) Ein Preßschieber zum Microscopio composito von Burbaumholz mit 4 Glasplatten, kostet 1 Rthlr.

19.) Ein Preßschieber von Meßing, mit Federn und Stellschrauben, und besonders zugerichteten Unterplatte, kostet nebst saubern Futteral 4 Rthlr.

20.) Oekonomische Mikroskope, zu Untersuchung der Leinwand und seidnen Waaren, in Absicht auf die Feinheit des Gewebes. Das Stück 2 Rthlr.

21.) Jagdlorgnetten, mit einem meßingnen Biegel unter den Hut zu stecken, nach einer ganz neuen Einrichtung mit drey verschiedenen Wendungen des Glases, daß es ganz genau nach dem Augenwinkel gerichtet werden kann, mit einem saubern Futteral. Das Stück 1 Dukaten.

22.) Breite, hohlgeschliffne Gläser drey und ein viertel Zoll breit, von einer sehr reinen und weißlichen Glasmasse, Landschaften, Portraits und andre Sachen dadurch en miniature zu zeichnen. Das Stück nebst saubern Futteral 5 Rthlr.

Wer ein Sehrohr von Rambden hat, das 2 bis 3 Fuß lang ist, aber nur bloß vor die Erde eingerichtet, und ver-

verlangt selbiges auch bey den Planeten brauchen zu können, der kann es bey mir mit zwey verschiedenen Okularröhren so eingerichtet erhalten, daß er es bey Sonnen- und Mondfinsternissen, bey Bedeckungen der Fixsterne vom Monde, bey dem Aus- und Eintritt der Jupitersmonden aus und in dem Schatten, beym Ringe Saturnus, beym Streifen im Jupiter, beym neuen Planeten Uranus, bey den abwechselnden Gestalten der Venus, und bey den übrigen Planeten mit der größten Zuverläßigkeit brauchen kann. Der Preiß soll so billig als möglich seyn.

No. 6.

In der Erbsteinischen Buchhandlung in Meissen ist die auf Pränumeration angekündigte Nelkentheorie oder einer in systematischer Ordnung nach der Natur gemalten Nelkentabelle mit 22 Nelkenblättern, nebst einer Beylage in einen Brief über die Nelke nunmehro fertig geworden, und selbige ausser den mehresten Buchhandlungen auch in Leipzig in der berühmten Breitkopfischen Buchhandlung, wie auch in dem Churfürstl. Sächßl. Intelligenzcomtoir und Zeitungsexpedition, und in Dreßden im privil. Adreßcomtoir zu bekommen. Der Preiß dieser Theorie ist nunmehro nach Verlauf des Pränumerationtermins 1 Rthlr. 12 Gr. Ferner sind in eben der Handlung folgende neue Bücher herausgekommen: 1.) Abhandlung vom Hopfenbau, 8. Meißen 787. 4 Gr. 2.) Prinz von Rassales, aus dem Engl. 8. Meiß. 787. 14 Gr. 3.) Erbstein, M. J. C. Versuch über die Frage: Ob unser Erlöser habe sündigen können? 8. Meißen 787. 4 Gr.

No. 7.

In der neuen akademischen Buchhandlung in Marburg wird nächste Herbstmesse 1787 neu fertig:

Blane, über die Krankheiten der brittischen Flotte in Westindien, während den Jahren 1780 — 83, aus dem Englischen, gr. 8.

Daum, Henr. von denen Hornklüften der Pferde und deren Heilung, 8.

Jacobs, J. B., praktischer Unterricht der Entbindungskunst, über-

übersetzt von J. D. Busch, mit 22 Kupfertafeln aus dem Französischen, gr. 8.

Kopp, U. F., Beytrag zur Geschichte der Salzwerke zu Allendorf an der Werra, 4.

Ledderhose, C. G., kleine Schriften, aus dem deutschen Staats- und Fürstenrecht, 2ter Band, gr. 8.

Lucina, oder Magazin der Geburtshelfer, 1stes Stück, herausgegeben von J. Dav. Busch, 8.

Müller, D. J. Val. praktisches Handbuch der medizinischen Galanteriekrankheiten, zum Gebrauch der Aerzte und Wundärzte mit denen nöthigen Recepten, 8.

Tiedemann, Dietr. Disputatio de quaestione quae fuerit artium magicarum origo, 4. maj.

No. 8.

Nachstehende Verlagsartikel der Fürstl. Waysenhausbuchhandlung zu Braunschweig werden von jetzt bis zum Ablauf der diesjährigen leipziger Michaelismesse um beygefügte herabgesetzte Preise gegen baare Bezahlung verkauft. 1787.

Belidors (des Herrn) vermischte Werke über die Befestigungskunst und Artillerie, nebst einer angehängten Fortifikations- und Artilleriebibliothek. Herausgegeben von D. A. Schneller, m. Kupf. gr. 8. Braunschweig, 1769. 1 Thl. 12 Gr. Jetziger Preis 20 Gr.

Bell (Wilh.) Untersuchung der göttlichen Sendungen Johannis des Täufers und Jesu Christi. Aus dem Engl. übersetzt. Mit Anmerkungen und einem Anhange von H. P. C. Henke, gr. 8. 1779. 20 Gr. — 12 Gr.

Beyträge (neue Bremische) zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, neue Auflage in 2 Bänden, 8. 1768. 2 Thl. — 1 Thl.

Breithaupts (J. W. W.) heilige Reden über die gewöhnlichen Evangelia der Sonntage und vornehmsten Feste des ganzen Jahrs, 3 Bände, gr. 8. 1779-1781. 4 Thl. — 2 Thl. 12 Gr.

Calvörs (Hennig) historisch-chronologische Nachricht und theoretische und praktische Beschreibung des Maschinenwesens

wesens bey dem Bergbau, 2 Theile mit vielen Kupfern. Fol. 1764. 5 Thl. — 3 Thl.

Calvörs (Hennig) historische Nachricht von dem Unter- und gesammten Oberharzischen Bergwerken. Fol. 1765. 1 Thl. 12 Gr. — 1 Thl.

Spanisches Theater, aus dem Franz. übersetzt, 3 Bände, gr. 8. 1770. 1771. 1 Thl. 18 Gr. — 1 Thl.

Fleischers (Fr. Gottl.) Sammlung einiger Menuetten und Polonoisen, nebst einigen andern Stücken für das Klavier, neue Auflage, gr. 4. 1769. 1 Thl. 8 Gr. — 20 Gr.

Gaillards (des Herrn) Geschichte Franz des Ersten, Königs in Frankreich, aus dem Franz. 4 Theile, gr. 8. 1767—1769. 4 Thl. 8 Gr. — 2 Thl. 12 Gr.

Gellerts (C. F.) Orakel, eine Operette, von F. G. Fleischer komponirt, gr. 4. 1771. 1 Thl. 16 Gr. — 1 Thl.

Geschichte des Fräuleins von Birkensee und des Herrn Baron von Linz in Briefen, 2 Theile, 8. 1782. 1 Thl. 12 Gr. — 1 Thl.

Gräfens (J. F.) funfzig Psalmen, geistliche Oden und Lieder zur Privat- und öffentlichen Andacht, in Melodien mit Instrumenten, gr. 4. 1760. 1 Thl. 16 Gr. — 1 Thl.

Knittel (Fr. Ant.) Ulphilae versio gothica nonnullor. capitum epist. Pauli ad Rom. e litura codicis cujusdam mspti. rescripti Augusta, quae Guelferbuti floret, bibliothecae eruta, cum fig. med. 4. 1762. 3 Thl. — 2 Thl.

Leßings (G. E.) Berengarius Turonensis: oder Anzeige eines sehr wichtigen Manuskripts von diesem Scholastiker, welches in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel befindlich, und bisher völlig unbekannt geblieben ist, 4. 1770. 16 Gr. — 8 Gr.

Neuenhahns (C. L.) vermischte Bibliothek, oder Auszüge aus verschiedenen zur Arzeneygelahrtheit, Chemie, Naturkunde, Oekonomie, zu Manufakturen und Künsten gehörigen akademischen Streitschriften und andern Abhandlungen, 2 Theile, gr. 8. 1768. 1 Thl. — 16 Gr.

No. 9.

Folgende Verlagsbücher sind bey Georg Adam Keyser, Universitätsbuchhändler in Erfurt, in der Ostermesse 1787 herausgekommen:

Bellermann, M. J. J. Handbuch der biblischen Litteratur, enthaltend: 1.) biblische Archäologie, 2.) Geographie, 3.) Chronologie, 4.) Genealogie, 5.) Geschichte, 6.) Naturlehre und Naturgeschichte, 7.) Mythologie und Götzengeschichte, 8.) Alterthümer, 9.) Kunstgeschichte, 10.) Nachrichten von den biblischen Schriftstellern. Erster Theil, 8. 10 Gr.

(Biedermann) die magische oder unsichtbare Leyer, eine modernisirte Erzählung aus der Hexen = Zauber = und Gespensterzeit, 8. 2 Gr.

Buchwald, Madame de, par Carl de Dalberg, 8. 2 Gr.

Donndorf, J. A. Anti = Pandora, oder angenehme und nützliche Unterhaltungen, ein Lesebuch zur Tilgung des Aberglaubens und Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse, aus allen Theilen der Wissenschaften, 2ter Theil, 8. 1 Thl. 6 Gr.

Geschichten, die ältesten, der Bibel, für Kinder, in Erzählungen an Feyerabenden, 2ter Theil, welcher die Geschichte der jüdischen Nation, von Moses bis auf Christum, enthält, 8. 10 Gr.

Hellbach, J. Ch. Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für Rechtsgelehrte, mit kurzer, zweckmäßiger Kritik und Ladenpreisen, 1ster Theil, gr. 8. 14 Gr.

Herel, I. F. über einige in der Gegend von Erfurt gefundene Alterthümer, mit historischen und kritischen Erläuterungen. Mit 1 Kupfertafel, gr. 4. 5 Gr.

Kindermährchen, aus mündlichen Erzählungen gesammlet, 8. 8 Gr.

Konvent, das räsonnirende, eine gemeinnützige ökonomisch = moralisch = politische Schrift für den Bürger und Landmann, in Gesprächen auf d. J. 1786. letztes und 1787. 1stes Quartal, 8. 12 Gr.

Meusel, J. G. Miscellaneen, artistischen Inhalts, 30ster Heft, gr. 8. 4 Gr.

Pickel, Ign. von einem Secunden - Perpendikel einer astro-

nomischen Uhr, dessen Länge von der Wärme oder Kälte keine Veränderung leidet. Mit 1 Kupfer, gr. 4. 6 Gr.

Remmler, I. C. W. chemische Untersuchung der Tamarindensäure, nebst dem Verhalten derselben gegen einige andere Körper, gr. 4. 3 Gr.

Romé de l'Jsle Observations sur les rapports, qui paroissent exister entre la mine dite cristaux d'etain & les cristaux de fer octäedres, gr. 4. 2 Gr.

Schwabens, D. E. Anweisung zu den Pflichten und Geschäften eines Stadt- oder Landphysikus, mit einer Vorrede vom Herrrn Hofrath Gruner, 2ter Theil, 8. 16 Gr.

Uhuhu, oder Hexen- Gespenster- Schatzgräber- und Erscheinungsgeschichten, 4tes Packt, 8. 7 Gr.

Wahl, M. F. S. G. Versuch einer allgemeinen Geschichte der Litteratur, zur Grundlage bey Vorlesungen, zum Schulgebrauch und zum Selbstunterricht, 1ster Theil, gr. 8. 12 Gr.

— A. C. M. Bibel und Natur, in öffentlichen Kanzelvorträgen, 3ter Theil, 8. 9 Gr.

Werner, J. E. ökonomisch- praktischer Katechismus des Kleebaues, oder gemein verständlicher und gründlicher Unterricht, wie die drey vornehmsten Futterkräuter, der spanische und Luzernklee nebst der Esparsette, auf die vortheilhafteste Art anzubauen, im Sommer und Winter zu behandeln, und zum Flor der Landwirthschaft zu verwenden, nach den Grundsätzen der Herren G. R. Schubart von Kleefeldt, A. R. Riem und anderer bewährten Oekonomen, in unterhaltenden Gesprächen abgefaßt. 8. 6 Gr.

Zeitungen, Erfurtische gelehrte, auf das Jahr 1787. kl. 4. 2 Thl.

No. 10.

Es sind zeither mancherley vortrefliche Anweisungen zu einer vernünftigen Erziehung geschrieben worden, die zwar viel Gutes wirkten, aber doch noch lange nicht soviel, als man von ihrer Vortreflichkeit hätte vermuthen sollen; indem der größere Theil der Eltern und Lehrer doch noch immer die alten Erziehungsfehler beybehält. Die Ursache davon ist vielleicht, weil vielen der Sinn für einen ernsthaften Vortrag fehlt, vielleicht auch, weil die mehresten

eine Abneigung gegen alles haben, was Regel und Vorschrift heißt.

Da ich also sahe, daß die Anweisungen zu einer vernünftigen Erziehung so wenig Eingang fanden, so glaubte ich, eine Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung würde ihr Glück sicherer machen. Ich schrieb sie unter dem Titel: **Anweisung zu einer zwar nicht vernünftigen, aber doch modischen Erziehung der Kinder**, und hatte das Vergnügen zu sehen, daß sie in vielen Familien ihre Absicht erreichte. In vielen Häusern, wie ich von sicherer Hand weis, wo weder Predigten noch Erziehungsschriften etwas wirkten, schlug dieses Buch durch.

Es enthält eigentlich Regeln, wie man es anfangen müsse, wenn man Kinder an Leib und Seele verderben will, die aus dem, was täglich im gemeinen Leben geschieht, abstrahiret, und allemal mit Exempeln erläutert sind. z. E. **Mittel, sich bey den Kindern verhaßt zu machen.** Erste Regel: **Man darf ihnen nur Unrecht thun, so wird Haß und Zorn gar bald erfolgen.** Dann einige Geschichte, die die Regel erläutern. Zwote Regel: **Bemühe dich, dein Kind auf die Fehler deines Ehegatten aufmerksam zu machen.** Dritte Regel: **Sey bey den Liebkosungen deiner Kinder unempfindlich, und nimm an ihren Freuden keinen Theil.** Vierte Regel: **Versage deinen Kindern unschuldige Ergötzlichkeiten.** Fünfte Regel: **Mache deine Kinder gegen andere lächerlich** rc.

So werden auf ähnliche Art Anweisungen gegeben, Kindern Haß gegen andere einzuflößen, sie neidisch, geizig, abergläubisch zu machen, ihnen das Lügen, Verläumden, den Ungehorsam und Starrsinn, kurz alle Untugenden zu lehren, sie auch überdies dumm, ungesund zu machen, und in der Blüte ihrer Jahre zu tödten.

Da nun die erste Auflage von diesem Buche vergriffen ist, so wird es der Buchhändler Herr Keyser in Erfurt als Verleger von neuem herausgeben, ich aber werde es nochmals durchsehen, verbessern, beträchtliche Zusätze dazu machen, und ihm den kürzern Titel geben: **Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung.**

Das Amt eines Predigers, das ich sonst bekleidete, und das mir Gelegenheit verschafte, in das Innerste der Fa-

Familien zu sehen, hat mir zugleich dazu gedient, die mehresten pädagogischen Vorurtheile, die jetzo im Schwange gehen, kennen zu lernen. Da diese nun in diesem Buche lebhaft geschildert sind, und ihre Schädlichkeit recht sinnlich gemacht ist, so glaube ich, daß es noch ferner mit Nutzen kann empfohlen und gelesen werden.

Der Nachdruck der davon herausgekommen ist, wird durch diese neue Ausgabe, die so viele Zusätze und Berichtigungen erhält, ganz überflüßig gemacht werden.

Schnepfenthal im Julius 1787.

Salzmann.

No. 11.

Da es so vieler Anleitungen zur Orthographie ungeachtet bisher immer noch an einem ausführlichen Werke dieser Art gemangelt hat, worin die wahren Gründe unserer gewöhnlichen Orthographie allen ihren einzelnen Theilen nach mit der gehörigen Umständlichkeit entwickelt und ausgeführet werden: so hat sich der nunmehrige Churfürstl. Sächß. Hofrath und Oberbibliothekar zu Dresden, Hr. Adelung, entschlossen, ein solches Werk in unserm Verlage auszuarbeiten, welches in der bevorstehenden Michaelismesse gewiß erscheinen wird. Es wird aus 2 Theilen in 8, jeder von etwa einem Alphabete erscheinen, wovon der erste die systematische Anweisung selbst, der zweyte aber ein auf dieselbe gegründetes kleines, orthographisches Wörterbuch enthalten wird. Um dieses letztere desto gemeinnütziger zu machen, so ist es nicht allein auf die Orthographie, sondern auch mit auf die Aussprache, Biegung und Ableitung eingerichtet, so daß die vornehmsten Stammwörter nach ihrer besten Aussprache und Orthographie mit Bezeichnung der Deklination, Konjugation und übrigen Biegung und ihren vornehmsten Ableitungen darin aufgeführet werden.

Leipzig, den 1. Aug. 1787.

Weygandsche Buchhandlung.

Herr Professer Sprengel in Halle wird noch in diesem Jahr von dem kürzlich mit großen Beyfall in England her-

ausgekommenen: Transactions in *India* from the Commencement of the French war in 1756 to the Conclusion of the late Peace. 8. eine deutsche Uebersetzung in unserm Verlage besorgen, die die Arbeit eines seiner geschickten Freunde ist, und die er gehörig berichtigen und mit einer interessanten Vorrede und einem neuen von ihm ausgearbeiteten Abschnitt, über die neuesten Veränderungen der englischen ostindischen Gesellschaft mit Hastings Prozeß begleiten wird. Das Original ist wirklich zur Zeit noch das einzige und beste Buch über Ostindien, welches die neuesten und wichtigsten dortigen Veränderungen in einem Bande und in einer zweckmäßigen aber gehörigen Kürze behandelt.

Weygandsche Buchhandlung.

Tableau general de l'empire *Ottoman* par Mr. de *Muradgea d'Osson* Secretaire de S. M. le Roi de Suede & cidevant son Charge d'Affaires à la Cour de Constantinople, 6 tomes, Fol. Paris ches Didot, das mit größter typographischer Pracht zu Paris hintereinander herauskommen, und an 900 Livres kosten wird, und sowohl eine accurate Statistik der gesamten türkischen Länder liefert, als sich auch mit den andern sittlichen und innern Details abgiebt, wird vom Herrn Bibliothekar Reichard zu Gotha in einen gedrängten deutschen Auszug gebracht, und in unserm Verlag in zwey, höchstens drey kleinen Bänden heraus kommen. Der sel. Biörnstahl machte in dem ersten seiner Briefe aus der Türkey schon Europa auf dieses Werk aufmerksam, wo man eine nähere Nachricht davon findet. Es ist um desto schätzbarer, weil die Geschichte ganz nach den besten türkischen Quellen gearbeitet ist, und es eine ansehnliche Lücke in der Weltgeschichte ausfüllen soll, darüber bisher noch gar nichts Zuverläßiges und Ganzes ist geliefert worden. Alles, was die Religion der Nation angeht, wird ganz weggelassen, weil schon so vieles darüber geschrieben ist, und wir den Koran selbst deutsch besitzen. Nur die singulairsten Eigenheiten einiger Sekten und religiösen Orden sollen angeführt werden. Sobald 4 Folianten davon erschienen sind, davon die 2 ersten nach der Ankündigung bloß Religion enthalten, und nächstens erwartet werden,

so

so wird der Anfang unsers Auszugs folgen, und mit der Fortsetzung auch nicht gesäumet werden. Der Herr Herausgeber wird diese vorzüglich in seinem Auszuge zum Gegenstand machen, und daher hoffen wir um so mehr, die gütige Unterstützung des deutschen Publikums hiebey zu erhalten.

Herr Cassas, der seit 1785 bis jetzt eine ausserordentlich interessante Reise nach Griechenland, Palästina und Egypten gemacht und geendigt hat, und von dem in Nro. 4. und 6. d. J. der Cahiers de lecture Briefe befindlich sind, läßt anjetzt seine Reisebeschreibung in Paris drucken, die voller neuen sehr wichtigen Bemerkungen ist. Die Weygandsche Buchhandlung wird mit gnädigster Freyheit eine richtige und zweckmäßige deutsche Ausgabe veranstalten, und deren Erscheinung ohne Uebereilung eifrig bewerkstelligen.

Von dem in diesem Jahre zu Paris herausgekommenen und mit vielem Beyfall aufgenommenen Tableau des Variétés de la Vie humaine, avec les Avantages et Desavantages de chaque Constitution; et des Avis trés importans aux Peres & aux Meres sur la Sante de leurs Enfans, de l'un & de l'autre Sexe, sur tout à l'age de Puberté, par M. G. Daignan, Docteur & Medicin ordinaire du Roi & Consultant des Camps des Armées & des Hopitaux de Sa Majesté 2 parties, wird nächstens von einem bereits rühmlichst bekannten Arzte in unserm Verlag eine fleißige und mit nöthigen Zusätzen versehene Uebersetzung unter dem Titel: Gesundheitslehre in Beziehung auf das kindliche und jugendliche Alter. Ein Beytrag zur medizinischen Erziehungskunde aus dem Französischen des Herrn Daignan rc. mit Chursächs. gnädigster Freyheit herauskommen, und wird schon daran gearbeitet.

Weygandsche Buchhandlung.

No. 12.

No. 12.

Von dem mit allgemeinen Beyfall aufgenommenen Buch: Les Loisirs d'un Ministre &c. ist bey Friedrich Severin eine gute Uebersetzung, mit gnädigster Freyheit, unter folgendem Titel erschienen:

Nebenstunden eines Staatsmannes; oder Versuche im Geschmack des Montagne. Aus dem Französischen von K. H. Zwey Theile, gr. 8. 1787. 12 Gr.

Das Original hat einen bekannten grossen Minister zum Verfasser. Es ist mit Freymüthigkeit geschrieben, und man findet darin viele wichtige, noch nie gedruckte historische Aufsätze, Anecdoten und Characterzüge von Regenten, Staatsmännern und Gelehrten alter und neuer Zeit. Es ist auch in der Jenaischen Litteratur-Zeitung bestens empfohlen worden.

No. 13.

Von folgenden beyden, ohnlängst in Paris erschienenen wichtigen Werken werden nächstens deutsche Uebersetzungen mit churfürstl. sächß. Privil. erscheinen:

1) De l'électricité du corps humain dans l'état de santé et de maladie, par Ms. l'Abbé Bertholon. To. I. et II. Paris 1786. 8. c. f. aeneis.

2) Lettres sur quelques parties de la Suisse, addressées à la Reine de la Grande-Bretagne, par I. A. de Luc, Citoyen de Genève, à Paris 1787. 8.

Die Uebersetzungen sind von einem der Sache kundigen Gelehrten, welcher auch beym ersten Werke die neuesten Versuche deutscher Aerzte über die Wirksamkeit der electrischen Materie in verschiedenen Krankheiten, und seine eignen Erfahrungen hierüber beybringen wird, so daß dieses Buch in dieser Materie gewiß das vollständigste werden wird. Die sechs dabey befindlichen Kupfertafeln werden von einem geschickten Künstler sauber gestochen werden.

No. 14.

No. 14.

Von dem im April vorigen Jahres von den Buchhändlern Joseph Rusconi, Sohn und Stöhr in Petersburg durch ein ausführliches Avertissement angekündigtem Militärischen Handbuch, enthaltend im Zusammenhange und nöthiger Kürze alles, was einem Officier in Friedens- und Kriegszeiten zu wissen nöthig ist; Herausgegeben von F. W. v. Bessel, ist des 1sten Theils erster und zweyter Band erschienen. Der Hauptinhalt dieser beyden Bände ist folgender:

1. Theils 1. Band. Von der Stärke, dem Exerzieren, den Evolutionen und Manoeuvres der Infanterie.

Erstes Kapitel. Von der Stärke, Formierung und Rangierung eines Regiments, Bataillons und Kompagnie.
Zweytes Kapitel. Von dem Kommando und den allgemeinen Grundsätzen bey dem Exerzieren.
Drittes und Viertes Kapitel. Wie und auf was Art zu Exerzieren.
Fünftes Kapitel. Von dem Marschieren.
Sechstes Kapitel. Verschiedene Arten des Auf- und Abmarsches.
Siebentes Kapitel. Von den Schwenkungen.
Achtes Kapitel. Von den Manoeuvres.

1. Theils 2. Band. (Dieser wird erst in der Michaelismesse ausgegeben.) **Von der Stärke, dem Exerzieren, den Evolutionen und Manoeuvres der Kavallerie.**

Erstes Kapitel. Von der Stärke und Formierung eines Regiments, Esquadrons und Kompagnie.
Zweytes Kapitel. Von dem Kommandieren, der Ordnung und dem Exerzieren.
Drittes Kapitel. Vom Ab- und Aufsitzen; ingleichen von Formierung der Esquadron, rc.
Viertes Kapitel. Von der Richtung, Distanz, Wendung und Schwenkung.

Fünftes

Fünftes Kapitel. Vom Flanquieren und den Marsch-Evolutionen.
Sechstes Kapitel. Von den Manoeuvren.
Siebentes Kapitel. Beobachtungen bey verschiedenen Feldexpeditionen.
Achtes Kapitel. Beobachtungen über Kenntniß, Pflege und Fütterung der Pferde ꝛc.

Es würde zu viel Raum erfodern, wenn man auch den Inhalt der Abschnitte hier abdrucken wolte.

Es sollen noch 4 Bände und ein Supplementband so bald als möglich nachfolgen. — Auf das ganze Werk können die Liebhaber noch bey den Verlegern in Petersburg, 9 Rubel und bey Friedrich Severin in Weißenfels drey holländische Ducaten pränumeriren. Sobald das Werk ganz fertig ist, ist der Preiß in Rußland zwölf Rubel, und in Deutschland vier Ducaten holländisch. — Man kann dies Werk auch Band- oder Theilweise in allen angesehenen Buchhandlungen Deutschlands haben.

No. 15.

Bey Joseph Rusconi, Sohn und Stöhr in Petersburg ist herausgekommen: Kurze Beschreibung der in Rußisch-Kaiserl. Carelien befindlichen Marmor- und andern Steinbrüchen, Berg- und Steinarten, von Alopäus, Präpositus und Pastor zu Sordawala 8. 1787. — Die Liebhaber können dies Werk in allen berühmten Buchhandlungen bekommen.

No. 16.

Von der mit so vielen Beyfall aufgenommenen Voîage philosophique d'Angleterre, welche sich durch neuere und interessantere Bemerkungen von allen bisherigen Reisebeobachtungen über dieses Land auszeichnet, wird nächstens unter dem Titel: Briefe eines aufmerksamen Beobachters über England, eine Uebersetzung mit allergnädigster chursächßl. Freyheit erscheinen.

No. 17.

No. 17.

In der Frommanschen Buchhandlung sind nebst mehrern folgende Verlagsbücher zu haben:

von Benekendorf, Hrn. Präsident, kleine ökonomische Reisen, worinn hauptsächlich verschiedene für die Landwirthschaft nützliche Anmerkungen, zugleich aber auch von allen Arten der Landeseinrichtungen und mancherley Familienumständen zuverläßige Nachrichten enthalten sind, 2 Bände, gr. 8. 1785. 86. 2 Rthl. 20 Gr.

Campe, I. A. Robinson secundus tironum causa latine vertit et indicem latinitatis adjiciendum curavit P. I. Lieberkühn, 8. maj. 1785. 20 Gr.

— in Anzahl für Schulen 16 Gr.

Conrads, C. L. Andachtsbuch zum täglichen Gebrauch gutgesinnter Christen, 2te sehr vermehrte und verbesserte Auflage, gr. 8. 1784. 16 Gr.

— — Erweckungen zur häußlichen Frömmigkeit in einigen kurzen Betrachtungen, nebst einer Sammlung von Schriftstellen, welche Belehrungen zur häußlichen Frömmigkeit enthalten, 8. 1776. 14 Gr.

Heyms, M. J. G. vollständige Sammlung von Predigten für christliche Landleute, über alle Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres, 4te vermehrte und verbesserte Auflage, 4. 1785. 1 Rthl. 6 Gr.

— — Gesangbuch für evangelische Christen, besonders für Landleute, in welchem 689, theils alte, theils neue Lieder enthalten sind, nebst einer Sammlung von Gebeten, 8. 1777. 14 Gr.

— — neue Sammlung von Predigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres über selbsterwählte Texte, 2 Theile, gr. 8. 1781. 2 Rthl. 12 Gr.

Lachmanns, J. J. Pflichten der Verehlichten, in einer Sammlung von Amtsreden, bey Einsegnung angehender Eheleute von verschiednen Verfassern. 4 Theile, 3te Auflage, 2 Bände, gr. 8. 1783. 1 Rthl. 6 Gr.

— — Lachmanns, J. J. Unterricht und Trost, bey dem Absterben naher Anverwandten, in einer Sammlung von Amtsreden bey Leichenbegängnissen von verschied. Verf. 4 Theile, 2te Aufl. 2 Bände, gr. 8. 1784. 1 Rthl. 16 Gr.

No. 18.

Der Almanach für Prediger aufs Jahr 1788 wird in einigen Wochen die Presse verlassen, und folgendes enthalten:

1.) Almanach mit den Namen der Herren Geistlichen nach den Diöcesen geordnet; gegen über Themata von den besten Kanzelrednern. 2.) Was Prediger in Sachsen zu beobachten haben. 3.) Beförderungen und Todesfälle. 4.) Neueste Kirchengeschichte. (Diese ist dies Jahr in Deutschland allein so fruchtbar gewesen, daß es höchst mühvoll war, sich durch alle bekannt gemachte Thatsachen hindurch zu arbeiten, das Wahre vom herrschenden Affect bey Erzählungen der Begebenheiten abzusondern, und durch Privatcorrespondenz zu berichtigen, und das Wesentliche aus so verschiedenen Ländern zu concentriren, damit man alles mit einem Blick übersehen kann.) 5.) Schrifterklärung aus dem Hebräischen. 6.) Erläuterungen der Sonntagsevangelien. 7.) Erklärung über Matth. 16, 18. 8.) Ueber den Einfluß den ein Prediger auf die Bildung der Menschen hat. 9.) Ueber die Untersuchung der christlichen Religionswahrheiten. 10.) Bemerkungen zur Katechetik. 11.) Lebensabriß des sel. Herrn Insp. und designirten Stiftssuperintendenten Eiferts. 11.) Merkwürdige Geschichte eines noch lebenden Geistlichen an der Mosel. 12.) Ueber des Herausgebers Abzug von Zeuchfeld. 13.) Auszüge aus Briefen, a) aus Philadelphia, b) aus Sickingen, c) aus Franken rc. 14.) Auffallende Sportelsucht eines Sßl. Superintendenten. 15.) Anekdoten.

Obgleich die Bogenzahl dies Jahr, weil die Kirchengeschichte, des engen Drucks ohngeachtet, viel Platz wegnimmt, noch einmal so stark wird, so soll dennoch, um den unbemittelten Predigern den Ankauf nicht zu erschweren, der Preiß nur um einige Groschen erhöhet werden. — Von den beyden vorigen Jahrgängen sind nun wieder Exemplare für 20 Gr. zu haben, und dürfen die Liebhaber nur solche noch vor der Michaelismesse in den Buchhandlungen ihres Orts bestellen. Dies Buch wird alle Jahre ordentlich fortgesetzt werden, und eine eigene Predigerbibliothek formieren, weshalb man auch auf ein vollständiges Register Bedacht nehmen wird.

Weißenfels im August 1787.

Friedrich Severin.

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

X.
October. 1787.

I.

Sechs Briefe von Lorenz Sterne.

(Bisher noch nicht gedruckt.)

Diese Briefe sind aus dem englischen Lyceo übersetzt, wovon die erste Hälfte in Hamburg erschienen ist.

VII.

An W — C — Esq.

Coxwould, den 11. Jun. 1765.

Also hätte Ihnen Burton *) wirklich gesagt, und mit einem ernsthaften Gesichte und mit sichtbarer Empfindlichkeit gesagt, ich hätte zu Bath eine ganze Stunde hintereinander meine irländischen Freunde zum Besten gegeben, und hätte ferner auf ihre Unkosten an Lady Cepel's Tafel eine große Gesellschaft einen ganzen Nachmittag lang lustig gemacht!

Beym

*) Der jetzige Lord Cunningham.

Beym Himmel, das ist so falsch, als schiefer Vortrag es nur machen kann. Es ist, das bin ich versichert, gar nicht in meiner Natur, daß ich so undankbar seyn könnte, als ich seyn müßte, wenn ich, es sey in ihrer Gegenwart oder in ihrer Abwesenheit, mich unartig gegen sie betragen könnte. Daß ich Burton veranlassen könnte, eine finstre Mine zu machen — Burton, dessen ganze Gesichtsbildung blos gemacht zu seyn scheint, um die Freundlichkeit seines edlen liebevollen Herzens auszudrücken, steht nicht auf der Liste meiner Möglichkeiten: und auf der Liste meiner Absichten steht es nicht, daß ich von einem Manne, wie Er ist, etwas Unartiges sagen wolte. Denn seit ich lebe, bin ich nie mit einem Manne von einnehmendern Eigenschaften und von edelmüthigern Gesinnungen bekannt geworden. Er lud mich auf das freundlichste in sein Haus ein, und er empfieng mich in demselben mit der größten Güte: denn er empfieng mich „mit seinem ganzen Herzen." Er ist so sehr gemacht, Freude über die Gesellschaft auszubreiten, als irgend jemand, den ich gesehn habe: und ich wünschte, er wäre so reich als Crösus, damit er alle das Gute thun könnte, das ihm seine unbegränzte Großmuth eingeben würde. Ich habe in meinem Leben nirgends angenehmere Stunden zugebracht, als bey ihm und bey seinen schönen Landsmänninnen; und Unglück müsse den Menschen treffen, der um ihn oder sie zu beschimpfen, ein Wort über seine Lippen kommen lassen könnte! — Und die reizende Wittwe Moor, bey der ich, wenn ich nicht schon eine eigne rechtmäßige Weide hätte, mich mit Freuden den Rest meiner Tage über satt weiden möchte — und die liebe niedliche Gore mit ihrem schönen Bau und mit ihrem grie-

chischen

chischen Gesicht, deren Loos ganz gewiß einmal seyn wird, daß sie irgend einen Mann glücklich macht, der den Werth eines zärtlichen Herzens zu schätzen weiß — und daß ich eine andre Wittwe nicht vergesse — die einnehmende Mistriß Vesey mit ihrer schönen Stimme und mit ihren funfzig andern Vollkommenheiten. — Ich soll diese verlästern! Nein das solte man nicht sagen: denn es ist falsch — und man solte es nicht glauben: denn es ist unnatürlich.

Es ist wahr, ich habe von ihnen eine ganze Stunde hintereinander gesprochen: aber keine Spötterey, kein unglücklicher Ausfall hat sich in meine Ausdrücke gemengt: sondern ich habe so von ihnen gesprochen, wie sie wünschen würden, daß man von ihnen spräche. — Lächeln in meinem Gesichte, Lobsprüche auf meiner Zunge, Fröhlichkeit in meinem Herzen, und den Becher in meiner Hand. Ueberdem bin ich selbst aus ihrem Vaterlande her. Mein Vater stand eine beträchtliche Zeit lang mit seinem Regimente in Irland, und meine Mutter brachte mich zur Welt, während sie daselbst bey meinem Vater stand. Ich bitte Sie also, thun Sie das Ihrige, damit alle diese guten Leute einsehn, daß ich wenigstens mißverstanden worden bin: denn es ist unmöglich, daß Lady Barrymore die Absicht haben konnte, mich mißzudeuten.

Lesen Sie Burton diesen Brief vor, wenn Sie darzu eine Gelegenheit finden, und versichern Sie ihn meiner innigsten Hochachtung und Verehrung für ihn und für alle seine gesellschaftlichen Vorzüge. Sagen Sie meinen schönen

Landsmänninnen auf die Art, die Sie so gut verstehen, in meinem Nahmen etwas recht Hübsches und Artiges ins Ohr, und lassen Sie in keinem dieser zärtlichen Herzen irgend ein unverdientes Vorurtheil gegen mich, oder einen unglücklichen Unwillen auf mich zurückbleiben. Wenn Sie in eine Verdrüßlichkeit von irgend einer Art gerathen solten, so seyn Sie versichert, daß ich eben das für Sie thun werde.

Ich bin hier so müßig, als mich ein leichtes Herz machen kann. Ich werde auf Sie warten, bis zu Anfange des nächsten Monats. Kommen Sie dann nicht, so gehe ich, und bringe den übrigen Theil des Sommers zu Crazy-Castle und zu Scarborough zu. Mit dem Anfange — und genau mit dem Anfange — des Octobers gedenke ich nebst meinen Predigten in Bond-Street anzukommen: dann besorge ich die Herausgabe derselben, und dann — gerade nach Italien, wohin Sie mich begleiteten, wenn Sie wohl thun wolten. Jedoch unter der Zeit hoffe und wünsche ich Sie hier zu sehen: das wird am Ende immer besser seyn, als bey lungensüchtigen Nymphen, an der Quelle zu Bristol den Strephon zu spielen. Doch, wie Sie wollen und können.

Ich bin von ganzer Seele

der Ihrige

L. Sterne.

VIII.

An — —.

Ich ließ Ihren Brief ohne die Antwort, die Sie verlangten; denn in dem Augenblicke, da ich ihn erhielt, glaubte ich

ich im Ernste, daß alle meine Plane auf einige Zeit hinaus zu Asche verbrannt, oder, welches von beyden der bessere Ausdruck ist, in Rauch aufgegangen wären. Nur eine halbe Stunde zuvor war auf einem keuchenden Pferde ein halbtodter Bothe angekommen, um mir die Nachricht zu bringen, daß die Pfarrwohnung zu —, als er weggeritten wäre, im Feuer gestanden, und wie ein Bündel Reißholz gebrannt hätte; und während ich mich anschickte mich aufzumachen, um mein Haus zu besehen, nachdem es niedergebrannt wäre, kam Ihr Brief an, um mich unterwegs zu trösten, denn er gab mir die völlige Versicherung, daß, wenn ich auch nunmehr keine Höhle mehr hätte, um mein Haupt darein niederzulegen, und keinen Lappen um meinen Körper zu bedecken, Sie mir gewiß ein freundliches Zimmerchen in Ihrem Hause, und ein reinliches Hemde obendrein geben würden.

Kurz, durch die Nachläßigkeit meines Pfarrvicars oder seines Weibes oder irgend eines, der in seinen Thoren aus und eingeht, habe ich ein Haus weniger im Beutel — ich sage im buchstäblichen Verstande, im Beutel — denn ich muß es auf meine eignen Kosten und für meine eigne Rechnung wieder aufbauen lassen, oder die Kirche zu York, von der ich es eigentlich erhalten habe, wird diese Kleinigkeit über sich nehmen, welches im guten Verstande eigentlich nicht nöthig wäre, welches sich aber die guten Köpfe, aus denen sie besteht, als ein Recht anmaßen werden. Mein Verlust wird etwas über zweyhundert Pfund betragen, ohne einige Bücher &c. &c., so daß Sie nun alle Ihre Sorgen bey Seite legen können, was ich mit den Reichthümern werde anfangen sollen,

die mir meine Predigten eingebracht haben, oder noch einbringen werden. — Ich sagte Ihnen damals, daß irgend ein verdammter Streich meines Geschicks mich schon mit Auswegen versehen würde, wie ich meiner Haabe los werden könnte: und ich hatte damals einen Unfall im Sinne, den ich Ihnen aber nicht mittheilte. Es war nicht der, welcher eingetroffen ist, auch kein ihm ähnlicher: aber er kann noch eintreffen, so viel ich weiß, und dann hat es mit dem freyen Erblehn aus meinen Predigten auf immer ein seliges Ende.

Diese meine Predigten nun, waren meistens in dem Hause geschrieben, das jetzt niedergebrannt ist, und alle — ich fürchte sogar, mehr als Einmal — in der Kirche gehalten, zu der es gehörte: und diese erzeigen mir nun einen Nutzen, von dem ich nie geträumt hatte, und helfen mir eine Absicht erfüllen, an die ich nie gedacht hatte. Aber so ist es in der Welt, und so haben alle Dinge in derselben einen Zusammenhang, oder vielmehr, so haben alle Dinge in derselben keinen Zusammenhang; denn ich zweifle nunmehr gar sehr, daß wir auf künftigen Winter den „sterbenden Fechter" zu sehn bekommen werden. Der Punct aber, der mir bey dem ganzen Handel am meisten zu Herzen geht, ist das sonderbare, unverantwortliche Betragen meines armen, unglücklichen Vicars, nicht weil er das Haus angesteckt hat — denn Gott weiß es, daß ich das weder ihm, noch sonst jemand Schuld gebe — sondern weil er sogleich nach dem Unglücke geflüchtet ist, wie Paulus gen Tarsus, aus Furcht, ich möchte ihm nach dem Leben stehen.

Daß der Mann sich eine solche Vorstellung von mir gemacht haben kann, als wäre ich im Stande, anstatt ihm seine Leiden zu versüssen, noch gar die Zahl derselben zu vermehren, das verwundet mich sehr tief. Denn bey allen meinen Irrthümern und Thorheiten glaube ich doch nicht, daß es in der Farbe und in dem Anstriche irgend eines Theils von meinem Leben etwas giebt, das nur den Schatten von einer solchen Besorgniß rechtfertigen könnte. Ueberdem hat er mich dadurch noch der einzigen Freude beraubt, die ich mir noch aus diesem Unglücksfalle herausstudirt hatte, — der Freude, da es dem Himmel gefallen hatte, ihm seine Wohnung zu entziehen, ihn und seine Frau und seine Kleinen in eine andre aufzunehmen — nemlich in die, in der ich selbst wohnte. Und der, der jetzt in meinem Herzen liest, und eines Tags mich wegen der Heimlichkeiten desselben richten wird, weiß gewiß, daß es bey der Nachricht von diesem Unglücke nicht eher in mir erkaltete, als bis ich hörte, daß der alberne Mann aus Furcht vor meinem Zorne flüchtig geworden wäre.

Die C...sche Familie war über die Maßen gütig gegen mich, so wie sie das beständig gewesen ist. Es ist eine Art Leute, die Ihnen ausserordentlich gefallen wird: und ehe der Sommer zu Ende geht, hoffe ich Sie denselben vorzustellen. Doch, wenn mir recht ist, so können Sie bereits die reizende Tochter vom Hause: die übrigen sind zwar nicht so jung, noch so schön, aber gerade so liebenswürdig, als diese ist. Da ich Sie mit keinem bessern Gegenstande für Ihr Nachdenken und so weiter verlassen kann, so leben Sie hier.

mit wohl, und Gott sey bey Ihnen. In wenig Tagen sollen Sie wieder etwas hören von

Ihrem zärtlichen und treuen
L. Sterne.

IX.

An — Esq.

Ich habe, mein theuerster Freund, Ihre gütige Antwort auf meinen Brief erhalten: und Sie müssen wissen, daß es gerade so eine Antwort war, als ich von Ihnen zu erhalten wünschte, ja, daß es gerade so eine war, als ich auch wirklich erwartete. Ich wäre in Verlegenheit gewesen, wenn sie irgend eine andre Gestalt, oder irgend einen andern Inhalt gehabt hätte. Aber verstehen Sie mich wohl, theuerster Freund; ich wäre um Ihretwillen in Verlegenheit gewesen, aber nicht um meinetwillen. Denn ob ich gleich entzückt bin, daß Sie mir solche freymüthige Anerbietungen Ihrer Freundschaft machen — Anerbietungen, die Ihnen jedesmal so gut stehen: so freue ich mich doch beynahe eben so sehr, daß meine Schatzkammer sich in einem so glücklichen Zustande befindet, daß ich nicht brauche, meine Zuflucht zu denselben zu nehmen.

Ich bin mit meinem Handel wegen Wiederaufbauung meines Pfarrhauses zu Ende, und ich habe mit allen betreffenden Partheyen auf eine Art Richtigkeit gemacht, die mehr zu meiner Zufriedenheit ausgeschlagen ist, als ich erwartete. Ich eilte mit Fleiß, diese Sache ins Reine zu bringen, damit

mit ich nicht in der geringsten Gefahr wäre, meinem Weibe und meiner Lydia eine solche Last auf ihrem Vermögen zurückzulassen, als ein vernachläßigtes Kirchengut ist. Denn ich habe keine Ursache zu glauben, daß die * zu * gegen diese, wenn sie keinen Freund und keinen Beschützer mehr hätten, gütiger handeln würden, als sie ehedem gegen den Ehemann der einen, und gegen den Vater der andern gehandelt haben, der, da er ein armer Pfarrvicar war, Stolz genug hatte, Ihre Hochwürden zu verachten, und Witz genug, andre über sie zu lachen zu machen. Doch Gott vergebe es ihnen, so wie ich es ihnen vergebe. Amen!

Ich schrieb an Hall'n einen Bericht von meinem Unglücke: und seine Antwort war, er bäte mich, ich möchte mir über diesen Vorfall einen Einfall ersinnen, und mich alsdenn mit demselben trösten. Tullius, der Redner, der Staatsmann, der Philosoph, der Moralist, der Consul ꝛc. ergrif, wie er aufrichtig jederman sagt, der seine Werke liest, diese Art von Trost, als er seine Tochter verlohren hatte, und — wenn man ihm glauben darf — befand sich wohl dabey. Dieser Tullius nun, müssen Sie wissen, war gerade wie mein Vater, nemlich wie weyland Herr Shandy zu Shandyhall, der sich eben so sehr über ein Unglück freute, das ihm eine gute Gelegenheit gab, seine Beredsamkeit auszukramen, als über ein Glück, das ihn nöthigte, sein Maul zu halten. Diese beyde großen Männer waren gewiß große Freunde von Einfällen, versteht sich von ihren eignen: und so will ich Ihnen denn auch eine Geschichte von einem Einfalle erzählen, aber nicht von einem von Cicero, auch nicht

von einem von meinem Vater, sondern von einem vom Lord von Crazy.

Sie müssen also wissen, daß diesem guten Freunde von mir, und ich kann hinzusetzen, auch von Ihnen, in einem Augenblicke von faulem Hochmuth in den Kopf kam, einen Stadtwagen haben zu wollen, um bey Tage seine Füße zu schonen, und Abends damit nach Ranelagh zu fahren. Nach gehöriger Berathschlagung mit einem Kutschenmacher hatte er zu dem Ende einhundert und vierzig Pfund ausgeworfen: und er schrieb mir ein paar Worte davon. Bey meiner Ankunft in der Stadt, ungefehr drey Monate nach dieser Notification, fand ich eine Charte von Lord Spencer, mit der Einladung, bey ihm den Sonntag drauf zu speisen. Ich habe sie kaum gelesen, so schaukelt mir auf einmal Hall's schöner schwanenhälsiger Halbwagen durch den Kopf, und ich springe fort zu ihm, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen und seinen Wagen zu borgen, damit ich meine Visite in Pontificalibus und recht mit Pomp machen könnte. Ich fand ihn zu Hause — erst ein paar freundschaftliche Erkundigungen — und dann sagte ich ihm, welches mein kleiner Plan wäre. Mit einer von seinen hämischen Mienen sagte er mir lächelnd, er bedauerte recht sehr, denn sein Wagen wäre auf der Post nach Schottland gefahren. Ich starrte ihn an, und er lachte überlaut — aber nicht über mich, sondern über seinen Einfall, und Sie sollen denselben haben, so wie er ist.

Ich muß Ihnen also sagen, daß in dem Augenblicke, da der Kutschenmacher seine letzten Instructionen erhielt, Hall

Hall einen Brief bekam. Dieser Brief meldete ihm, daß sein Sohn, der in Edinburg im Quartier stand, mit in einen greulichen Tumult gerathen wäre, den Folgen davon zu entgehen, verlangte er beynahe eben die Summe, die zu dem neuen Wagen bestimmt gewesen war. Die hundert und vierzig Pfund also, welche bey Seite gelegt worden waren, um in London einen Wagen bauen zu lassen, wurden nun in Edinburg zur Reparatur von zerschlagnen Fenstern, zerschlagnen Laternen und zerschlagnen Köpfen verwendet, und Hall tröstete sich mit dem Einfalle, „daß sein Wagen auf der Post „nach Schottland gefahren wäre.“ Soviel von Trostgründen und Einfällen — und glücklich ist es für uns, wenn uns die Trostgründe beständig einfallen, und die Einfälle uns beständig trösten. Ich könnte noch mehr über diese Materie sagen, aber mein Papier ist beynahe vollgeschrieben, und ich habe nur noch Raum den Wunsch hinzuzusetzen, daß es Ihrem Leben nie an diesen kleinen Hülfsmitteln fehlen möge, es eben so glücklich zu machen, als es, woferne ich mich nicht sehr irre, rühmlich seyn muß. Sorgen Sie, daß ich Sie bald sehen möge: Bis dahin und zu aller Zeit möge Gott mit Ihnen seyn. Von Herzen

der Ihrige
L. Sterne.

X.

An — Esq.

Coxwould bey Easingwould.

Sie sind mit Ihrer Meynung von meiner wunderbaren Anlage zur Poesie eben kein Sonderling. Was Sie sagen,

sagen, das haben Beauclerk und Lock, und, wo ich nicht irre, Langton gleichfalls von der Sache gesagt, und alle haben ihre Meynung auf das Fragment des Eingangs der Ode auf Julien im Tristram Shandy gegründet. Die Einheit der Episode würde verletzt worden seyn, wenn ich noch eine Zeile hinzugesetzt hätte; und hätte ich deren ein Dutzend hinzugesetzt, so wäre mein Character, als poetisches Genie — welches ich, im Vorbeygehn gesagt, nie besessen habe — auf immer verlohren gewesen, — oder vielmehr nie geargwohnt worden.

Hall hatte ähnliche Gedanken über diese Sache, und wagte es einst in der Fülle seiner guten Meynung von mir, mit einem unvollendeten Gedichte von sich zu kommen, und mich zu bitten, daß ich es fortsetzen möchte. Ich that es, und mischmaschte auf eine fürchterliche Art. Kurz ich setzte etwa sechzig bis achtzig Zeilen hinzu, die er kauderwelsch nennte, und denen er, wie ich glaube, Recht widerfahren lies. Unterdessen beschloß er — um mich seines eignen Ausdrucks zu bedienen — sie als eine Curiosität stehen zu lassen: und so kamen sie in die Presse, und halfen einen von den elendesten Schwärmern zusammensetzen, die Hall jemals in die Luft geschossen hat. Jedoch ich erwähne alle diese Dinge nicht um Ihrer Meynung etwas von ihrem Verdienste dadurch zu nehmen, daß ich ihre Aehnlichkeit mit der Meynung andrer geltend mache. Sie dürfen Sich gewiß nicht schämen, mit solchen Männern gleich zu denken, wenn sie gleich alle Unrecht haben solten, wie ich denn für diesesmal und für diese einzelne Frage innigst glaube, daß das der

Fall

Fall seyn mag. Aber mit solchen Männern zu irren ist schon etwas — und gut damit!

Es ist wahr, ich schrieb einmal eine Grabschrift, die mir selbst gefiel: allein der Mann, auf dessen Bitte ich sie schrieb, opferte sie einer andern auf, die er selbst verfertigt hatte, und die er für besser hielt, welches aber mein Fall nicht war. Meine paar Zeilen wurden bey Seite geworfen: und seine kraftlosen Reime wurden in einen Marmor gegraben, der eine bessere Aufschrift verdiente. Denn er bedeckte den Staub eines Mannes, dessen vortrefliche Gemüthsart und dessen liebenswürdige Eigenschaften mehr verdienten, als ein Alltagssprüchelchen und als eine Standrede aus einem Gemeinplatze. Unterdessen ich vergoß eine Thräne auf dem Grabe, die dem Todten, wenn er von ihr gewußt hätte, gewiß angenehmer gewesen wäre, als die prahlendste Aufschrift, die jemals auf dem Alabaster eines Grabmals geschimmert hat.

Ich habe auch etwas in Schandy'scher Art für Beard geschrieben. Es ist ein dramatisches Stück in Reimen, ein Singsang, den er in Ranelagh sowohl, als auf seinem Theater zum Besten bald dieses, bald jenes abgesungen hat. Er bat mich um etwas von der Art, und ich konnte es ihm nicht abschlagen. Denn ein Jahr vorher hatte er mir auf eine sehr ehrerbietige Art und ohne eine vorläufige Bekanntschaft ein Geschenk mit dem freyen Zutritt zu dem Theater in Covent-Garden gemacht. Dieses war gewiß sehr verbindlich, und es gefiel mir um soviel mehr, weil der Monarch von Drury-Lane mich schon einige Jahre lang gekannt,

und in meinen Schriften einen der ersten Plätze gehabt hatte, ehe er mir den freyen Zutritt — nicht zum Hause in Drury-Lane, sondern zum Parterre in Drury-Lane anbot. Ich sagte ihm bey dieser Gelegenheit, daß er große Dinge agirte, und kleine Dinge thäte. Er stammelte etwas, sah albern aus, und bewerkstelligte endlich ziemlich links, was sein Nebenbuhler im Schauspieldirigiren so gütig war mit dem besten Anstande von der Welt zu thun. Aber nichts mehr davon! Er ist so vollkommen auf der Bühne, daß ich seiner Sudeley ausserhalb derselben gar nicht hätte erwähnen sollen.

Unterdessen um wieder auf meine Materie zu kommen, wenn es mir möglich ist — denn die Digreßion ist in meine ganze Natur eingewebt, — und zu meinem Zweck zu kommen, oder mich wieder zu ihm zurück zu finden, wenn ich seitwerts gewandert bin — wie das andre Menschen thun können — das gehört nicht in die Reihe meiner Fähigkeiten. Ob ich also gleich selbst kein Poet seyn mag, so ist es doch der Küster meines Kirchspiels — nicht vollkommen nach meinem Gedanken — aber, welches besser ist, nach den Gedanken seiner Nachbarn — und, welches das Beste von allem ist, nach seinen eignen Gedanken. Seine Muse ist eine Amts- und Pflichtsmuse: denn sie giebt ihm blos geistliche Gesänge ein: und das ist gewiß sehr schicklich; denn sie verführt ihn nur zu solchen Sujets, die sich mit seinem geistlichen Amte vertragen, und die, so wie die Sujets seiner Brüder, Sternhold und Hopkins, in den Kirchen gesagt und gesungen werden können. Mit einem Wort, es war hier eine fürchterliche Seuche unter dem Rindvieh gewesen, und unser

Kirch-

Kirchspiel hatte dabey sehr schwer gelitten. Unser Kirchspielsbarde hielt das sogleich für ein schickliches Süjet zu einem geistlichen Gesange. Er setzte sich hin, machte einen, und theilte ihn den Sonntag darauf zur Ehre und zum Preise Gottes als ein Lob- und Danklied von seiner eignen Arbeit aus. Nicht allein die Seuche selbst, sondern auch diejenigen, die durch dieselbe gelitten hatten, wurden nun mit allem Pomp und mit aller Andacht der Psalmodie einer Dorfgemeinde in allen Hallen der Kirche ausgeschrien. Die letzte Stanze, welches die einzige ist, deren ich mich erinnere, hob meine Andacht eher aus ihren Angeln, anstatt daß sie, wie es schien, die Andacht der Versammlung nur noch mehr vernietete: und folglich hatte ich kein Recht mich zu beklagen. Ich setze sie Ihnen noch zum Appetite her, und wünsche Ihnen eine gute Nacht.

*) Here's Jemmy How has lost a cow,
And so has Johnny Bland;
Therefore we'll put our trust in God,
And not in any other man.

L. Sterne.

*) Dem Jacob Flint Starb auch ein Rind
Hans Blanden eins nicht minder:
Drum traut auf Gott, Bis in den Tod,
Und nicht auf Menschenkinder.

Anton Wall.

XI. An

XI.

An — Esq.

Coxwould, Mittwochs Nachts.

Ich sende Ihnen hiermit, mein theuerster Freund, so wie Sie es verlangen, die Grabschrift, deren ich in meinem letzten Briefe an Sie erwähnte. Ich schreibe sie aus dem Gedächtnisse hin: und ob sie gleich nicht genau alle Worte des Originalaufsatzes enthalten wird, so bin ich doch gewiß, sie wird die Empfindungen desselben enthalten, welches doch die Hauptsache ist. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß diese Empfindungen aus dem Herzen kamen; denn ich hegte eine sehr innige Verehrung für jenen liebenswürdigen Mann, dessen Tugenden eine bessere Grabschrift verdienten, und, nach dem Laufe der Dinge in dieser Welt, sogar eine schlechtere bekamen. Aber hier ist die meinige:

Columns and labour'd urns but vainly ſhow
An idle ſcene of fabricated woe: —
The ſweet companion and the friend ſincere
Need no mechanic arts to force the tear.
In heart — felt numbers, never meant to ſhine,
„ T'will flow eternal o'er an hearſe like thine,
„T'will flow while gentle goodneſs has one friend,
Or kindred tempers have a tear to lend. *)

Ich

*) Säulen und mühsam gearbeitete Urnen stellen doch nichts weiter dar, als eine Scene von gekünstelter Trauer. Der liebende Gatte und der redliche Freund bedürfen keiner mechanischen Künste, um eine Zähre abzuzwingen. In wenigen

Ich erinnere mich, daß sie Hall'n gefiel, und Hall versteht gewiß, was ein Recht hat zu gefallen! auch wird er in gewissen Launen in Ansehung solcher Süjets, welche Empfindungen betreffen, aufrichtig seyn, und gestehn, daß er sie fühlt. Er ist ein nicht gemeiner Gelehrter, und ein guter Kunstrichter; allein in seinen Urtheilen ist mehr Strenge, als seyn solte, und sein Geschmack hat weniger Delicatesse, als wohl nöthig wäre. Er ist auch in einem hohen Grade Menschenfreund, allein darein mischt sich so oft, bald so bald so, ein Zusatz von Bitterkeit, daß es sehr viele giebt, welche durchaus nicht glauben wollen, daß er auch nur einen Gran von Gutmüthigkeit besitzt. Ja ich kenne verschiedne, denen man es gar nicht ausreden kann, daß er etwas anders als ein völlig unempfindlicher, hartherziger Mann ist, für den ich ihn aber — ich, der ich ihn lange kenne, und sehr gut kenne — auf Treu und Glauben nicht befunden habe. Mag er meinetwegen nicht das Einnehmende der Menschenliebe besitzen; aber ich weiß, daß er das Wesentliche derselben besitzt, und daß er unaufhörlich wohlthätige Handlungen thut, obgleich, wie ich selbst offenherzig gestehe, nicht beständig auf eine wohlthuende Weise. Und darin liegt eben

der

nigen Zeilen, die das Herz gefühlt hat, und die nicht blos bestimmt sind auf dem Steine zu glänzen, wird immer und immer diese Zähre über einer Bahre fließen, die der Deinigen gleicht — wird fließen, so lange herzliche Güte einen Freund hat, oder so lange inniger Liebe noch eine Thräne übrig bleibt.

der Grund von der ganzen Sache. Er wird gewiß oft eine Gefälligkeit mit einer Spötterey, mit einem Scherze, mit einem Lächeln begleiten, wenn ihm vielleicht eine Thräne, oder wenigstens ein ernsthaftes Gesicht, besser anstehn würden. Unterdessen das ist so seine Art: es ist die Sprache seines Characters: und ob man gleich wünschen möchte, daß dem nicht so wäre, so kann ich doch auch nicht sagen, was für ein Recht irgend einer von uns hat, ein liebloses Urtheil darüber zu fällen, und das um keiner andern Ursache von der Welt willen, als weil unsre eigne Fehler von einer andern Beschaffenheit sind als die seinigen. Und so viel von dieser ganzen Sache.

Ich mache Anstalten, mich auf eine Woche oder zehn Tage nach Scarborough zu erheben. Wenn Sie Ihren Herbst zu Mulgravehall zubringen, so reisen Sie über jenen Ort, und ich will Sie zu Ihrem Besuche begleiten — und dann nach Crazy-Castle, und dann nach Hause, und dann nach London — und dann Gott weiß wohin. — Je nun, allemal wohin es ihm gefallen wird. Das ist zwar geistlich gesprochen, aber es wäre doch wohl immer zu unserm Besten, wenn wir es so oft dächten und bedächten, als wir es sagten. Unterdessen so ist es: Mund und Herz, welche nie ohne einander seyn solten, wandeln oft nach verschiednen Weltgegenden zu. Bey mir wenigstens sind Mund und Herz in der innigsten Eintracht, wenn ich Sie meiner zärtlichsten Liebe versichere. Und damit gute Nacht, und ein guter Geist habe den Vorsitz bey Ihren Träumen.

Der Ihrige
L. Sterne.

XII. An

XII.

An — Esq.

Scarborough.

Alle die schönen Sachen, mein theuerster Freund, die Sie von mir denken und gesagt haben, werde ich nicht beantworten. Ich bilde mir wirklich ein, daß ich einige derselben verdiene: und es freut mich sehr, daß Sie Sich einbilden, daß ich sie alle verdiene. Dem mag denn nun seyn wie ihm wolle, so bitte ich Sie um die Fortsetzung der gütigen Gesinnungen, die Sie in dem Papiere, das vor mir liegt, sowohl für Ihre eigne Rechnung, als auf Rechnung der Person, von der darin die Rede ist, gegen mich geäussert haben.

Ihren Befehlen solte man überhaupt ohne alles Bedenken gehorchen. Allein in diesem besondern Falle hat mich ein seltner Strahl von Vorsichtigkeit gerührt, und ich bitte Sie um die Erlaubniß, mich einige Minuten über die Sache zu bedenken — — aber nähme ich auch alle meine Weißheit zusammen, und bedächte ich mich ganze Tage lang, so weiß ich doch sicherlich, das Resultat würde am Ende seyn, daß ich Ihren Befehlen vor der Hand nicht gehorchen darf.

Das Rathgeben, mein bester Freund, ist die undankbarste Großmuth von der Welt — weil es für das erste nichts kostet, und weil es für das zweyte gerade das Ding ist, dessen die Person, der Sie damit aufwarten wollen, am wenigsten zu bedürfen glaubt. Das, sehn Sie, ist meine Art zu vernünfteln; aber ich glaube von ganzem Herzen,

daß sie sich auf die Sache, die wir vor uns haben, sehr gut anwenden lassen wird.

Es giebt solche Dinge in der Welt als schiefe Köpfe und gerade Herzen — und schiefe Herzen und gerade Köpfe. Ich für meine Person, wenn ich nach der bloßen Eingebung meiner eignen besondern Gefühle sprechen soll, möchte lieber von der Familie der geraden Herzen seyn, ungeachtet aller ihrer Uebereilungen, Irrthümer und Verworrenheiten. Allein wenn ein Geschäft zu thun, oder ein Plan auszuführen wäre: so gebe man mir einen geraden Kopf. Setzt es noch ein gerades Herz obendrein: desto besser! Aber jetzt muß ich mich auf jenen verlassen können: ob dieses gerade oder schief ist, kommt vor der Hand nicht in Betrachtung. Ihrem System nach, mein theuerster Freund, ist das nicht vollkommen orthodox: aber, so wie Sie verfahren, wird jeder Tag meine Meynung der Ihrigen näher bringen.

Nun aber bin ich eher geneigt zu denken — ohne mich auf die lieblose Seite der Frage zu neigen — daß der arme — — zur Familie der Schiefköpfe gehört. Ich kenne sein Herz, und ich bin versichert, daß seine gegenwärtige Noth aus den guten Gesinnungen desselben entspringt. Demungeachtet, und ob ich gleich glaube in Fällen, wie der seinige ist, mit gutem Rathe dienen zu können: so kann ich es doch nicht über mich bringen, vor der Hand etwas zu verordnen. — Man kann das unmöglich thun, ohne ih von der Natur seiner Krankheit zu unterrichten, welche nichts mehr und nichts weniger ist, als eine entschiedne Schiefköpfig-

köpfigkeit; auch würde sich, wenn ich es thäte, sogleich ein andres Symptom seines Uebels zeigen. Denn er würde meine Verordnungen zum Fenster hinaus werfen, und vielleicht dem Arzte eben dasselbe Schicksal drohen.

Wenn Sie so viel Einfluß haben, daß Sie ihn bewegen können sich mir zu untergeben; so will ich schleunigst mein Bestes für ihn thun. Alsdenn kann ich das bittre Geschäft unternehmen, und ihm die unschmackhafte Dosis mit einer guten Art administriren. — Und dabey wollen wir denn, wenn es Ihnen gefällig ist, die Sache für jetzt bewenden lassen.

Ich schreibe Ihnen in Eil und aus dem Bette, damit Sie sobald als möglich meine Gesinnungen über eine Sache erfahren, in der Sie ein größeres Zutrauen in mich setzen, als die Folge rechtfertigen wird. — Und somit guten Morgen, und Gott segne Sie.

Ich habe gestern einen Brief von der armen lieben Lydia erhalten. Es ist eine liebe Schwärmerinn, und Gott segne sie gleichfalls. Noch einmal guten Morgen.

Der Ihrige
L. Sterne.

II.

Frohe Aussichten der deutschen Musen,

unter

Friedrich Wilhelm,

ihrem Beschützer.

Eine Vorlesung in einer gelehrten Gesellschaft

von

C. G. Kramer,

D. d. A. W.

Noch haben wir uns nicht von dem Schmerz über den Verlust unsers guten Königs erholt. Noch drängen sich unsern bethrانten Blicken überall die Zeichen der Trauer entgegen, und sagen uns, daß wir die verwaysten Kinder eines gütigen Landesvaters sind. Noch schweben unserer Phantasie die Bilder des jüngst gefeyerten Trauertages vor; noch hört unser Ohr die Worte würdiger Vaterlandsfreunde, die uns seine Thaten und seine Verdienste aufzählten, und uns mit den einfachen Farben, die ihnen die Wahrheit lieh, seinen Edelmuth, seine Würde und Seelengröße, seine Tapferkeit, Weisheit, Gerechtigkeitsliebe, Thätigkeit und Mäßigkeit, kurz den großen und erhabnen Mann, mit allen Tugenden geschmückt, schilderten. Noch oft beschleicht den ächten Vaterlandsfreund die stille Thräne der Wehmuth, wenn er sich das Bild des nun verklärten Königs vorstellt, wie er, von Thä-

Thätigkeitseifer beseelt, auch seine letzten Kräfte für sein Vaterland aufopferte, und den schönen Tod fürs Vaterland wohl schöner starb, als die Codrus, Leonidas, Brutus; den Tod fürs Vaterland in unablässiger Ausübung friedlicher Königspflichten schöner starb, als wenn er ihn auf den Gefilden von Prag und Leuthen und Kesselsdorf gestorben wäre. Noch täglich hören wir die Trauerlieder der edelsten Sänger, lesen täglich sein Lob in allen Sprachen, und sehen die rührende Theilnahme von ganz Europa. — Denn er ist nicht mehr Friedrich, für den der Name des Großen nicht einmal ehrenvoll genug ist; er ist in das bessere Leben hinübergeschlummert. O! es ist süß, um den Unvergeßlichen zu klagen, selbst an dem heutigen Tage, der das Herz des Patrioten mit neuer Freude erfüllt. Auch am heutigen Tage darf sich die Thräne der Wehmuth, an Friedrichs Grabe geweint, mit der Freudenthräne mischen, die das dankbare Gefühl gegen die Vorsicht unsern Augen entlockt, daß sie uns schon vor 42 Jahren in der Geburt Friedrich Wilhelms den besten Ersatz für unsern Verlust gab. — Preußen! was würdet ihr seyn, wenn nicht Friedrich Wilhelm ganz Seines Oheims würdig, und würdig nach ihm zu herrschen, am heutigen Tage zum Throne gebohren wäre! O, ihr glücklichen Völker! wie würde euer Ruhm, unter Friedrich erkämpft und errungen, dahin sinken, wenn nicht der königliche Lorbeer das Haupt Friedrich Wilhelms schmückte! —

In dieser würdigen Versammlung von Vaterlandsfreunden von Friedrich Wilhelm zu reden, erfüllt mein Herz mit Freude. Dankbar übernehme ich dies ehrenvolle Geschäft;

und wenn mir jemals das immer lebhafte Gefühl meiner Schwäche erlaubt hätte, stolz zu seyn, so würde ich es heute seyn, wenn ich das Glück hätte, Ihre Erwartungen, verehrungswürdige Männer, zu befriedigen, und mir nur einen kleinen Theil ihres Beyfalls zu erwerben! —

Mit Friedrich Wilhelm beginnt eine neue Epoche. Sie schließt sich an die geendigte Epoche Friedrichs an, die auf immer das große Thema der Geschichtschreiber und Litteratoren seyn wird. Gleich der schönen Morgenröthe, der Verkünderinn eines heitern Tages, öfnet sie die freudigsten Aussichten für Volk und Land und Wissenschaften. Aber der erhabnen Gegenstände, die diese Aussicht dem Auge darbietet, sind zu viel, als daß ich sie alle umfassen, alle darstellen könnte. Würdige Diener des Staats mögen die Verbesserungen und wohlthätigen Einrichtungen, die das Land zu erwarten hat, aufzählen; und obgleich der Doppeladler seine drohenden Flügel ruhen läßt, und ihr Rauschen die Völker an den Ufern der Donau nicht zum Kriege ruft, so mögen doch unsere Dichter Friedrich Wilhelms Heldenruhm besingen, und unsern Fluren Schutz und Sicherheit vorhersagen. — Ich will meinen Blick zu den Musen wenden, und in Ihrer Mitte, meine Herren, von den frohen Aussichten reden, die sich unsern deutschen Musen öfnen.

Fast jede Nation, wenn sie die höchste Stufe der Macht, der Bildung und Aufklärung erreicht hatte, erlebte eine Periode, in der ihre geistigen Kräfte einen höhern Flug zu nehmen schienen. Es standen dann Männer auf, die mit

schöpfe-

schöpferischem Genie jene unsterblichen Werke hervorbrachten, die ihren Ruhm, und den Ruhm der Nation, der sie angehörten, auf immer gründeten. Die Natur schien alsdann alle ihre Kräfte aufzubieten, um etwas Vollkommenes hervorzubringen. Sie schien es in dieser Absicht zu veranstalten, daß die großen Geister jedes Volks Zeitgenossen wurden, und durch ihre Talente bald in diesem, bald in jenem Wirkungskreise das Zeitalter merkwürdig machten, worin sie lebten. Seltner erschien in irgend einem Zeitpuncte ein großer Geist allein. Seine Einwirkung war dann zwar auf das Ganze wohl merkbar, aber sie hatte keine große Ausdehnung, Haltung und Dauer. Die Folgen seiner Thaten verschwanden, sobald der Geist, der alles belebte, von dem Schauplatze abtrat. Nicht so war es bey der Gleichzeitigkeit vorzüglicher Köpfe. Ihre vereinten Bemühungen brachten auch ohne verabredete Uebereinkunft die wohlthätigsten Wirkungen hervor. Dichter und Philosophen, Geschichtschreiber und Helden, Mahler und Bildhauer arbeiteten mit gesamten Kräften und auf einmal an der Veredlung des Menschengeschlechts. Sie wirkten auf alle Sinne zugleich, und rissen die Menschen von so mannigfaltigen Schönheiten und Vollkommenheiten gerührt, aus dem Stande der Rohheit, der Geschmacklosigkeit und Dummheit. — Dies ist das Bild jener glücklichen Zeiten, welche die Geschichte unter dem Namen der goldnen Zeitalter verewigt hat. Griechenland und Rom, Italien, Frankreich und England haben diese glänzende Laufbahn schon einmal geendigt, in der sich die Pericles, Alexander und Auguste, die Mediceer, Elisabethe, Carle und Ludewige den ehrenvollen Namen der Beschützer der Musen bey der Mit-

welt und Nachwelt erwarben. Ihr Andenken wird in den Annalen der Litteratur ewig leben; ja es wird zweifelhaft bleiben, ob sie ihren Nachruhm mehr ihrer Macht und ihren Siegen, oder der Pflege der Wissenschaften und Künste zu verdanken haben.

Aber was war Ursach, daß jene Völker diese wissenschaftliche Vollkommenheit erreichten, und ihre Fürsten und Großen zur Beschützung und Wartung der Musen anreizte? Welches waren die Hinderniße, die von unserm Vaterlande diese glückliche Periode noch entfernt hielten? Nähert es sich dem wichtigen Zeitpuncte, in dem seine Fürsten nach langem Zögern auch die deutschen Musen in ihren Schutz nehmen werden? — —

Die erste Frage läßt sich nicht besser beantworten, als wenn man einen Blick in jene für die Wissenschaften günstigen Zeiten wirft, und alle die Umstände erwägt, die Einfluß auf die Hervorbringung der sogenannten goldnen Zeitalter hatten.

Nachdem sich die Menschen aus dem Stande der Rohheit herausgerissen, sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gesichert, und durch Gründung irgend einer Staatsverfassung innere Ruhe, Wohlstand und Nationalcharacter verschaft hatten: so fühlten sie ein inneres vorher unbekanntes Bedürfniß, ihren Geist, als den bessern Theil ihres Wesens, nach und nach mehr auszubilden. Sie thaten zwar zuerst schwache, wankende Schritte, und es giengen Jahrhunderte hin, ehe sie die gemeinsten Künste, und für ihre Empfindun-

gen,

gen, Vorstellungen und die sie umgebenden Gegenstände, Worte erfanden. Ihre Beschäftigungen, die in der Jagd, dem Feldbaue, und dem Weiden ihrer Heerden bestanden, beschränkten sie in einem engen Kreise von Vorstellungen und Erfahrungen, über den sie sich nur mit Mühe würden erhoben haben, wenn nicht der Krieg und der Handel, Länder mit Ländern, und Völker mit Völkern näher bekannt gemacht, und ihren Kenntnissen und Leidenschaften mehr Spielraum gegeben hätte. So erhob sich ein Volk nach dem andern, und seine Geisteskräfte erhielten mehr Bildung und Reife. Aber unter allen Völkern erreichten die Griechen die höchste Stufe der Geistesbildung, und unter diesen waren es die Athenienser, die allen ihren Landsleuten hierin den Preiß streitig machten. Ihr milder heitrer Himmel, ihre republicanische Verfassung und ihr unruhiger Geist, der nach Herrschaft, Macht und Vorzug strebte, führte sie auf die Bahn, wo sie sich unsterblichen Ruhm erwarben, und bald ihre Landsleute in großer Entfernung hinter sich ließen. Athen wurde der Lieblingssitz der Musen, die Pflegerin der Wissenschaften und Künste, die Mutter großer Redner, Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber und Künstler, und die Gesetzgeberin des guten Geschmacks in ganz Griechenland. Noch hatte sich bi Athen kein Großer als Beschützer der Musen aufgeworfen, sondern die vorzüglichsten Geister arbeiteten im Schatten der Freyheit, von edlem Nacheifer, von Vaterlandsliebe und dem Gefühl fürs Schöne angefeuert, an der Vervollkommnerung der Wissenschaften und Künste, und an der Bildung und Veredlung des Geschmacks. Als sie aber endlich Anmuth und geschmackvolle Gracie erhalten hatten, so trat ein

Mann

Mann als ihr Beschützer auf, der in Athens glänzendster Epoche den Staat und die Herzen beherrschte. Pericles ward ihr wohlthätiger Pfleger. Sey es Politic und Bemerkung ihres wichtigen Einflußes auf den Staat, der einem so feinen Kopfe nicht entgehen konnte, oder wahre Liebe derselben gewesen, genug sein Haus wurde der Versammlungsort der großen Dichter und Künstler Athens, das Tribunal des schönen und feinen Geschmacks: Sein und Aspasiens Urtheil gab den Werken des Genies und der Kunst entschiedenen Werth, und seine Reichthümer wurden mit königlicher Freygebigkeit zu ihrer Unterstützung verwendet. Unter seinem mächtigen Einfluße bildete sich das goldne Zeitalter der griechischen Litteratur.

Während des Steigens und Sinkens der griechischen Freystaaten und der macedonischen Monarchie, erhob sich im Westen ein Volk aus seiner Unbedeutsamkeit zur höchsten Stufe der Macht. Rom, der Zufluchtsort einer Horde Räuber, unterjochte ganz Italien, verschlang von Jahrhundert zu Jahrhundert ein Reich nach dem andern, und wurde endlich die Beherrscherin der damals bekannten Welt. Als die Römer noch ganz mit der Ausbreitung ihrer Macht beschäftigt waren, und mit unzähligen eifersüchtigen Völkern noch um die Oberherrschaft kämpften, da verscheuchte ihr roher, kriegerischer Geist die sanftern friedliebenden Musen. Nichts als Tapferkeit und körperliche Stärke, Unerschrockenheit und Vaterlandsliebe hatte bey ihnen einigen moralischen Werth. Nachdem sie aber ihre siegenden Heere auch nach Griechenland und Asien führten, nahmen sie mit den sanfteren Sitten

auch

Digitized by Google

auch die Künste und Wissenschaften der überwundnen Völker an. Griechenlands Freyheit war verschwunden, und mit ihr entflohen die Musen, und schlugen ihren Sitz in Latium auf. Zwar eiferten die strengen Catonen über griechische und asiatische Weichlichkeit und Verderbniß der Sitten, und suchten mit der griechischen Sprache die griechischen Musen zu verbannen. Allein die Schmeichlerinnen hatten schon die rauhen Römerherzen gewonnen, und ihr Ohr schon an die zauberischen Töne der griechischen Sänger gewöhnt. Während der drey merkwürdigen Triumvirate fand die griechische Philosophie mit der griechischen Sprache immer mehr Eingang; die Römer machten Griechenlands wissenschaftliche Schätze zu ihrem Eigenthume, und ihre besten Köpfe bildeten sich nach griechischen Mustern zu Rednern, Dichtern und Geschichtschreibern. Die beständigen Bürgerkriege hielten zwar die völlige Reife der römischen Litteratur noch zurück; aber nach endlicher Beruhigung derselben, und nach Gründung der römischen Monarchie, war es dem Augustus aufbehalten, der römischen Muse durch seinen Schutz einen solchen Glanz zu geben, daß sie mit ihrer ältern Schwester, der griechischen, um den Vorzug wetteifern konnte. Sein Zeitalter gebar die Virgile und Horaze, und so entstand das goldne Alter der römischen Litteratur.

Roms Macht sank von ihrer Höhe herab. Barbaren kamen, verherrten ganz Italien, und zerstörten die Denkmäler der schönen Künste. Die verscheuchten Musen flohen über das Meer zu dem Sitze der griechischen Kayser. Zwar war die Kayserstadt nicht Athen und Rom, und sie blüheten

hier unter dem despotischen Scepter nicht so, wie dort im Schooße der Freyheit: Auch waren sie schon unter der Pflege entarteter Römer und Griechen unter Despotismus, Kriegen und Fanatismus mit entartet; doch waren sie nicht ganz verdrungen, wie in den übrigen Ländern. Sie warteten hier nur auf die Verpflanzung in ein besseres Land. Dies geschahe auch bald. Beym Umsturze des griechischen Kaysertthums flohen sie wieder über das Meer nach Italien zurück.

Italiens Städte hatten sich durch Handel bereichert, von den deutschen Kaysern losgerissen, und meistens zu Freystaaten gebildet. Es blühte Venedig, Genua, Florenz, Pisa; und Rom ward von seinen Bischöffen zu neuer Macht erhoben. In diesen Städten wurden die Musen liebreich aufgenommen. Sie fanden zwar ein rohes, grausames und durch Bürgerkriege verwildertes Volk; aber es gelang ihren sanften Lehren bald, die rauhen Sitten zu mildern. Florenz wurde ein neues Athen, und den Mediceern war die Ehre aufbehalten, die aufblühenden Künste und Wissenschaften zu pflegen. Von Kosmus dem Großen bis zu Leo dem 10ten waren sie es, unter deren Schutze die Gelehrsamkeit wieder in voller Blüthe empor wuchs. Bald wagte es auch die italienische Muse, ihren ältern griechischen und römischen Schwestern nachzusingen. Die Barbarey und Unwissenheit verschwand, und fast alle Nationen Europens drängten sich zu den italienischen Musensitzen. Dichter, Mahler, Bildhauer und Architecten, die Athen und Rom Ehre gemacht haben würden, und noch die Bewunderung der Nachwelt sind, gründeten den Ruhm ihres von der Natur so begünstigten Va-

ter-

terlandes. Italien sah zum zweytenmale ein goldnes Zeitalter.

Ueber die andern Länder Europens war um diese Zeit noch dicke Finsterniß verbreitet. Aberglaube und Dummheit herrschten überall, und hinderten jedes Emporstreben des Geistes. Die Rechte der Menschheit waren verkannt, die Macht der Fürsten von blutigen Bürger- und Religionskriegen geschwächt, und den steten Eingriffen der hierarchischen Gewalt, die ihren Thron in Rom aufgeschlagen hatte, ausgesetzt. Aber auch diesen sonst so schädlichen Umstand gebrauchte die Vorsicht, um der gesunkenen Menschheit aufzuhelfen. Da Rom der Mittelpunct fast aller europäischen Begebenheiten war; so wurde es von allen Nationen besucht. Hier geschah es, daß die in Italien blühenden Musen von den fremden Völkern liebgewonnen, und von hier aus in alle Länder verpflanzt wurden. Von Rom und Italien aus wurden Mönche, fast die einzigen Kenner der Wissenschaften in andere Länder als Bekehrer und Staatsboten abgeschickt, und auch diese trugen ihren Theil zur weitern Verbreitung der Gelehrsamkeit bey. Hierzu kam noch, daß Italien oft der traurige Schauplatz blutiger Kriege zwischen Franzosen, Spaniern und Deutschen war, wodurch diese noch unwissenden Nationen mit den Wissenschaften und Künsten des Landes bekannt wurden. Spanier und Portugiesen wagten jedoch nur schwache Versuche im weitern Fortschreiten, obgleich hier der Hauptsitz der saracenischen Weisheit und Gelehrsamkeit gewesen war. Auch waren sie bald darauf mit der Eroberung von Ostindien und America zu sehr beschäftigt, als daß sie sich viel mit der Pflege

der

der Musen hätten abgeben können, zumal da der mönchische Despotismus ihre Geisteskräfte in trägen Schlummer wiegte.

Glücklicher waren die Franzosen und Engländer. Selbst unter Aufruhr und den Unruhen blutiger Kriege breiteten sich die Wissenschaften unter ihnen aus. Die Fürsten beyder Länder vergaßen der Musen nicht ganz, ob sie gleich ihre meiste Aufmerksamkeit auf die Befestigung ihrer schwankenden Throne wenden mußten. Unter Franz I. und Heinrich IV. in dem einen, und Elisabeth und Carl II. in dem andern Lande, genossen sie Schutz, Wartung und Aufmunterung. England würde sein goldnes Zeitalter eher erlebt haben, wenn nicht die Bürgerkriege unter den Königen aus dem Hause Stuart und religiöser Fanatismus die Musen verscheucht hätten. Doch kehrten sie bald zurück, und blühten im Schoße englischer Freyheit desto schneller und schöner auf.

Mit Frankreichs steigender Macht erfreuten sich auch die französischen Musen einer sorgsamern Pflege. Sie hatten schon beträchtliche Fortschritte in ihrer Bildung gemacht, als Ludewig der XIV. den Thron bestieg. Sein Ehrgeiz war nicht zufrieden, ganz Europa durch seine Waffen in Schrecken zu setzen, und durch den Glanz seines Hofes alles um sich her zu verdunkeln; er wolte von den Musen gepriesen und besungen seyn, und ward ihr wohlthätigster Beschützer. Schon längst hat die Geschichte mit unerbittlicher Strenge den Werth seiner Thaten entschieden, und ihm den Beynamen des Großen abgesprochen; aber den Ruhm, daß er Künste und Wissenschaften eifrig schützte und aufmunterte, wird

Digitized by Google

wird sie ihm nicht rauben können; ja dieserwegen verdiente er schon allein den sonst so zweydeutigen Namen des Großen. Unter seiner langen Regierung bildeten sich große Geister in allen Fächern der Wissenschaften, und große Männer übernahmen es, Ludwigs ehrsüchtige Plane auszuführen. Die schönen Künste erreichten, von königlicher Freygebigkeit unterstützt, einen hohen Grad von Vollkommenheit. Der Geschmack wurde verfeinert, und die französische Sprache, reich an Witz und Urbanität, wurde die Lieblingssprache in ganz Europa. Unter so vielen günstigen Umständen konnte es nicht fehlen, daß nicht die französische Litteratur die höchste Stufe ihrer Vollkommenheit, ihr goldnes Zeitalter erreicht haben solte.

Dies, meine Herren, ist eine kurze Geschichte der Wanderungen der Musen, die uns die Ursachen entdeckt, warum sie hier verweilten und dort schüchtern entflohen. Erlauben Sie mir nur noch zwey Folgerungen aus den erzählten Thatsachen zu ziehen, und dann will ich die Beantwortung der zweyten Frage wagen. 1.) Sahen wir, daß sich die Musen alsdann in einem Lande niederließen, wenn es frey, mächtig und reich war. Sobald aber die Nation von ihrer Größe herab sank, oder die Freyheit mit der Sclaverey vertauschte, und Weichlichkeit, Trägheit und Sittenverderbniß überhand nahmen, so verließen sie es, wie falsche Freunde, welche diejenigen im Unglück nicht mehr kennen, denen sie im Glück ewige Freundschaft zusagten. 2.) Sahen wir, daß die Großen der Erde die Musen erst dann gern in ihren Schutz nahmen, wenn sie sich schon aus ihrem ursprünglichen rohen

Zustande heraus gearbeitet, und schon einen gewißen Grad von Vollkommenheit erreicht hatten; wenn sie mit dem reizenden Gewande der Gracie und des Geschmacks bekleidet waren: gleichsam als hätten sie sich ohne diesen Schmuck nicht in ihren Vorzimmern sehen lassen dürfen. Hiermit gewannen sie zwar auf einer Seite die Gunst der Großen; allein auf der andern Seite trug der äussere Schmuck vieles zu ihrem Verfalle bey. Denn bald wurden sie damit überladen, und geschmacklose Zierrathen verunstalteten ihre einfältigen Schönheiten, die endlich ganz verkannt, und spielenden Witzeleyen aufgeopfert wurden. Die Beyspiele hierzu sind allzu bekannt, als daß ich sie in einer so einsichtsvollen Versammlung anführen solte.

Meine zweyte Frage betraf die Hindernisse, welche das Aufblühen der deutschen Musen verzögert haben. Ich erwähnte ihrer nicht, als ich von der Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste in andern Ländern sprach, um sie hier näher zusammen zu stellen. Außer den allgemeinen oben berührten Hindernissen, die der Ausbreitung der Wissenschaften fast in jedem Lande entgegen standen, gab es noch manche andere, die in der politischen Verfassung und in dem Character der deutschen Nation eigenthümlich gegründet waren. Unser liebes Deutschland ist unter so viele Fürsten und Herren vertheilt, daß der Deutsche kein gemeinsames Vaterland anerkennen kann, wenn er nicht der besondern patriotischen Anhänglichkeit für die Provinz, der er angehört, Eintrag thun will. Es macht kein Ganzes aus. Sein verschiedenes Interesse kann nie vereinigt werden, und wird unaufhörlich gegen

ein=

Digitized by Google

einander streiten. Ob dies gleichwohl vorzüglich von politischen Angelegenheiten gilt, so hat es doch auch aufs Litterarische Einfluß. Keine Provinz will die andere aus Eifersucht als Gesetzgeberin des guten Geschmacks über sich erkennen; und es entstehen unaufhörliche Kriege unter Schriftstellern aus verschiedenen deutschen Provinzen, über den Vorzug in diesem Puncte. Man könnte mir zwar einwenden, Griechenland habe auch aus verschiedenen unabhängigen Staaten bestanden; und dennoch hätten sich die Musen daselbst niedergelassen. Allein da war Athen die Richterin in Sachen des guten Geschmacks, und die so nöthige Einheit bey aller politischen Zerstücklung fehlte in wissenschaftlichem Betrachte nicht. Ein solcher Hauptsitz der Wissenschaften hat immer in Deutschland gefehlt, und zum Unglück war der Kaysersitz bis jetzt immer am weitsten in der wissenschaftlichen Cultur zurück. Die deutschen Kayser und deutschen Fürsten hatten immer zu viel mit politischen Händeln, mit Andachtsübungen oder der Jagd, oder alchymistischen Alfanzereyen zu thun, als daß sie sich um die deutschen Musen hätten bekümmern können. Wenn wir freylich mehrere solche Fürsten gehabt hätten, wie Carl den Großen oder die Kayser aus dem schwäbischen Hause, unter denen die Minnesänger blühten, so würde unser Vaterland eher die goldnen Zeiten erlebt haben, wonach unsere deutschen Musen noch jetzt seufzen. Aber das war leider der Fall nicht, und Deutschland hatte zwar oft gelehrte Pedanten, die die Gelehrsamkeit als ein Monopol betrieben, und Schutt und Steine mit ungeheurem Fleiß zusammen trugen, aber die geschmackvolle Verbreitung gemeinnütziger Kenntniße nicht zu veranstalten wußten; die ihre

 eigne

eigne Sprache um der Lateinischen willen verabsäumten, und dadurch allein das Emporkommen der deutschen Musen um einige Jahrhunderte verspäteten. Selbst die Reformation, die Gott sey Dank! in dem Herzen von Deutschland ihren Anfang nahm, und troz Schmidts Verkleinerungen so unzählige Verbesserungen hervorbrachte, und die besten Köpfe der Nation zum Selbstdenken anreizte, hatte doch die nachtheilige Wirkung, daß sich die größten Gelehrten fast zwey Jahrhunderte hindurch mit unnützen, spitzfindigen philosophischen und theologischen Untersuchungen beschäftigten. Zwar strebte dennoch der deutsche Genius zuweilen empor. Aber was wolte ein Opitz und Logau gegen die Hofmannswaldau und Lohnsteine mit ihren knechtischen Nachahmertroß sagen? Auch scheuten sich die Musen vor der Rauhigkeit und Härte unserer Sprache, die freylich im Munde des schlechtern Theils der Nation keine feine Bildung annehmen konnte. Denn die Fürsten und Großen sprachen Französisch, Italienisch und Spanisch, und die Gelehrten! o, diese hätten sich lieber für eine ciceronianische Phrase todtschlagen lassen, ehe sie ihre Muttersprache geschrieben und gesprochen hätten. In der That eine bedaurungswürdige Verblendung, die unserm Vaterlande die beträchtlichen Vortheile einer frühern Cultur raubte.

So, oder vielleicht nur um ein weniges besser, standen die Sachen bis zu Ende der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts, als Friedrich den Thron bestieg. Er hatte schon als Kronprinz den Musen (ewig zu bedauren nur, nicht den deutschen) geopfert. Sie hoften viel von ihrem ehmaligen

ver-

Digitized by Google

vertrauten Lieblings, und betrogen sich auch in ihren Erwartungen nicht. Freyheit im Denken, Reden und Schreiben, und Achtung des gelehrten Verdienstes, das unter seinem Vater ganz verkannt würde, waren die ersten großen Geschenke, die er ihnen bey seiner Thronbesteigung machte. Ungeachtet der Königskrone huldigte er ihnen immer fort, und sein Beyspiel hatte die wohlthätigsten Folgen. Seine Nation rafte sich auf, und that einen großen Schritt zur Vervollkommung der Gelehrsamkeit nach dem andern, und mit Freuden lesen wir es in den Annalen der neuern Litteratur, daß aus unserm Vaterlande seit **Friedrichs** Regierung Aufklärung und Liebe für die Künste und Wissenschaften ausgieng. Doch darf ich es nicht verhehlen, daß auch die benachbarten Sachsen schon einige Zeit vorher nicht unbeträchtliche Fortschritte darin gethan, und sich vorzüglich um die Verbesserung und Reinigung der Muttersprache große Verdienste erworben hatten. Es konnte nicht fehlen, daß nicht auch die deutschen Musen während der gründlichern und geschmackvollern Bearbeitung der höhern Wissenschaften, aus ihrem Schlummer aufgeweckt worden seyn solten. Männer von Genie und patriotischem Enthusiasmus retteten die deutsche Dichtkunst durch unsterbliche Werke von harten Vorwürfen, und straften die Verläumder des deutschen Kopfs und Geistes ins Angesicht Lügen. Es entstand unter den besten deutschen Dichtern und schönen Geistern ein gewisser Stolz, daß sie die deutschen Musen, trotz der Vernachläßigung und Verachtung deutscher Fürsten, und vorzüglich unsers **Friedrichs**, den sie dennoch besangen und ehrten, empor gebracht, und ihnen eine vollkommnere Bildung gegeben hatten. Dieser

stolze Wetteifer unter Deutschlands besten Köpfen hatte die heilsamsten Folgen, und war die Ursach, daß auch ohne Fürstenschutz sich unsere Literatur über das Mittelmäßige erhob, und daß sich unsere besten Geistesproducte mit den Werken der alten und neuern Völker dreist messen konnten. In einem öffentlichen Blatte las ich neulich hierüber einen überaus passenden Gedanken. „Unter Friedrich," heißt es daselbst, „wuchs die deutsche Gelehrsamkeit, und der philosophische „Geist unsers Jahrhunderts bekam aus seiner Hand die erste „wohlthätige Nahrung. Mit der französischen Muse, die „unter seinen Schutz flohe, verschwisterte sich bald die deut„sche; und so wie der Wohnsitz Friedrichs die Quelle der „deutschen Gelehrsamkeit war, so ist er jetzt der Richter der„selben. Der edle deutsche Eifer wurde von der Eifersucht „in jene Thätigkeit gesetzt, die ihn über die in den deutschen „Schooß geflüchtete Muse Frankreichs erhob." — Lassen Sie uns, meine Herren, bey Friedrichs Grabe den Vorwurf vergessen, daß er die deutsche Muse auf Kosten der französischen herabsetzte und vernachläßigte; und solte uns ja der Gedanke, was er für die deutsche Sprache, Dichtkunst, Philosophie und Geschichte hätte seyn können, sein den deutschen Musen angethanes Unrecht doppelt fühlen lassen, so wollen wir bey der Erinnerung an seine übrigen großen Verdienste um uns und unser Vaterland, ja um ganz Europa, das unangenehme Gefühl unterdrücken, das in unserer Brust empor steigt. O! ihr deutschen Musen, hemmt den Lauf eurer Thränen nicht, laßt eure Klagen um den Unvergeßlichen laut erschallen; wenn er euch gleich nicht anlächelte, und sich euren Blicken entzog.

In Friedrichs letzten Regierungsjahren, bis zu seinem Tode, waren die deutschen Musen immer zu größerer Vollkommenheit fortgerückt, und jetzt stehen sie in jugendlich reifer Schönheit, und blicken voll froher Erwartung auf seinen Nachfolger, ob er ihrer eingedenk seyn, und sie huldreich in seinen Schutz nehmen will. — Ja, er wird es seyn, Friedrich Wilhelm, — Preiß und Danck der Vorsehung, daß wir ihn den unsrigen nennen! — wird euer Freund und Beschützer seyn. Er hat sein königliches Wort Vater Gleim gegeben, den würdigen Aeltesten der Dichter, dessen Haar im ruhmvollen Dienste der Musen mit Ehren grau ward. Er wird es auch halten. Zeugt davon nicht die ehrenvolle Belohnung des deutschen Flaccus? Hat er nicht der überall verwaysten deutschen Schauspielkunst Unterstützung und einen bessern Wohnplatz gegeben, wo sonst die französische stolz und verachtend auf sie herab sahe, da sie noch unstät und schüchtern umherirrte? Hat er nicht Garve und Engel und Ramler, deutsche Männer von anerkanntem Genie und Verdiensten in die Versammlung seiner Academie gerufen, um diese (— doch vielleicht wage ich meine Vermuthung zu früh —) aus einer französischen in eine deutsche umzuschaffen? Hat er nicht einen Mann zu ihrem Vorsitzer ernannt, der der wärmste Vertheidiger der deutschen Musen ist, und der selbst einst gegen Friedrich ihre gute Sache zu verfechten wagte? Und dies alles that er in den ersten Tagen seiner Regierung! — War der Anfang so schön, wie herrlich wird die Vollendung seyn.

Fürchten Sie nicht, meine Herren, daß diese Versicherungen des Schutzes etwa nur Aeusserungen der Gnade bey

der Thronbesteigung seyn möchten! Nein! sie werden dauerend seyn. Was mir am meisten dafür bürgt, ist Friedrich Wilhelms vertraute Bekanntschaft mit unsern vaterländischen Musen; und wer sie einmal lieb gewonnen hatte, der kann ihrer nie vergessen. Dies fühlen Sie selbst am besten. Daß er mit ihnen bekannt seyn müße, beweißt der Brief an Ramler, worin er sagt: daß Ihm seine Bemühungen um die deutschen Musen nicht unbekannt geblieben wären. Wer Gleims und Ramlers Werth so richtig schätzt, dessen Blicken können die übrigen großen Dichter und Schriftsteller unsers Vaterlandes nicht entgangen seyn. Und was uns in unsern Erwartungen noch mehr beruhigen muß, ist der edle Entschluß des Königs, an seinem deutschen Hofe die deutsche Sprache zu reden. Wie konnte er sie zur Hofsprache erheben, wenn er sie nicht liebte; wenn er nicht ihre Stärke und Kraft, ihren Reichthum und Bestimmtheit, und — Dank sey es unsern guten Köpfen! — ihre Geschmeidigkeit und Feinheit kennte? Dies ist die glücklichste Begebenheit für die deutsche Sprache, ihre schon angefangne Bildung zur höchsten Vollkommenheit zu erheben, und ihr auch im Auslande Ehre und Ansehn zu geben.

Es nähert sich also der wichtige Zeitpunct, indem die deutschen Musen ihr goldnes Alter feyern werden. Alles wirkt dazu mit. Die deutsche Nation hat fast die höchste Stufe der Macht und des Wohlstandes erreicht. Die Aufklärung hat sich fast durch alle Stände verbreitet, und der gute Geschmack hat den blühenden Wissenschaften ein gefälliges Kleid und Anstand gegeben. Gemeinnützigkeit und Gemein-

meinverständlichkeit hat einigen wenigen das wissenschaftliche Monopol entrissen, und brauchbare Kenntniße zum Gemeingute des gesunden Menschenverstandes gemacht. Die verbesserte Erziehungskunst arbeitet unablässig an der Veredlung der Menschen. Denk- und Preßfreyheit ist in den meisten Provinzen Deutschlands ein unbestrittnes Gut der Schriftsteller. Unsere Künstler haben Meisterstücke aller Art geliefert, und sie arbeiten mit patriotischem Enthusiasmus daran, deutsche Männer und deutsche Thaten zu verewigen. Die deutsche Gelehrsamkeit ist mit den Schätzen der Griechen und Römer, der Engländer, Franzosen und Italiener bereichert. Die Sprache hat Feinheit und Geschliffenheit angenommen. Wir haben Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Philosophen und Virtuosen, die in dem Tempel der Unsterblichkeit neben den großen Männern aller Zeitalter glänzen werden.

Und nun, meine Herren, da alles zu einer glücklichen Revolution so herrlich vorbereitet ist, erscheint ein König, der auch die deutschen Musen huldreich in seinen Schutz nimmt; der ihnen Pflege und Aufmunterung verspricht. Und dieser König ist unser; Friedrich Wilhelm, der deutsche August ist unser. Unser soll auch der Stolz seyn, daß in unserm Vaterlande die letzte Hand an die Vervollkommnerung der Wissenschaften und Künste gelegt werden soll; daß aus unserer Königsstadt die Veredlung und Feststellung des guten Geschmacks ausgehen soll; unser die Freude, daß sich die Morgenröthe der deutschen Litteratur im vollsten Glanze des hellsten Tages zeigen wird. Wir, wir sollen alle diese frohen Ereignisse in unserm Vaterlande, unter unserm Könige,

mit unsern Augen sehen, und Zeugen von dem Ruhm unserer Nation seyn. Wem hierbey das Herz nicht vor Freude hoch aufschlägt, der ist kein warmer Vaterlandsfreund, der ist nicht werth Friedrich Wilhelms des Vielgeliebten! —

III.

Zwey Briefe von Voltaire, an den Herrn von Pilavoine in Pondichery.

Nachfolgende Uebersetzung von zwey freundschaftlichen Briefen Voltaire's, die erst vor Kurzem im Publicum bekannt geworden sind, wird gewiß keinem Bewunderer jenes berühmten Genies unwillkommen seyn. Sie sind an den Herrn von Pilavoine, Mitglied des französischen Raths zu Pondichery, geschrieben, und geben ein artiges Beyspiel von dem eigenen Reize der Freundschaften, die in den frühesten Jahren gestiftet werden. Man hat sich bemüht, wenn auch nicht die Eleganz, doch wenigstens den Sinn der Originale treulich wieder zu geben.

Erster Brief.

Ferney, den 25. Sept. 1751.

Ich freue mich gewiß ausserordentlich, da ich sehe, daß mein theurer Freund sich seines alten Schulcameraden, in einer solchen Entfernung von ihm, erinnert. Ich verdiene nicht im Geringsten den Namen eines Bürgers von Genf, mit dem Sie mich zu belegen belieben. So sehr ich die Freyheit liebe

liebe, so hat sie doch noch nicht so viel über mich vermocht, daß ich um ihrentwillen dem Lande entsagt hätte, in dem ich gebohren bin. Ueberdem kann man nicht Bürger von Genf seyn, wenn man nicht Hugonott ist, und dieser letzte Titel ist auf keine Weise so erhaben, daß man ihm seine Religion aufopferte. So viel ist wahr, daß ich, als ich sehr krank war, den Händen des größten Arztes in Europa, des Herrn Tronchin, welcher in Genf wohnt, mein Leben anvertraute: und er hat mir es gerettet. In der Nachbarschaft von Genf habe ich mir in einer von den schönsten Gegenden, die es in der Natur geben kann, einen hübschen kleinen Landsitz angekauft, der halb auf dem französischen Gebiethe, und halb auf dem Gebiethe der Republic liegt. Hier empfange ich meine Freunde, und hier habe ich in den Armen meiner Familie, meine Wohnung aufgeschlagen. Mein Tisch ist hinreichend, ja überflüßig besetzt, und ich genieße ungestört alle Süßigkeiten der Freyheit. Ich stelle mir vor, daß Sie Sich bemühen, in Ihrem Welttheile auf eben diese Art zu leben: wenigstens wünsche ich, daß dem so seyn möge. Nur hätten Sie mich freylich ein wenig besser unterrichten sollen, wie Sie Sich in Ihrem Ostindien befinden, ob Sie eine zahlreiche Familie haben, und wie Ihnen das Clima bekommt. Wir sind fast in Einem Alter, und wir solten beyde nun an nichts weiter denken, als den Ueberrest unsrer Tage recht gemächlich hinzubringen. Das Clima, in welchem ich lebe, ist nicht so vortheilhaft, als das Ihrige: und die Gestade des Indus müssen bey Weitem fruchtbarer seyn, als die Gestade des Genfer-Sees. Sie laben Sich an dem köstlichen Geschmacke Ihrer Ananasse: und ich muß mit meinen Pfir-

schen

schen vorlieb nehmen. Unterdessen wir müssen mit den Producten des Bodens zufrieden seyn, an den uns der Himmel gewiesen hat. Leben Sie wohl, mein theuerster Freund. Mögen Sie mit einer langen und glücklichen Reihe von Tagen beglückt werden. Ich bin mit der aufrichtigsten Freundschaft

der Ihrige,
Voltaire.

Zweyter Brief.

Ihr zweyter Brief, mein theurer Pilavoine, hat mein ganzes Herz mit Freude erfüllt. Es ist gewiß sehr schmeichelhaft und sehr entzückend, einem alten Schulcameraden bis in eine Entfernung von viertausend Meilen so werth zu seyn. Mit großer Freude ergreife ich Ihr Anerbieten in Betreff der handschriftlichen Geschichte von Indostan. Ich wünsche begierig mit einem Lande bekannt zu werden, in das sich Pythagoras begab, um sich zu unterrichten. Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß sich die Dinge seit der Zeit gewaltig geändert haben mögen, und daß wohl vor der Hand die Universität zu Jaganat ihren Schwestern zu Oxford und zu Cambridge nicht vollkommen beykommen mag. Die Menschen werden wohl in allen Ländern mit ziemlich gleichen Fähigkeiten gebohren, wenigstens scheint es so, wenn wir die Erfahrungen aus der alten Welt zu Hülfe nehmen: nur die Regierungsformen bringen die Veränderungen in den Sitten hervor, und erheben oder stürzen ganze Nationen, ehe man sichs versieht. Man sieht jetzt Getreidefelder auf eben

dem

dem Capitol, auf welchem Scipio seinen Triumph, und Cicero seine Declamationen hielt: und die Egyptier, die im Anfange andre Nationen unterrichteten, sind jetzt die elendesten Sclaven der unwissendsten Herren. Die Britten, welche zu Cäsars Zeiten weiter nichts als Barbaren waren, sind nun die ersten Philosophen auf dem Erdboden, und, unglücklicher Weise für uns, die Eigenthümer des Handels und die Beherrscher des Weltmeers geworden. Ich fürchte, daß sie kühn genug sind, einen neuen Besuch auf Ihrer Küste zu wagen. Dupleix hat sie abgewiesen: ich hoffe, daß Sie, mein theuerster Freund, ihn nachahmen werden. Ich nehme an dem Schicksal der Compagnie großen Antheil, nicht allein um meines Freundes willen, sondern auch, weil ich Franzose bin, und noch mehr vielleicht, weil ich den besten Theil meines Vermögens in die Hände der Compagnie gegeben habe. Das sind wahrhaftig drey sehr gute Gründe, um deren willen man sich für den Verlust von Mazulipatnam interessiren kann. Ich habe Lally und Desoupire gekannt. Der letzte besuchte mich in meiner kleinen Einsiedeley zu Ferney, ehe er nach Ostindien abgieng, und durch ihn sendete ich meinen Brief an Sie nach Surate. Schreiben Sie dieses Versehen meinem unauslöschlichen Andenken an unsre frühe Bekanntschaft und dem Umstande zu, daß ich mich noch beständig des Maurice von Pilavoine aus Surate erinnere. Denn so hießen Sie ehedem in dem Collegium, in welchem wir miteinander ein paar lateinische Phrasen stammeln lernten, die Ihnen, wie ich sehr geneigt bin zu denken, jetzt in Ostindien vielleicht von keinem so großen Nutzen sind, als etwa das Malabarische. Es würde mir sehr lieb seyn, wenn

ich erfahren könnte, ob noch einige Ueberbleibsel von der alten Sprache der Brachmanen vorhanden sind. Die neuern Braminen berühmen sich, daß sie diese Sprache verstünden: verstehen sie denn ihren Vedam? — Ist es ferner wahr, daß die Bewohner jenes Landes von Natur gutmüthig, wohlthätig, und von einer sanften Gemüthsart sind? Sie haben ganz gewiß einen großen Vorzug vor den Europäern. Sie brauchen nichts von uns: aber wir müssen unsre Zuflucht zu ihnen nehmen, wenn wir Baumwolle, Zitze, Spezereyen, Perlen und Diamanten haben wollen. Von unserm Geize angetrieben, schießen wir ihnen ihre Küsten voll Kanonenkugeln, die wir eine der andern entgegen schicken. Ich kann mich nicht erinnern, jemals gehört zu haben, daß Indianer an die Küste von Bretagne oder von Normandie gekommen wären, um andern Indianern eine Schlacht zu liefern, damit einer von beyden Theilen den Vorzug im Einkaufe unsrer Abbeviller Tuche oder unsrer Lavaler Linnen erhielte. Der Mangel an Pfirschen, Brod und Wein kann kein großes Unglück für Leute seyn, die eine große Menge Ananasse, Limonien, Citronen und Cocosnüsse haben. Die Einwohner von Siam und Japan können sich unmöglich nach Burgund sehnen. Ich mache es wie diese Völker; ich bleibe zu Hause, und genieße einen freyen und unabhängigen Zustand an den Gränzen von Frankreich. Das Ländchen, in dem ich lebe, ist ein reizendes Baßin von zwanzig Meilen im Umfange, das von allen Seiten von majestätischen Gebirgen umgeben wird. Es ist ungefehr ein Königreich Caschemir im Kleinen. Ich bin Guthsherr in zwey Kirchspielen, und ich besitze eine ansehnliche Strecke Landes. Die Pfirschen, nach denen Sie

Sich

Sich zu sehnen scheinen, sind in meinen Gärten von besondrer Güte, und meine Reben bringen mir eine ziemlich gute Art Wein. Ich habe mir ein Haus gebaut, das eher für meine Vermögensumstände zu prächtig ist: unterdessen bin ich doch nicht so albern gewesen, daß ich mich durch Säulen und Architraven ruinirt hätte. Ich habe bey mir einen Theil von meiner Familie, und einige liebenswürdige und verehrungswürdige Freunde. Das ist meine Art zu leben, und diese vertauschte ich nicht für den glänzendsten Posten auf dem Erdboden. Es ist wahr, der Zustand meiner Gesundheit ist nicht beneidungswürdig: unterdessen durch eine schickliche Diät mache ich mir ihn erträglich. Sie hatten, wenn ich mich recht erinnere, eine festere Constitution, als ich, und sind gewiß auch jetzt noch frischer: ich bilde mir ein, daß Sie das Alter Aurengzeb's erleben werden. Ich glaube bemerkt zu haben, daß jemand, der sich einmal an die Hitze des Climas gewöhnt hat, in Ostindien lange leben kann. Man hat mir gesagt, daß mehrere Rajahs und Omrahs beynahe hundert Jahr alt geworden sind: unsre großen Herren und unsre Monarchen sind hinter dieses Geheimniß noch nicht gekommen. Dem sey wie ihm wolle, ich wünsche Ihnen herzlich ein recht langes und recht glückliches Leben. Sie befinden Sich ohne Zweifel in guten Umständen, und legen Sich etwas zurück: denn sonst wäre es nicht der Mühe werth, in Ostindien zu leben. Die Compagnie freylich ist nicht reich; der Handel hat nicht zugesagt, und die Kriege haben ihn zu Grunde gerichtet: allein ein einzelner Mann und ein Mitglied vom Rathe kann wohl nicht bey diesen Unfällen leiden. Haben Sie die Güte, mich von Ihren Hofnungen und von

Ihren Aussichten für die Zukunft zu unterrichten, und glauben Sie, das Ihre Angelegenheiten meinem Herzen beständig wichtig seyn werden. Ich bin rc.

Der Ihrige
Voltaire.

IV.

Volkslieder, von Gleim.

1.

Gott segne den König!
Der König, so gut,
So Vaterlandsvater,
Der Böses nicht thut,
So wieder ein Friedrich
Im preußischen Heer!
So Feldherr! so König!
Was wollen wir mehr?

Gott segne den König
Mit Helden um Ihn!
Nicht fürchtend die Helden
Zu Stambol, zu Wien,
In keiner Weltgegend,
Die alle den Tod
Für's Vaterland achten,
Wie Hunger das Brod!

Digitized by Google

Gott segne den König
Mit Weisen um Ihn;
Die weise man nennet
Zu Stambol, zu Wien,
In aller Weltgegend,
Wo's Weise noch giebt,
Und keiner sey drunter,
Der Frieden nicht liebt.

Gott segne den König
Mit Zierden des Staats,
Mit einem Homerus
Und einem Horaz!
Und einem, nur einem
Appelles, Monarch
Im Reiche des Schönen,
Und einem Plutarch.

Und einem Lysippus,
Der Müster von Kraft
Und Helden und Götter
Aus Felsen erschafft,
In Erz und in Eisen
Den Einzigen gerbt,
Daß alle zum Bilde
Wir sagen: Er lebt!

Gott segne den König
Mit Helden, so schön,
Daß keine hat schöner
Die Vorwelt gesehn!
Daß Ihm noch sein Enkel

Die schönsten verdankt,
Und immer nach solchen
Die Nachwelt verlangt!

Gott segne den König
Und mach ihn bereit
Zu frohem Genießen
Der ewigen Zeit;
Zu der ihm ein Engel
Spät öfne die Thür,
Durch Thaten in dieser
Vergänglichen hier.

2.

Der König soll leben!
Als König, ein Held!
Gott hat Ihn gegeben,
Zur Freude der Welt,
Zur Wonne der Preußen,
Zum deutschesten Mann!
Soll leben, soll leben,
Herr Bruder, stoß an!

Der König soll leben!
Soll unsrer sich freun!
Gott hat Ihn gegeben
Beschützer zu seyn
Der lieblichen Musen!
Besing ihn, wer kann!
Soll leben, soll leben!
Herr Bruder, stoß an!

Herr Bruder, der König
Ein Titus, und mehr!
Sind solcher so wenig
Im Könige Heer!
Ihn singen soll keiner
Wer singen nicht kann!
Der König soll leben!
Herr Bruder, stoß an!

V.

Gorgon.

Den Beyfall, den Wir andern geben,
Die mit Uns hin durchs Leben geh'n,
Das Lob, womit wir ihre Tugend heben
Nennt Xenophon der Weise schön;
Nur — fährt er schöner fort — nur müssen
Wir selbst auf jener Höhe steh'n
Worauf wir Andere begrüßen:
Dann erst ist unser Beyfall doppelt schön.

Sich abgezogen vom Getöse
Der Welt — dem geist'gen Anschaun weih'n
Mag lobenswerth und herzerhebend seyn;
Doch macht dies lange nicht die wahre Größe.
Im stillen Schooß der Hirtenflur,
Von heissem Wahrheitsdurst getrieben,
Die wimmelnden Begriffe sieben
Im Angesicht der göttlichen Natur, —

Ist so verführend, daß selbst Weise,
Ihm opferten die ganze Lebensreise.
Und dennoch ziemt der Name jenem nur,
Der, was ihn Beyspiel und Betrachtung lehren,
Was seine Knie vor der Tugend beugt
In seinen eignen Wandel zeigt!
Nur diesen, Freunde, laßt uns ewig ehren,
Der uns durch edle Thaten zeigt,
Wie wahr es sey, was Sokratesse lehren.
Doch, weil die heut'ge Modewelt
Nicht eben viel vom Abstrahiren hält,
Mag mich ein Beyspiel deutlicher erklären:
Einst wurde zu Athen, dem Staat zu Ehren
Ein Fest gefeyr't. Hier ließen wie ihr wißt
Sich große Redner und Poeten hören,
Und wurden bald als Sieger laut begrüßt,
Bald ausgelacht; dann folgten Fechterspiele
Et cetera was für den Pöbel ist.
Durch's schwarzusammenströmende Gewühle
Des Volkes drängte sich ein alter Mann,
Der etwas später kam, heran,
Und sprach den Oberherrn der Spiele
Um eine kleine Stelle an.
„Wie, Gorgon, hat das Alter dir die Sinnen
Geraubt?“ — so fuhr ihn dieser an,
„Sey klug, und mache dich von hinnen!
Was kann in aller Welt ein Mann
Von deinen Jahren hier beginnen,
Wo sich zu mancher schönen That
Die junge Welt versammelt hat?
Und siehst du's nicht, wie alle Bänke

Schon wimmeln? darum folge meinem Rath
Und geh nach Haus, damit dich Niemand kränke!“
Er sprachs. Der schwache Greis vernahm
Mit Thränen seine harten Worte,
Und wankte eben von dem Orte,
Als schnell ein Jüngling zu ihm kam:
„Wir hörten, sprach er, dort mit Gram,
Wie ohne Scheu vor deinen grauen Haaren
Dich unser Archon angefahren;
Drum bieten wir, verdienter Mann,
Dir unsre eignen Sitze an.“
Der Alte folgt' ihm freudig durch's Gedränge,
Und rang sich kaum zu ihren Stühlen hin;
So stellten sie voll Bosheit ihn der Menge
Zum Schauspiel, — und verlachten ihn. —
Da stund er, — von des Pöbels Mützen
Begrüßt, — die ungeschliffne Schaar
Bewillkommt ihn mit Schlägen gar,
Und unsre junge Herrn blieb'n sitzen.
So gieng der Spaß nach gleicher Weis'
Durch alle Sitze der Athener,
Und Gros und Klein, und Herr und Diener
Verspottete den guten Greis.
Zum Glück war bey dergleichen Festen
Ein großer Nebenplatz zum Besten
Der angekomm'nen Fremden da.
Als Gorgon nun sich hier verspottet sah;
Da wandt' er müd sich zu den Gästen:
„Habt Mitleid mit mir alten Mann!
So seufzte er, und seine Thränen flossen,
Von meiner Vaterstadt verstoßen

Fleh ich um Hülf und Schutz Euch an.
Ihr sehts, wie sittenlose Knaben
Hier mit mir ihr Gespötte haben,
Die, als ich auf der Ehre Bahn
Schon manche That fürs Vaterland gethan,
Bestürmt von tausend drohenden Gefahren,
Noch nicht einmal gebohren waren.
Drum, Fremdlinge, erbarmt Euch mein!“
Er sprachs, und nahte sich den vordern Reih'n,
Die Sparta's Söhnen angewiesen waren;
Und kaum erreichte sie sein müder Lauf,
So stund das ganze Volk voll Ehrfurcht auf. —
Sie gaben dem gekränkten Greise
Den besten Platz in ihrem Kreise,
Und grüßten mit dem Vaternamen ihn. —
Die That war neu, — sie machte ihrem Sinn
Für Menschlichkeit und Tugend Ehre.
Und deutete auf eine große Lehre
Fürs ausgeartete Athen. —
Auch schienens diese wirklich zu versteh'n.
Bezaubert von der Kraft der Tugend
Beklatschten sie die That, bereuten das Verseh'n
Der unerfahrnen flüchtgen Jugend.
Der alte Gorgon aber schrie:
„In meiner Vaterstadt erkennt man zwar die Tugend,
„Im größern Sparta übt man sie!“

L. Schubart.

VI.

Simon, ein Beckerjunge.

Anecdote.

Ein Beckerjunge, Simon, aus C* gieng mit seinem Cameraden an den Ufern des Nekars spazieren. Plötzlich hörten sie den Jammerlaut eines Unglücklichen, der sein bleiches Haupt aus den Fluten erhub, und — „Hülfe," — Jesus — Hülfe!" schrie. Simon besann sich nicht — erkundigte sich nicht. Herunter riß er Rock und Schuhe, und sprang in den Strom. Zitternd klammerte sich der Halbtode um den Leib seines Retters, und ward so den Wassertod entrissen. Er war ein Student aus der Residenz, fiel, als er wieder zu sich kam, dem Becker in die Arme, und schluchzte: „Dir dank ich mein Leben; — Gott lohn es dir!" darfst nicht danken, sagte der Junge, das ist so meine Gewonheit. „Hab Gottlob schon 3 Unglückliche so gerettet." Er nahm ihn mit in seine Wohnung. „Hier schlummert ein wenig, „daß Ihr zu Kräften kommt!" Der Jüngling thats, warf viel Wasser aus, nahm dann von dem gutherzigen Jungen etwas Wein, und war Abends schon im Stande, mit ihm zur Stadt zurück zu gehen. Beym Abschied bot er Simon alle sein Geld. „Pfui," sagte dieser — „wer wolte so was „bezahlen?"

Bald hierauf endete der Jüngling seine Studien, und ward Advocat in derselben Stadt. Nach mehrern Jahren er-

erblickt' er einst auf einem Spaziergange seinen Retter. Er rief ihn, und erfuhr: „Sein Vater sey mit einem Wirth schon seit 5 Monden in einen Proceß verwickelt. Er hatte diesem schon vor Jahr und Tagen eine beträchtliche Summe vorgeschossen, worüber er eine Quittung erhielt, die verloren gegangen war. Der Wirth bestund darauf, er habe das Geld zurückbezahlt. Seitdem, fuhr Simon fort, muß ich alle Wochen ein paarmal nach der Stadt gehn, und unserm Sachwalter Geld bringen, und fragen: wies stehe? — Und das schon seit 5 Monden? und Du giengst an deinem großen Schuldner vorüber? — Wie heißt der Sachwalter?“ Simon nannt ihn. „Laß sehen was ich thun kann, sagte der dankbare Jüngling, und gieng sogleich zu seinem unbetriebsamen Collegen. Hier erkundigt' er sich aufs genauste, kundschaftete einen zweyten Zeugen aus, der dem Vertrag beygewohnt hatte, und indessen verreißt war, und gewann mittelst desselben in wenig Wochen den Proceß.

Er ritt mit dem Urthel selbst nach C*. „Lieber Gott, wie soll ich Euch eure Mühe lohnen, guter Herre!“ sagte der Vater. „Dieser hat sie weit mehr als belohnt, antwortete der Edle, und küßte den guten Simon.

S. *.

VII.

Geschichte der kriegerischen Vorfälle in Genua, im J. 1747 und 1748.

Beschluß.

Die gänzliche Unfähigkeit des Marchese de Botta zu commandiren, fieng endlich an, dem Wiener Hofe einzuleuchten, er wurde daher zurück berufen, und der Graf von Schulemburg an seiner Stelle geschickt, der auch im Anfang des Februars 1747 in Novi eintraf. Dieser neue General konnte aber nichts von Erheblichkeit unternehmen, bevor die Jahreszeit erlaubte, die Cavallerie zurückzurufen, die sich im Parmesanischen befand, und er auch die Verstärkung erhalten hatte, die der General Braun von seiner Armee ihm zuschicken solte. Er wandte indessen diese Zwischenzeit an, den Genuesern Vergleichsvorschläge zu thun, die aber nicht annehmlicher als die vorigen waren. Er verlangte vor allen Dingen die Freyheit der Kriegsgefangenen, und die Zahlung der restirenden Contributionen. Die Unterhandlung wurde darauf abgebrochen, und man dachte nun auf nichts von beyden Seiten, als auf die nachdrücklichsten Mittel zum Angrif und zur Vertheidigung.

Mittlerweile dauerte der kleine Krieg beständig fort. Die österreichischen Truppen nahmen den Hauptposten Pietra Lavezara ein, richteten daselbst eine große Batterie auf, und

verschanzten sich. Eins von ihren Detachements überfiel in der Nacht vom 16. Februar 500 genuesische Bauern, die sich aber glücklich durchschlugen. Ein ander Detachement grif in eben dieser Nacht einen Posten an, der mit 130 Mann besetzt war, wurde aber zurückgeschlagen. Die folgende Nacht setzten sich alle irreguläre Truppen von der Armee in sieben Colonnen in Bewegung, um an verschiedenen Orten zugleich Angriffe zu machen, sie wurden aber allenthalben von den Genuesern mit Verlust zurückgetrieben. Diese letztern aber begnügten sich nicht mit diesen Vortheilen, sondern ließen die Hälfte ihrer Bürgercompagnien, und 40 Compagnien von der Landmiliz nach Bisagno zu ausrücken, und so war damals das sonderbare Schicksal der kayserlichen Truppen, daß diese undisciplinirte Haufen die deutschen Krieger fast von allen ihren Posten bis zur Bochetta vertrieben. Vier und zwanzig dieser Compagnien drangen bis Campo Morone vor, wo sie 600 Oesterreicher niedermachten. Der Posten von Pietra Lavezara wurde von ihnen mit Sturm erobert, nachdem der Angrif von 8 Uhr Morgens, bis 2 Uhr Nachmittags gedauert hatte. Die Genueser machten bey diesen verschiedenen Gefechten an 700 Mann Gefangene, die sie nach der Hauptstadt brachten. Sie hatten aber viel Mühe, sie der Wuth der Bewohner des Thals von Polsevera zu entziehn, allwo die Panduren und Croaten viel Grausamkeiten ausgeübt hatten.

Die Belagerung von Genua schien vielen Zweifeln unterworfen zu seyn, so sehr man auch davon sprach. Die Kayserin Königin hatte alle ihre Truppen in Italien nöthig, um

die Staaten ihres Allirten, des Königs von Sardinien zu vertheidigen. Der Graf Braun war nach einem mißlungenen Einfall in der Provence genöthigt worden, über den Varofluß zurückzugehn, und hatte daher seit den 3ten Februar die Grafschaft Nizza besetzt, wohin der Marschall von Belleisle, an der Spitze einer großen Armee, ihn zu folgen bereit war. In dieser Lage konnte Schulemburg nicht wohl verschieben, ihm zu Hülfe zu eilen. Der Wiener Hof glaubte aber, daß der Ruhm seiner Waffen durchaus erforderte, die Genueser zu unterwerfen. Schulemburg erhielt deshalb Befehl alles zu versuchen, um diesen Endzweck zu erreichen.

Jeder Tag zeigte hiezu mehr Schwierigkeiten. Eine Anzahl französischer Transportschiffe hatte den 19. Februar in verschiedenen Hafen der Republic 5400 Mann sowohl französische als spanische Truppen ausgesetzt, die in wenig Tagen sich in Genua versammleten. Nur wenige von diesen Transportschiffen, die 600 Mann an Bord hatten, fielen den Engländern in die Hände, die an den Küsten kreuzten. Diese längst gewünschten Hülfsvölker wurden mit großen Freudensbezeugungen empfangen, auch gaben sie Nachricht, daß sich nächstens neue Truppen in Toulon und Marseille einschiffen würden. Sie waren aber nicht einmal nöthig, denn alles war in Genua Soldat geworden. Der Edelmann, der Kaufmann, der Handwerksmann, alle waren stolz darauf, ihr Vaterland zu vertheidigen. Einige furchtsame Bürger hatten sich mit ihren Effecten nach Pisa und Livorno geflüchtet, allein diese Beyspiele waren nicht ansteckend gewesen; man hatte ihre Schwachheit verachtet, die hernach durch ansehnliche Geldstrafen gebüßt werden mußte.

So

So groß indessen auch alle Hindernisse waren, so hatte Schulemburg seine gemessene Befehle, denen er sich beeiferte gemäß zu handeln. Die Zeit war kostbar. Die Genueser befestigten sich täglich immer mehr in ihrer Stadt und in ihren Posten, und erwarteten überdem stündlich neue Verstärkungen aus Frankreich; auch wolte der Marschall von Belleisle zum Vortheil der Genueser eine Diversion machen, der man zuvorkommen mußte. Schulemburg setzte sich daher den 22. März in Bewegung. Seine Armee hatte die erwarteten Verstärkungen erhalten, und bestand jetzt aus 25,000 Mann. Die schlechte Witterung aber zwang ihn, seine Operationen noch einige Wochen zu verschieben. Endlich rückte er den 11. April in drey Colonnen nach der Seite von Bisagno vor. Die erste gieng auf Lagnasco zu, welchen Posten man im Vorbeymarschiren forciren wolte, da dieses aber nicht glückte, so zog sich die Colonne um ihn herum, und setzte so ihren Marsch fort. Die zwote nahm den Weg auf Marigallo, und die dritte nach dem sogenannten Diamantberg, den man einnahm.

Dieser Marsch dauerte 42 Stunden. Die kayserlichen Truppen waren gezwungen bey jedem Schritt zu fechten, wobey sich die Genueser in ziemlicher Ordnung von einem Posten zum andern zurückzogen, sobald sie fürchteten abgeschnitten zu werden. Aus dieser Ursache hatten sie auch den Brüderberg, der dem Diamantberg gegen über lag, verlassen, da ihnen aber die französischen und spanischen Generals die Wichtigkeit dieses Postens begreiflich machten, so nahmen sie ihn von neuem im Besitz, und errichteten daselbst eine Batterie,

Digitized by Google

um die Deutschen von dem Diamantberge zu verjagen, ja sie giengen mit nichts geringerm um, als nach und nach die Feinde aus allen ihren Posten zu vertreiben. Mittlerweile fanden sich den 15. zwey kayserliche Officiers nebst einem Tambour am Fuß des Brüderberges ein, und übergaben der Wache ein Schreiben des Grafen von Schulemburg, an die Regierung in Genua.

Er ermahnte darin die Genueser sich der Kayserin Königin zu unterwerfen, die ihnen nochmals anbot, ihren gerechten Zorn fahren zu lassen; wenn sie aber mit ihrem Widerstand fortführen, so drohete man sie mit der äussersten Strenge zu behandeln. Man kündigte ihnen an, daß eine fürchterliche Artillerie unterweges wäre, sobald diese angekommen seyn würde, könte ihr Looß nicht anders als schrecklich seyn, dem sie jedoch noch vorbeugen könnten. Doria, General der genuesischen Truppen, schickte vier Tage nachher eine Antwort ins Lager der Kayserlichen, in welcher er vorstellte, daß die Republic bey allen ihren gegenwärtigen Schritten keinen andern Endzweck hätte, als ihre Rechte und Besitzungen zu erhalten; daß sie sich niemals von der Ehrfurcht entfernt hätte, die sie der Kaysetin Königin schuldig wäre, daß jedermann wüßte, wie sehr sie sich den Willen dieser Monarchin gemäß betragen hätten; auch wären der Welt die mächtigen Bewegungsgründe bekannt, die die Nation gezwungen, die äussersten Mittel zu ergreifen, um ihren Untergang abzuwenden, den der Wiener Hof wider seine gewöhnliche Großmuth beschlossen hätte; daß die Genueser sich jetzo blos bey ihrer Vertheidigung des Naturrechtes be-

dienten, und die Kayserin Königin zu gerecht sey, um durch solch ein Betragen beleidigt zu werden; daß die Unterthanen der Republic bereit wären, ihr Leben und Vermögen für die Freyheit ihres Vaterlandes aufzuopfern, und daß sie ihr Vertrauen auf die Hülfe des Himmels setzten, der das Schicksal der Staaten entscheidet.

Diese gemäßigte aber muthige Antwort zeigte dem Grafen von Schulemburg, daß keine Hofnung übrig sey, die Genueser gutwillig zu einer Capitulation zu bringen, dabey empfand er aber auch mehr wie jemals die Schwierigkeit, sie dazu zu zwingen. Der ihm so nöthige Artillerietransport konnte wegen der abscheulichen Wege nicht ankommen. Er gab daher Befehl, in den Bergen neue Wege zu machen. Diese Arbeit aber erforderte viel Zeit, und diese Zeit war kostbar. Man mußte daher das beschwerliche Mittel ergreifen, die Artillerie zur See kommen zu lassen. Die englischen Schiffe konnten diesen Transport decken, allein hieran war nicht zu denken, bis man sich erst der Posten bemächtigt hätte, die an der Küste lagen. Weit entfernt, neue Vorschritte zu machen, hatten die kayserlichen Truppen vielmehr einige Posten verlohren, und andre hatten sie freywillig verlassen. Die Scharmützel dauerten unaufhörlich fort, wobey die Genueser oft den Vortheil hatten; dennoch behaupteten die Oesterreicher ihre vornehmsten Posten, und schloßen Genua ziemlich ein, sowohl von der Seite von Bisagno als von Polsevera her.

Mitlerweile langte der Herzog von Boufflers, Befehlshaber der französischen Hülfstruppen, den 30. April in Genua an.

an. Man empfieng ihn wie den Retter der Republic. Er hielt bey versammleten Senat eine Rede, die voll der stärksten Versicherungen von dem Schutze seines Königs war. Der erhöhete Muth, den seine Gegenwart den Genuesern einflößte, war ihm zu angenehm, um nicht daraus Vortheile zu ziehen. Sie waren zwar nie müde geworden, ihre Feinde anzugreifen, und hatten ihnen noch ganz kürzlich wieder einige Posten weggenommen, aber diese Vortheile waren nicht entscheiden. Bouflers beschloß daher den 6. May in der Nacht einen Hauptangrif zu machen. Ein starker Regen, der einige Tage anhielt, verhinderte die Ausführung dieses Entwurfs, der wahrscheinlich auch nicht geglückt haben würde; denn die Oesterreicher erhielten durch zwey Carmeliter von dem Vorhaben Nachricht, und waren sehr auf ihrer Huth. Die Verrätherey wurde aber entdeckt, und die Mönche gestraft.

Man erwartete noch mehr Truppen aus Frankreich, bis zu deren Ankunft nicht viel Erhebliches vorfiel; nur führte der Parthеygänger Barbarossa manchen Streich aus. Unter andern grif er die Oesterreicher bey Pegli an, und machte einige Gefangene. Er nahm darauf Voltri in Besitz, das die Kayserlichen verlassen hatten, die aber nunmehr in Vereinigung von 800 Piemontesern wieder kamen, und den Barbarossa vertrieben. Voltri wurde bey dieser Gelegenheit vier Stunden lang geplündert, und viele Grausamkeiten dabey verübt. Unterdessen arbeitete man beständig, die Vertheidigungswerke von Genua zu vermehren. Man machte große Verschanzungen, um die Vorstadt Pietro d'Arena zu decken.

Die

Die englischen Schiffe versuchten zwar, diese Arbeiten durch Canonenschüße zu stören, allein sie thaten wegen der Entfernung wenig Wirkung. Die Bemühungen der Croaten zu diesem Endzweck waren eben so fruchtloß. Endlich kam den 15. May ein Theil der längst erwarteten Verstärkung in Genua an; dieses waren 1000 Mann Franzosen, Spanier und Schweizer, welche letztern in spanischen Diensten waren. Der übrige Theil des Transports in 3000 Mann bestehend, landete auch den 26. und 30sten in verschiedene Hafen des genuesischen Staats, und entgieng also glücklich den englischen Schiffen, die an der Küste kreuzten.

Die österreichische Armee hatte indessen auch Verstärkung bekommen, die sie in den Stand setzten, mit mehr Nachdruck zu agiren. In der Nacht vom 20. May grif sie die Küste von Rivarola an, die eine große Strecke einnimmt, und ganz mit Häusern bedeckt ist. Diese Häuser waren ziemlich gut besetzt. Unter andern lagen in einem Kloster 150 genuesische Soldaten, die jedoch bey der Annäherung der Feinde alle ihre Posten verließen, und sich auf den Berg Belvedere zurückzogen. Dieser Berg und der Brüderberg waren die wichtigsten äussern Posten der Genueser, die jetzo den Angriffen der Oesterreicher, durch ihren Besitz der verbesagten Küste, blos gestellt wurden. Bouflers sahe die Nothwendigkeit ein, diesen Angriffen zuvorzukommen, er schickte daher gleich die folgende Nacht drauf 1000 Mann von den französischen und 300 von den spanischen Truppen in verschiedenen Colonnen ab, um die Oesterreicher von der Küste von Rivarola wieder zu vertreiben; 1000 bewafnete Bauern folgten diesen Truppen,

pen, um die einzunehmenden Posten zu besetzen. Die Befestungswerke in der Stadt wurden mitlerweile durch die Bürgercompanien besetzt. Fast alle Angriffe glückten; selbst die wohlausgesonnene Unternehmung eines österreichischen Corps den Fluß Polsevera zu paßiren, um den Franzosen in die Flanke zu fallen, schlug fehl, denn Bouflers, der dieses gewahr wurde, rafte alles von Bürgern und Bauern zusammen, um seine Truppen zu unterstützen, da denn die Oesterreicher aus allen Posten an der Küste vertrieben wurden, nur ein Nonnenkloster allein ausgenommen, das sie beybehielten. Dieses sehr lebhafte Gefecht hatte über vier Stunden gedauert.

So währte dieser Possenkrieg beständig fort. Schulemburgs vornehmste Absicht war nunmehr, sich eine Communication mit dem Meer nach der Seite von Bisagno zu eröfnen, wo sein schweres Geschütz gelandet werden solte. Dieses suchte Bouflers durch neue Verschanzungen zu verhindern, die von den Oesterreichern den 13. Junius mit vieler Lebhaftigkeit angegriffen wurden. Es gelang ihnen auch bis ans Seeufer zu dringen, und sich des Schlosses Sturla zu bemächtigen, wo das Meer von Natur einen kleinen Hafen bildet, der zur Landung der erwarteten Artillerie sehr geschickt war. Diese hatte man schon vor einiger Zeit von Savonna nach Sestri di Ponente geschaft, woselbst sie nunmehr die englischen Schiffe einnahmen, und vier Tage hernach bey Sturla landeten.

Dieser erlangte Vortheil hatte den Oesterreichern viel Blut gekostet. Sie verlohren dabey über 2000 Mann. Genua war

war nunmehr ganz umringt, und ihre Communication mit der östlichen Küste auch abgeschnitten. Der hier commandirende genuesische General Lanira, lies bloß eine Besatzung in Nervi zurück, und gieng mit seinen übrigen Truppen zur See nach Genua.

In dieser Hauptstadt nahm die Unruhe nun täglich zu. Sie war mit einer erstaunlichen Menge Menschen angefüllt, die sich vom Lande hereingeflüchtet hatten. Die Hospitäler waren voller Kranken. Man fürchtete nicht so sehr die Angriffe der Feinde, als die Folgen einer Blocade. Es geschahen öffentliche Gebete und Proceßionen. Während der Zeit aber die Genueser sich so mit dem Himmel beschäftigten, nahm Boufflers zu ihrer Sicherheit irdische Maaßregeln. Er hatte die ganze Nacht vom 14. bis 15. Junius auf den Wällen zugebracht. Den folgenden Morgen ließ er alle Wege ruiniren, die von Genua nach Albaro führten; er lies neue Werke anlegen, neue Batterien errichten, und Tag und Nacht die Feinde in ihren Posten necken, um ihre Arbeiten zu stören. Was aber vorzüglich die Genueser beruhigte, war die Nachricht, die man den 22. erhielt, daß nemlich die französische Armee sich näherte, und den 26. bey Final eintreffen würde. Der Marschall von Belleisle hatte an der Spitze der vereinigten französischen und spanischen Armeen den 3. Junius den Varo paßirt, da denn die Oesterreicher und Piemonteser sogleich die Grafschaft Nizza verlassen hatten. Er machte Anstalten das Schloß Ventimilla zu belagern, wozu er ohngeachtet der größten Hinderniße sein schweres Geschütz kommen ließ; zugleich war seine Absicht, sich einen Weg in

Piemont

Piemont zu eröfnen. In dieser Lage konnte Schulemburg wohl nicht länger vor Genua stehen bleiben. Der mit einer schleunigen Invasion bedrohete König von Sardinien schickte ihm Couriere über Couriere, um ihn zu vermögen, ihn mit allen seinen Truppen zu Hülfe zu eilen.

Diese Nachrichten verursachten große Bewegungen im österreichischen Lager. Man that einige Angriffe, um desto besser den Entwurf des Rückzugs zu maskiren. Den 25. Junius wurden die Genueser auf den Camuldulenserberg eine Menge beladener Maulesel gewahr, desgleichen sahen sie, daß die englischen Schiffe die Artillerie bey Albaro wieder einschiften. Ob es ihnen gleich höchst wahrscheinlich war, daß die Feinde sich zurückziehen wolten, so war man doch nicht ohne Furcht, daß sie vielleicht nur die Absicht haben könnten, ihre Angriffe zu verändern, und von der Seite von Polsevera zu erneuern.

Ohngeachtet der englischen Schiffe kamen von Zeit zu Zeit Transporte in Genua an. Von Porto Fino trafen 32 mit Lebensmitteln aller Arten beladene Schiffe ein. Fast zu gleicher Zeit langten 600 Franzosen an, die sich in den französischen Häfen eingeschift hatten, und die Annäherung des Marschalls von Belleisle bestätigten. Jemehr die Genueser Ursache hatten, sich mit einer baldigen Befreyung zu schmeicheln, jemehr verdoppelten sie ihre Vorsicht. Alle Kramladen und Gewölber in der Stadt waren geschlossen. Die Kaufleute, die Handwerker und die Livreebedienten zogen in den Verschanzungen auf die Wache. Sechshundert Weltgeistliche,

und was noch sonderbarer war, achthundert Mönche, die die Waffen ergriffen hatten, formirten ein Reservecorps, um dahin Unterstützung zu bringen, wo es nöthig seyn würde. Schulemburg blieb indessen immerfort vor Genua stehn, es schien aber, daß er alle seine Operationen eingestellt hätte, bis ihm am 2ten Julius des Abends ein Courier die Ordre brachte, den Belagerungsentwurf aufzugeben, da denn auch sogleich das Lager abgebrochen wurde.

Die Freude, die dieser Rückzug in Genua verbreitete, war jedoch durch den Tod des Herzogs von Bouflers etwas geschwächt, den die Genueser als ihren Erretter ausserordentlich liebten. Er war an eben diesem Tage an den Blattern gestorben, und hatte bis zum letzten Augenblick seines Lebens Proben seines unermüdeten Eifers für das Wohl der Republic abgelegt. Den Tag vor seinem Tode hatte er noch mit seinen Secretären zwey Stunden lang gearbeitet, allein er lebte nicht so lange, Genua befreyt zu sehn. Der Rückzug der Oesterreicher geschah des Abends, und er war am Morgen gestorben. Zur Dankbarkeit für seine geleisteten Dienste wurde seine Familie in das Adelsbuch der Republic eingeschrieben.

Der Rückzug der Oesterreicher wurde etwas aufgehalten durch die Langsamkeit der Fuhren, die aus der Lombardie kamen. Die befreyeten Genueser ließen es nun an feyerlichen Messen und Procesionen nicht fehlen, und es wurde auch für alle künftige Zeiten ein Fasttag verordnet, zum Andenken des so sichtbar erprobten Schutzes des Himmels und

aller

aller seiner Heiligen. Auf dieses Fasten folgten Freudensbezeugungen, wobey der König von Frankreich auch nicht vergessen wurde. Die Republic schickte Deputirte an ihn ab, die ihm ihre ehrfurchtsvolle Dankbarkeit bezeugen musten. Die Kramladen wurden wieder geöfnet, die Bürgerwachen eingezogen, die bewafneten Bauern giengen nach Hause, und die genuesischen Bürger, die sich aus Furchtsamkeit entfernt hatten, kamen nach Genua zurück.

Der langsame Rückzug der Oesterreicher war indessen mit überaus großem Unfug vergesellschaftet. Auf ihrer ganzen Marschroute sahe man die Kennzeichen ihrer Wuth. Sie verbrannten muthwillig die Häuser in Flecken und Dörfern, rissen die Weinstöcke aus, und hauten die Olivenbäume ab. Der Marquis von Bissi, französischer Marechal de Camp, war indessen in Genua angekommen, um das Commando über die französischen Truppen zu übernehmen. Seine erste Sorge war, den Streifereyen der Feinde Einhalt zu thun, die noch einige Posten jenseit der Berge besetzt hielten. Er schickte Commandos aus, die im Parmesanischen, in Montferrat und in der Gegend von Tortona Contributionen erheben musten. Obgleich die Gefahr vorüber war, so sann er doch auf Mittel den künftigen vorzubeugen, und gab deshalb Befehl, die Befestigungen von Genua und ihre Aussenwerke auszubessern und zu vermehren.

Auf diese Weise also geschah in den genuesischen Angelegenheiten eine sehr glückliche Veränderung. Die Staaten der Republic waren gröstentheils von ihren Feinden den Oe-

sterreichern und Piemontesern befreyt. Der Marschal von Belleisle hatte das feste Schloß Ventimilla auch endlich erobert, und die Corsen, die von der unglücklichen, ohnmächtigen Lage des Senats profitirt, und von neuem revoltirt hatten, waren gleich nach dem Abzug der Oesterreicher von den französischen Hülfstruppen unterjocht worden. Als daher der Herzog von Richelieu, als Oberbefehlshaber der Hülfsvölker, den 27. September in Genua anlangte, so fand er diese Stadt wohl befestigt, überflüßig mit Lebensmitteln und Kriegsmunition versehn, und mit 25,000 Mann regulirter Truppen besetzt.

Genua war nun zwar frey, allein ihre Freyheit erstreckte sich nicht viel weiter wie ihre Thore. Der General Nadasti hatte mit 16 Bataillons regulärer Infanterie und einem Corps leichter Truppen einen Cordon von Campo Fredo bis nach Novi und Gavi gezogen. Der östliche Theil des genuesischen Staats war ganz für die deutschen Truppen offen, während der Zeit die Sardinischen die westliche Küste besetzt hatten. Die englischen Schiffe kreuzten indessen vor den Häfen herum, und verhinderten die Schiffahrt und den Handel der Genueser; überdem waren die Drohungen des Wiener Hofes fürchterlich. Es waren daher die äussersten Anstrengungen von Seiten Frankreichs erforderlich, um Genua gegen eine neue Belagerung sicher zu stellen. Die erste Bemühung des Herzogs von Richelieu war daher, den Einwohnern frischen Muth einzuflössen, und ihnen ihre eignen Kräfte fühlbar zu machen. Wenig Tage nach seiner Ankunft setzte er sich an die Spitze aller Hülfstruppen, die er in drey Colonnen ab-

abtheilte, und so brach er auf, um die Feinde aus den benachbarten Posten zu vertreiben. Er hatte zwey Mörser, vier schwere Canonen und einige Feldstücke bey sich, und ließ sich von 4000 Arbeitern folgen, sowohl um die Wege auszubessern, wo solche unbrauchbar gemacht worden waren, als auch die Artillerie durch Menschenhände nach denen Oertern hinschleppen zu lassen, wo man sich weder der Pferde noch der Maulesel bedienen konnte.

Die Oesterreicher, die bey Zeiten von seinem Vorhaben Nachricht erhielten, zogen ihre Truppen zusammen, und nöthigten Richelieu, ein gleiches zu thun. Der Herr von Chauvelin, der die eine Colonne anführte, that dieses ohne Verzug und ohne alle Hinderniß; die andre Colonne hingegen unter Commando des Grafen von Carcado, konte erst den folgenden Tag zu ihm stoßen, und zwar mit vieler Mühe, da sie schon den Feind auf dem Halse hatte. Diese Colonne war 2000 Mann stark, theils Franzosen, theils Spanier, die Carcado durch ein geschicktes Manöver von den Höhen von Voltri glücklich herunterbrachte; da er das Land sehr genau kannte, so stieß er endlich zum Hauptcorps bey Massone, nachdem er nicht mehr als 20 Mann verlohren hatte.

Nach dieser Vereinigung marschirte Richelieu nach Campo Fredo, Roßiglione und Voltaggio um diese Posten zu recognosciren, denn auf den Angrif hatte er bereits Verzicht gethan, da er die Feinde so sehr auf ihrer Huth fand, und er bey dieser seiner ersten Expedition nichts wagen wolte, ohne des glücklichen Erfolgs fast gewiß zu seyn; er kehrte

also mit seinen Truppen nach Genua zurück. Einige Tage hernach erfuhr er die Nachricht von den Progressen der französisch-allirten Armee, die die Grafschaft Nizza eingenommen, und mit 25 Bataillons besetzt hatte, nachher aber über den Varo zurückgegangen war.

Man fuhr inzwischen fort, die großen Aussenwerke bey Genua vollends zu endigen, wodurch der fortificirte Bezirk einen solchen Umfang erhielt, daß 100,000 Mann zur Belagerung erfordert wurden; *) desgleichen setzte man die vornehmsten Plätze an der östlichen Küste in Sicherheit. Sestri di Levante, Chiavari, Sarzana und la Specia. Nahe bey diesem letztern Ort wurden 6000 Mann postirt, und die Vertheidigung des festen Schloßes vertraute man den oben erwähnten braven deutschen Officier Tieffenthaler an, der sich in Ventimilla so ausgezeichnet hatte. Die vielen Hülfstruppen, die aus Frankreich noch immer fort anlangten, ließen es an Soldaten nicht fehlen, daher die Feinde mehr auf ihre eigne Vertheidigung als auf Angriffe denken mußten.

Die Piemonteser hatten zu Varaggio ohnweit Savonna einen wichtigen Posten inne. Richelieu machte einen Entwurf, sie daraus zu vertreiben. Varaggio ist ein mit Mauern um-

*) Diese Anzahl ist nicht übertrieben, auch sind diese Aussenwerke sehr beträchtlich; nur aber ist der kleine Umstand noch zu berichtigen übrig, wo die 30,000 Mann zur Besatzung herkommen sollen, die dazu durchaus gehören; denn Bürger und Bauern sind zu einem solchen Festungsdienst untauglich.

A. d. H.

umgebener Flecken, der mit 600 Mann besetzt war. Bey demselben langte der Marquis von Roquepine in der Nacht mit einigen Truppen an, die er auf 2 Galeeren eingeschift hatte. Niemand wurde seine Ankunft gewahr, so daß er die Anhöhen nach der Seite von Savonna ungehindert besetzen konnte. Mit anbrechendem Tage erschienen die Truppen, die der Graf von Carcado zu Lande herbeyführte. Nun grif man den Flecken an, dessen Thore die Grenadiers mit Aexten aufsprengten. Die Piemonteser vertheidigten sich sehr gut, da sie aber 200 Mann verlohren hatten, und an keinen Rückzug denken konnten, so ergaben sie sich zu Kriegsgefangnen.

Der piemontesische General, Graf von Arignano, eilte indessen herbey, um diesen Posten zu unterstützen, oder wieder zu erobern. Zwey englische Kriegsschiffe verließen in eben dieser Absicht den Hafen von Vado. Roquepine wolte ihre Ankunft nicht erwarten, sondern zog sich nach Genua zurück, nachdem er zuvor einen Theil der Mauern hatte herunterreißen und die Thore ausheben lassen. Er führte als Gefangene mit sich 12 Officiers und 409 Gemeine. Wenig Stunden nach seiner Retraite kam Arignano an, da er nun Varaggio nicht länger haltbar fand, so ließ er es unbesetzt, und stellte hier blos Vorposten aus.

Endlich schien es, als ob die Oesterreicher von neuem ihre Operationen gegen Genua anfangen wolten. Sie machten große Bewegungen nach der Seite des Berges von Cento Croci, und man zweifelte nicht, daß sie ihre ganze Macht auf der östlichen Küste gebrauchen würden. Ihre ersten

Versuche geschahen jedoch auf der andern Seite; es sey daß sie glaubten, daß man hier weniger auf seiner Huth wäre, oder daß sie die Aufmerksamkeit von den eigentlichen Gegenständen ihres Entwurfs abziehn wolten. Der kayserliche General, Graf von Nadasti, marschirte den 17. Februar 1748 in der Nacht mit 4000 Mann und 4 Canonen nach Voltri. Dieser Marsch in drey Colonnen geschah mit solcher Geschwindigkeit und so großer Stille, daß die Franzosen keine Nachricht davon bekamen. Der Marquis von Monti, Comendant in Voltri, hatte nur zwey Regimenter bey sich, daher er den Grafen von Carcado, der einige Meilen davon sich mit einem Regiment befand, ersuchen ließ zu ihm zu stoßen, während der Zeit er dem Herzog von Richelieu seine Lage meldete.

Monti zog seinen Posten zusammen, und da Carcado sich mit ihm vereinigt hatte, so wehrte er sich bey den muthigsten Angriffen aufs äusserste, bis der Ritter von Chauvelin ihn vom Hauptcorps Hülfe brachte, nebst der Anzeige, daß Richelieu selbst mit vielen Truppen unterweges wäre. Dieser Umstand, der dem General Nadasti nicht verborgen blieb, nöthigte ihn an seinen Rückzug zu denken. Er marschirte daher nach Campo Fredo, und seine Truppen giengen wieder in ihre Quartiere, nachdem sie an 500 Mann bey diesem Angrif verlohren hatten. Der Rückzug geschah bey der Nacht, und Richelieu fand nicht rathsam ihn mit seinem weit stärkern Corps zu stören. Dagegen machte dieser General nunmehr auch einen Entwurf, nemlich Savonna zu überrumpeln. Um dieses Vorhaben desto besser zu verbergen,

so

so stellte er sich, als ob seine ganze Aufmerksamkeit auf die Bewegungen der kayserlichen Armee eingeschränkt wäre, die unter Commando des Grafen von Braun die östlichen Staaten der Republic bedrohete. Richelieu gieng selbst nach Sestri di Levante, um dagegen die nöthigen Anstalten zu treffen. Vor seiner Abreise von Genua aber gab er Befehle zu Ausführung seines Entwurfs.

Diesem zufolge wurden eine Menge Fahrzeuge in dem Hafen von Genua in Bereitschaft gehalten, auf welchen man den 25. März in der Nacht 2,500 Franzosen und 800 Spanier einschifte. Zu gleicher Zeit schickte man Truppen ab, um die Posten der Bochetta und von Voltri zu verstärken, nach welchem letztern Ort sich auch der Herzog von Richelieu zu Wasser hin begab. Diese Verstärkungen geschahen, um die Truppen des Nadasti zu verhindern, Savonna zu Hülfe zu kommen. Man hofte, daß die eingeschiften Soldaten noch vor Tagesanbruch bey dieser Stadt anlangen, und sie überrumpeln würden, wobey man auch Vorkehrungen machen wolte, daß die Garnison sich nicht aus der Stadt nach der Citadelle ziehen könnte. Der ganze Entwurf scheiterte aber, wegen der übeln Witterung, die bis zum 26. des Abends dauerte, und dem Commendanten Zeit lies, Gegenanstalten zu machen. Da nun die ausgeschiften Truppen an keine Ueberrumpelung weiter denken konnten, so begnügten sie sich bis nahe an die Stadtmauern zu dringen, einige Magazine zu verbrennen, uud einige Gefangene zu machen.

Die

Die Genueser und ihre Hülfsvölker waren aber bald hernach genöthigt, an nichts als an Vertheidigung zu denken, denn der General Braun, der den 26. April in Parma eintraf, machte zu einer fürchterlichen Invasion Anstalt. Richelieu unterließ dagegen keine Vorsicht, die Entwürfe der Kayserlichen zu vereiteln oder doch zu erschweren. Die Posten von Voltri wurden verstärkt; die Bochetta wurde 2000 Franzosen anvertraut; der spanische General, Marquis von Ahumada, besetzte Chiavari mit seinen Spaniern, und der Herzog nahm sein Quartier zu Sestri di Levante. Der Cordon von diesem letztern Ort an bis nach la Specia, bestand in 12,000 Mann regulirter Truppen und eben soviel bewafneten Bauern. Fast täglich langten in Genua Verstärkungen aus Frankreich an, die man an die Oerter vertheilte, wo der Angrif am wahrscheinlichsten war.

Mitten unter diesen Unruhen aber wurden die Friedenspräliminarien den 30. April 1748 in Aachen von den französischen, spanischen und holländischen Bevollmächtigten unterzeichnet, worin in Ansehung der Republic Genua stipulirt war, daß man ihr alles wiedergeben solte, was sie vor dem Kriege besessen, nebst allen den Rechten und Privilegien, die sie 1740 genossen hätte. Der bevollmächtigte Minister des Wiener Hofes unterzeichnete erst den 27. May, und der sardinische Minister den 31. May; der genuesische aber, Marchese Doria, der es nur spät erfuhr, konnte nicht eher als den 28. Junius unterzeichnen. Die Feindseligkeiten hörten bald von allen Seiten auf. Der General Leutrum, der die piemontesischen Truppen in der Grafschaft Nizza commandirte, schloß

den

den 28. May mit dem Marschall von Belleisle einen Waffenstillstand, obgleich der sardinische Minister die Präliminarartikel erst drey Tage hernach unterschrieb.

Der kayserliche General, Graf von Braun aber verfuhr mit den Genuesern ganz anders, ohngeachtet der Wiener Hof bereits den 27. May den Interim-Friedensvergleich unterzeichnet hatte. Er fuhr mit seinen Invasionsanstalten fort, und schien vor Niederlegung der Waffen noch den Genuesern den letzten Zorn seines Hofes fühlen zu lassen, daher er den 1. Junius eine Bewegung machte, um den so lange gedroheten Entwurf auszuführen. Die Genueser waren nun überzeugt, daß dieses der letzte Anfall wäre, den sie auszuhalten hätten. Ihr Muth wuchs, da sie den Preis ihrer Arbeiten vor sich sahen, sie erhielten täglich vom Marschall von Belleisle neue Verstärkungen, und da der Herzog von Richelieu und der Marquis von Ahumada auch längst ihre Dispositionen gemacht hatten, so konnte der Graf von Braun sich nicht wohl mit einem glücklichen Erfolg schmeicheln.

Seine Avantgarde unter Commando des Grafen von Königsegg brach den 3. Junius auf, und die Armee folgte bald nach. Der rechte Flügel zog sich nach Cento Croci, und der linke nach Denano, Braun aber marschirte nach Varese, wo er sein Hauptquartier nahm. Den 8ten nahmen die Truppen in vier Colonnen den Weg nach den Anhöhen von Chiavari, während der Zeit der Graf von Nadasti mit seinem Corps eine Invasion von der Seite von Campomorone versuchte. Dieses Corps war aber genöthigt sich ohne etwas auszurichten wieder zurückzuziehn.

Braun

Braun lies indessen die Spanier bey Chiavari mit der grösten Lebhaftigkeit angreifen, die sich aber aufs äusserste vertheidigten, während der Zeit Richelieu herbeyeilte, und das Gefecht allgemein wurde. Es war hartnäckig und blutig. Beyde Theile litten einen großen Verlust, die Oesterreicher wurden jedoch gezwungen sich zurückzuziehn. Brauns Versuch gieng nicht weiter, denn noch den selbigen Tag lies er Richelieu kund thun, daß er von seinem Hofe Befehl erhalten hätte, die Feindseligkeiten in Italien einzustellen. Der Admiral Byng, der die englische Flotte an den genuesischen Küsten commandirte, erhielt kurz darauf aus London ähnliche Befehle. Dennoch hörten die Feindseligkeiten nicht gleich auf. Die Spanier, die in ihren Quartieren eingeschränkt waren, fanden für rathsam sich weiter auszubreiten; sie griffen daher den 13. Junius die deutschen Postirungen an, und vertrieben die kayserlichen Truppen daraus, nachdem sie 200 derselben gefangen genommen hatten. Zwey Tage hernach wurde der Waffenstillstand förmlich den Truppen aller Theile kund gethan. Der Herzog von Richelieu und der Marquis von Ahumada kamen unter dem freudigen Zuruf des Volks nach Genua zurück, und hatten beyde die Ehre in das Adelsbuch der Republic eingeschrieben zu werden, überdem lies der Senat dem Herzog von Richelieu eine marmorne Bildsäule errichten, die im großen Saal im Palast der Republic zu sehen ist.

Die Kayserin-Königin unterzeichnete endlich den Definitif-Friedenstractat den 20. October 1748, die Republic Genua trat demselben bey den 28. October, und der König von Sardinien

dinien den 7. November. Die Artikel, die Genua betrafen, enthielten, daß die Republic in allen ihren Besitzungen wieder eingesetzt werden solte, die sie vor dem Kriege besessen hätte; daß die Geldsummen, die sie oder ihre Unterthanen in den Banken von Wien und Turin liegen hätten und confiscirt worden wären, wieder frey gegeben werden, und daß endlich die Zahlung der Zinsen für diese Summen mit dem Tage der Ratificationsauswechselung anfangen solte. So waren die günstigen Bedingungen beschaffen, die die kurz zuvor so sehr unterdrückten Genueser nimmermehr hoffen durften. Sie konnten ihre Rettung dem harten sinnlosen Betragen des Marchese de Botta, und dem Muth ihres Pöbels verdanken, dessen Rolle in der Kriegsgeschichte unvergeßlich seyn wird.

T.

VIII.

An die Exnonnen.

Arme Mädchen! ihr dauert mich von Herzen!
Die sich alles erlauben, was sie können;
Aber können, was ihre hunderttausend
Söldnerschuste vermögen, rißen frevelnd
Euch der Jungfrauschaft gottgelobten Schleyer
Von der Scheitel herunter, stürmten eure
Tugendzwinger, und stießen euch in diese
Welt des Eitlen heraus, der Sorg' und Unruh.
Jetzund sehet ihr wirklich und am Tage,

Was bisher die Natur euch nur in Nächten
Und gebeichteten Traumphantomen zeigte:
Keuscher Liebenden Glück, Vermählter Freuden,
Und der fruchtbaren Mutter Seligkeiten
In dem blühenden Kreise guter Kinder!
Und laut rufet das Herz euch (einst geschweigt um
Christus willen, nun aber nicht mehr schweigbar!)
Auch so glücklich zu werden, und so selig!
Doch, daß ungeneckt kein Stand sey, und alle
Rechte jeder Person zertreten werden;
So versaget die Macht, die eure Klöster
Umgestürzet, zerrissen euren Schleyer,
Auch die Haube gebenedeiter Ehr euch.
Barkopf steht ihr nun da in Wind' und Wetter.
Arme Mädchen! ihr dauert mich von Herzen!

Lor. Leop. Haschka.

IX.

An Ramler.

Eine Ode.

Von allen Hainen
Erwählete dein Gesang,
Ein Adler, welcher den Himmel liebt, die Zeder,
Die über den Wolken blüht. *)

Darum

*) Ramlers Gedicht an die Prinzeßin Amalia: Vom ganzen Walde wählt mein Lied u.s.w.

Darum erlaas
Auch Dich der König,
Dem Du bey seiner Wiege,
— Ein kühneres Wiegenlied
Ward keinem Gotte gesungen! —
Prophetische Dytiramben sangest: *)
Darum erlaas
Friederich Wilhelm,
Als Er an Deutschlandes
Sänger gedachte,
Zu seinem ersten
Gedanken Dich.

So steiget jetzt
Des jungen Adlers Fittig früh'
Zur kommenden Sonne
Empor, und rauschet,
Wie Dytiramben rauschen,
Ihr seinen trunkenen Lobgesang!
So lässet jetzt die Sonne
Sich nieder und besuchet
Den grauen Adler,
Welcher den Fittig
Schon an seinem Felsenneste ruht.
O, sie gedenket
An die vergangenen
Jugendtage des Greises;
Und, dankbar, pfleget sie

Mit

*) Ramlers Ode auf die Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelm: Gebt mir den königlichen Rebensaft u. s. w.

Mit ihrem linden Lichte
Sein edles Haupt, das auf der Schulter schläft.

Umgossen von ihrem Glanze,
Wird er die großen Flügel
Spreiten und verscheiden, wie des lyrischen
Gesanges Athem in hoher
Entzückung verscheidet!

Das ist mein Lied, wenn ich die Sonne singe,
Das sey der Sonne Lobgesang!
Das ist mein Lied, wenn ich den König singe,
Das sey des Königes Lobgesang!

Majoch.

X.

Große Wirkung aus kleinen Ursachen.

So klein an sich ein Wassertropfen ist,
So unbedeutend wird er manchem scheinen;
Gleichwohl ist seine Wirkungskraft, im Kleinen
So wichtig, als der Strohm, der sich in's Meer ergießt.

Füll' ebenvoll ein Glas vom stärksten Wein,
So wird er lange Zeit im Gleichgewichte zittern;
Doch kann ihn eine Kleinigkeit erschüttern;
Gießt man dazu nur noch das kleinste Tröpfchen drein.

Ein Sinnbild dies von Menschenherzen ist;
Denn Herzensfülle wird gar bald zur Thränenquelle;

So

So wirkt ein Küßchen nur mit aller Feuerschnelle
Auf ein gefühlvoll Herz, das erste Liebe küßt.

Gabriela von Baumberg.

XI.
An ein junges Brautpaar.

Vor aller Welt gab euch der Priester am Altar
Nun heut die Vollmacht: euch zu mehren,
Und keine Macht soll eurer Wünsche Ziel,
Und euern treuen Bund zerstören!

Drum lebe denn so froh, so glücklich, junges Paar!
Als Menschen es zu seyn vermögen;
Und nimm zum Brautschatz meiner Freundschaft hier
Nur diesen goldnen Rath, statt Segen:

„Wolt ihr nun Schöpfer seyn von eurer Kinder Glück,
„Und nicht die Schöpfer ihrer Schmerzen:
„So zeugt denn eure Söhne — ohne Kopf,
„Und eure Töchter — ohne Herzen!“

Gabriela von Baumberg.

XII.

Briefwechsel des Herrn Linguet, bey Gelegenheit seiner Reise nach Wien im J. 1786.

In der Voraussetzung, daß die meisten Leser dieses Journals Französisch verstehn, werden folgende Briefe in der Originalsprache hier eingerückt. Der Herr von Retzer ist so gefällig gewesen, sie mir mitzutheilen. Sie sind in mehr als einer Rücksicht interessant, und würden in einer Uebersetzung zuviel verlohren haben.

v. A.

Lettre à Msr. le Comte de Chotek, Chancellier de Bohême et d'Autriche.

Sans avoir l'honneur d'etre connu de Votre Excellence, j'ose m'adresser à Elle pour en obtenir un Service.

A mon entrée dans les Etats de Sa Majesté, à Scharding il y a deux mois, les Douaniers m'ont traité plus que durement; nous etions deux, une Dame, et moi: nous n'avions rien, absolument rien de suspect. Cependant on nous a retenus trois heures dans un passage trèsfroid, dont ma Compagne de Voyage a été fort incommodée; et en definitif on nous a confisqué, une Livre et demi de Chocolat, que nous avions chacun, pour notre provision de route, sous pretexte, que

que nous ne l'avions pas declaré, ce qui auroit été difficile, puisqu'on ne nous parloit qu'Allemand, que nous avions le malheur de ne pas entendre. Mais m'etant avisé de parler Latin, un des Commis, en a profité pour me notifier la confiscation, et en même tems une amende de six florins, que j'ai payée. Cela m'a paru d'autant plus dur, que le Chocolat venoit de Bruxelles, ceque j'ai prouvé par mon passeport.

Je ne vous ai point, Mr. le Comte, demandé justice de cette petite vexation; par ce que j'ai été occupé pendant mon séjour ici d'objets plus importans; mes sujets, d'humeur contre des Subalternes éloignés, se sont perdus au milieu des Sujets d'admiration, et de reconnoissance, qui se sout multipliéz pour moi dans cette Capitale.

Maïs on me fait craindre d'essuyer le même désagrement à mon retour, et l'on m'assure que Votre Excellence seule peut m'en garantir, en me faisant donner un ordre, qui oblige les Commis au moins à être prompts dans leur visite, et les préserver de la tentation, d'abuser de l'ignorance d'un étranger; C'est la grace que j'ose Vous demander.

Ma Compagne de voyage et moi n'emportons absolument, que nos bagages, et même en assez petit volume, nous avons pour viatique cinq bouteilles de Vin de St. Georges, six ou sept Livres de bougie, et deux Livres et demi de Chocolat.

Si cela doit des droits je les payerai: je voudrois seulement n'être plus exposé a une longueur fatiguante, et a une confiscation, qui est plus douloureuse pour un voyageur que pour tout autre, parcequ'elle est pour lui une perte qu'il ne peut reparer.

Je suis avec Respect
Mrs. le Comte

de Votre Excellence
Le très humble et très obeissant Serviteur
Linguet.

Billet à Monsieur Joseph de Retzer.

Vers le 28. Janvier de la présente année on a saisi à Mr. le Cher Henry, venant de Bruxelles, trois Livres de Chocolat qu'il avoit pour sa route; quoiqu'il ait declaré en Latin, faute de savoir l'Allemand, que c'étoit un *Viaticum*, et on lui a fait paier six florins d'amende *ob poenam* a dit un Commis, qui parloit Latin.

On se rappelle qu'il y avoit aussi trois jeux de piquet, marqués de Bruxelles, et qui ont été saisis de méme, mais sans *poena*.

Lettre à Mrs. Linguet.

Monsieur.

Appuyé du Credit du Comte de Chotek Chancellier de Bohéme et d'Autriche j'ai enfin gagné le fameux

meux procés, que vous m'avez confié. La Douane m'a remis 3. Livres de Chocolat, 5. jeux de piquet, et 5. fl. 20 kr. Victorieux j'ai deposé ces objets comme vous le verrez par la quittance et l'assignation ci — jointes chez notre ami commun le Cte de Fries, où ils resteront jusqu'à ce que Vous en ayez ordonné autrement.

Mais pour être Votre Avocat, Monsieur, emploi qui m'honore infiniment, je n'en suis que plus obligé d'être juste. En conséquence Vous me permettez de defendre tant soit peu la cause de ma partie adverse; l'équité l'exige. D'abord il s'est trouvé une différence marquée entre Votre Billet, et le rapport de la Douane. Ce n'est point, comme vous le dites à Scharding, mais à Braunau, que les effets ont été saisis; non pas à Mr. le Cher Henry, mais à Mr. Larcher, non 3. mais 5. jeux de piquet, non le 28. mais le 26. Janvier. L'Amende, n'est pas de 6. mais de 5. fl 20 kr. Il n'est pas étonnant que les minuties de cette nature soient sorties de Votre mémoire; il seroit même étonnant, qu'elles s'y fussent gravées; mais il n'en est pas ainsi des Douaniers. Tout leur mérite consiste à être minutieux. Vous sentez qu'on ne peut pas leur supposer de mauvaise foi, car ils se seroient facilement tirés d'affaire au moyen de ces differences; au contraire ils ont remis exactement le tout.

Quoique Vous soyez très porté a damner selon l'Evangile tous les maltôtiers ainsi que les payens, *sicut Ethnicus & Publicanus*, en entendant par payens, les philosophes d'Alembert, Diderot, Marmontel le petit la Harpe, & même le grand Montesquieu avec tout ceux, *qui ont couvé l'oeuf mystérieux de l'Encyclopedie*, je suis sûr, que Vous excepterez cependant les Douaniers d'Autriche, si non à cause de leur facilité à prendre, au moins à cause de leur docilité à rendre. Car si d'un coté vous perdez 40 Kr. de l'autre Vous gagnez 2. jeux de piquet. Pour avoir les cartes j'ai été obligé de les faire timbrer; car faute de l'être elles furent duëment prises. A votre retour je vous conseille de ne pas Vous faire visiter aux frontières, mais bien de faire cacheter Vos malles, et les adresser directement ici à la Douane. Mr ** administrateur en est prévenu, il aura pour Vous tous les égards, qui Vous sont dûs. Encore un conseil; si jamais la fantaisie Vous prend de voir l'Espagne, quoique le Clergé Vous ait de grandes obligations, d'avoir harcellé les philosophes, gardez - Vous bien de dénoncer Votre Chocolat comme un *Viaticum* pour n'avoir point de quérelle avec la très - sainte Inquisition, et comme il ne falloit rien moins que la Bastille pour prouver que le despotisme est toujours cruel même envers ses plus zélés defenseurs, je ne voudrois pas, que Vous vous racommodassiez avec les philosophes par l'entremise du St. Office.

Je

Digitized by Google

Je suis long, mais je ne saurois finir sans vous faire observer qu'en pardonnant généreusement à l'indiscret receveur de Braunau, vous aurez un très-grand mérite, et que Vous ferez même un acte d'humilité; car il est inexcusable d'avoir pû confondre l'auteur éloquent des Annales, de la Theorie des loix, et de tant de plaidoyers, dont l'Europe a retenti, avec Mr. Larcher insipide auteur du fort inutile supplément à la philosophie de l'histoire.

Au reste je profite de cette occasion pour Vous envoyer la traduction françoise de mon Essai sur Metastasio, que Vous m'avez démandé. Je m'estimerois heureux, si cette brochure pouvoit Vous plaire; elle contient au moins une preuve éclatante de l'estime, et de la protection que les Princes d'Autriche accordent aux talens et aux beaux arts.

J'ai l'honneur d'être avec tous les sentimens, que Vos écrits et Votre personne inspirent.

Vienne ce 20. Avril 1786.

Joseph de Retzer.

Reponse à Mr. Joseph de Retzer.

Bruxelles, ce 1. Mai 1786.

J'ai reçu hier la lettre, que Vous m'avez fait l'honneur de m'écrire, le 20. Avril dernier: je ne perds pas un moment pour y repondre et Vous remercier.

Rien de plus agréable d'un bout à l'autre, que cette charmante Lettre: c'est un sujet de regret à ajouter à tous ceux, que m'a causé mon départ de Vienne, de ne Vous avoir pour ainsi dire qu'entrevu, Monsieur, et d'avoir ainsi été privé pendant tout mon séjour d'une connoissance, qui en auroit bien augmenté les agrémens pour moi: mais c'est aussi un sujet de reconnoissance de plus, que nos relations commencent par un Service que Vous ne rendez. La maniére dont Vous me l'annoncez en redouble le prix: dans votre empressement, et dans le succés, je vois des preuves de Votre amitié, et des égards de S. E. Mr. le Cte de Chotek, qui me flattent infinement: je ne suis pas non plus insensible à la satisfaction d'humilier des Douaniers, qui m'ont tout à la fois pillé et enrhumé, de voir *l'avare Acheron lâcher une fois sa proie.* Cela est assez extraordinaire déjà, mais il y a dans notre affaire quelque chose, qui l'est bien plus: je vais peutêtre Vous causer autant d'etonnement, que Vous m'avez fait plaisir, et Vous donner de l'etendue de Votre victoire une idée, que Vous n'en avez pas Vous même.

Ce

Ce n'est pas seulement la rapacité de nos adversaires, que Vous avez terrassée; c'est leur intelligence, que Vous avez accablée. Vous les avez reduits à d'avouer coupables d'un delit, qu'ils n'ont pas commis à faire une restitution, qu'ils ne me devoient pas, et comme cela parôit avoir été presque volontaire de leur part, ce ne peut être que l'effet de la persuasion, et par consequent le triomphe de l'éloquence de la Vôtre.

Oui, Monsieur, les vexateurs, que Vous avez forcés de reculer ne sont pas les miens; le Chocolat, les jeux de piquet qu'ils ont regorgés, ne m'appartiennent pas, obligé avant tout d'être exact, même en bataillant avec des gens, qui ne se piquent guere de l'être, je ne puis me dispenser de Vous réitérer, que c'est *à Scharding*, et non pas *à Braunau*, que j'ai essuyé la Scene dont il s'agit, que c'est au Cher *Henry* & non *à Mr. Larcher*, qu'elle est arrivée que c'étoit le 28. Janvier, & non le 26. &c. je n'ai passé à Braunau qu'à mon rétour, par ceque j'ai pris la route de la Baviére, et je n'ai eu qu'à me louer du pauvre Directeur, ainsi au moins de ma part, il ne méritoit aucun reproche. Je suis très sûr en venant d'avoir passé par *Scharding*, parceque je suivois la route de Ratisbonne: C'est, Monsieur, un fait constant, je ne conçois pas d'où peut venir la méprise, et la confession erronée de vous publicains y auroit il eu en effet un Mr. Larcher aussi moleste à Braunau le 26.

Janvier,

Janvier, que Mr. Henry l'a été à Scharding le 28. et précisement pour le même objet, pour la même quantité de ces objets; ou bien dans la multitude de vexations que commettent peutêtre les Messieurs, sont ils disposés aux prémieres recherches qu'ils voient appuyées, par le Credit, à s'avouer coupables tout d'un coup à fin d'arrêter les éclaircissemens, avec la petite ruse seulement de changer quelques circonstances dans le rapport du plaignant, qui est supposé ne s'en guere soucier, et dout cependant les plaintes se trouveut par là toujours un peu affroiblies dans l'esprit des superieurs, c'est ce que je ne puis décider: mais il est clair, que dans les courtes annales des restitutions financieres, il se trouvera peu defait aussi singulier que celui cy.

Si la chose en valoit la peine, elle pourroit être réclamée à la grande Douanne de Vienne, ou j'ai déposé en arrivant le 30. Janvier à dix heures du soir, le passavant, qui avoit été donné après la saisie du 28. au cher Henry. Le papier doit s'y retrouver, mais au fonds la chose n'importe guere elle ne deviendroit du moins importante, qui dans le cas, où ce Mr. Larcher quelque soit, formeroit à son tour une répétition; alors il n'y auroit, qu'à lui assigner mes droits sur Scharding, en attendant, je crois que nous pouvons en conscience, nous laisser investir des siens sur Braunau, et oublier une affaire, qui ne mérite pas d'occuper davantage vos momens ni les miens. Seulement

j'aurai

j'aurai soin, de ne pas perdre de vue l'adresse, que Vous avez la bonté de me donner; et soit par Braunau soit par Scharding, à mon retour vers le Danube; j'aurai soin également de me faire *sigiller*, en m'abstenant de parler en aucune langue du *Viaticum*, je conviens avec Vous que le Latin auroit pu devenir plus funeste en Espagne qu'en Autriche, et qu'un familier du St. Office en auroit tiré encore un plus grand parti qu'un emploié Allemand. Mais il sera scrupuleusement rayé de ma nomenclature novelle en Voyage.

Si j'étois sur que le Chocolat de Mr. Larcher valût pour le goût et la salubrité, celui de Mr. Henry, je vous prierois de vouloir bien accepter, et en faire usage, et à tout hazard je vous prie très-instamment d'en faire l'experience, il pourroit se gâter d'ici à mon retour, et j'en suis pourvu ici de maniére, à n'avoir pas à regretter cette bagatelle, même en arrivant labas.

Je lu avec le plus vif interet *l'Essai sur le Metastasio*, que Vous avez eu la bonté de m'envoyer, je ne connoissois que de nom et par la lecture rapide de quelques unes de ses piéces ce Poete célébre: je me souviens seulement d'avoir vu dans ma jeunesse représenter à Barcelone un de ses opera que Vous citez, son *Achille in Seyro;* il me fit une impression que je n'ai plus depuis éprouvée à aucun opera italien: il est vrai, que je ne me suis plus trouvé, non

plus

plus dans le cas d'en voir repréſenter aucun des ſiens.

Ses Ouvrages le font admirer: Votre eſſai le fait aimer: c'eſt à mon avis, un des derniers traits du bonheur, qui l'a accompagné toute ſa vie, de vous avoir eu pour hiſtorien. Ce que Vous nous apprenez de ſon *in allemandisme* après 50. ans de ſéjour à Vienne, me conſole en peu de l'inaptitude, que je me ſuis trouvée pour cette langue, pendant les deux mois de mon ſéjour. Comme cependant ce n'eſt pas par les endroits foibles des grands hommes, qu'il faut excuſer ſes propres foibleſſes, et que d'ailleurs je n'ai point le droit *defaillir comme lui.*

Certainement ſi j'étois dans le cas de me fixer en Allemagne, je ne pouſſerois pas auſſi loin l'indifference ni la pareſſe à l'égard d'une langue, dont tant d'écrivains renommés, et Vous en particulier, Monſieur, concourent à me donner grande idée; Vous vous exprimez avec trop d'agrément dans la mienne, pour ne pas m'inſpirer le plus vif deſir de vous entendre, et de vous lire dans la votre; ce ſeroit un de mes motifs, comme des relations ſuivies avec Vous ſeroient, à ce que j'espere une de mes facilités.

En attendant ce moment, ayez, je Vous prie, Monſieur, la bonté d'être l'interpréte de ma gratitude auprès de S. E. Mr. le Comte de Chotek, et de lui faire agréer les aſſurances de mon reſpect.

Je

Digitized by Google

Je ne tarderai pas, à ce que j'eſpere, à Vous faire parvenir quelque choſe, qui concerne votre ville et un des plus beaux établiſſemens dont S. M. l'a gratifiée. Je ſouhaite que les temoins oculaires et journaliers de la choſe ſoient contens de l'idée que je tâcherai d'en donner aux étrangers.

Je voudrois trouver une occaſion de Vous être utile ici, et de Vous convaincre de la ſincérité des ſentimens, avec les quels j'ai l'honneur d'être

Monſieur

Votre très - humble Serviteur

Linguet.

XIII.

Das Aeſchen und der Fuchs.

Eine Fabel.

Ein Aeſchen, das ſehr oft den witz'gen Gaukler machte,
Und dann durch ſeine Gauckeley,
Die es ſo gern ſelbſt laut belachte,
Die Thiere leicht zum Lachen brachte,
Wand einſt, da ſie mit fröhlichem Geſchrey
Ihm ihren lauten Beyfall gaben,
Zum Fuchſe ſich, und ſprach:
„ Nicht wahr, Herr Fuchs, die Kunſt, die ich beſitze,
„ Und zur Erſchütterung des Zwergfells andrer nütze

„ Macht mir ein andres Thier nicht nach;
„ Denn solche laut geprief'ne Gaben
„ Besitzest du ja selbst bey aller Schalkheit nicht,
„ Wer lobte je dich so wie mich ins Angesicht? “

Das, sprach der Fuchs, that man zwar freylich nie;
Allein wenn andre sich an deinem Spas ergötzen,
So folgt noch nicht, daß sie dich schätzen;
Zum wenigsten thun's die Vernünft'gen nicht.
Sie lachen über solch ein albern Vieh; —
Im Herzen, glaub es sicherlich!
Verachten sie mit wahrem Abscheu dich.

* * *

Man lacht, wenn Rulph der Witzling spricht;
Allein man lacht auch nur und — — schätzt ihn wahrlich nicht.

C. F. Pockels.

XIV.

Nachtrag zur topo = und anthropographischen Beschreibung des Königreichs Babimanien, des Landes der Uhumanen, Sperberlandes, Ost = und Westgothlands, Königreichs der Hunnen und des Landes der Philosophen.

Der anonymische Verfasser dieser genannten Beschreibung legt dem Publicum in dieser Topo = und Anthropographie gewissen-

Digitized by Google

wissenhafte Rechenschaft von seinen in die genannten Länder unternommenen Reisen ab; macht uns in einer lebhaften Darstellung mit den Staatssystemen, Finanzmaximen, vorzüglichsten Erwerbszweigen und Sitten, Gebräuchen und Nationalcharactern der Einwohner jedes Landes bekannt, und um seinen Beschreibungen Anmuth und Interesse zu geben, kleidet er sie öfters in ein pragmatisch-historisches Gewand, wodurch er nicht nur diesen Zweck desto sicherer erreicht, sondern auch vielen Scharfsinn und philosophischen Beobachtungsgeist zu erkennen giebt. Indeß, da selbst dem Blick des eifrigsten Forschers zuweilen Gegenstände und Situationen entschlüpfen, die ein Anderer mit geringer Mühe nach ihm öfters bemerken kann, so wird der Werth des genannten Buchs gewiß nicht heruntergesetzt, wenn hier zu demselben ein kleiner Nachtrag geliefert wird. Jener ungenannte Verfasser verdient vielmehr Aufmunterung und vielen Dank, daß er uns diese mit Nachdenken niedergeschriebenen Reisebemerkungen mitgetheilt hat, da wir von den mehrsten dieser Länder noch keine eigentlichen Beschreibungen, wenigstens fast keine Beobachtungen dieser Völker von der Seite aufzuweisen haben, von welcher der Verf. die seinigen angestellt hat. Der Herr Professor Emberg, welcher nach ihm, das auf dem Titel zuletzt genannte Land besucht hat, stimmt darin genau mit seiner Beschreibung überein, daß er meldet: der jetzige regierende Fürst dieses Landes sey ein großer Freund, Schützer und Beförderer der Wissenschaften, und die erstern Diener des Staats beeifern sich in die Wette, ihrem Fürsten in diesem Geschmack nachzuahmen.

Dieser Nachahmungstrieb äussert sich bey dem größten Theil der Großen; besonders unter denen, die sich in der fürstlichen Sphäre oder derselben nur nahe befinden, sieht man selten einen Herrn, der sich nicht nach diesem ersten Muster bilden solte. Vielmehr sucht sich ein jeder — wenn gleich öfters wider den Wink der Natur — von dieser Seite zu rechtfertigen, und wenigstens sich den Namen eines Musenfreundes zu verschaffen. Es ist daher dort zur Sitte geworden, daß die ersten Staatsmänner sich, zur Rechtfertigung ihres Geschmacks, der Gelehrsamkeit in sofern thätig annehmen, daß ein jeder von ihnen gewöhnlich einen Gelehrten, oft auch mehrere, im Hause hält, die unter dem ehrenvollen Titel: Gelehrter Gesellschafter: sich mit panegyrischen Arbeiten beschäftigen, oder auch anonymische Producte aus der Philosophie, Statistic, Politic und Jurisprudenz liefern müßen; von welchen denn zuweilen einige gar der Ehre öffentlicher Bekanntmachung oder Ablesung von den erhabenen Mäcenaten selbst gelegentlich gewürdigt werden; endlich das leztere, aber seltenere Geschäft solcher Hausgelehrten besteht in gründlichen Widerlegungsschriften, bitter gesalzener fliegender Blätter; dieses besteht eigentlich darinn, daß solch ein Hausgelehrter die Staatscarosse Seiner Excellenz mit scharfer Lauge abwaschen muß, wenn sich etwa Jemand, dem in der Eile vielleicht ein Bein übergefahren ist, unterstehen solte, seinen Schmerz durch eine Hand voll Koth gegen den Staatswagen auszudrücken. —

Unter allen dort lebenden gelehrten Staatsmännern zeichnet sich — nach Herrn Prof. Embergs Bericht — der

Graf

Graf von Skamberg, der reichste Minister des Fürsten, dadurch in diesem Puncte aus, daß er bemüht ist, die Gelehrten des Landes persönlich zu prüfen und kennen zu lernen, und deshalb jeden reisenden oder neuankommenden Gelehrten sogleich, so wie alle übrigen aus der Residenz, der Reihe nach, an seine hohe Tafel und eben dadurch aus der Dunkelheit zieht, und sich mit ihnen über allerley gelehrte Gegenstände unterhält. In der Ordnung giebt der Herr Graf den Gelehrten der Residenz wöchentlich eine solche Fête, wozu denn auch weiter Niemand gezogen wird, um in den philosophischen Gesprächen nicht durch ungeweihete Gesellschafter gestöhret zu werden. Da der Herr Graf aber schon lange mit verjährten Obstructionen beschwert ist, und sich der vielen Geschäfte und Zerstreuungen halber nicht zu einer langwierigen Cur entschliessen, und noch weniger die hiezu erforderliche Diät beobachten kann; so hat sein Leibarzt ihm wöchentliche Erweichungsmittel verordnet. Um diese periodische Cur aber unausgesetzt und desto gewisser zu beobachten, ist der Freytag zum jedesmaligen, wöchentlichen Erweichungstag des Herrn Grafen ernannt und bestimmt worden; und auf diesen, für Sr. Excellenz bequemsten Tag ist ein für allemal auch die Philosophenfete festgesetzt, weil der Herr Graf an diesem Tage ohnehin sich den Staatsgeschäften entziehen, so wie jeder andern Gesellschaft, der Speisen halber, entbehren müßte, und nur allein die Mägen der Philosophen sich mit den leichten Speisen des medicinirenden Herrn Grafen am füglichsten vertragen. Ueber diese getroffene Einrichtung wird im Palais Sr. Excellenz auch so genau und unverbrüchlich gehalten, daß der Koch, Kutscher und Portier schon immer vorher wissen,

was sie diesen Tag zu thun haben; letzterer ist sogar ein für allemal befehligt, Freytags jeden unphilosophischen Gast mit den Worten abzuweisen: C'est le jour de malactique de S. E. — Auch noch der Umstand macht die gelehrte Zusammenkunft an diesem Tage bequem, daß, da der Herr Graf diesen Tag nicht füglich en parure erscheinen und gewöhnlichen Gesellschaften beywohnen könnte, er im Cirkel seiner gelehrten Gäste ohne Cerimonie und im Negligée bleiben und speisen kann, weil ja das philosophische Auge über alle dergleichen modische Kleinigkeiten hinwegsieht.

Weil Philosophen aber auch Feinde jeder Art des Pomps sind oder seyn solten, so wird auch zum Zusammenholen der freytagischen Gäste niemals die Staats- oder gewöhnliche Equipage Sr. Excellenz genommen, sondern hiezu ist einzig ein eigenes, prunkloses Fahrwerk im Geschmack der berlinischen Fiacres, bestimmt, welches die Philosophenequipage genannt wird. Diese erhabenen wöchentlichen Beweise von Sr. Excellenz edlen Denk- und Handlungsart gegen die Wissenschaften und ihre Freunde hatte der Herr Prof. Emberg nicht nur von verschiedenen Seiten rühmen gehört, sondern hatte auch schon einige Sonnabende die lobpreisende Anzeige derselben in den öffentlichen Intelligenzblättern gelesen, worin von dem anonymischen Hausgelehrten des Herrn Grafen — (auch eine von den Beschäftigungen solcher Männer!) dem Publicum gemeldet wurde, welche Gelehrte Tages vorher die Gnade gehabt, an Sr. Excellenz Tafel gezogen zu werden; mit welchen dieser Herren Sr. Excellenz sich vorzüglich, und über welche große Gegenstände Sie sich mit ihnen unterhalten,

und welche Beweise von promptitude und presence d'esprit Dieselben dabey gegeben hätten. Der Herr Prof. Emberg war kaum einige Wochen in der Residenz gewesen, und nur mit wenigen Gelehrten bekannt worden, als auch er von dem Herrn Grafen von Skamberg zur Philosophenfete eingeladen ward. Herr Emberg hatte diesmal wegen gewisser Verhinderungen die Ehre verbitten müssen, und ward demohngeachtet zum folgenden Freytage aufs Neue eingeladen; doch auch diesmal mußte er es wieder ausschlagen, weil er schon vorher zur Geburtstagsfeyer eines Freundes auf diesen Tag gebeten war. Indeß, da der Herr Graf verschiedentlich von dem Herrn Prof. Emberg gehört hatte, und ihn doch gern persönlich kennen lernen wolte, so ließ er ihn ersuchen, wenigstens des Vormittags ihm den gewünschten Besuch zu machen. Da Sr. Excellenz ihm also mit so vieler Huld zuvorkam, so konnte Herr E. dies auf keinen Fall länger ausschlagen, sondern versprach, befohlnermaßen am Freytage Vormittags aufzuwarten. Zur bestimmten Stunde erschien zu seiner Abholung die Equipage des Herrn Grafen, und zwar die vorhin genannte Philosophenequipage, deren simples Ansehen den Herrn Emberg verwunderte, doch ihm zugleich auch hohe Begriffe von der philosophischen Denkungsart Sr. Excellenz und der dortigen Gelehrten gab. Als der Herr Prof. Emberg ins Palais trat, führte ihn sogleich der Cammerdiener in das Zimmer Sr. Excellenz, wo er den Herrn Grafen in seiner philosophischen Kleidung, d. i. im Schlafrock antraf. Da Herr E. sein dort gehabtes Gespräch völlig aufgezeichnet hat, so mögen die eigenen Worte hier statt der Erzählung dienen.

Der Graf. (schiebt die Schlafmütze übers linke Auge) Ey! Ihr Diener! Ihr Diener! Herr Professor. Es ist mir lieb, Sie kennen zu lernen. Das ist wahr, Sie machen Sich sehr rar; — ich habe dreymal nach Ihnen schicken müssen.

Emberg. Ich muß aufrichtig gestehen, Ihro Excellenz bezeigen Sich äusserst gnädig gegen einen Fremden — und — —

Der Graf. Ja, Herr Professor, ich muß Ihnen sagen, die Gelehrsamkeit ist gerade meine schwache Seite; ich meine, für die Herrn Gelehrten bin ich gewaltig portirt, und finde ein großes Divertissement in philosophischen Unterhaltungen.

Emberg. Ja, davon habe ich hier überall rühmliche Beweise gehört, und alle Sonnabende gedruckt gelesen.

Der Graf. Gedruckt? (er setzt sich auf das Sopha) Ach! Sie meinen das Intelligenzblatt? Nun ja; aber ich weis nicht, wer das da immer hineinsetzen läßt; ich habe schon verschiedentlich meine Unzufriedenheit darüber geäussert. Indeß kann es doch Manchem zur Nachahmung ermuntern, und Auswärtigen eine avantageuse Idée vom hiesigen Zustande der Wissenschaften geben. A propos! Herr Professor! Sind Sie viel gereiset? Ich mag gerne Reisebeschreibungen lesen, aber noch lieber hören.

Emberg. Unsern Welttheil hab' ich so ziemlich überall gesehen, und jetzt zuletzt bin ich in Weinland gewesen, wo es mir ausserordentlich gefallen hat.

Der

Der Graf. (sich im Sopha dehnend) O erzählen Sie mir davon, Herr Professor!

Emberg. (stehend, gerade über den Grafen, den Hut unterm Arm) Wie Ihro Excellenz befehlen. Wie ich in der Residenz ankam, ward ich im Thore scharf examinirt, und da der Rapport unmittelbar dem Fürsten überbracht werden muß, so hatte der auch meine Ankunft erfahren. Folgenden Morgens ward ich sogleich befehligt, vor den Fürsten zu kommen. Ich gehorchte, und so wie ich den Fürsten in seinem Courzimmer fand, kam er mir gleich in völliger Uniform entgegen, bewillkommte mich äusserst gnädig, und eh' er weiter sprach, befahl er mir gleich, mich zu setzen, ob gleich nur ein Stuhl in dem Zimmer war. Ich wolte —

Der Graf. (aufspringend) O Herr Professor, setzen Sie sich, setzen Sie sich — — das Wetter ist heut gar vortreflich — sehr traurig, wolt ich sagen. Der Professor Emberg setzte sich — und es folgten einige minder interessante Gespräche, die von Seiten Sr. Excellenz häufig unterbrochen wurden, bis sich bald darauf das ganze Gespräch endigte, da es beynahe Mittag war, und der Herr Prof. Emberg sich beurlauben mußte.

XV.

Paul Pasquin, über die Alten und Neuern.

Aus dem Englischen übersetzt *).

Hi sunt inuidiae, nimirum, Regule, mores,
Praeferat antiquos semper vt illa novis.

Martial.

Da ist so ein Haufe alter cynischer Bursche, die uns unaufhörlich mit dem Lobe der vergangenen Zeiten die Ohren reiben, zwischen den Alten und Neuern, zum äussersten Nachtheile der letztern Vergleichungen anstellen, und ein menschenfeindliches Vergnügen darinnen finden, wenn sie die Menschen von einem Alter zum andern, sowohl an geistigen als körperlichen Vollkommenheiten immer ausgearteter vorstellen. Bey diesen Leuten sind alle Wissenschaften in Verfall; alle Künste gehen den Krebsgang; die großen Tugenden sind ein für allemal verschwunden, und mit aller Sittlichkeit wird es bald garaus seyn. Selbst die menschliche Gestalt sinkt in der Statur

*) Dieser Aufsatz ist aus den Hounger übersetzt, eine vortrefliche periodische Schrift, welche in kurzer Zeit 3mal aufgelegt ist. Zur Ostermesse wird davon eine deutsche Uebersetzung erscheinen.

Statur herab, und vermindert sich an Stärke: das Clima verändert sich, und die Jahrszeiten werden immer unfreundlicher: Die Sonne verliert ihre Wärme, und die Erde ihre Fruchtbarkeit. Ich will zugeben, daß in einigen wenigen Fällen Etwas dran seyn kann, und zum Beyspiele gern einräume, daß die neuere Musik nicht mehr so mächtig in ihren Wirkungen ist, als des Orpheus seine: daß August der Zweyte, König von Pohlen, ob er gleich ein Hufeisen zusammendrücken konnte, es doch nicht mit dem Hercules aufzunehmen vermögend war, daß die Schwäne ihr Vermögen zu singen verloren haben: und daß selbst, in dem Perioden meiner eigenen Zurückerinnerung, ein großer Verfall in der Kunst Rosinenkuchen und kleine Pastetchen zu backen herrschet. Dagegen glaube ich aber auch, daß das Gemälde in andern Absichten sehr ungetreu ist: und ich bin gänzlich überzeugt, daß, wenn wir die Verdienste der alten und neuen Welt unpartheyisch schätzen wollen, die Wagschale der letztern jene hoch in die Höhe schnellt.

Ich bin zwar nicht Willens, mich auf eine vollständige Erörterung dieser wichtigen Materie einzulassen, sondern, es mag vor der Hand genug seyn, wenn ich einige wenige Beweisgründe, zur Widerlegung der alten angezeigten Knurrbärte vorbringe. Diese denke ich, sollen hinlänglich darthun, daß der Fehler bloß in ihrer milzsüchtigen und mürrischen Laune liegt: ja, daß die Welt nicht nur heut zu Tage nicht schlimmer, sondern ungleich besser ist, als in vorigen Zeiten. Man wird mir verzeyhen, wenn ich in meinem Vortrage nicht methodisch zu Werke gehe: und da mein Gemälde

bloß aus verschiedenen einzelnen Gruppen besteht, so wird nichts daran liegen, bey welchem Ende ich anfange.

Ich bin oft erstaunt, wenn ich mit dem größten Ernste habe behaupten hören, daß die Menschen heut zu Tage weit lasterhafter und ausgelassener wären, als in ältern Zeiten. Die Neuern haben ohne Zweifel viel merkwürdige Entdeckungen in Künsten und Wissenschaften gemacht: doch finde ich nicht, daß Mord, Diebstahl, Meyneid, Ehebruch u. s. w. in dieser Anzahl ist. Es ist wahr, daß, so wie es in allen menschlichen Dingen eine Mode giebt, die sich mit den Zeiten ändert, ihr Einfluß eben so gut in Lastern, als jedem andern Dinge sich äussern muß: hier aber (ich getraue mir es zu behaupten,) liegt der Vorzug ganz auf unserer Seite. Vormals hatten sie bey Begehung eines Verbrechens die barbarische und brutale Mode, daß sie gerade auf den Punct zugiengen. Wenn ein Nachbar gegen den andern übel gesinnt war, so schlug er ihn vor den Kopf, sobald er seiner ansichtig ward, oder steckte sein Haus an, und machte ihn, sein Weib und seine Kinder zum Brandopfer. Aber, wie vortheilhaft hat sich nicht heut zu Tage die Mode geändert. Wir sehen in der Gesellschaft keine solche wilden Thiere mehr. Ein Feind zeigt sich jetzt in der Gestalt eines Freundes: er beweist uns äusserlich alle nur ersinnliche Höflichkeit von der Welt, und untergräbt unsern guten Namen blos hinter unserm Rücken: er leiht uns Geld, wenn wir dessen bedürfen, und wirft uns blos dann in Kerker, wann wir ausser demselben verhungern müßten: er würde der letzte in der Welt seyn, wenn es darauf ankäme, daß er seine Rache

durch

durch einen Schuß oder Dolch an uns ausüben solte; wenn er es aber dahin gebracht hat, daß wir, des Lebens überdrüßig, uns selbst die Gurgel abschneiden, so ist das wahrhaftig nicht seine Schuld.

Gesetzt aber auch, die Nothwendigkeit brächte es mit sich, daß er uns selbst hinrichten müßte, welches sich wohl zutragen könnte, wenn die Beleidigung zu abscheulich wäre: zum Beyspiele, wenn wir von ungefähr an einen Herrn in der Straße stießen, unversehens ihm auf die Schuhe spuckten, oder ihn etwa in einer geheimen Zusammenkunft mit unserer Frau störten: so unterrichtet er uns von seinen Gesinnungen auf das allerartigste; sagt uns, daß er uns in jeder Rücksicht für einen Mann von Ehre halte; und bittet uns bloß in einer höflichen Charte, daß wir doch kommen, und uns von ihm durch den Kopf sollen schießen lassen.

Die Alten, man muß es gestehen, waren in Absicht auf guten Geschmack und gute Sitten weit unter uns. Dieser verfeinerte Geschmack, der sich hauptsächlich durch eine cosmopolitische Verachtung aller einheimischen Producte und einer großmüthigen Bewunderung Alles dessen, was fremd ist, äussert, scheint in der That ein Vorzug zu seyn, der den Neuern ganz besonders eigen ist. Ein wohlerzogener Herr von Stande, (das kann man mit Wahrheit sagen,) hat kein Vaterland, es heiße, wie es wolle. Er vereiniget in sich die characteristischen Züge aller verschiedenen Völker. Er schwazt und kleidet sich französisch, und singt italienisch: er thut es dem Spanier an Trägheit, und dem Rußen an

Trinken zuvor; sein Haus ist griechisch, seine Wirthschaftsgebäude gothisch, und seine Ausmöblirung chinesisch. Eben die Unpartheylichkeit beobachtet er in seiner Religion; und da er keine Ursachen findet, warum er den Confuz, den Brama, oder den Mahometanismus dem Christenthume vorziehen solte, so hat er für alle ihre Glaubenslehren eine gleiche Duldsamkeit.

Aber, wie verschieden dachten hierinne die Griechen und Römer! Sclavisch ihren eigenen Sitten und Gewohnheiten ergeben, behandelten sie alle Fremden mit Verachtung. Was konnte man also von ihnen, die solche Barbaren selbst waren, anders erwarten, als daß sie alle übrigen Völker durch diese beschimpfende Benennung brandmarkten? Durch keine Tugend haben sich die Alten mehr Ansehen verschaft, als durch ihren Patriotismus: bey einer genauen Prüfung aber werden wir sehn, daß man ihre Verdienste dießfals sehr übertrieben hat. Es ist wahr, wir finden einige auffallende Beweise von dieser Tugend bey einigen einzelnen Personen: aber so ausgebreitet war sie unter dem großen Volkshaufen bey weitem nicht, als unter uns. Die Thorwärter und Miethkutscher in Rom und Athen waren in den Angelegenheiten des Staats auf eine beweinenswürdige Art unwissend. In diesen Hauptstädten waren keine Clubs für die Verbesserung ihrer Gesetze. Zimmerleute und Mäurer verbesserten bloß ihre Burgschaften mit der Art und dem Hammer: Schuster und Schneider verstunden sich gut genug auf die Ahle und Nadel: wußten aber die Regierung nicht auszuflicken.

Viel-

Vielleicht hat man sogar den Patriotismus einzelner Personen unter den Alten mehr erhoben, als er es verdient: und man würde bey einer genauen Schätzung finden, daß die Neuern nicht nur gleiche, sondern noch höhere Beyspiele von derselben heroischen Tugend aufstellen könnten. Was ist zum Exempel denn so hervorstechendes in dem gepriesenen Beyspiele des Themistocles und Aristides? Sie waren bittere Feinde, vergaßen aber ihre Zänkereyen, sobald ihr Vaterland gefährt war, und vereinigten ihre Kräfte, um es aufrecht zu erhalten, als es die Perser mit dem Untergange bedrohten. Machen es unsere neuern Staatsmänner nicht eben so? Heute erklären sie sich einander sowohl bey öffentlichen als Privatangelegenheiten den eingewurzeltsten Haß und Abscheu, und morgen siehet man sie für das Beste ihres Landes sich die Hände schütteln, in allen Maaßregeln übereinstimmen, und einander die aufrichtigste Hochachtung und Verehrung bezeigen. Decius opferte sich zwar selbst für sein Vaterland auf, und gewann dadurch einen großen Sieg über die Feinde Roms: Allein unsere Befehlshaber gehen noch viel weiter: denn sie opfern, aus bloßem Geiste des Patriotismus ganze zahlreiche Heere auf. Kurz, man kann zuversichtlich behaupten, daß alle diese prächtigen Beyspiele, von denen wir in der alten Geschichte lesen, ihres gleichen in einem neuern Zeitungsblatte finden.

Und nun, da ich einmal auf die Zeitungsblätter komme, so erlauben Sie mir zu bemerken, daß diese kurzen Chroniken der Zeit täglich unzählige Beweise von der Ueberle-

 genheit

genheit der Neuen über die Alten, in vielen der nützlichsten Künste und Wissenschaften aufstellen. In der edelsten aller Künste, ich meyne der Heilungskunst, haben die Neuern eine so große Vollkommenheit erreicht, daß ein Schriftsteller mit Recht seine Verwunderung bezeiget, als er in den Todtenlisten die große Zahl von Menschen las, die sich einfallen lassen, an den oder jenen Krankheiten zu sterben, wo doch für jede so untrügliche und specifische Heilungsmittel vorhanden sind. Wahrhaftig! — wie ist der Albernheit solcher Menschen abzuhelfen, die sich weigern, eine Cur zu brauchen, wenn sie in articulo mortis sind, d. i. in letzten Zügen liegen: doch steht zu hoffen, daß wir nicht mehr von einem so entschlossenen Selbstmorde hören werden, wann wir lesen, daß einige dieser modernen Aesculape blos solche Kranke, die gerade in dem Zustande der Unheilbarkeit sind, wählen werden, an denen sie ihre Kunst beweisen können. Einer dieser vortreflichen Aerzte, sagt in seinen Ankündigungen, daß er wünscht, Keiner — (seine Worte sind auf das bündigste ausschließend,) Keiner solle sich an ihn wenden, der nicht für unheilbar gehalten, oder von der Facultät unheilbar gemacht worden. Er fodert also die Kranken jeder Art auf, Alles mögliche zu thun, sich unheilbar zu machen, damit sie sich in den Zustand versetzen, von ihm vollkommen wieder hergestellt zu werden.

Mit der Arzeneywissenschaft hat die Kunst die menschliche Gestalt auszubessern etwas Analogisches. Und hier zeigt sich die Ueberlegenheit der Neuern nicht weniger. In dieser

ser höchst nützlichen Kunst giengen die Alten nicht viel weiter, als daß sie dem Gesichte eine kleine äusserliche Verschönerung geben konnten. Sie wußten nichts von der schöpferischen Kraft, Glieder und sinnliche Werkzeuge so gut als Gesichtszüge zu machen. Die Pergamentbusen, Korkleiber und ausgestopften Hüften: die Einsetzung gläserner Augen, und die Verpflanzung der Zähne, sind durchaus neue Erfindundungen. Und seit wir davon gewiß sind, daß der Mechanismus zu einer so großen Vollkommenheit gediehen ist, daß ein hölzerner Mann ein Solo auf der Geige, daß er Schach spielen, und sogar Wörter aussprechen kann, so sehe ich nicht ein, wie man noch zweifeln mag, daß mit der Zeit künstliche Menschen auf den Straßen spatzieren laufen, alle Geschäfte des Lebens verwalten, und ihren Pflichten in der Gesellschaft so gut und so ruhig eine Genüge leisten werden, als die wirklichen. Wann die Kunst, Automaten zu machen, zu dieser Vollkommenheit gelanget ist, wie wir denn hoffen, daß dies in wenig Jahren geschehen wird, so haben wir Ursache, uns zu den großen, politischen Wohlthaten Glück zu wünschen, die aus dieser bewunderswürdigen Erfindung entstehen müßen. Da auch kein Zweifel ist, daß die Verdienste dieser Classe von Menschen sich zu den höchsten Beförderungen fähig machen werden, so können wir auch sicher erwarten, daß jede Staatsbedienung von einem Haufen aufrichtiger und unbestechlicher Magistratspersonen wird besetzt; die große Maschine des Staats auf das geschickteste wird regieret; die Richter mit der strengsten Unpartheylichkeit Recht und Gerechtigkeit verwalten werden;

und (welches ein großes desideratum des gegenwärtigen Zeitalters ist) daß ein hölzerner König an dem Ruder des Staats sitzen, und die Würde der Krone behaupten wird, ohne daß es der Nation einen Heller kostet; ja, daß er sie zu gleicher Zeit von allen ängstlichen Sorgen befreyen wird, seine Größe jemals zu ihren Verderben zu mißbrauchen.

Paul Pasquin.

XVI. Nach-

XVI.
Nachricht.

Ich bin seit einiger Zeit von bekannten und unbekannten Personen mit einer Menge Beyträge zum Journal beehrt worden, wofür ich hier öffentlich danke. Eine Erklärung ist jedoch erforderlich. Die mehresten dieser Beyträge sind poetischen Inhalts, die sich in meinem Porte feuille so gehäuft haben, und noch immer vermehrt werden, daß ich mich deshalb in keiner geringen Verlegenheit befinde. Nur den kleinsten Theil des Raums, den ein jedes Journalheft einnimmt, ist dem Plan des Instituts gemäß, für poetische Aufsätze bestimmt, und dieser Plan selbst ist nach dem Geschmack der jetzigen Lesewelt geordnet. Meine gütigen Freunde werden also erinnert, hierauf gefälligst Rücksicht zu nehmen; und wenn nicht alles Eingesandte von Poesien in diesem periodischen Werk gedruckt erscheinen solte, so erwartet man von ihrer Billigkeit, daß Sie solches nicht dem Herausgeber zuschreiben werden, dessen Privatgeschmack und critisches Urtheil hier gar nicht in Betrachtung kommt; da alles hierinn dem Geschmack des Publicums untergeordnet seyn muß. Prosaische Aufsätze werden mir daher jederzeit willkommen seyn.

Zugleich gebe ich hiermit Nachricht, daß die seit einiger Zeit in Hamburg erschienene englische periodische Schrift betitelt: The british Mercury, jetzt auch in einer deutschen Uebersetzung herausgegeben wird, und also dadurch in die Reihe der deutschen Zeitschriften tritt, die Politic und die

neueste Geschichte zum Gegenstande haben. Der Inhalt ist überdem für alle Classen von Lesern, und hat folgende Rubriken:

Neuigkeiten aus Großbrittannien, Irrland, den brittischen Besitzungen in Indien und aus America. Staatsschriften. Politische, historische, und satyrische Bemerkungen, litterarische Artikel. Anecdoten, die neuesten, sittlichen Vorfälle betreffend. Tribunalvorfälle. Künste. Poesien. Theaternachrichten. Sonderbare Avertissements. Neue Bücher.

Alle Woche, regelmäßig ohne Rücksicht auf das Aussenbleiben der englischen Posten, erscheinen von diesem Werk sowohl Original als Uebersetzung ein Stück von zwey Bogen; die letztere wird von einem sprachkundigen Gelehrten gemacht. Der Preiß des Jahrgangs, der aus vier Bänden, jeder von 26 Bogen groß 8. besteht, ist 6 Rthlr. in Louisd'or, wofür die Stücke franco spedirt werden. Die wöchentlichen Versendungen besorgen die Postämter, die monatlichen aber die Hofmannsche Buchhandlung in Hamburg.

v. Archenholtz.

X.

Anhang.

No. 1.

In allen Buchhandlungen ist zu haben: Freymaurerische Wanderungen des weisen Junkers Don Quixotte von Mancha und des großen Schildknappen Herrn Sancho Pansa 8 Deutschwand ohne Erlaubnis der Obern.

Die Abentheuer dieser beyden berüchtigten Herren auf deutschen Grund und Boden, sind nicht der unbeträchtlichste Theil ihrer Geschichte. Auch hat der Geist des ehrlichen Cervantes sie nicht ohne einen großen Aufwand seines Witzes und seiner Laune behandelt.

No. 2.

Bey G. J. Göschen in Leipzig auf dem neuen Neumarkt ist zu haben: Dr. J. G. Rossenmüllers, Superintendenten, christliches Lehrbuch für die Jugend. (In zusammenhängenden Vortrage mit am Rande beygesetzten Fragen,) groß 8vo. 14 Bogen. Einzeln a 9 gr. wer 12 Exemplare nimmt a 7 gr.

No. 3.

Der Buchhändler Georg Emanuel Beer in Leipzig hat die mit ungetheilten Beyfall angenommene Ergänzung der Geschichte von Asien und Afrika, welche der Sachsenweimarsche Herr Kammerrath von Breitenbauch, in diesen Jahr mit dem vierten Theil geschlossen hat, an sich gekauft, und kann man nun wieder Exemplare davon in allen Buchhandlungen haben. Das ganze Werk besteht aus 78 Bogen und enthält die Geschichte der Georgischen Reiche, der Arabischen Reiche, der Drusen, der Tatarischen Reiche, von Tibet und Tufan, der Indianischen Reiche, des Scherifs von Marocko, der Samorius von Kalikut, von Mayssur, der Maratten, der Subabie Dekan, der Nabobie Karnatik, der Subabie Bengal, der Patanen, die Geschichte von Ceylon,

lon, der Moluckischen Inseln, von Sumatra, Java, des Reichs Makassar auf Celebes u. a. m. Der Preiß für alle 4 Theile ist auf 2 Thlr. gesetzt.

No. 4.

A MESSIEURS LES LIBRAIRES.

De la Monarchie Prussienne

sous

FREDERIC LE GRAND

AVEC UN APPENDIX

contenant des recherches sur la situation actuelle des contrées les plus importantes de l'Allemagne.

par Mr. le Comte de MIRABÉAU.

Nous venons de faire l'acquisition de ce manuscrit important qui renfemre les connoissances qu'ont procuré de nombreux voyages en Allemagne à un des hommes les plus celebres que les Lettres comptent aujourd'hui en Europe. Amis ou Ennemis Partisans ou Critiques, tous se réunissent du moins sur les talens de Mr. le Comte de Mirabeau, et l'inexprimable vogue de ses écrits les moins importans est d'un augure plus que favorable pour un ouvrage auquel il ne se cache pas d'attacher un grand intérêt de reputation et de gloire. Deux longs séjours à Berlin, des circonstances particulières assez connues, et les communications les plus importantes l'ont mis d'ailléurs à même de savoir sur un régne si mémorable, et sur une monarchie si intèressante pour la liberté politique de l'Europe, ce dont aucun autre homme de lettres François ne peut être instruit.

Nous avons résolu de ne publier cet ouvrage, ni par la voie de la Souscription dont on a tant abusé; ni par parties, ce qui tefroidit l'intérêt en déjonant la curiosité. Les six ou sept gros Volumes in-octavo qu'il contiendra paroîtront donc ensemble et dans les premiers mois de l'année 1788.

Nous disons *les six ou sept Volumes*, par ce qu'il nous est impossible de fixer précisément sur le manuscript la portée de cet ouvrage. Nous nous engageons seulement au moins

moins à six Volumes, et au plus à sept de trois à quatre cens pages chacun, non compris les Etats ou Tableaux qui seront en grand nombre.

Mais bien que nous ne prétendions pas proposes de Souscription, nous désirons de connoître par les commissions que nous adresseront MM. les Libraires à peuprès le nombre d'Exemplaires qu'il conviendra de tirer.

L'Edition in-octavo à la tête de laquelle nous placerons la plus belle Estampe de Frederic le Grand qu'il soit possible de se procurer, sera d'une exécution peu connue dans les presses étrangères: nous osons le promettre d'après les soins sans nombre, et même le luxe typographie que nous y avons destiné: Mr. le Comte de Mirabeau nous permet de déclarer ici hautement, qu'il ne reconnoit et qu'il ne reconnoîtra que cette Edition, ou celles du même ouvrage qui pourront sortir de nos presses; et même qu'il apposera sa signature à chaque Exemplaire Pout ceux qui pourroient désirer cette précaution.

L'Edition in-douze moins belle, mais plus proportionnée aux facultés du commun des Lecteurs, sera imprimée sur l'édition revue par l'Auteur, et par conséquent très-correcte.

L'incertitude du nombre des volumes, nous empêchant de fixer ici le prix de tout l'ouvrage, nous l'établissons à L. 7. de france le volume de l'édition in-octavo, et à L. 4. de france celui de l'édition in-douze. Celle-ci sera reduite en moins de volumes que celle-in-octavo

Si les Amateurs de bibliographie desirent une édition in-quarto, nous en ferons paroître une, pour peu que les demandes de MM. les Libraires nous soient un indice de ce désir. Heureux si commençant notre carriere typographique sous les auspices d'un tel ouvrage, nous donnons au Public une juste idée de notre respect pour lui, et des principes qui présideront à toutes nos spéculations en Imprimerie et en Libraire!

Hamburg le 15. September 1787.

Pierre François Fauche Fils et Comp.

NB. MM. les Libraires qui s'annonceront à nous pour 500 Exemplaires aumoins, auront leur nom au bas du titre de toutes les Editions que nous ferons de cet ouvrage.

No. 5.

The domestic Physician; or Guardian of Healh, pointing out, in the most familiar manner, the nature and symtomes of every disorder incident to mankindwith their gradual progress, and the method of cure; particularly adapted to the use of families and private practioners.

Von diesem Buche wird nächstens in meinem Verlage zu Berlin und Leipzig eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen eines bekannten Arztes herauskommen.

Johann Friedrich Unger.

No. 6.

Unter den kriegerischen Thaten Friderichs des Zweiten, ist die Schlacht bey Prag ohne Zweifel auch darum eine der merkwürdigsten, weil in derselben einer der größten Preußischen Generale, aus Liebe zu seinem Könige und dem Vaterlande, sich wie ein zweyter Decius gewissermaßen aufopferte, indem er, sein Regiment zum weitern Vorrücken zu ermuntern, einem Junker die Fahne wegnahm, und mit derselben in der Hand den Tod des Helden starb.

Diesen rühmlichen Tod des General-Feldmarschals von Schwerin hat der Königl. Hofmahler und Rector der Berlinischen Academie der bildenden Künste Herr Frisch gemahlt, und hat bey der diesjährigen öffentlichen Ausstellung der Academie über dies Gemählde den ungetheiltesten Beifall des Publicums erhalten.

In der Hauptgruppe sieht man den auffallend ähnlich gemahlten Helden, noch mit der Fahne im Arm, todt da liegen, Sein Stallmeister und sein Jäger sind im Begriff, ihn vom Schlachtfelde aufzuheben, unter den übrigen Figuren, welche die Hauptfigur umgeben, und denen der Künstler sämmtlich den angemessensten Ausdruck gegeben hat, zeichnen sich besonders die beyden Adjutanten des gefallnen Helden aus: von denen der eine, sein Neffe, herbeieilt, und der andre, ein Herr von Platen, den Entschluß faßte, den er wirklich ausführte: sich ins feindliche Feuer zu stürzen, und da den Tod zu suchen, dies ist die historische Wahrheit, die durch Männer, die noch bey der preußischen Armee leben, uns durch Zeugnisse bestätiget haben.

Kenner und Liebhaber wünschen dies Gemählde voll Geist und Leben durch den Grabstichel vervielfältigt zu sehen; ich bin daher entschlossen, es in Kupfer zu stechen, und

und zwar in eben der Größe, als das bekannte Blatt, welches den Tod des Generals Wolff von Wollet vorstellt, nehmlich $16\frac{1}{4}$ Zoll hoch und $22\frac{1}{2}$ Zoll breit. Was die Manier betrifft, so werde ich allen Fleiß anwenden, um nicht zu weit hinter dem englischen Künstler zurück zu bleiben.

Da ich zur Anfertigung der Platte 14 Monat Zeit bedarf, so wähle ich den Weg der Pränumeration, deren Betrag ich auf einen Friderichsd'or bestimme. Damit jeder Pränumerant versichert seyn könne, einen guten Abdruck zu bekommen, werde ich überhaupt nur 400 Pränumeranten annehmen. Die Pränumeration ist vom unterzeichneten Tage an 4 Monat offen, in Sachsen nimmt Herr Buchhändler G. J. Göschen in Leipzig Pränumeration an.

Nach Verlauf dieser Zeit wird ein Abdruck nicht anders, als für 3 Dukaten verkauft werden. Wer 10 Pränumeranten sammlet, hat den gewöhnlichen Vortheil, daß er das 11te Exemplar unentgeltlich erhält.

Daniel Berger,

Rector der Königl. Preußischen Academie der bildenden Künste.

Berlin,
den 16. August 1787.

No. 7.

In der Mitte des Octobers wird bey G. J. Göschen in Leipzig zu haben seyn:

Pandora, oder Calender des Luxus und der Moden Herausgegeben von Bertuch und Kraus, auf das Jahr 1788. 20 Gr.

— dieselbe als Taschenbuch ohne Calender.

Selten wird ein Unternehmen bey diesem ersten Versuch alle Vollkommenheiten erreichen, welche gewissenhafte Herausgeber ihr zugeben wünschen. Ob die Herrn Herausgeber und der Verleger dieses Jahr ihren Wunsch, die Pandora mit jedem Jahre reizender und dem Publico angenehmer zu machen, erreicht haben, mögen die Herrn und Damen, für die sie bestimmt ist, entscheiden. Wenigstens können sie mit dem redlichsten Bewustseyn behaupten: daß sie keine Zeit, keine Mühe und keine Kosten gesparet haben,

um ihn zu erreichen. Sie haben die vernünftigen Erinnerungen ihrer einsichtsvollen Correspondenten soviel als möglich benutzt, ohne dabey ihren wohlüberlegten Plan aus dem Auge zu verliehren. Die Kupfer sind dieses Jahr 1.) ein reizendes Frontespitz von Malvieux. Die Pandora wird von den 3 Grazien geputzt, die Mode will ihr einen abentheuerlichen Huth dazu reichen; allein der Genius des guten Geschmacks und der Natur weiset sie zurück. Dazu gehöret ein Gedicht als Prolog zum Calender von Blumauer, den Liebling der comischen Muse. II.) Kopfputz der vier weiblichen Alter: des Kindes, der Jungfrau, der Frau, und der Matrone. III.) Sechs ausgemahlte Kupfer: die neuesten Damentrachten; No. 1. Wintertracht, No. 2. Redoutenkleid, No. 3. Damenschlafrock, No. 4. grosser Abingtonrock, No. 5. halber Anzug oder Robe à l'angloise. No. 6. voller Anzug. IV.) 6 Blätter von Penzel, 1) idealische Kleidung, 2.) römische Tracht, 3.) romantische Kleidung, 4.) Ritterkleidung, 5.) Tracht aus dem mittlern Zeitalter, 6.) moderne Characterkleidung. V.) Sechs englische Tänze mit Touren von Herrn Ollivier in Leipzig.

Der Inhalt ist I.) obiges Gedicht von Blumauer: Die Göttin Mode vor Gericht. II.) Miscellaneen aus der Geschichte der Moden und der häuslichen Gebräuche. III.) Toilette der türkischen Damen. IV.) Ueber die Mode der Bärte. V. Ueber den Kopfputz der vier weiblichen Alter. VI.) Rußische Assembleegesetze. VII.) Der Blumenkranz. VIII.) Neujahrgeschenk für das schöne Geschlecht oder neueste Damentrachten. IX. Die Tulipomanie. X.) Ueber den Luxus der Bäder der Alten und Neuern. XI.) Modischer Lebenslauf eines neumodischen Weltbürgers von Musäus, Verfasser der Volksmärchen. XII.) Bemerkung über Theatertrachten. XIII.) Der Tanz als geselliges Vergnügen. XIV.) Erklärung der Kupfer.

No. II. III. IV. sind vom Herrn Bibliothecar Reichard No. V. XII. XIII. vom Herrn Legationsrath Bertuch.

Der Calender enthält ausser dem gewöhnlichen den gewöhnlichen, den rußischen und einen Blumencalender, und bey jedem Tage Platz für ein Memorandum.

Alle Bände sind gemahlt mit Einfassungen und Blumen, und nur das Futteral ist mit goldnen Linien eingefaßt. Ausser diesen Bänden kann man auch seidene ungemahlt zu 1 Rthlr, und gemahlte Bände in Seide zu 1 Rthlr. 8 Gr. haben.

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

XI.
November. 1787.

I.

Die Schlacht bey Hochkirch, im Jahr 1758, von J. W. von Archenholtz.

Dies ist ein Fragment der Geschichte des siebenjährigen Krieges, die eigentlich für unmilitärische Leser geschrieben, für den historischen Calender des Jahrs 1788 bestimmt, und jetzt unter der Presse ist. *)

Beyde Armeen änderten endlich ihre Stellung. Daun nahm abermals ein festes Lager in einer geringen Entfernung von

*) Dieser Calender, der bekantlich eine gemeinnützige und kostbare Unternehmung der Haude und Spenerischen Buchhandlung in Berlin ist, wird zur Illustrirung dieser vaterländischen Geschichte mit mehr als gewöhnlichen Zierrathen geschmückt werden: historische Kupfer von Chodowiecky, Bildnisse von Feldherrn, eine Kriegscharte, neue Lettern, u. s. w.

v. A.

von seinem vorigen, und die Preußen lagerten sich bey Hochkirch. Ein Fehler, den der preußische General Retzow begieng, einen Berg unbesetzt zu lassen, war hier die Quelle einer großen Begebenheit, die den König seinem Untergang nahe brachte, seinen Heldengeist im glänzendsten Lichte zeigte, und zu den ausserordentlichsten Scenen dieses Kriegs gehört.

Die vernachläßigten Anhöhen wurden gleich von den Oesterreichern besetzt. Die dadurch gewonnenen Vortheile waren so groß, daß sie bey dem sonst so behutsamen Daun die Idee erzeugten, den König in seinem Lager zu überfallen. Der Plan dazu wird dem General Laudon zugeschrieben. Er war mit Klugheit entworfen, und wurde mit Muth und Nachdruck ausgeführt. Alles both dazu die Hand. Die Armeen standen so nahe aneinander, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Canonenschuß vom feindlichen Lager entfernt war. Die Menge der leichten Truppen beym österreichischen Heere war vorzüglich zum Ueberfall geschickt, und da ihre Scharmützel Tag und Nacht nicht aufhörten, so konten grössere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen, unter Friedrichs Anführung beständig gewohnt selbst anzugreifen, träumten nicht einmal die Möglichkeit eines Angrifs von dem vorsichtigen Daun, dessen Läger nie genug befestigt werden konnten, wenn er sich nur in der Nähe des furchtbaren Feldherrn befand. Er kannte dessen unternehmenden Geist, dem nichts unmöglich schien, und die Schnelligkeit, womit preußische Truppen geordnet, und gegen den Feind angeführt werden können. Bey allen gut gewählten Maaßregeln war daher dennoch sein größtes Vertrauen auf

die eingebildete Sicherheit Friedrichs und seines Heers gesetzt.

Das Nachtheilige seiner Stellung war jedoch dem König nur zu wohl bekannt; er hielt es aber für schimpflich, und dabey nicht für durchaus nothwendig, sich zurück zu ziehen. Der in den Waffen grau gewordene Feldmarschall Keith sagte: „Wenn die Oesterreicher uns in diesem Lager ruhig „lassen, so verdienen sie gehangen zu werden.“ Friedrich erwiederte: „Wir müßen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, „als vor dem Galgen fürchten.“ Endlich aber beschloß er doch das Lager zu verändern, sobald die Armee aufs neue mit Proviant versehn seyn würde. Die Nacht vom 14ten zum 15ten October war zu diesem Aufbruch festgesetzt. Das Leben vieler tausend Menschen also beruhete auf dem Unterschied eines einzigen Tages.

Es war aber schon am 13ten in der Nacht, daß alle Colonnen der österreichischen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Die Zelter blieben stehn, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verhau fällen, wobey sie sangen, und einander beständig zuriefen. Durch dies Getöse wolten sie die preußischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamen preußischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes, und gaben dem König sogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen selbst; da aber die wiederholten Berichte solche bestätigten, so vermuthete er jede andere Ursache derselben, nur keinen

förmlichen Angrif. Seidlitz und Ziethen befanden sich beym Könige, und erschöpften ihre Beredtsamkeit seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geschickt wurde aufzustehn, wobey mehrere Regimenter Cavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, — und der jetzt ganz unbesorgte Soldat überlies sich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und es schlug im Dorfe Hochkirch 5 Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bey den preußischen Vorposten an, und meldeten sich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die österreichische Armee, in verschiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuße nach, und nun rückten sie Colonnenweise von allen Seiten ins preußische Lager ein. Viele Regimenter wurden erst durch ihre eigenen Canonkugeln vom Schlaf aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die großentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Canonen und Munition, und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen.

Nie befand sich ein Heer braver Truppen in einer schrecklichern Lage, als die unter der Aegide Friedrichs sorglos schlafenden Preußen, die nun auf einmal im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feind angegriffen, und durch Feuer und Stahl zum Todesschlaf geweckt wurden.

Es war Nacht, und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick einer nächtlichen Vision ähnlich. Die Oesterreicher gleichsam wie aus der Erde hervorgestiegen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers. Viele hundert wurden in ihren Zeltern erwürgt, noch ehe sie die Augen öfnen konnten; andre liefen halbnackend zu ihren Waffen. Die wenigsten konnten sich ihrer eignen bemächtigen. Ein jeder ergrif das Gewehr, das ihm zunächst in die Hände fiel, und flog damit in Reih und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortreflichen Disciplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr fast Tollkühnheit schien, und der Gedanke an Flucht und Rettung bey allen Soldaten aufsteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegsloos einer jeden andern Armee irgend eines Volks gewesen; selbst die besten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unsers Welttheils, hätten hier das Ziel ihrer Thaten, und das Grab ihres Ruhms gefunden; denn Muth allein galt hier wenig, Disciplin alles.

Das Kriegsgeschrey verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze preußische Lager; alles stürtzte aus den Zeltern, und in wenig Augenblicken, trotz der unaussprechlichsten Verwirrung, stand der größte Theil der Infanterie und der Cavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angrifs nöthigte die Regimenter einzeln zu agiren. Sie warfen sich dem Feind nun allenthalben entgegen, und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehreren aber mußten sie der Uebermacht weichen. Der anbrechende Tag diente nicht die Verwirrung zu vermindern, denn ein dicker Nebel lag auf

den streitenden Heeren. Die preußische Reuterey, von Seidlitz angeführt, flog umher, und schnaubte nach Thaten. Sie wußte in der Dunckelheit nicht wo sie den Feind suchen solte. Fand ihn ihr Schwert zufällig, so war das Blutbad entsetzlich. Ein einziges Cüraßierregiment warf eine ganze Linie österreichischer Infanterie über den Haufen, und machte an 300 Mann Gefangene.

Das Dorf Hochkirch stand in Flammen, und wurde dennoch von den Preußen aufs tapferste vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besitz desselben abzuhängen, daher Daun immer frische Truppen zum Angrif anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich, es zu bewirken; das Looß aller übrigen war Tod, Wunden, oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an, und schlugen den Feind wieder aus dem Dorfe. Hier ward sodann der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Canonkugel nahm Prinz Franz von Braunschweig den Kopf weg. Der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden, und gab ohne einen Laut seinen Heldengeist auf; auch der Feldmarschall Fürst Moriz von Dessau wurde tödlich verwundet. Die Preußen von vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die österreichische Cavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des preußischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgetrieben wurde; die

öster-

Digitized by Google

österreichische Reuterey aber vernichtete wieder diese Vortheile der Preußen.

Der Nebel verzog sich endlich, und beyde Heere über sahen nunmehr den mit Leichen besäeten Wahlplatz, und die allenthalben herrschende Unordnung. So sehr auch die Disciplin der Preußen Ordnung schuf, so stand ihnen dennoch die Dunkelheit entgegen, ihre Tactic zu brauchen, und zweckmässig zu kämpfen. Man formirte von beyden Seiten neue Schlachtordnungen. Daun, ohnerachtet aller erlangten Vortheile glaubte nicht eine Armee besiegt zu haben, die alle menschliche Erwartungen betrogen hatte; die, obgleich in der Nacht mitten im Schlaf überfallen, dennoch so viel Stunden mit erstaunlicher Tapferkeit, in Dunkelheit und Nebel gestritten, die mehrsten ihrer Heerführer verlohren hatte, und doch jetzt im Begrif stand den Blutkampf zu erneuern. Dieses war auch die Absicht Friedrichs, als der Herzog von Aremberg, der mit dreyßig Bataillons Oesterreichern unter Begünstigung des Nebels dem König in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angrif. Hier wurden einige tausend Mann über den Haufen geworfen, und eine große Batterie erobert. Dies war aber auch die Gränze des Siegs. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog seine tapfern Schaaren mitten unter diesem Mordgetümmel zusammen, und machte nach einem fünfstündigen verzweifelten Gefecht einen Rückzug, dem nichts als ein zweytausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden. Er wurde durch ein starkes Artilleriefeuer, und durch Linien von Cavallerie gedeckt, hinter denen

sich die Infanterie formirte. Die österreichische Armee war in zu großer Unordnung, um einen solchen Rückzug zu stören; überdem hatte Daun schon bey Kollin zu erkennen gegeben, sein Grundsatz sey, daß man einem fliehenden Feind eine goldene Brücke bauen müsse.

Der Marsch Friedrichs gieng nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Wahlplatz lagerte er sich mit seinen Truppen, die den größten Theil ihrer Artillerie und Bagage verlohren, den kurzen Rock in der rauhen Jahrszeit zur Decke, und den Himmel zum Zelt hatte. Es fehlte ihnen sogar an Pulver und Kugeln, diesem größten Bedürfniß der europäischen Heere. Ein neues Treffen in dieser Lage hätte die alten Schlachten erneuert, wo Mann gegen Mann focht, und jeder sich auf seine Faust verließ. Die Stellung des Königs war indessen so vortheilhaft, die Mittel allen Gefahren Trotz zu bieten, bey ihm so mannigfaltig, und seine Truppen selbst in ihrem geschlagenen Zustande noch so furchtbar, daß Daun keinen neuen Angrif wagen wolte. Die preußische Armee verlohr an diesem unglücklichen Tage nebst dem Gepäcke, über 100 Canonen und 9000 Mann, die Oesterreicher 8000 Mann.

Der König war in der größten Gefahr gefangen zu werden. Schon hatten ihn die Feinde beym Dorfe Hochkirch umringt; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihm begleitenden Husaren. Allenthalben gegenwärtig, wo der Kampf am blutigsten war, schien er sein Leben für nichts zu achten. Nie zeigte sich sein Geist und seine großen Fähigkeiten

selten in einem so glänzenden Lichte, als in dieser Nacht, die anstatt seinen Ruhm zu schwächen, ihn vielmehr ausserordentlich erhöhete. Nicht der König, der mitten im Kriegsgetümmel alle Regierungsgeschäfte besorgt; und seine Staaten so wie im Frieden durch eigene Verordnungen beherrscht; der in gefahrvollen Stunden die Flöte spielt, und gleich darauf die tief durchdachtesten Befehle ertheilt; der am Tage vor einer entscheidenden Schlacht französische Verse macht, Gesetze entwirft, und Rechnungen durchsieht; nicht der Sieger von Lissa, der auf Schlesiens Feldern griechische Tactic durch Thaten lehrt, und ein ungeheures Heer streitbarer Völker vernichtet; nicht dieser ausserordentliche Mann ist dem Philosophen, dem Geschichtsforscher, dem Denker so verehrungswürdig, als der bey Hochkirch überfallene, geschlagene, aber doch nicht besiegte König, der seine schlafenden Krieger zusammenraft, sie einem tapfern und weit stärkern Feinde entgegenstellt, der mit allen Vortheilen versehn, sich schon mitten im Lager befindet, und selbst durch preußische Kugeln Preußen tödtet; der in diesen erschrecklichen Augenblicken seinen Busenfreund fallen sieht, alle seine vornehmsten Feldherrn verliert, und nun sich ganz allein über allen, durch die Kraft seines Geistes die zweckmäßigsten Maaßregeln ergreift, das Chaos seines Heers mitten unter Blut und Tod zur Harmonie umschaft, fünf Stunden lang kämpft, und sich mit großer Ordnung zurück zieht; der in dieser Lage ohne Canonen, Munition und Bagage, dem Feinde noch Furcht einflößt, und gleich darauf fähig ist, belagerte Festungen zu entsetzen. Ein solcher Fürst erzwingt die Bewunderung aller Nationen und aller Zeitalter.

Verschiedene alte Regimenter, die nichts als Siege erfochten, und nie einer Niederlage beygewohnt hatten, waren nun gezwungen, dem Feind den Rücken zu kehren. Ohne diesen Tag, so sehr er auch die preußischen Truppen mit einem Ruhm bedeckte, den ihnen zehn Siege nicht verschaft haben könnten, würden diese Regimenter noch immer die Unüberwundenen seyn. *) Viele alte Officiers von diesen sieggewohnten Haufen, hatten so hohe Begriffe von militärischer Ehre, daß sie durchaus der Uebermacht nicht weichen wolten, und unter das Schwert des Feindes fielen; andere mußte man halb mit Gewalt vom Schlachtfelde schleppen, weil sie einen so unglücklichen Tag nicht überleben, sondern lieber als Kriegesopfer fallen wolten.

*) Das Regiment von Forcade Infanterie, zur Garnison von Berlin gehörig, worunter ich die Ehre gehabt zu dienen, war eins dieser Kriegsschaaren, die seit ihrer Stiftung im J. 1726 bis zum October 1758 verlohrne Schlachten blos aus Erzählungen kannten.

v. A.

II. Ei=

II.

Einige neue Nachrichten von dem Leben und Character des Weltumseglers Jac. Coock; nebst der Erzählung seines Todes,

von

David Samwell,

Wundarzt auf der Discovery. *)

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Der Schifscapitain Jacob Coock wurde zu Marton in Cleaveland, einem kleinen Dorfe, in der Grafschaft York, fünf englische Meilen südost von Stockton gebohren. Seinen Namen findet man in dem Kirchenbuche des Dorfs im J. 1729. (Der Capitain King und andre irren also, wenn sie die Jahre 1727 oder 28 für sein Geburtsjahr ausgeben.) Sein Geburtstag ist der 3te November. Die Hütte, in der sein Vater ehemals lebte, ist nun verfallen, aber die Stelle wo sie stand, wird den Fremden immer noch gezeigt. In der Nachbarschaft lebt noch ein Mann, der mit dem alten Vater des Capitain Coock als gemeinen Taglöhner im Felde arbeitete. Er gab seinem

*) Diese Nachricht von dem Tode des grossen Seefahrers ist ganz von der bisher mitgetheilten verschieden, und hat daher in England viel Aufsehn erregt.

v. A.

seinem Sohne, ungeachtet seines niedern Standes, die gewöhnliche Schulerziehung in der Pfarrschule, und that ihn schon früh bei einem Krämer Namens Saunderson zu Staith, einer kleinen Fischerstadt auf den Küsten von Yorck, ungefehr 9 engl. Meilen nordwerts von Whitby in die Lehre. (Ich hatte die Neugierde den Laden vor 1½ Jahren zu besuchen, wo Herr Sundersons Sohn das Verkehr noch fortsetzt.) Allein in dieser Lage blieb der junge Coock nicht lange, sondern verlies seinen Lehrherrn mit Verdruß und begab sich zur See, wie es in solchen Fällen oft zu geschehen pflegt. In den benachbarten Seehafen Whitby fand er bald Gelegenheit, seiner Lieblingsneigung folgen zu können. Hier gab er sich als Lehrling bei einen Kohlenschiffer Namens Johann Walker, der nun in Südwhitby wohnt, auf 9 Jahr in Dienste. Bald darauf wurde er bey diesem Verkehr Schifsgeselle, und nachdem er einige Zeit Geselle gewesen war, wurde es ihm angeboten Meister zu werden. Aber er schlug das Anerbieten aus. Hieraus erhellet, daß er schon damals seine Gedanken auf die Flotte gerichtet hatte. Beym Ausbruch des Krieges im Jahr 1755 gieng er am Bord des Adlers (Eagle) von 64 Canonen. Kurz nach seiner Ankunft wurde der jetzige Admiral Hugh Palliser, zum Befehlshaber dieses Schifs ernannt. Dieser Umstand ist deswegen merkwürdig, weil er den Grund zu dem nachmaligen Ruhme und Glücke des Capitain Coocks gelegt hat. Denn seine nicht gemeinen Verdienste blieben diesem klugen Officier nicht lange verborgen. Er beförderte ihn bald auf das Verdeck, und begünstigte ihn hernach immer mit einem Eyfer und Aufmerksamkeit, die seinem Character Ehre macht. Ihm ist die Welt Dank dafür schuldig,

Digitized by Google

schuldig, daß er das größte nautische Genie, welches je ein Zeitalter oder Land hervor brachte, zuerst aus der Dunkelheit hervorzog, und hernachmals immer weiter beförderte. Im Jahr 1758 war er Schifsmeister auf dem Northumberland, der damals in America unter den Befehlen des Lord Calville war. Hier war es, wo er zuerst, wie einstens er erzählte, während den harten Winter den Euclid las, und sich auf die Astronomie und Mathematic legte. Jedoch konnte er darinn keine beträchtliche Fortschritte machen, weil er keine andere Hülfsmittel als seinen Fleiß und sein Genie hatte. Während der Zeit da er sich bemühte seinen Geist auszubilden, mit Kenntnissen zu bereichern, und die Mängel seiner ersten Erziehung zu verbessern, war er beständig in den geschäftigsten und thätigsten Auftritten des Kriegs in America verwickelt. Bey der Belagerung von Quebeck machte ihn Sir Hugh Palliser dem Admiral Carl Sonders bekannt, der ihm das Geschäft auftrug, die Böte zum Angrif des Bergs Morenci, und die eingeschiften Truppen zur Bestürmung der Hafen von Abraham anzuführen. Er wurde auch gebraucht, die Passage des Flusses St. Laurence zu untersuchen, und Ankerpfähle zur Richtung des Laufs der Kriegsschiffe zu errichten. Kurz er hatte an allen, was nur von Seiten der Flotte zur Eroberung dieses Orts vorgenommen wurde, einen vorzüglichen Antheil, und benahm sich überall dabei so gut, daß er sich dem Admiral sehr empfohl. Nach Beendigung des Kriegs übertrug ihm Sir Hugh Palliser, der als Befehlshaber auf dem Posten von Neufoundland kreuzte, das Geschäft, diese Insel und die Küsten von Labrador zu untersuchen, und gab ihm hierzu die Grenville Jacht. Wie vortreflich er dies Geschäft ausführte,

be-

beweisen seine davon herausgegebenen Charten zur Gnüge. (Hier hatte er das Unglück auf der Jagd, daß sein Pulverhorn, welches er in der Hand hielt, Feuer fieng, ihm den Daumen der rechten Hand zerschlug, und einige Finger beschädigte. Er wurde zwar wieder geheilt, konnte sich aber doch beym Schreiben des Daumens nicht bedienen, sondern mußte mit dem Mittel- und Zeigefinger schreiben.) Er blieb hier bei dieser Beschäftigung bis ins Jahr 1767, wo er nach England zurückkehrte. Während dieser Zeit hatte er sich ein kleines Hauß und Garten zu Mils-End, nahe bey London gekauft, und glaubte seine Tage als Schifsmeister hinzubringen. Allein das Schicksahl hatte ihn zu etwas grössern bestimmt. Denn eben um die Zeit wurde die bekannte Reise nach der Südsee veranstaltet, um den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachten zu lassen, und in diesem grossen Ocean Entdeckungen zu machen. Lord Hawke, damaliger Präsident der Admiralität, wurde inständigst gebeten, Herrn Alexander Dalrymple zum Befehlshaber dieser Unternehmung zu ernennen; aber durch Vermittelung seines Freundes Sir Hugh Palliser erhielt Capitain Cook die Befehlshaberstelle, mit dem Range als Lieutenant. Es wurde festgesetzt, daß er bey seiner Zurückkunft die Stelle als Aufseher in Neufoundland wieder erhalten, und daß für seine Familie, im Fall daß ihm ein Unglück zustieße, gesorgt werden solte.

Er segelte in der Endeavour im Jahr 1768 mit den Herren Banks und Solander von England ab, und kam im Jahr 1771 wieder zurück; nachdem er die Erde umschift, viele wichtige Entdeckungen in der Südsee gemacht, die Inseln

fein von Neuseeland und einen großen Theil der Küsten von Neuholland entdeckt hatte. Die Geschicklichkeit die er bey der Führung dieses Unternehmens bewiesen, machte seinen Namen als Seemann sehr berühmt, und empfahl ihn auch unausbleiblich bey dem Grafen Sandwich, damaligen Präsidenten der Admiralität. Ueberdem brachte ihm die Reise 3 bis 4000 Pfund ein. Ihm wurde der Rang als commandirender Schifsmeister ertheilt. Kurz darauf 1772 wurde er vom neuen beordert, dieselbe Reise in das stille Meer mit zwey Schiffen der Resolution und der Adventure noch einmal zu machen, um das vorgebliche südliche feste Land zu suchen. Statt Hr. Banks gieng Herr D. Forster mit seinem Sohne diesmal mit. Er umschifte vom neuen die Erde, bewieß das Nichtdaseyn des südlichen festen Landes, und fügte manche schätzbare Entdeckungen zu seinen schon in der Südsee gemachten hinzu. Seine eigne Nachrichten davon liegen den Publicum vor Augen, und er wird eben so sehr wegen seiner Genauigkeit und mannichfaltigen Kenntniße, als wegen seiner Geschicklichkeit und Unerschrockenheit als Seemann, bey Führung des Unternehmens bewundert. Bey seiner Zurückkunft wurde er zum wirklichen Capitain der Flotte erhoben; und erhielt als ein solcher eine Stelle im Hospital zu Greenwich. Allein in dieser Abgeschiedenheit rastete er nicht lange. Denn da seiner Gesundheit ein thätiges Leben am zuträglichsten war, so erbot er sich, auch die dritte Reise in die Südsee, die damals im Werke war, um eine nordliche Durchfahrt von Europa nach Asien ausfindig zu machen, als Befehlshaber zu führen. Es wurde ihm gewährt, und er segelte 1776 mit der Resolution und Discovery von England ab; allein bey

 dieser

dieser verlohr er unglücklicher Weise sein Leben, ohne vorher die Absicht der Reise gänzlich erfüllt zu haben.

Der Character des Capitain Cook erhellt am beßten aus seinen geleisteten und allgemein bekannten Diensten, die seinen Namen über jeden Seemann der alten oder neuern Zeiten setzen. Die Natur gab ihm einen starken empfänglichen und leicht begreifenden Geist, den er in reifern Jahren mit Sorgfalt ausbildete. Seine Kenntnisse im allgemeinen waren schon mannigfaltig und weitläufig, aber in der Schifskunst war er ohne Gleichen. Er hatte eine scharfe Urtheilskraft, einen starken männlichen Verstand, und die entschiedenste Entschlossenheit: sein Genie war vorzüglich zu Unternehmungen gemacht. Er verfolgte seinen Gegenstand mit unerschütterlicher Ausdauer. Er war in einem hohen Grade wachsam und thätig, bey Gefahren kalt und unerschrocken; geduldig und standhaft bey Mühseligkeiten und Leiden; fruchtbar an Rettungs- und Auskunftsmitteln. In allen seinen Entwürfen war er groß und originell, bey der Ausführung derselben thätig und entschlossen. Alle diese Eigenschaften machten ihn zur Seele der Unternehmung; in jeder Lage stand er ohne Nebenbuhler und allein, auf ihn waren aller Augen geheftet. Er war unser Leitstern, der uns bey seinem Untergange in Finsterniß und Verzweiflung verhüllte. — Seine Leibesbeschaffenheit war stark; seine Lebensart mässig, dabey war er eben kein Feind vom guten Leben, und hielt immer eine gute Tafel. Aber den Mangel derselben ertrug er ohne Murren. Er war ein bescheidner Mann, oder vielmehr blöde. Seine Unterredung war angenehm, lebhaft

haft voll Empfindung und Verstand. Sein Gemüth war etwas heftig, doch war er dabey gütig, wohlwollend und menschenfreundlich. Er war 6 Fuß hoch, und ob er gleich nicht übel aussahe, so war er doch im Anstande und Anzuge sehr einfach. Sein Kopf war klein. Sein schwarzbraunes Haar trug er in einem Zopf gebunden. Sein Gesicht war voller Ausdruck, seine Nase gut gestaltet, seine kleinen und schwarzbraunen Augen waren lebhaft und durchdringend, seine Augenbraunen hervorstehend, welches seinem Gesichte zusammengenommen ein finstres Wesen gab. — Er wurde von seinem Schifsvolke, das ihn als ihren Vater ansahe, sehr geliebt, und sie gehorchten seinen Befehlen ohne Verzug. Das Zutrauen das wir in ihn setzten, war unbeschränkt, unsere Bewunderung seiner großen Talente unbegränzt, und unsere Liebe und Achtung wegen seiner guten Eigenschaften zärtlich und aufrichtig. — Beym Erforschen unbekannter Länder war er vielen und ungewöhnlichen Gefahren unterworfen. Allein bey solchen Gelegenheiten zeigte er allemal große Gegenwart des Geistes, und eine unveränderbare Beharrlichkeit in Verfolgung seines Gegenstandes. — Die Schätze, womit er unsere Kenntnisse vom Erdboden bereichert, sind unermeßlich. Nebenbey hat er noch die Schifskunst verbessert, und die Naturkunde erweitert. — Die Thätigkeit seines Geistes zeichnete ihn sehr aus. Denn sie setzte ihn in Stand, eine unermüdete Aufmerksamkeit auf jeden Gegenstand des Dienstes zu verwenden. Die strenge haushälterische Sparsamkeit, die er bey der Austheilung der Schifsvorräthe beobachtete, und die unablässige Sorgfalt, die er anwandte, sein Schifsvolk gesund zu erhalten, waren die Ursachen, die ihn

in Stand setzten, Entdeckungsreisen in so entfernte Gegenden der Erde, und auf so lange Zeit fortzusetzen, welches den ältern Seemännern unmöglich und unthunlich schien. Die Methode, die Gesundheit des Schifsvolks auf langen Seereisen zu erhalten, welche er erfand, wird seinen Namen als einen Freund und Wohlthäter des menschlichen Geschlechts auf die Nachwelt bringen. Der glückliche Erfolg, den diese Methode hatte, machte diesem wahrhaft großen Manne mehr Vergnügen, als der ausgezeichnete Ruhm, der seine Entdeckungen begleitete. — England hat seinen Tugenden einmüthig Beyfall gezollt; und ganz Europa ist von seinen Verdiensten Zeuge gewesen. Es giebt schwerlich einen Winkel auf der Erde, er sey so weit und wild er wolle, wo man sich nicht noch lange seiner Güte und Menschenliebe erinnern wird. Der dankbare Indier wird in kommender Zeit auf die in seinen fruchtbaren Ebnen weidenden Heerden zeigen, und wird seinen Kindern erzählen, wie und von wem der erste Stamm davon ins Land gebracht wurde; und Cooks Name wird immer von ihnen unter jenen allgütigen Geistern genannt werden, die sie als die Quelle jedes Guten und den Brunnen alles Segens verehren! — —

„Da jeder Umstand von diesem überaus merkwürdigen „Mann interessant ist, so wird auch den deutschen Lesern eine „genaue Nachricht von der Art seines Todes gewiß willkom„men seyn, zumal da die bisherigen Erzählungen von dersel„ben, diesen traurigen Vorfall von einer Seite schildern, die „auf den Character des Capitain Cooks ein nachtheiliges „Licht wirft! — Herr Samwell liefert davon als ein Au-

„gen-

„genzeuge folgende genaue umständliche und glaubwürdige Er-
„zählung: — —

Einige Einwohner von der Insel Ouwhyhee, (sie hatten den Capitain Coock bey seiner ersten Landung fast göttlich verehrt, und mit allen möglichen Erfrischungen versorgt, nachdem er aber durch einem Windstoß gezwungen, kurz nach seiner Abfahrt in ihren Hafen zurückkehrte, zeigten sie ganz veränderte und feindseligere Gesinnungen) hatten in der Nacht das große Boot der Discovery gestohlen, welches an einem ihrer Ankerpfähäle befestigt lag. Sie hatten diesen Diebstahl in solcher Stille vollführt, daß wir das Boot nicht eher als den andern Morgen Sonntags den 14. Februar vermißten. Der Capitain Clerke verlohr keinen Augenblick Zeit, den Capitain Coock von diesem Vorfalle zu benachrichtigen. Er kam mit dem Befehle am Bord zurück, daß sich sowohl das große (Cutter) als das kleine Boot unter dem Befehle des zweyten Lieutenants der Discovery vor die östliche Spitze der Rheede legen solte, um die Canoes aufzufangen, die auslaufen wolten, und wenn es nöthig wäre, auf sie zu feuern. Zu gleicher Zeit wurde der dritte Lieutenant der Resolution in gleicher Absicht mit dem großen und dem kleinen Boote der Resolution auf die entgegengesetzte Seite der Rheede abgeschickt. Der Schifsmeister wurde mit dem großen Boote abgesandt, um ein doppeltes Canoe zu verfolgen, das mit vollen Seegeln aus dem Hafen zu entkommen suchte. Es wurde aber bald eingeholt, und durch Abfeurung einiger Musketenschüße ans Ufer getrieben, wo es die Indianer verließen. Dies Canoe gehörte zufälliger Weise den Omina, der den Titel

Orono führte. Er war selbst am Bord desselben, und es wäre sehr gut gewesen, wenn sich unsere Leute seiner Person bemächtigt hätten. Denn seine Person wurde für eben so heilig gehalten, als die des Königs. Während dieser Zeit beschloß Capitain Coock selbst ans Land in die Stadt Cavaroah zu gehen, um sich der Person des Königs Kariopoo zu bemächtigen, ehe er Zeit hätte, sich in einen andern Theil der Insel zu begeben, wo wir seiner nicht habhaft werden könnten. Dies war in dieser Lage das wirksamste Mittel, unser Boot wieder zu erhalten. Bey ähnlichen Vorfällen auf den in diesem Meer belegenen Inseln hatte er immer eben diese Maasregel befolgt, und war stets zu seinem gewünschten Zweck gelangt. Wir hatten Ursach zu vermuthen, daß der König mit seinem Gefolge bey dem ersten Lerm entflohen wäre. In diesem Falle hatte Capitain Coock die Absicht, sich der großen Canoes zu bemächtigen, die auf den Strand gezogen waren. Er verließ um 7 Uhr Morgens das Schif, von dem Lieutenant der Seesoldaten, einem Sergeanten, einem Corporal und sieben Gemeinen begleitet. Das Schifsvolk auf der Pinasse war auch bewafnet, und stand unter den Befehlen Mstr. Roberts. Als sie nach der Küste zu ruderten, gab Capitain Coock Befehl, daß das große Boot den Posten auf der westlichen Spitze der Rheede verlassen solte, um sein eignes Boot zu unterstützen. Dieser Umstand ist bemerkenswerth. Denn er zeigt deutlich, daß er wohl Widerstand von den Insulanern vermuthet, und die nöthige Fürsorge für seine und seiner Leute Sicherheit nicht vernachläßiget habe. Ja ich mögte fast behaupten, daß, nach dem Anscheine der damaligen Umstände zu urtheilen, Niemand auf-

ser

ser ihn, eine solche Vorsicht für unumgänglich nöthig hielt. Sein Benehmen hierbey verräth also nicht die geringsten Zeichen von zu rascher Unbedachtsamkeit oder zu voreiligen Selbstvertrauen. Er landete mit seinen Seesoldaten am obern Ende der Stadt Kavaroah. Die Indianer sammelten sich sogleich wie gewöhnlich Haufenweis um ihn her, und erwiesen ihm, indem sie sich vor ihm niederwarfen, die gewöhnlichen Zeichen der Achtung. Sie äusserten keine feindselige Gesinnungen, und machten auch eben keinen großen Lerm. Indeß schien doch Capitain Coock dem bloßen Anscheine nicht so ganz zu trauen; sondern er war vielmehr besonders auf die Stellung seiner Seesoldaten aufmerksam, und suchte sie immer von der Menge befreyt zu halten. — Zuerst fragte er nach den Söhnen des Königs, zwey Jünglinge, die ihm sehr ergeben, und am Bord gemeiniglich seine Gesellschafter waren. Er ließ sie durch Boten suchen, und sie kamen sogleich. Sie benachrichtigten ihn, daß ihr Vater in einem nicht weit entfernten Hause schliefe. Er begleitete sie dahin, und nahm die Seesoldaten mit. Wo er vorbey gieng, warfen sich die Einwohner aller Arten vor ihm nieder, und schienen die Achtung nicht vergessen zu haben, die sie seiner Person ehemals erzeigt hatten. Auf dem Wege stießen verschiedene Oberhäupter zu ihnen, unter denen auch Kanynah und sein Bruder Koohowrooah befindlich waren. Diese hielten nach ihrer sonstigen Gewohnheit die Menge in Ordnung, und fragten ihn öfters, ob er Mangel an Schweinen oder andern Schifsvorräthen leide, weil sie mit der Absicht seines Landens noch unbekannt waren. Er antwortete, daß es ihm hieran nicht fehle, sondern daß er den König sprechen wolle. Als er vor

 das

das Hauß kam, befahl er einigen Indianern herein zu gehen, und den König Kariopoo zu benachrichtigen, daß er draussen warte und ihn sprechen müße. Sie kamen zwey oder dreymal heraus, aber anstatt von dem König Antwort zu bringen, überreichten sie einige Stücke rothen Zeug. Dieserwegen kam Capitain Coock auf den Argwohn, daß der König vielleicht gar nicht in dem Hause sey. Daher mußte der Lieutenant der Seesoldaten hinein gehen. Dieser fand denn den alten Mann, wie er so eben erwacht war, und merklich über die Botschaft erschrocken schien. Jedoch gieng er ohne Weigerung sogleich mit ihm heraus. Capitain Coock nahm ihn bey der Hand, und bat ihn freundlich, mit ihm an Bord zu gehen, wozu er sich auch sogleich willig finden ließ. Bis hieher nahm die Sache einen guten Gang. Die Eingebohrnen schienen hierüber nicht unruhig zu sein, oder von unserer Seite Feindseligkeiten zu befürchten. Darüber schien Capitain Coock etwas verwundert, und sagte: Da die Einwohner dieser Stadt an den Diebstahl des Boots unschuldig zu seyn scheinen, so werde er ihnen auch kein Leid zufügen; aber den König müßte er mit an Bord nehmen. Dieser saß vor seiner Hausthür von einer großen Menge umgeben, welche Kanynah und sein Bruder beständig in Ordnung zu erhalten suchten. Indeß bemerkte man bald darauf, daß sich die Indianer mit langen Speeren, Keulen und Pfeilen bewafneten, und sich mit dicken Matten bedeckten, die sie statt einer Rüstung gebrauchen. Diese feindseligen Anstalten nahmen zu, und wurden furchtbarer, als zwey Indianer in einem Canoe von entgegengesetzter Seite mit der Nachricht ankamen, daß einer ihrer Oberhäupter, Namens Kareemoo, von einem

aus

aus dem Boote der Discovery bey ihrer Ueberfahrt getödtet sey. Bey dieser Nachricht liefen die Weiber, die am Ufer bey ihrem Frühstück saßen, mit unsern Leuten in den Booten freundlich sprachen, schnell hinweg, und unter der Menge entstand ein verwirrtes Gemurmel. Ein alter Priester drängte sich zum Capitain Coock, mit einer Cocusnuß in der Hand, die er ihm zum Geschenck darbot, und dabey sehr laut sang. Es wurde ihm öfters Stillschweigen geboten, aber vergebens. Er wurde immer ungestümer und lästiger, und man konnte seiner und seines Geschreyes platterdings nicht los werden. Es schien, als wolte er die Aufmerksamkeit unserer Leute von seinen Landsleuten abziehen, die immer aufrührerischer wurden, und sich in allen Quartieren wafneten. Da Capitain Coock von einer ungeheuren Menge Volks umgeben war, so hielt er seine Lage wirklich für gefahrvoll. Er ließ daher den Lieutenant mit seinen wenigen Leuten nach der Wasserseite vorrücken, wo die Boote einige Ruthen weit von der Küste lagen. Die Indianer machten sogleich für sie zu einem engen Durchgange Platz, und schienen sie am weitern Vorrücken nicht hindern zu wollen. Der Weg bis zur Küste betrug etwa 50 oder 60 Ruthen. Capitain Coock folgte ihnen mit dem Könige Kareopoo an der Hand, der sich willig führen ließ, und den seine Gemahlin, seine beyden Söhne und einige Oberhäupter begleiteten. Auch der alte überlästige Priester blieb nicht zurück, und machte immerfort den wilden Lerm. Keowa der jüngste Sohn des Königs gieng gerade in die Pinasse, und erwartete seinen Vater; aber indem er auf die Wasserseite kam, schlang seine Frau ihre Arme um seinen Hals, und zwang ihn mit Hülfe zweyer Oberhäupter

sich auf den Rand eines doppelten Canoes niederzusetzen. Capitain Coock machte ihnen hierüber Vorwürfe, die aber nichts fruchteten. Sie sagten: sie wolten den König nicht weiter fortgehen lassen, und ihn lieber tödten, ehe er mit ihm an Bord gehen solte. Kariopoo, dessen Entschließung ganz auf den Willen der Uebrigen zu beruhen schien, hieng den Kopf, und war traurig. — Indeß der König in dieser Lage war, hatte sich ein uns bekanntes Oberhaupt, Namens Coho, genähert, und machte Miene, mit einem unter seinen Mantel verborgenen Dolche nach Capitain Coock oder den Lieutenant zu stoßen. Letzterer wolte nach ihn feuern, aber Capitain Coock gab es nicht zu. Da sich aber Coho näher herzu drängte, so war der Lieutenant gezwungen, mit seinem Gewehr nach ihm zu schlagen, worauf er sich entfernte. Ein anderer Indianer grif nach des Sergeanten Muskete, und bemühte sich, sie ihm aus den Händen zu winden; er ward aber durch einen Schlag des Lieutnants daran verhindert. Capitain Coock bemerkte, daß der Lerm immer mehr zunahm, und daß die Indianer dreister und kühner wurden. Er sahe wohl ein, daß er den König mit Gewalt nicht würde an Bord nehmen können, ohne das Leben vieler seiner Leute aufzuopfern. Er stand ein wenig nachdenkend still, und war eben im Begrif, Befehl zum Einschiffen zu geben, als ihn ein Indianer mit einen Stein warf, welches er mit einem schwachen Schuß erwiederte, womit der eine Lauf seiner Doppelflinte geladen war. Der Indianer hatte eine Matte um, und litt wenig oder gar keinen Schaden. Er schwang seinen Speer, und drohete den Capitain damit zu durchbohren, der dennoch nicht Willens war ihm das Leben

zu

zu nehmen, sondern ihn nur, statt mit einer Kugel auf ihn zu feuern, mit seiner Muskete niederschlug. Er zankte heftig mit den Vordersten des Haufens, über ihr aufrührerisches Betragen. Da es nun ganz unthunlich schien, den König an Bord zu bringen, so hatte er schon alle Gedanken davon aufgegeben, und seine ganze Sorge gieng nur dahin, sich zu vertheidigen, und sich und seinen kleinen Haufen, der von einigen tausenden Indianern umdrängt war, ein sicheres Einschiffen zu verschaffen. Keowa der Sohn des Königs erschrack in der Pinasse bey dem ersten Schuße, und bat, man mögte ihn ans Land setzen, welches auch geschahe. Denn in diesem Zeitpuncte glaubte Mstr. Roberts, der die Pinasse führte, nicht, daß Capitain Coock irgend in Gefahr sey, sonst würde er gewiß den Prinzen zurück behalten haben. Dies hätte ohne Zweifel die Indianer im Zaum gehalten. Hinter einem doppelten Canoe sahe man einen Indianer eben im Begrif, seinen Spieß nach Capitain Coock zu werfen, und er ward gezwungen zu seiner Vertheidigung Feuer auf ihn zu geben, tödtete aber einen andern, der vorn unter dem dicken Haufen stand. Nach diesem Fehlschusse erhielt der Sergeant Befehl auf ihn zu feuern. Er that es, und tödtete ihn. Dies dämpfte den Ungestüm der Indianer in etwas. Sie wichen zurück, und schienen unschlüßig zu wanken. Allein da sie von den Hintersten wieder vorgedrängt wurden, so erneuerten sie den Angrif; und begrüßten die Seesoldaten mit einem hageldicken Steinregen. Ohne auf Befehl zu warten, erwiederten sie diesen Gruß mit einer Generalsalve aus ihren Musketen, der augenblicklich das Feuern aus den Booten folgte. Hierüber äusserte Capitain Coock

sein äusserstes Erstaunen. Er winkte mit der Hand nach den Booten hin, rief ihnen zu nicht mehr zu feuern, und näher ans Ufer zu kommen, um die Seesoldaten einzunehmen. Mstr. Robert brachte augenblicklich die Pinasse so nahe ans Ufer, als ohne zu stranden möglich war, ungeachtet des Steinregens, der unter seine Leute fiel. Aber der Lieutenant Williamson, der das grosse Boot führte, entfernte sich, statt dem Capitain zu Hülfe zu kommen, in dem Augenblicke noch weiter, da alles auf den zeitigen und thätigen Beystand seiner Leute ankam. Nach seinem eignen Geständnisse mißdeutete er das gegebne Zeichen. Doch dem sey wie ihm wolle. Soviel scheint mir indeß gewiß, daß dieser Umstand der Sache eine nachtheilige Wendung gab, und dem Capitain Coock alle Mittel benahm, mit seinem Leben davon zu kommen. Denn die Folge davon war, daß den Leuten in der Pinasse die Rettung der Seesoldaten auf dem Wasser allein zur Last fiel, wodurch sie so sehr mit Menschen überladen wurde, daß die Soldaten ihr Gewehr nicht gehörig gebrauchen, und dem Capitain die Hülfe nicht geben konnten, wie sie sie ihm ohne diesen Umstand gegeben haben würden. Er hat also in dem gefährlichsten Zeitpuncte den Beystand beyder Boote entbehren müßen, welches blos der Entfernung des großen Boots zuzuschreiben ist; denn ob sie gleich aus denselben in ihrer entfernten Stellung auf die Menge feuerten, so mußte doch, um das wenigste anzunehmen, die durch ihre Entfernung entstandene Unordnung die volle Wirkung vereitelt werden, die nach Coocks Befehlen durch die schleunige Mitwirkung zur Rettung seiner selbst und seiner Leute erreicht werden solte. In diesem entscheidenden Zeitpuncte konnte

konnte Capitain Coock seine Rettung einzig und allein nur von beyden Booten erwarten. Denn da die Seesoldaten gefeuert hatten, so stürzten sich die Indianer unter sie, und drängten sie ins Wasser, wobey 4 Mann umkamen. Der Lieutenant wurde verwundet, entkam aber glücklich, und wurde in die Pinasse aufgenommen. Capitain Coock war nun noch allein auf dem Felsen zurück. Man sahe ihn nach der Pinaße hineilen, die linke Hand über den Kopf haltend, um sich vor den Steinen zu schützen, und die Muskete unter den andern Arm tragend. Ein Indianer folgte ihm vorsichtig und furchtsam; denn er blieb einigemal stehen, als wäre er unschlüßig weiter zu gehen. Endlich näherte er sich ihm hinterrücks, und gab ihm mit seiner großen Keule einen Schlag aufs Hinterhaupt, und eilte schnell zurück. Der Schlag schien den Capitain betäubt zu haben, denn er taumelte einige Schritte vorwärts, fiel auf eine Hand und ein Knie, und lies seine Muskete fallen. Während dem Aufstehen und ehe er noch auf die Füße kommen konnte, stieß ihn ein anderer Indianer mit einem Dolch in den Nacken. Nun fiel er Knietief ins Wasser; worauf noch mehr Indianer herzu eilten, und ihn unter Wasser zu halten strebten. Er kämpfte heftig mit ihnen, richtete sich aus dem Wasser empor, und blickte nach der Pinasse, als schien er um Hülfe zu flehen. Ob sie gleich nicht über 5 oder 6 Ruthen von ihm entfernt, so war es ihr doch wegen der Menge und Verwirrung unter dem Schifsvolke unmöglich ihn zu retten. Die Indianer bekamen ihn vom neuen unter sich, und tauchten ihn tiefer unter Wasser. Indeß kam er doch noch einmal mit dem Kopfe empor, und da er durch das Kämpfen ganz

er-

erschöpft war, so drehte er sich nach den Felsen hin, und suchte sich daran zu stützen. In diesem Augenblicke gab ihm ein Wilder einen Schlag mit der Keule, und es war um sein Leben geschehen. — — —

Die Wilden zogen ihn leblos auf den Felsen, wo sie sich damit ein barbarisches Vergnügen zu machen schienen, daß sie alle Grausamkeit an seinem todten Leichname ausübten. Sie rißen einer dem andern die Dolche aus der Hand, um die schreckliche Freude zu haben, das durch ihre barbarische Wuth gefallne Schlachtopfer damit zu durchbohren.

C. Kramer.

III.

Apollo.

Skizze aus dem gold'nen Alter, 1785.

In den seligen Tagen, die Apollo durch seinen Aufenthalt auf der Erde heiligte, hatten sich einst mit der Abendröthe alle benachbarte Hirten um den Gott versammelt. Er selbst stund auf einen anmuthigen Hügel und sang. — Schön war sein Gesang; — wie Thau traf er ihm von der freundlichen Lippe. Mit himmlischen Accenten prieß er dich, stille Tugend, und dein göttliches Gefolge — die Freude, die Menschenliebe und die Zufriedenheit.

Schwei-

Schweigend hieng ihm die Versammlung entgegen: Bewunderung, Freude, Sehnsucht, — der feurige Entschluß — brachen wechselsweise aus ihren Gesichtern. Jetzo schloß Cynthius:

Und — o glaubt mir, ihr Lieben! diese Schutzgeister meines Himmels werden nur dann Eure Hütte begrüssen, wenn Arbeitsamkeit mit den Künsten sich gattet, die ich Euch lehrte. Der Ackerbau und die nährenden Heerden seyen eure erste Sorge. Sie sind die milden Quellen der Nahrung und der Gesundheit.

Wenn Ihr dann müde mit der sinkenden Sonne vom Felde kommt, wenn die liebende Gattin euch den Schweiß von der Stirne gewischt hat; dann solt ihr euch mit ihr, und euren fröhlichen Kindern unter dem Abendhimmel versammeln und beten:

„Sey gegrüßt, o Himmel, und ihr selige Bewohner „dieses Himmels — o seyd uns gegrüßt! Seht, hier sind „wir, und freuen uns des Lebens, wie sich der Vogel des „Morgenlichts freut. Ach für dies Leben; — für alle „Freuden des Lebens, — für den Seegen der Arbeit, — „für dies offene Herz, — danken, — danken wir Euch, ihr „Wohlthäter des Menschen. Möchte dies Leben rein, wie „der Himmel über uns, in die Zukunft hinwallen, möchten „wir alsdann mit unsern Brüdern, wie heute Euch preisen „ihr guten Götter!“

So solt ihr beten, Kinder meiner Liebe, und dann vor der Hütte das Mahl bereiten im Abendstrahl; — einfach

und erquickend, wie es die Natur euch vom freundlichen Baume, vom Acker, von der schwellenden Euter reicht.

Habt ihr dann den Busen gelabt durch die liebliche Speise: dann töne die lispelnde Lyra, die ich vom Himmel euch brachte, melodisch töne sie mit der sanftern Flöte in euren Preißgesang; und — o glaubt mir, — wie Mayenduft wird er zum Himmel steigen. Der schimmernden Länder, der hochgethürmten Städt' und Paläste werden alsdann die Götter vergessen, — und Euer Loblied anhören; in umarmenden Gruppen werden sie sich lauschend niederneigen von ihrem Olympus, und ihr himmlisches: Ja auf eure Gebete herunterlächeln.

So schloß der menschenliebende Gott, als vom Gebirge der Abendstern kam. Wie Flammen brannten seine Worte im Herzen der Schuldlosen. Er hatte sie vor allen Erdebewohnern seiner göttlichen Lehre werth befunden; denn sie vollbrachten willig seine Gebote.

Zwar mußt' er sich nach dem Rath des Schicksals von ihnen trennen; — mit heißen Thränen mußt' er sich trennen. Aber unsichtbar bewacht er sie auch nach dem weinenden Abschied noch immer. Sie waren die Blume der Erde, die Glücklichste unter den Sterblichen. Und — noch immer flüchtet die Muse zum zufriednen Landmann; denn sie verscheucht, wie die Taube, der Tumult des städtischen Lasters!

Ludwig Schubart.

IV. Die

IV.

Die Freyheit.

Eine Antike.

1785.

Als Brutus starb — da neigte sich
Mit aufgelößten Haaren, — Geisterbleich
Die Göttin Freyheit über seinen Leichnam.
Sie rang die Hände über ihm, und schrie:

„ So bist du denn dahin, geliebter Sohn,
„ So früh dahin, du Edelster der Menschen?
„ Frohlocke Tod! — Der Fall des einen Mannes
„ Hat dich geadelt. Künftig wag es keiner
„ Dich Ungeheu'r zu schelten. — Nein, ein Knabe
„ Bist du nur, — ein mitleidvoller Knabe, —
„ Des Lebens schön'rer Theil, — ein Genius
„ Der Seele — der sie lächelnd
„ Ins Heiligthum der Welten Gottes führt;
„ Und mit dem güldnen Stab ihr auf die Brücke
„ Des Himmels winkt. —
Der tiefgefall'ne Römer
„ War dein nicht werth, geliebter Brutus,
„ Nicht werth des großen Opfers deiner Tugend.
„ Verhaßt ist mir des Menschen Antlitz: — Laß mich
„ Mit dir der Erd' enteilen, Einziger!
„ Auf ewig unzertrennlich an dir hangen
„ Der du für mich im Blutgefilde sankst. “

Mit

Mit jedem Tropfen Bluts, der aus dem Leichnam drang,
Fiel eine Zähre aus dem Aug der Mutter.
Sie schritt in einem Nachtgewölke weinend
Voran bey seinem Leichenzug; so schreitet
Im Regenflor der Vollmond durch die Wüste.

Bald hub ein edler Künstler Roms ihr Bildniß
An Brutus Grab. Gleich hängt es auf die Urne
Herabgebückt, — und schweigt und jammert ewig. —

Sie selbst entfloh mit seiner bessern Hälfte
Ins Mutterland des ew'gen Friedens, wo
Kein Erdengott den Patrioten fesselt, —
Wo Machtgekrönte Peiniger nicht mehr
Ins Blut der Knechtschaft ihre Geißel tauchen,
Und selbst zur frechsten Lasterthat den Stempel
Der Tugend borgen: — wo der reine Wille
Geläutert durch das Auge des Verstandes
Das Leitgestirn beglückter Geister ist!

Ludwig Schubart.

V.

Kurze Biographie des verstorbenen preußischen Dichters, D. A. Surkau.

D. A. Surkau ward 1756 in Königsberg von rechtschaffenen, aber unbemittelten Eltern gebohren. Sein Vater war ein Bernsteindreher, die Mutter eines rechtschafnen Bürgers Tochter. Schon das Aeusserliche des Knabens reizte seine guten

guten Eltern zur unbegränzten Liebe gegen diesen ersten Sohn beyderseitiger Zärtlichkeit. Sein muntres Temperament und ausserordentlicher Verstand machte Ihn bald zum Abgott aller Nachbarn und Bekannten. Eine Menge kleiner Anecdoten aus den Tagen seiner Kindheit könnt ich anführen, wenn nicht die Geschichte ähnliche Beyspiele solcher Geisteskinder zur Genüge aufbewahrte, die dem aufmerksamen Beobachter der menschlichen Natur Fingerzeige geben können, daß künftige Größe, Geistesgaben, schon im kindlichen Lächeln der noch lallenden Unschuld aufzusuchen sind. Erziehung — Beyspiel — stete Besorgniß, kann, wie ich nicht ableugnen will, auf den moralischen Character des Menschen wirken, sie kann Temperamente schwächen, mildern; aber wirkliches Genie — Größe des Geistes, liegt gewis schon in jedem Partikelchen der zusammengefügten Materie, woraus ein Nichtalltagsmensch gewebt ist. Ich übergehe die Knabenjahre des Seligen, weil ich nicht seine Lebensgeschichte, sondern nur einen kleinen Beytrag zur Geschichte seines Daseyns liefern will. Seine Eltern, zu unbekannt mit den Vorzügen der feinen Welt, erzogen diesen Sohn nach dem gewöhnlichen Schlag und Zuschnitt ihres bürgerlichen Verhältnisses. Sie sagten ihm schon frühe, daß ein Gott lebte, der da richte Gutes und Böses, wußten aber dem wißbegierigen Knaben keine fernere Erläuterung zu geben, wenn er sie über die eigentliche Urquelle dieses Gottes, über dessen Wesenheit, über den Unterschied zwischen Guten und Bösen, nach Maßgabe seiner ihm angebohrnen Verstandskräfte befrug? Jene sophistische Erziehungsbegriffe, wodurch unsre jetzigen Philantropisten sich getrauen auch den unwissendsten Negerkopf zum

Kraftdenker zu formen, waren den guten Eltern böhmische Dörfer; zwar war die Stimme der Aufklärung in dem Staat wo sie lebten schon reizbar, selbst für die niedre Menschenclasse, nichts desto weniger hielt das Stück von Ludimagister, bey dem Daniel seinen ersten Unterricht anfieng, Neuerungen in Absicht der Erziehung gefährlich — behauptete gar keklich, daß die Religion schlechterdings an ihrer Würde verlöhre, die Seligkeit zweifelhafter gemacht würde, wenn der Mensch mehr auf die Stimme der so oft trügenden Vernunft, als auf Offenbarung, (den eigentlichen Weg zum Himmel) hörte.

Daniel ward also fromm und einfältig erzogen. Er lernte Lesen, Schreiben und Rechnen, beyher lateinische Vocabeln. Sein Vater bestimmte ihn zum Handwerk, wozu bedurft er also grösserer Gelehrsamkeit? Daniel konnte an dieser trocknen Lehrart unmöglich Geschmack finden, allmählig entwickelten sich eine Menge Fähigkeiten, deren Ursprung er selbst nicht kannte, er fühlte in sich einen unwiderstehlichen Reiz Alles zu wissen, was er sah und hörte; eine ausserordentliche Gedächtniskraft, unerreichbares Empfindungsvermögen, machte ihm jede Lection leicht, sein alter Zoilus schätzte ihn dieser Eigenschaften wegen, und übersah manche witzige Streiche, manche Ausgelassenheit, die Daniel nur zu oft exercirte. Bey so hervorstechenden Talenten konnte er nicht unbemerkt bleiben, er reizte bald die Aufmerksamkeit der Vorsteher des Erziehungswesens. Die Zeit rückte heran, daß der Knabe aus der Schule genommen und einem Meister übergeben werden solte. Mit elterlicher Zärtlichkeit kündigten ihm

die so sehr mit ihm zufriednen Alten ihren Entschluß an. Flehentlich bat der Jüngling ihn in der Schule zu lassen. — „Wir sind zu arm war die Antwort!“ — Jetzt versuchte der Jüngling alle Mittel, die Herzen seiner Wohlthäter zu erweichen, seine Bitten, seine Ueberredungskünste machten die Erfüllung leicht; Daniel sah sich durch Unterstützung guter Menschen in Stand gesetzt, fort zu studieren.

Man wies ihm die Quellen an, sich zu erhalten, und die Vorsorge seines Landesvaters, vermöge milder Stiftungen sich gute Bürger zu erziehn, ward Ernährungszweig seines physicalischen und moralischen Zustandes. Er bezog die hohe Schule, und fand — was sein Herz wünschte, ein weites Feld, seine Wißbegierde zu sättigen. Jeder, der ihn in den ersten Jahren seines damaligen Zustandes gekannt hat, wird es bezeugen können, wie emsig er den Wissenschaften oblag, wie begierig er war, die goldnen Wahrheiten der Philosophie aus den Schlacken des Vorurtheils und der Schulfüchserey auszuspähen, mit welchem Muth er sich durch ungeheure Folianten durcharbeitete, um Licht und Wahrheit zu haschen. Seine Sprachkentnisse machten ihn mit den Ueberbleibseln des Alterthums bekannt, und sein Muth verringerte die Beschwerlichkeit des Suchens.

Vater Homer ward bald sein Gott — sein Alles, Gebetbuch und Glaubensbekentniß; der Jüngling stand auf dem gefährlichsten Punkt mit seinen Meynungen, als er nun zum wirklichen Studenten eingeweiht ward, und der Universität seiner Vaterstadt sich einverleibt sah.

Er hörte jetzt alle öffentliche und Privatvorlesungen, und sein Eifer war noch immer so mächtig wie ehedem; man machte ihm allmählig bekannt, daß er sich zu etwas bestimmen müßte, Verhältniß und Convention machten diese Forderung billig.

Der Vater des Jünglings wolte, er solte die Theologie wählen, andre meinten die Jurisprudenz. Einer seiner Lehrer stimmte für Medicin — und er der Lernende selbst stimmte für Nichts. „Wozu, sagte er: soll ich mich Einschrän„kungen unterwerfen? Noch kenn ich mein Lieblingsfach „nicht — aber ich will aufmerksam auf mich selbst seyn, und „meine Wahl getreulich melden." Im Grunde war dies nur eine erkünstelte Ausflucht, um Zeit zu gewinnen, er wolte und konnte keine Einschränkung ertragen — seinem Geist Fesseln anzulegen, schien ihm Verbrechen gegen sich selbst; zu hochgespannte Begriffe über menschliche Freyheit, sein Hang zur Schwärmerey und zur Uebertreibung machte ihm die Menschen als Bösewichter abscheulich, in denen er eigentlich seine Wohlthäter erkennen solte. — Wiederholte Angriffe erregten seinen Stolz, und eben da der Jüngling die Staffel des Glücks erklimmen konnte, sank er, weil er kein Wesen um sich hatte, das ihn verstand, das seinen fessellosen Geist sanft in die Bande zu schmieden im Stande war, die das politische Verhältniß in dieser besten Welt nun einmal bestimmt hat.

Leider gebrach es jenem Zeitraum auch noch an dem hellleuchtenden Lichte der Aufklärung und Vernunft, um die auf-

lodernde Flamme des Jünglings mit kälterer Beurtheilung zu ahnden. So viel auch schon über Erziehung und Lehrmethode gesagt und geschrieben ward, verfehlten damals die mehrsten Lehrer — verfehlen leider noch jetzt die Erzieher, den wahren Endzweck der Bildungsart.

Sclavische Einschränkung, barbarische Gebräuche, die die Gewohnheit geadelt hat, heißt Milde und Vorsorge; dagegen sündigen, Hochverrath. Wer je die innern Uebel unsrer Universitäten mit dem Auge des Kenners durchschaute, wird wohl nicht in Abrede seyn, daß jedwede vor sich betrachtet einer kleinen Reformation bedürfte. Der Bombast, womit einige von Daniels Lehrern ihre Vorlesungen würzten, der Firlefanz, womit sie ihre Ausdrücke umhüllten — die Sprache selbst, in der sie längst gesagte Dinge dunkel wieder sagten, schien dem Jüngling zu arm; er fand eine Nacktheit im Ausdruck, eine Beschwerlichkeit reinen Sinn von Charlatanerie zu sondern, daß er gar bald mit satyrischen Ausdrücken gegen seine Lehrer zu Felde zog, und von Seiten der Moral merklich ausartete. Der Arme! — er bedachte nicht was er sich selbst dadurch schadete. Er grif die Eitelkeit an, das war die gefährlichste Saite, die er anschlagen konnte.

Die Seelenbändgerin Poesie, mit ihren bunten Farbenschmuck ward des Jünglings Lieblingsbeschäftigung, der Reiz für sie wuchs um so stärker, da er durch sie allen geheimen Empfindungen Ausströmung verschaffen konnte.

Ohnerachtet der damalige Lehrer der Dichtkunst noch sehr an der Manier des Vater Gottscheds klebte, und die lang-

schleppenden Alexandriner für die beste Versart hielt, sonderte sich Daniel von der Meynung seines Lehrers dadurch ab, daß er sich ein eignes System entwarf, alle Sylbendrechslerey verschrie, und blos der Einbildung offnes Feld ließ, wie sie die Wörterstellung ordnen wolte. Daniel war besonders glücklich in Spottgedichten, sein Styl war blumicht ohne Uebertreibung, und verfehlte die zubezeichnende Sache nie. Seine sanguinische Stimmung, sein zu heftiges, wildes Jugendfeuer ließ ihn oft ins Reich der Satyre sich versteigen, er ward personel, und erschuf sich Feinde. Irgend eine alberne Gewohnheit von der lächerlichsten Seite zu zeichnen, dazu war er der Mann, junge zügellose Studenten, Stutzer, Witzlinge, und wie die Windmichels alle heißen, benutzten seine Naturgaben, gebrauchten ihn zu mancher Fehde, denn sie waren von seinen Zeichnungen so sehr überzeugt, daß auch die Kleinste so treffend hieß, daß man ausrufen konnte, das ist Er! Ich übergehe alle die weitläuftigen Vorfälle und Begebenheiten nicht ohne Absicht, die ihn endlich ins Exilium jagten, theils weil ich mich zu weit von meinem Abschnitt entfernen müßte, theils um nicht eine Menge Beschuldigungen aufzuwärmen, die jeder Theil zu seiner Rechtfertigung gebrauchte. Daniel ward relegirt, Daniel hatte gegen die Gesetze gehandelt, Duellanten secundirt, ohne Anzeige solches Unfugs, sein Urtheil hieß gerecht, das Consilium abeundi die gelindeste Strafe. Er floh nach Danzig ohne Aussicht seiner künftigen Tage. Sein Vater war in der Zwischenzeit gestorben, auch konnte er sich, hätt er gelebt, keiner Unterstützung von dieser Seite gewärtigen, ein Häufchen Kinder und hülflose Armuth war das Erbe des Ausgestoßnen aus dem Kreise seiner Vaterstadt.

Jetzt

Jetzt erst, da sich die Nahrungssorge mit ihren Stiefkindern einstellte, bedauerte der junge Wüstling zu spät, keiner Brodgebenden Wissenschaft obgelegen zu haben. Die wenigen Kleidungsstücke, und was er sonst fortbringen konnte, wurden angegriffen, um sich des Hungers zu erwehren, in etlichen Monaten sah er sich in dem Zustande, den ersten besten Vorübergehenden anzusprechen; — Er war zu stolz, um betteln zu können, arm — entblößt von allen Mitteln, in einem fremden Orte — was blieb ihm übrig? — In dieser grausamen Situation faßte er den Entschluß, Hungers zu sterben. Stolz und Verzweiflung schien ihm zur Ausführung Kräfte zu leihen, er kannte die Menschen zu wenig, von der Seite ihrer Schwachheiten hatte er sie nie studiret; die Gabe sich zu empfehlen, besaß er nicht, dazu fehlt es ihm an Dreistigkeit. Mitten in diesem Zustande ließ ihn das Ungefähr mit einem jungen Kaufmann, Namens Brschke bekannt werden. Dieser junge Mann gab ihm frey Logis in einem seiner Häuser, beyher kleine wöchentliche Unterstützungen. Bekanntlich ist das Vorurtheil dem Fortkommen preußischer Eingebohrnen in Danzig sehr zuwider, die Nation haßt ihre Nachbarn von preußischer Seite, vermuthlich nur aus mißverstandner Politic, denn die Herzen sind groß und gut, nur etwas Aufklärung fehlt hin und wieder.

Trotz dem ward Daniels Verdienst erkannt — obschon nicht belohnt, doch war er im Stande, durch kleine Gelegenheitsgedichte *) sein Leben zu fristen. Verschiedene junge

*) Er schrieb auch eine Zeitlang die Danziger wöchentliche Zeitung in J. H. Flörkens Verlag.

Engländer dachten edel genung, dem unglücklichen Mitbruder ein nothdürftiges Gehalt zu gewähren, und weiheten ihn zum Poeten ihrer festlichen Gelage. Kein dampfender Napf Punsch konnte geleert werden, ohne ein lärmendes Lied von Daniels Arbeit dabey zu singen. Daniel vergaß in diesen fröhlichen Zirkeln sein Leiden, sein hartes Lager und drückende Verfassung; er lebte auf Unkosten seiner Freunde dies Pflanzenleben eine Zeitlang fort, und fiel leider in das abscheulichste unter den Lastern, das heißt, er ergab sich dem Trunck. Mit etwas Maske, mit einiger politischen Kenntniß der Dinge konnte sich Daniel in Danzig den Weg zu einer Brodstelle öfnen, man liebte ihn seines Verstandes wegen, und seufzte laut über seine Unbesonnenheit. Daniel war zu viel Naturmensch, um jemand über seine Meynungen in Zweifel zu lassen, sein Wahlspruch war: Trocknes Brod und Freyheit! Die Begriffe über Religion in diesem Staate heißen den Mehrsten ehrwürdige Betrachtung, die allgemeine Stimme klebt nicht am Gürtel der philosophischen Vernunftlehre, mithin konnte sich Daniel durch seine freye Demonstration nicht viel Verehrung von dieser Seite versprechen. Die bekuttete Heerde, so wie die Bekenner des sel. Luthers und Calvins, verachteten ihn als einen Atheisten, und bösen Christen, die Edlen unter ihnen zuckten die Achseln, ließen ihn laufen, und sagten: Schade um den jungen Mann! Seine Freunde gaben sich viel Mühe, ihm eine Brodstelle zu verschaffen, aber immer zerschlug sich die Aussicht meistens durch seine Schuld.

Offenherzigkeit war Daniels Fehler, er konnte nicht schmeicheln und kriechen, immer sprach er frey vom Herzen

weg,

weg, wie solte er bey der Menge seiner Meynungen in einem Staat vorwärts kommen, wo öffentliche Aemter die besonders Erziehungswesen und Seelsorge betreffen, vom Einfluß der heiligen Männer Ol — und L — und Consorten abhangen. Daniel ward eine kurze Zeit Hofmeister in der Nachbarschaft bey Danzig, kam aber bald wieder zurück; sein Hang zur Freyheit konnte keine Einschränkung dulden.

Unglückliche und unbedächtige Liebe veränderte in diesem Zeitraum die Lebensmethode des Dichters merklich. In wie weit der Gegenstand seiner Zärtlichkeit den Ausguß seiner Empfindungen verdiente, davon ist in seinen Papieren wenig bestimmtes auszufinden; daß aber diese Liebe von seiner Seite eben so heftig als schwärmerisch getrieben ward, beweisen einige Elegien und Gedichte, die klärlich von seinem damaligen Zustande zeugen konnten. Daniel überließ sich dieser Empfindung so sehr, das sie allmählig in eine stille Melancholie ausartete, die seine Munterkeit verscheuchte und sein Elend vergrösserte. Mitten inne, wenn ihm dann sein Blut wieder einmal einen Streich spielte, ward er Sybarit, und überließ sich dem sinnlichen Genuß, Wein und Liebe untergrub mit vereinter Kraft die Stützen des schon sinkenden Gebäudes. In den letzten Jahren seines Lebens schien sein Gefühl öfters überzuschnappen, seine Phantasie verirrte sich dann in die Gefilde der Zukunft, er konnte selbst im Zirkel seiner Lieben, die für ernsthafte Gespräche wenig Neigung und Sinn hatten, anfangen, eine stundenlange Oration bald in Versen, bald in Prosa zu halten. Selten sah ich bey einem solchen Monolog auch das ungeübteste Auge trocken, immer

riß er mit unwiderstehlichem Zauber die Herzen derer hin, so auf Ihn horchten und nicht horchen wolten. Der Zirkel derer, die ihn ernährten engte sich durch Zufall oder ähnliche Zwischenspiele mehr und mehr zusammen, einige thaten ihm noch heimlich Gutes, denn öffentlich ließ sichs allmählig nicht thun, ohne eigne Gefahr. Daniel opferte zu sehr den Fleischtöpfen Egyptens, und sein Betragen fiel stärker und stärker auf. Die Leidenschaft dieses bedauernswürdigen Menschen, und sein Hang zum Trunk machte ihn ungesellig, er war wenig zugeniessen, seine Kräfte waren erschöpft, er siechte beständig, und schwaukte gleich einer lebendigen Leiche umher. „Meine Harfe liegt zersplittert, sagte er eines Morgens zu mir, meine Kraft ist gesunken, ich fühle „daß es Zeit ist.“ Leicht war es dann durch ein Glas geistigen Wein diese Stimmung zu verscheuchen, aber wenn er wieder zu sich kam, ward sein Gefühl düstre Schwermuth und tiefes verlohrnes Hinbrüten in sein Elend. In seiner Ausgelassenheit war er unnachahmlich — seine Schweinigelleyen, wie er sie nannte, im Geschmack des Grecourt, verdienten der Nachwelt aufbewahrt zu werden, wenn nicht etwa jetzt schon politische Würmer daran nagen. Den bekannten Compagnon im Danziger gelehrten Blütchen über Schauspiel und Critic schrieb er im gesellschaftlichen Gelag beym Glase Punsch.

Bey solchen Gelegenheiten erhielten die mehrsten Gedichte von ihm ihr Dasein. An der würdigen Madame Schuch, Principalin der dasigen Schaubühne, die von Seiten ihres guten Herzens so sehr bekannt ist, hatte Daniel eine große

Freun-

Freundin. So lange sie in Danzig war, gebrach es ihm nie an Taschengeld und Unterhalt. Ihr Tisch stand ihm offen, sie ließ sich seine Gedichte mit Vergnügen vorlesen, und schätzte sein großes Verdienst. Ein Bändchen Elegien hat Flörke verlegt. Daniel war zu läßig, in der Auswahl. Verschiedne dieser Gedichte sind Schwärmereyen der ersten Jugendzeit, stellenweise stößt man auf trefliche Bilder, glühende Phantasie belebt das Ganze, und verdunkelt oft durch zu viel Schwung die Seele des Gedichts.

Die besten Aufsätze und spätern Arbeiten des Dichters sind noch ungedruckt, oder gehen vielleicht zur Schande des deutschen Edelmuths ganz verlohren. Daniel fühlte sich am Ende seiner Tage fast von allen Freunden verlassen, ich könte selbst dem sonst wackerherzigen Boschke vorwerfen, das er sich zu wenig um den Duldungssohn bekümmerte. Zwar ließ er ihm freye Wohnung bis ans Ende, aber doch hätt er aus Mitleid und Achtung mehr thun können — sollen, denn er kante sein Verdienst und seine wahre gute Seite.

Daniel starb nach 3tägiger Krankheit überraschend und plötzlich. Seine wenigen Freunde waren Zeugen seines Todes. Gelassen und standhaft litt er die unsäglichen Schmerzen, die seinen Tod hervorbrachten. „Ich habe, sagte er, dem Jam„mer ins Auge gesehn, laß sehn, ob mich der Tod zittern „machen kann! — “ Er entschlummerte zu früh für die Muse, aber eben zu rechter Zeit, um nicht elender zu werden als er schon war. Kein Geistlicher gab sich die Mühe ihn zu besuchen, die Herren sind etwas ungefällig, auch verbat er

sich

sich diesen Vorschlag seiner Freunde. „Ich weis das Alles, „sagte er, was mir auch der Würdigste sagen kann und „nicht kann, mein innrer Richter hat mich schon zur Reise „ausgerüstet.“ Einer von Daniels wärmsten Freunden, gegenwärtig Weinhändler in Danzig, ein Mann von mittelmäßigen Glücksumständen, aber großem und gutem Herzen, Namens Hirschfeldt, ließ dem entschlafnen Sänger nach heilige Leichnam begraben, nicht ohne damit verknüpfte Schwierigkeit und Kosten. Herr Boschke unterstützte die Bemühungen des guten Hirschfeldt, dadurch erhielt der Selige einen Leichenstein. Ich kam kurz darauf nach Danzig, wie eben dessen Grabmaal in Arbeit war. Der Verlust eines Mannes, den ich so herzlich liebte und bedauerte, beugte mich tief.

Ich besang seinen Tod mit aller Theilnahme des Freundes, und fertigte auf sein Grabmal die Inschrift: „Hier ruht entfesselt der Leiden, D. A. Surkau, reif zum „Grabe, aber zu früh für die Muse entriß ihn der Thränen„lohner, sank des Sängers Hülle in Staub.“ Von seinen poetischen Arbeiten besitz ich noch Verschiedenes. Der Selige unterhielt die letzten Jahre seines Lebens eine stete Correspondenz mit mir, die nach unsrer beyderseitigen Verabredung in Versen seyn mußte. Verschiedne Gelegenheitsgedichte von ihm besitzen diejenigen, in deren Namen sie gemacht wurden, den größten Antheil seiner Papiere besitzt Herr Boschke. Vielleicht daß durch Bemühung eines seiner Bekannten mit der Zeit eine Ausgabe veranstaltet werden könnte, doch gehörte dazu eine vorzügliche Kenntniß zur Auswahl. Das beßre Gedicht ist öfters auf eine Menge kleiner Flickchen Papier

Digitized by Google

pier geschrieben, oder auf der andern Seite eines Tabaksbriefs. Bücher hatte der Selige nicht, und hinterließ auch keins, sein Kopf war das erste und größte Buch was er haben konnte.

Einer seiner Brüder kam nach dem Tode des Seligen nach Danzig, um sich über die Verlassenschaft des Seligen zu erkundigen. Er fand — was er finden mußte, Armuth: — aber einige edle Menschen, die den Seligen liebten, beschenkten den trauernden Bruder, der eben so arm war wie der Entschlafne, und bewiesen ihm, daß sie das Andenken des Dichters schätzten. Er ließ die Papiere, die er nicht zu schätzen verstund, in den Händen, wo sie waren; vielleicht fehlte es ihm auch an Unterstützung, eine Ausgabe davon zu veranstalten. Der Unglückliche fiel kurz darauf in eine Sinnlosigkeit, die ihn des Verstandes beraubte, und schmachtet noch jetzt in dieser Zerrüttung. Er war Bernsteindreher, und in seiner Art ein eben so großes Genie wie sein Bruder.

Die gänzliche Lebensgeschichte meines seligen Freundes hieß gewiß mit Fug und Recht, merkwürdiger Beytrag zur Geschichte der Menschheit. Sein Andenken heischt schon deshalb das innigste Bedauern, weil alle Kräfte, alle seltne Gaben der wohlthätigen Natur in ihm lagen, die vermögend gewesen wären, einen großen Mann zu bilden. — Aber das Glück wachte nicht über seine Erziehung. So sank der Mann, nur gekannt von Wenigen, in die selbstgemachte Grube, die er nicht so früh erreicht hätte, wäre seine Bildung

sorgfältiger betrieben worden, oder wenn er ein Wesen um sich gehabt hätte, das seinen empörstrebenden Geist zu mildern verstand. Er war ein Mensch, und besaß bey seinen seltnen Gaben viel menschliche Schwächen. Friede demohngeachtet über der Stätte des Gerechten, denn sein Herz war groß und gut! —

Gruner.

Ich liefere hier noch als Beylage einen seiner an mich gestellten Briefe vom May 1782.

Meinen Kuß zuvor, und treuen Händedruck, biedrer Sänger, nach der Väter Weise!
Mächtig schlug bey deinem Briefe, schlug bald gemäßigter bald leise
Mein halbmattes Herz, wie auf seiner Balsamreise, milder Zephirs Flug.

Freund mein Schicksal quält mich für und für, fesselt mich an meinen öden Kerker
Macht mich wiederkäuend oft und ärgerlich. Guk ich dann manchmal aus meinen hohen Erker
Sehe rings um mich der Freude Spur, im geheimen Weben der Natur —
Ach! — und bin nur trauriger Bemerker; ha: — da ist's als faßte mich noch der alte
Wonnevolle Schauer, wenn zu kommender gesehnter Trauer herrlich schön des Tages Aug erblich
Sieh — da ists, als stimmte meine Seele, noch zur sanften Melodie,
Meiner Freundin Philomele, aber sieh! — Freudesang wird plötzlich Elegie

Und

Und um mich herum schwindt jede große Scene, und die Unholdin Melancholie
Preßt mir wider Willen manche Thräne.

Freund! woher dies Trauren dieses Sehnen?
Dieses Ringen nach der stillen Gruft, dieses Streben nach der Todtenkluft
Dieses Auge voller Thränen? —
Ja im Marke unsers Lebens liegt, all der Keim der Schmerzen
Tief verborgen, bey dem kleinsten Sonnenblicke schmiegte sich ans Herz
Ein Schwarm von schwarzen Sorgen, fesselt uns am kaum
Erwachten Morgen, folget uns, wann ihn die Nacht besiegt.

Nenne mir den Mann der sonder Thränen seinen Weg durch dieses Leben gieng,
Dem auf seiner Bahn bey allen Scenen nicht die Trauerperl im Auge hieng?
Findst ihn nirgends, suchst ihn ganz vergebens unterm Diademe das den Kayser schmückt;
Jede Perle, Freund, die dich entzückt, ist ein Fels der den Monarchen drückt,
Ist ein Riesgebürg auf seinem Weg des Lebens, und du räumst sie nicht trotz alles Strebens
Kaum beginnet unser Seyn, so hüllt sich das Auge schon im Thränenschimmer
Thräne füllt den Blick des Kindes, füllt deinen Jünglingsblick auf nun und immer
Thränen harren deiner noch als Mann! Wohl dir Freund wenn nimmer — nimmer,
Deines Lebens Keim begann, sank dein Grundstein lieber gleich in Trümmer.

Aber

Aber wähne nicht das Leben sey, ewiges Geweb von Schmerz,
ein ewig Einerlei
Nein, auch hin und wieder giebt es Freuden, aber kärglich nur,
der Schmerzen giebt es mehr
Und du magst nur sparsam dich an Erstern weiden, denn bald
drückt dich Kummer centnerschwer
Blitzschnell folgen ihrer Spur die Schmerzen, wühlen deinen
Mark und nagen dir am Herzen.

Aber willst du Freund die wahre Ruhe finden, die dir nie
dein ganzes Daseyn gab
O so such sie in des Todes Gründen, Ruhe — Ruhe Freund
gewährt
Dir nur das Grab.

Ha auch da — da soll tiefer Schlaf mich jedes Harms entbinden
O mir flamts — mir ist's! — Leb wohl! — Leb wohl!

D. A. S.

VI.

Genuine Nachricht, von der Beendigung der zweyjährigen allgemeinen Getraidetheurung in Deutschland und an vielen Orten erlittenen Hungersnoth, durch den Reichsschluß vom 7. Febr. 1772.

Im Jahr 1769 war vom Niederrhein bis an die Donau, wenigstens so weit sie durch Deutschland fließt, so viel Regenwetter, daß die Wintersaat nicht gut in die Erde gebracht werden konnte.

Da

Da nun in diesem Jahr der Preiß des Getraides schon über den Mittelpreiß gestiegen war; so besorgte man allgemein für das künftige Jahr noch einen höhern Preiß, weil man aus der Wintersaat auf die Fruchtbarkeit des künftigen Jahres zu schließen pfleget, obgleich dieser Schluß so vielfältig und auf so mancherley Art trügt.

Der darauf folgende Winter war naß und unbeständig. Wenn es einen Tag fror und schneyete, so gab es wieder mehrere Tage Thauwetter, und jederman besorgte, daß die Wintersaat einen merklichen Schaden leiden würde.

Im Frühjahr 1770 kamen sehr rauhe Winde, und im März, so wie in der ersten Hälfte des Aprils, fiel öfters tiefer Schnee, der gleich wieder wegthaute.

Demohngeachtet folgte in diesem Jahr kein ganzer Mißwachs für Deutschland, sondern man konnte nach der genauen Beobachtung eines Reisenden (der auf seiner damaligen Reise von Preßburg bis in die Gegend von Cölln nicht den geraden Weg nahm, sondern bald tiefer in Bayern, bald tiefer in Franken abwich, und auf die damalige Ernde aller Orten genau Achtung gab) überall eine halbe Ernte an Winter- und Sommerfrüchten annehmen.

Ohngeachtet nun noch überall alte oder vorjährige Früchte vorräthig waren, so setzten doch obgedachte Umstände nebst dem anhaltenden Regenwetter im Jahr 1770 den gemeinen Mann in große Furcht. Von dieser wurden auch nach und nach die Beamten aller Orten eingenommen. Als

nun bekannt wurde, daß die Italiener, Schweizer, Franzosen und Holländer mehr als gewöhnlich in Bayern, Schwaben und am Rhein Früchte einkauften, und in ihre Länder führten; so entstund die allgemeine Sorge, man würde in Deutschland Hungers sterben müßen. Jederman kam nun auf einen Gedanken, der bey einem sich ereignenden Mangel jedem sogleich einfällt, nämlich dasjenige, was noch vorräthig ist, zu seiner eigenen Nothdurft bestmöglichst zu erhalten. Nun glaubten die Landesregierungen an gar vielen Orten und in den Ländern großer Chur- und Fürsten, einem solchen allgemeinen Nothstand vorbeugen zu müssen. In einigen Ländern verbot man sogleich alle Ausfuhr des Getraides; in andern aber, wo man den Handel nicht sogleich sperren konnte, oder wo man von der Unterbrechung des Kornhandels noch größeren Schaden für das Publicum und den Haupttheil seiner Unterthanen besorgte, glaubte man mit mehrerer Vorsicht zu Werk zu gehen, wenn man nicht nur den im Lande befindlichen Vorrath an Getraide, sondern auch die Consumtion im Lande genau aufzeichnete, um daraus zu ermessen, ob und in welcher Maaße man den Getraidehandel ferner gestatten oder verbieten müße. An einigen Orten wurde bis zu dessen Aufklärung nach vollbrachter Erforschung des Vorraths und der Erforderniß provisorie aller Getraidehandel verboten.

Wer nun vorher nur besorgte, es mögte Theurung oder ein merklicher Mangel bevorstehen, der fürchtete jetzt schon eine Hungersnoth.

Die Herrschaften, Clöster, begüterter Privatmänner und Fruchthändler verschlossen jetzt ihre Fruchtspeicher, und nur diejenigen brachten ihren Vorrath zum feilen Verkauf, welche ihre herrschaftl. Abgaben, Zinsen oder aufgekündigte Capitalien nicht anders als mit dem Erlöß aus ihren verkauften Früchten entrichten konnten, oder sonst nothwendig Geld brauchten, welches sie ausser dem Verkauf ihrer Früchte aufzutreiben nicht im Stande waren. Hierdurch stieg der Preiß auf den Kornmärkten an den meisten Orten mehr als noch einmal so hoch, als er vorher war. Dieser wurde noch mehr dadurch erhöhet, daß bey den vorgedachten Untersuchungen fast jederman seinen Vorrath geringer als er war, seine Nothdurft aber höher, als er nachher brauchte, angab. Letzteres, damit er auf alle Fälle, die er nicht voraussehen können, nicht selbst Mangel leiden möge. Ersteres aber aus Furcht, es mögte ihm sein Ueberfluß von Obrigkeitswegen weggenommen — und er um die freye Disposition über sein Eigenthum gebracht werden. Man weis aus den vielen Brochüren, die zu damaliger Zeit herausgekommen sind, was die Pachter und Bauern für heimliche Wege ergriffen haben, um den größten Theil ihres Vorraths zu verstecken, und wie sie solchen in Ställen auch andern Orten, wo man keine Früchte suchte, vergraben haben.

Es ist auch bekannt, mit welcher Verschlagenheit sie ihren Ueberfluß an- und über die Gränzen den benachbarten Müllern und den damaligen häufigen Kornaufkäufern zuzuführen gewußt haben. Kurz, die von den Regierungen angeordnete Untersuchungen dienten zu nichts, und waren ganz

 ver-

vergeblich, weil die Bedürfniß aller Orten viel zu groß, der Vorrath aber viel zu gering angegeben war.

Diejenigen Regierungen, welche das Ueberspannte in solchen Aufzeichnungen einsahen, und daher den Angaben der Beamten, Schultheißen und Gemeindsvorsteher keinen Glauben beymessen wolten, sondern für nöthig fanden, durch eigene Commißionen reelle Untersuchungen anstellen zu lassen, bekamen keinen richtigern Statum. Denn wenn er gleich von dem vorigen hin und wieder bey einzelnen Personen verändert wurde, so war er doch in Ansehung der künftigen Nothdurft nicht viel geringer als der vorige, in Ansehung des Vorraths war er aber meistens noch weit geringer, weil alle, welche bey der ersten Nachsuchung sich vor einer obrigkeitlichen Wegnahme ihres Vorraths gefürchtet hatten, selbige nun bey der reellen Untersuchung für gewiß hielten, und in der Geschwindigkeit nicht nur noch mehr heimlich aus dem Lande schleppten, sondern auch noch mehreres an heimliche und undurchdringliche Orte verbargen. Solche unrichtige Rechnungen und übel ausgeschlagene Untersuchungen bestärkten nun die Regierungen in ihrer Meynung, daß das Verbot der Ausführung nun unter den schärfsten Strafen zu bestätigen, und alle Gränzen des Landes mit Wachen zu besetzen seyen, damit ja keine Früchte aus dem Land in ein anderes gehen mögten. Alles dieses diente nun augenscheinlich zu nichts weiter, als den größten Theil des Vorraths dem gemeinen Handel zu entziehen, den Mangel auf den Fruchtmärkten zu vergrößern, den Preiß des Getraides noch höher hinauf zu treiben, und den zahlreichsten Theil der

Ein-

Einwohner in noch mehrere Furcht einer Hungersnoth zu setzen.

In diesem allgemeinen Nothstand von fast ganz Deutschland, gieng an einigen, obgleich wenigen Orten, ein unvermuthetes Licht auf.

Vornämlich hatte der nunmehrige Fürst und damalig regierende Herr Graf zu Neuwied, aus vorherigen mehrmaligen Streitigkeiten mit benachbarten Chur- und Fürsten, besonders aber dem hohen Erzstift Trier, die Erfahrung erlanget, daß die verhängte Verbote der Ausfuhr in sein Land keinen Mangel in demselben nach sich ziehen, sondern diejenige, von welchen seit vielen Jahren die Neuwieder Früchte und andere Waaren zu kaufen und abzuholen gewohnt waren, sie nun selbst durch allerhand Neben- und Umwege dahin bringen, und seinen Unterthanen die Mühe, sie von andern Orten abzuholen, ersparen. Hochderselbe war also schon gewohnt, seinen Unterthanen den Schrecken von der Sperre zu benehmen. Ein viele Jahre vorher sich ereigneter Vorfall kam nun in frisches Gedächtniß. Als nämlich einmal das Neuwieder Marktschif vom Coblenzer Fruchtmarkt ganz leer zurück kam, und man das Aushungern von Neuwied schon für unfehlbar hielt, ließ dieser selbst denkende und unermüdete Regent in seiner Stadt unter Trommelschlag bekannt machen, daß holländische Früchte unter Wegs seyen, und ehester Tagen ankommen würden, wer nun alsobald Früchte brauche, der könne sie sogleich auf einem benannten herrschaftl. Speicher abholen. Dem allgemeinen Lamentiren

 nach

nach wären 100 Malter für das damalige Erforderniß zu wenig gewesen; es wurden aber nur wenige (ohngefähr 8 Malter) abgeholt, und das Gerücht von diesem Ausruf durch den Trommelschlag kam der benachbarten übermächtigen Regierung so zu Ohren, daß sie das Verbot von ihrer Ausfuhr als unnütz, und in der Folge ihrem eigenen Handel nachtheilig, wieder aufhob.

Dieser alte, kluge Regent war also nicht nur aus eigenem Nachdenken, sondern auch aus Erfahrung überzeugt, daß weder die Erforschung des Vorraths noch des Bedürfnisses des Landes das rechte Mittel sey, dem Mangel und der Theurung abzuhelfen, sondern daß man dem Lande Hofnung zur Herbeyschaffung fremder Früchte machen müsse, und dieses allein das rechte Mittel sey. Hochderselbe ließ zwar seinen Beamten ebenfalls beyläufige Ueberschläge, wie viel Getraide im Lande vorräthig, und wie vieles noch bis zur künftigen Ernte erforderlich seyn mögte, absodern. Er fand sie aber gleichfalls so, als ob der Vorrath nicht zum 3ten Theil hinreichend seyn würde. Demohngeachtet ließ Hochderselbe den Verkauf der Früchte an Auswärtige nicht verbieten. Dahingegen zog dieser thätige Regent durch die vielerley Correspondenten aus allen Nationen und Gegenden, die sich in dem — für alle Freyheitsliebende so schönen und geliebten Neuwied aufhielten, genaue Nachricht von der Beschaffenheit der damaligen Ernte und dem Getraidepreiß in nahen und fernen Ländern ein, um auf den Nothfall ermessen zu können, wo, und wie man am beßten die ermangelnde Früchte herbeyschaffen könne. Während dem aber

kam

kam zu Ende des Sommers in dem vorgedachten Jahr 1770 ein ängstlicher Bericht des Schultheissen zu Hedesdorf, (einem starken Dorf ganz nahe an Neuwied, und nur eine halbe Stunde vom Rhein entlegen) dahin ein, daß den Abend vorher trierische Unterthanen fast den sämtlichen Fruchtvorrath dieses Dorfs, und zwar das dortige Malter (welches damals schon 8 Rthlr. und somit fast das Duplum von dem Mittelpreiß gegolten) um 10 Rthlr. gekauft hätten, solchen auch nächster Tagen abzuführen Willens seyen, daß aber, bey der schlecht ausgefallenen Ernte, das Dorf und die ganze Nachbarschaft in die betrübteste Umstände versetzet werden würde, wenn nicht die Ausfuhr dieser gekauften Früchte, nach dem Beyspiel der Nachbarn, schleunig verboten werde. Ausser diesem Bericht setzte Hochdenselben das mündliche Lamentiren mehrerer Unterthanen, die keinen Ueberfluß an Früchten und nichts zu verkaufen hatten, daher sich aus dem obgedachten Verkauf ihrer Miteinwohner eine Hungersnoth vorstellten, in einige Verlegenheit. Hochderselbe ließ also den Director seiner Regierung ungesäumt zu sich rufen, und sagte ihm, daß Hochderselbe zwar bisher nicht Willens gewesen sey, seiner Regierung irgend eine Verfügung wegen der dermaligen Theurung der Früchte aufzutragen, daß er auch noch nicht gesonnen sey, dem Beyspiel seiner Nachbarn in Ansehung der Fruchtsperre zu folgen, sondern daß ihn nur die vorgedachten ängstlichen Bitten einiger seiner Unterthanen bewogen, mit ihm seinem Regierungsdirector zu überlegen, was für eine schickliche Antwort den ängstlich supplicirenden Unterthanen zu geben sey, um sie einestheils nicht trostlos zu machen,

anderntheils aber den Verkauf an die trierische Unterthanen nicht zu hemmen.

Dieses gab nun Gelegenheit zu einer langen Unterredung zwischen diesem preißwürdigen Regenten und dem Director seiner Regierung, wobey am Ende beschlossen wurde, dem Schultheißen aufzugeben, ungesäumt und zuförderst ein Verzeichniß von den sämlichen in seinem Kirchspiel an die Churtrierische Unterthanen verkauften Früchten einzugeben, um daraus ermessen zu können, in wieferne das Verbot der Ausfuhr nothwendig sey, inzwischen aber diejenigen Früchte, die die Churtrierischen contractsmäßig abholen würden, nicht aufzuhalten, indem man von Herrschaftswegen diesen Abgang anderwärts zu ersetzen gesonnen sey. Es wurde aber auch über dieses beschlossen, noch selbigem Vormittag die sämtlichen Kaufleute zu Neuwied vor die Regierung zu fodern, und ihnen den Mangel am Getraide im Lande, nebst der Beschwerlichkeit; von der von sämtlichen Nachbarn verhängten Sperre vorzulegen, anbey ihre Meynung zu verlangen, wie dem besorglichen Nothstand durch auswärtige Früchte abgeholfen werden könne. Dieses geschah, und sie verlangten nur bis auf den Nachmittag Bedenkzeit. Hierauf erklärten sie, daß sie sich zwar anheischig machen wolten, ein mäßiges Quantum Früchte auf herrschaftl. Credit auswärts herkommen zu lassen, daß man ihnen aber eine determinirte Summe der Früchte nebst der Zeit der Ablieferung bestimmen, und sie also sicher setzen solle, daß die Früchte, die sie kommen ließen, ihnen auch von Herrschaftswegen abgenommen und bezahlet werden würden. Da man ihnen nun von Regierungs-

Digitized by Google

rungs- und Herrschaftswegen kein determinirtes Quantum für das ganze Land sogleich bestimmen konnte; so gab man ihnen von Regierungswegen auf, vor der Hand nur einen geringen Theil desjenigen kommen zu lassen, welches nach den obgedachten Specificationen der Beamten, nach Abzug des angegebenen Vorraths, an der Subsistenz des Landes, bis auf künftige Ernte noch ermangelte.

Nach dieser Operation gab man auch dem Schultheißen zu Hedesdorf auf, nicht nur die vorgedachten an die Trierischen um 10 Rthlr. p. Malter verkaufte Früchte verabfolgen zu lassen, sondern auch den Verkauf eines jeden, der mehr als den landläufigen Preiß vor seine Früchte erhalten könne, zu befördern, indem von der Landesherrschaft Accorde mit Kaufleuten getroffen worden seyn, daß es im Lande niemalen an Früchten um den landläufigen Preiß mangeln solle.

So gering nun das von den Kaufleuten bestellte Quantum in Verhältniß desjenigen gewesen, was nach den mehrgedachten Specificationen der Beamten zur Subsistenz des Landes an auswärtigen Früchten erfoderlich war; so wurde doch auch nicht einmal jenes von denen vorher in so großer Angst gewesenen Aemtern und Kirchspielen abgeholet, sondern es wurde meistens wieder an Fremde und Ausländische verkauft.

Indem nun die Kaufleute, die sich damit abgaben, sahen, daß sie einen Zugang von Auswärtigen erhielten; so machten sie bey der Regierung den Antrag, daß, wenn man

sie von Regierungswegen bey einem Kornhandel uneingeschränkt und unbeeinträchtiget lassen wolte, sie Früchte genug gegen den Preiß, den sie jederzeit in den benachbarten Landen haben würden, herbeyschaffen wolten. Dieses geschah um so unbedenklicher, je gewisser ohnehin der Landesherr mit seiner ganzen Regierung überzeugt war, daß nichts als die Freyheit des Handels die gesucht werdende Waare herbeyschaffen könne.

Hiervon erhielten nun gar bald Auswärtige und besonders cöllnische Kaufleute die Nachricht. Sie meldeten sich daher auch zu Neuwied um die nämliche Freyheit, und erhielten sie dahin, daß von Landesherrschaftswegen ihnen nicht die mindeste Hinderung gemacht — sondern völlig frey gelassen werden solle, diejenigen Früchte, die sie nach Neuwied bringen würden, so hoch oder so gering sie nur immer wolten, auch an wem sie nur immer wolten, (nämlich nicht blos an die Landeseinwohner, sondern auch an alle und jede Fremde und Ausländische, in und ausser dem Creyß) zu verkaufen, ja sogar, wenn sie ihre nach Neuwied bringende Früchte insgesamt an Fremde verkaufen wolten, ihnen von Herrschaftswegen nicht zugemuthet werden solle, das mindeste davon an die Einwohner zu verkaufen, wenn auch gleich diese im größten Mangel sich befinden solten.

In dieser Versicherung lag gewiß keine stiefväterliche Gesinnung gegen seine eigene Unterthanen und Einwohner; denn die damalige beyde mit herrlichen Talenten, mit vielen Einsichten und großer Erfahrung begabte beträchtliche Kaufleute,

leute, die Hrn. Cammerräthe Remy und Bleibtreu hatten die kaufmännischen Grundsätze, daß an dem Ort, wo viele Verkäufer seyn, es den Einwohnern nie an der Waare, und zwar um den billigsten Preiß, der in der ganzen Gegend sey, fehlen könne, in ein allzu klares Licht gesetzet.

Man gab also denen sich anmeldenden Kaufleuten die helligste Versicherung, daß man ihnen auch in Ansehung der Früchte, deren die neuwiedischen Landeseinwohner benöthiget seyn würden, weder einigen Preiß setzen — noch auch ihnen zumuthen wolle, einen bestimmten Theil ihrer einzuführenden Früchte (wie in einigen benachbarten Ländern gleichwohl geschehen war) an die Landeseinwohner zu verkaufen.

Hierdurch bekam Neuwied eine starke Zufuhr und Niederlage an Getraide. Die Schiffe und Nachen auf dem Rhein, so wie das Fuhrwesen in der Stadt, gieng Tag und Nacht ununterbrochen fort. Es wurden die herbeygeführten Früchte nicht allein in die ganze umliegende Gegend am Rhein, auf dem Hundsrück und Westerwald, sondern auch bis in Franken und Schwaben verkauft und verführt.

Es entsprung auch hieraus noch ein Nebenast des Fruchthandels. Es war nämlich in den gesperrten Landen nicht hinreichendes gebackenes Brod zu bekommen. Es fuhren daher alle Schiffe, die oberhalb Neuwied den Rhein herunter kamen, zu Neuwied an, und versahen sich mit Brod auf ihre Reise den Rhein hinunter. Es kamen auch täglich Nachen, Wagen und Karren in großer Menge allda an, blos um

Brod

Brod für die in der Nähe sowohl, als die 8 bis 10 Stunden weit entlegenen Ortschaften abzuholen.

Die Anzahl der Beckermeister vermehrte sich dadurch sehr, und mußte jeder in 24 Stunden 3mal backen, waren aber kaum im Stande, jeden Tag so viel Brod zu backen als gesucht wurde, so daß mancher Nachen und manche Fuhre bis auf den andern Tag warten mußte. In diesem Nebenhandel traf der Landesregent durch seinen Obrist von Lützow (einen Edelmann von der rühmlichsten Thätigkeit, der in dem Cameralwesen, so wie in Forst- und Fabrikensachen um das ganze Land eben so große und unsterbliche Verdienste, als um die Landesherrschaft und das dortige Militaire hatte) noch besondere Einrichtungen, welche denen, die Brod verkauften eben so vortheilhaft waren, als denen die selbiges kauften, deren umständliche Beschreibung aber nicht gerade zu meinem Endzwecke gehöret.

Dieser beträchtliche Frucht- und Kornhandel machte nun in der Nachbarschaft vieles Aufsehen, weil er den Grundsätzen und Regierungsoperationen in den benachbarten Landen gerade entgegen war; ja es kamen viele der Hauptpersonen in den Sperrungen der benachbarten Lande auf den Gedanken, daß man zu Neuwied alle dasige Früchte in den gesperrten Landen aufkaufe, und ihnen dadurch Mangel und Theurung verursache. Es wurden daher im Frühjahr 1771 zwey zu Cölln für den Herrn Cammerrath Bleibtreu zu Neuwied mit Früchten beladene Schiffe zu Bonn arretirt, und ersagter Eigenthümer war nicht im Stande, deren Freylassung

allein

allein zu bewirken. Es schickte daher der Fürst zu Neuwied seinen damaligen Canzleydirector (den dermaligen fränkischen und westphälischen Comitialgesandten von Fischer) nach Bonn. Dieser nahm Audienz bey dem Churfürsten, und sprach auch ausführlich mit dem dortigen alles vermögenden Minister, dem damaligen Freyherrn von Belderbusch, ingleichen mit einigen anderen Herren Präsidenten; er wurde aber von allen an das dortige Cammercollegium verwiesen.

Als er nun zu einer bestimmten Stunde daselbst erschien, mußte er von einigen Herren Cammeräthen harte und empfindliche Vorwürfe für seine Person, seinen hohen Principalen und die ganze neuwiedsche Regierung anhören; ja man wolte ganz Neuwied für Kornjuden — und den dortigen Getraidehandel für einen wucherlichen und verbotenen Handel erklären. Dieses geschah mit einer Heftigkeit, die ihn gleichfalls aus der Gelassenheit brachte. Er zeigte mit einer Lebhaftigkeit, die das ganze Collegium aufmerksam machte, daß die Grundsätze, die man in Neuwied in diesem allgemeinen Nothstand ausübe, den göttlichen und weltlichen, natürlichen und positiven Gesetzen, insonderheit aber den Reichsconstitutionen von der Policey und den Commercien vollkommen angemessen, die Sperren der Reichsstände unter sich aber denenselben sowohl als der Klugheit entgegen seyen. Das Ende davon war dieses, daß der damalige Herr Vice-Cammer-Präsident, Graf von Metternich-Kracht (dessen Einsicht und Rechtschaffenheit der dermalige Churfürst zu Cölln kennet und belohnet) nicht rathsam hielte, daß sich darauf eingelassen würde, sondern sogleich zur Freylassung der beyden

Schiffe die nöthigen Expeditionen beförderte. Als nun der obgedachte Director der neuwiedischen Regierung von dieser merkwürdigen Unterredung seinem hohen Principalen den ausführlichen Bericht erstattete; so war es Hochdemselben vieles Vergnügen, daraus zu ersehen, daß sein Benehmen in dieser ausserordentlichen Zeit eben so allen Rechten, und insonderheit den Reichsconstitutionen gemäß sey, als es seinem Lande ersprießlich war. Hochderselbe befahl also, die Vertheidigungsgründe seines Benehmens aus dem Bericht herauszuziehen, und somit aus selbigem eine Schrift in Form einer anonymischen Abhandlung zu verfassen.

Dieses geschah. Indem aber mehrgedachter Canzleydirector versichert seyn wolte, ob auch diejenigen Handlungsprincipia, welche er der Churcöllnischen Cammer so nachdrücklich vorgeleget hatte, in Praxi richtig seyen; so gieng er darüber mit obgedachten beyden einsichtsvollen Negotianten und Cammerräthen Remy und Bleibtreu zu Rath, und diesen ist es hauptsächlich zu verdanken, daß dieser Ausarbeitung das juristische Kleid ausgezogen — und dasselbe in ein fast pur kaufmännisches und politisches gestecket — und ihr der allgemeine Titel:

Anmerkungen über die dermalige Fruchtsperre

gegeben worden.

Obbemeldeter preißwürdige Regent zu Neuwied, schickte sie dem Reichstagsgesandten des Reichsgräfl. Westphäl. Collegii (wovon Hochderselbe Director war, und noch ist) dem Herrn von Pistorius zu, um eines Theils, wenn Hochdesselben —

ben — denen damaligen in Deutschland fast allgemein ausgeübten Grundsätzen nicht gemäß seyendes — jedoch mit dem glücklichsten Erfolg begleitetes Benehmen öffentlichem Tadel ausgesetzet seyn solte, solchen dadurch zu heben, andern Theils aber auch, um die unglücklichen Folgen der Sperre dem ganzen deutschen Reich zur nähern Ueberlegung anheim zu geben.

Ermeldeter Comitialgesandter von Pistorius, theilte also gleich diesen Aufsatz dem damaligen — wegen seiner Einsichten und andern fürtreflichen Eigenschaften, unvergeßlich bleibenden churmainzischen Reichstagsgesandten, Baron von Lyncker mit. Dieser gab solcher Abhandlung nicht allein seinen vollkommensten Beyfall, sondern veranlaßte auch den Herrn von Pistorius, sie drucken zu lassen, damit die sämtlichen Reichstagsgesandtschaften Gelegenheit hätten, sie an ihre Höfe mit der Empfehlung der darin enthaltenen Grundsätze einzuschicken. Fast zu gleicher Zeit schrieb der berühmte Doctor Reymarus in Hamburg eine Abhandlung über den nämlichen Gegenstand, und behandelte ihn fast auf eben die Art, wie in dem Neuwiedischen Aufsatz geschehen war. Dieses gab Gelegenheit, daß des Berliner Oberauditeurs, Herrn Philippi, einige Jahre zuvor mit vieler Laune und mit eben so wahren Grundsätzen geschriebener Kornjude, sehr aufgesuchet wurde.

Diese drey überzeugende Schriften veranlaßten hierauf einen Gesandten bey dem Oberrheinischen Creyßconvent, welcher im Herbst desselben Jahres gehalten wurde, in einem

Pro Memoria darzulegen, daß die Aufhebung der Sperre diesem Creyß sowohl als andern sehr anzurathen sey; weil aber darinnen meistens theoretische Grundsätze zum Grund geleget waren; so befahl Hochersagter — um das allgemeine Wohl so rühmlich besorgte Regent zu Neuwied dem Director seiner Regierung, diese theoretischen Sätze durch practische Anmerkungen dem deutschen Reich noch begreiflicher zu machen.

Diese sämtlichen Schriften von der Schädlichkeit der Getraidesperre wirkten nun an den deutschen Höfen so viel, daß denen Comitialgesandtschaften, welche aus der ersten Abhandlung die vollkommenste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Aufhebung der Sperre erhalten hatten, nichts mehr im Wege stunde, um darüber am 7ten Februarii 1772 einen allgemeinen Reichsschluß zu errichten. Kaum war dieser gemacht; so fiel der exorbitant gewesene Preiß des Getraides auf einmal so herunter, daß er kaum noch das alterum tantum des gewöhnlichen Preises erreichte. Was man vor dem Reichsschluß mit 20 oder mehrern Thalern bezahlen mußte, konnte man um 7. bis 8. Thaler kaufen, und der drückende Mangel war auf einmal verschwunden. So schuf dieser Reichsschluß auf einmal Früchte genug, ohne sie zu erschaffen.

Daß nun dem alten preißwürdigen regierenden Fürsten zu Neuwied die größte Ehre des wichtigsten Verdienstes, viele tausend Menschen am Leben erhalten, und fast das ganze deutsche Publicum aus einer quälenden Angst gerettet zu

haben,

haben, gebühre, wird jeder von selbst aus dieser genuinen Nachricht schließen.

Möchten doch bey künftigen solchen Zeiten alle Fürsten diesem Beyspiel und denenjenigen, welche der Großherzog von Florenz und der regierende Markgraf von Baadendurlach auf nämliche, wie auch der Bischof zu Costanz, in seiner Art, gegeben haben, nachfolgen!

VII.

Ueber die Bücherfreyheit im Oesterreichischen.

Idem, cum quidam Lamestii similis, nomine Demaenetus, in concione populi de rebus gestis eius detrahere caepisset ac nonnulla inveheretur in Timoleonta, dixit: Nunc demum se voti esse damnatum, namque haec a diis immortalibus semper precatum, ut talem libertatem restituerent Syracusanis, in qua cuiuis liceret, de quo vellet, impune dicere.

Corn. Nep. Timoleon cap. 5.

„Götter! erfüllt, warum ich euch bat, ist mein Wunsch
mir:
„Ungestraft darf nun ein jeder Syracusa's
„Reden, was und von wem er will. Wie
„Schön ist mein Wunsch mir erfüllt!“

Dankend brach so Timoleon aus, da des Volkes,
Das von dem Druck der Tyrannen er befreyt hat,

Einer öffentlich ihm entgegen
Stand, und in's Antlitz ihn schalt.

Welcher ihn schalt, Demánetos tönt mit des Edlen
Namen uns noch durch den Mund von Chäronea;
Also bringet der Perlenfischer
Schlamm mit der Muschel herauf.

Dazumal zwar war selber ein Schelm noch so redlich,
Daß er dem Mann, den er vornahm, sein Gesicht wies,
Und der Ehre des Volkes von seinem
Namen ein Sühnopfer gab.

Aber der Schelm von heute vermummt sich erst neunfach,
Bläst dann den Bolz der Verleumdung durch ein stummes
Rohr auf den, den er haßt, und kehrt, ein
Niemand, zu Winkel und grins't.

Drücktest du nicht dem Deutschen die Hand, der den Schlagbaum
Oesterreichs hob, daß der Schelm auch in der Mumme,
Kriechend zwar auf dem Bauch, doch durchkömmt?
Dem nicht? gutedeler Griech!

Lor. Leop. Haschka.

VIII. Der

VIII.

Der aufrichtige Schurke.

Johann Galeaz war's, Milano's Herzog,
Der aufrichtig gestand: Er ließe seines
Landes Räuber vertilgen,
Um der einige selbst zu seyn.

Wer denn raubt ihm nicht nach von unsern Fürsten?
Aber welcher bekannt's? Sie streifen jedem
Unterthane das Fell, doch
Zum gemeinsamen Besten ab.

Also hier auch sogar nur feig, nur klein, nur
Niederträchtig? Auch hier nicht einmal Löwen?
„Mein ist dieser" des Ganzen
Letzter Theil! „weil ich Löwe bin!"

Lor. Leop. Haschka.

weil ich Löwe bin) Eine Anspielung auf Phädrus 5te Fabel des ersten Buches: Die Kuh und die Ziege, das Schaf und der Löwe.

IX.

Etwas von Königen, Generalfeldmarschällen und meinem Großvater.

Es treibt ein Tag den andern fort
Der neue Mond verändert sich noch immer
Dem Tode nahe läßt du noch
Viel Marmor haun.

Horaz.

Langens Uebers. der 18. Ode des 2ten Buchs.

Welchen Plan haben eigentlich Ew. Majestät, wenn ich fragen darf, bey dem Feldzuge gegen die Römer? — So fragte einmal vor langen lieben Jahren der Cabinetsminister Cineas den König Pyrrhus von Epirus. Der König entgegnete:

„Ganz Italien will ich erobern.

„Und dann?

„Dann wollen wir mit dem Heer nach Sicilien gehen, und auch das wegnehmen.

„Und dann?

„Dann sollen die Truppen nach Africa hinüber

„Und dann?

„Und dann? Und dann? Ich weis nicht was Sie damit wollen — dann wollen wir uns ruhig hinsetzen, ein

ein gut Glas alten Wein mit einander trincken, und recht vergnügt seyn.

„Aber wenn ich sagen darf. Ew. Majestät, warum können und wollen wir das nicht gleich thun?

Was des Königes Majestät hierauf zu erwiedern geruht, findet sich in der Geschichte nicht, oder es kann auch seyn, daß ich's wieder vergessen habe. Soviel ist aber gewiß, das Herumschlagen war bis zum letzten hohen Athemzug fast sein einziger Zeitvertreib, und er rückte der angenehmen vergnügten Stunde bey einem Glase guten Wein, immer um keinen Zoll näher. Bey der Belagerung einer Stadt erhielten endlich Se. Majestät eine starke Kopfwunde, und gaben in Ihrem hohen Beruf daran Ihren Geist auf.

Das vielfache rege Beginnen und Treiben der Erdbewohner, das beständige Sinnen auf neue Arten von Beschäftigung, ist im Grunde nichts mehr und nichts weniger, als man will immer neue Methoden haben, auf eine gute Manier über Jahre, Tage und Stunden weg zu kommen, ohne eben sterben zu wollen. Der gegenwärtige Augenblick drückt uns, wir eilen über ihn weg, und jagen nach dem folgenden — sind wir da, so ist es doch wieder nicht recht. Jahre lang schmachten wir nach einem Genuß, und haben wir ihn, so hat die Herrlichkeit wieder ein Ende. Unser ganzes Leben ist Hofnung, eine ewige Folge von Ueberdruß und Verlangen.

O liebe, duldende Mutter Erfahrung! wie freundlich sind oft deine Winke, aber auch wie jämmerlich werden manche deiner Kinder übers Ohr gehauen, die deiner spotten! — und der Erfolg ist doch fast immer derselbe. Die größte Majestät lebt sowohl auf Hofnung, als der Hofbürgschwanzschwencker; und da sie fast Meister von Allem ist, und nicht recht viel zu wünschen übrig behält, so ist sie fast elender daran, als dieser. Eben weil Alles da ist, hat sie keinen rechten Geschmack daran. Es geht dann freylich auf des armen Nachbars Gränzen loß, aber es stillt doch nicht den Appetit nach mehreren.

Soviel ist gewiß, und kann man es tagtäglich hören und sehen, daß die gesammte Menschheit in steter Unruhe und Bewegung ist, und all das Weben und Leben ist weiter nichts, als eine Art Zerstreuung, ein Mittel, die Zeit hinzubringen. Fürsten gehen in den Krieg, wie auf die Jagd, sie wollen sich amüsiren, eine Veränderung, eine Bewegung haben. Große Leute streben nach Orden und Bändern, wie Kinder nach Flöten und Schallmeyen, um ein Spielzeug zu haben — und wenn darüber mannichmal die andern armen Menschenkinder gedrückt und gedrängt werden, oft des Lebens dabey nicht sicher sind, zu Tausenden auch wohl ins Gras beissen müssen; so haben sie gerade das nicht gewolt, sie suchten nur einen Zeitvertreib. König Alexander der Große, die Generalfeldmarschälle Cäsar und Hannibal, sahen das Fechten und Säbeln, wobey unser einem grün und gelb vor den Augen wird, wie Ballspielen an. Als erwachsene Männer ritten sie nun auf ganzen Provinzen, wie sie einst als Knaben

au

auf ihren kleinen Stecken ritten. Und diese so verschiedene Leibesübung ihrer jugendlichen und männlichen Jahre hatte doch nur eine gemeinsame Quelle, sie konnten nämlich schlechterdings nicht ruhig seyn, nicht auf einem Fleck bleiben. Hälse herunter zu säbeln, ist dem Krieger eine Kurzweil, wie es den Kindern ist mit Mürweln und Knickern zu spielen. Ganze Provinzen zu überrumpeln, Städte auszuplündern, zu morden, zu brennen, und gewaltig zu ravagiren — das Alles heißt dem wahren Helden nur einmal frische Luft schöpfen, oder sich honetten Zeitvertreib machen.

Wenn wir zuweilen sagen, „erst wollen wir dies thun, „dann das, und dann jenes, und dann Basta" so ist das eigentlich Nichts gesagt. Leidenschaften und Begierden sind in ihrem Laufe nicht zu hemmen, Wünsche hören nicht auf, so lange wir Athem holen, zwischen Bewegung und Tod läßt sich nichts denken. Daß wir also immer etwas in der Hand haben, ist eine Folge, daß wir leben und sind. Ist ja ein Augenblick da, wo wir einmal die Hände in den Schooß legen, so ist das nur ein Augenblick des Nachsinnens und der Ueberlegung, was wir nun forthin beginnen wollen.

Alten Leuten rückt man's auf, daß sie zu großen, weitaussehenden Gebäuden und Werken Risse machen und Grundsteine legen, die sie doch nie ausbauen und vollendet sehen können. Aber man thut ihnen Unrecht, denn sie machen sich dadurch nur etwas zu schaffen, und öfnen sich eine Quelle des Vergnügens. Weitaussehende Entwürfe sind die wahren

Mittel die Hofnung zu beleben und zu stärken, sie geben dem Leben Nahrung und Reiz. Selten oder gar nicht fällt auch solchen alten Projectmachern ein, daß sie einmal, und vielleicht bald abtreten müssen. Ein jeder hat von sich die beßte Meynung von der Welt, und so schmeichelt sich auch solch ein Alter mit der Hofnung, daß er recht die Kunst zu leben verstehe, und noch lange nicht daran denken dürfe, zu seinen Vätern versammlet zu werden.

Ich habe einen Mann gekannt, der im 85sten Jahre Wallnußbäume in seinem Garten pflanzte. Der Garten war ziemlich von allen Seiten offen, demnach machte ihm sein Nachbar die gegründete Erinnerung: „Wenn die Bäume einmal „tragen solten, würden die Dorfknaben alle Nüße stehlen.“ O Herr Nachbar! erwiederte der 85jährige Pflanzer mit vieler Lebhaftigkeit, dafür lassen Sie mich sorgen, mit solchen Buben will ich denn schon fertig werden. Im 90ten Jahre ließ sich mein Großvater einen recht warmen plüschnen Winterrock machen; „der muß mir, sagte er, drey Winter halten, und dann laß ich mir eben so einen wieder machen.“

Schwerlich kann man all die Künste, Handgriffe und Mittel namhaft machen, die wir Menschen gebrauchen, über Tage und Stunden wegzukommen. Ruhe und Bewegung — beydes ist uns lästig — jede Stunde liegt wie ein Gewicht auf uns. Mit etwas müssen wir immer beschäftiget seyn, um zu vergessen, daß wir Langeweile haben. So jagen uns Vorwitz, Abwechselung und Ueberdruß beständig im Cirkel herum.

So-

Digitized by Google

So wie Temperamente und Fähigkeiten, so sind auch die Arten und Weisen, Mittel und Wege verschieden, wie sich diese und jene durch Stunden, Tage und Jahre durcharbeiten. Einige, wie ich schon bemerkt habe, fechten und säbeln Köpfe herunter, andere bauen Häuser und Kirchen, und andere machen Glossen darüber. Mannbare Jungfrauen von zartem Nervenbau, werden von alten und störrigen Aerzten mit bittern Essenzen gequält, und in kalte Bäder geschleppt — jüngere und feurigere glauben, es sey ihnen mit Reiben, Streichen und sanftem Gekrabel weit besser und schneller geholfen, und andere haben Aerger oder leidige Späße darüber. Einige quälen sich mit Zahlen, andere mit Versen; und wieder andere zerarbeiten sich an politischen Händeln, am Ende stochern sich auch wohl einige die Zähne. Der Schnupftaback hat sich hierinn große und allgemeine Reputation erworben, und eine Prise im rechten Moment an die Nase gebracht, giebt der Seele neue Kraft, zuweilen Lust. Damen nehmen ihre Zuflucht zu Kaffe und Theegesellschaften, sprechen mit vieler Herzlichkeit über Moden und die wichtigsten Vorfälle der Stadt, greifen nach den Umständen auch wohl zum Fächer, sich abzukühlen, oder in dem behaglichen Zustande des Nichtsdenkens ihn gedankenlos auf und abrollen zu lassen, und was dergleichen angenehme Tändeleyen mehr sind, die ich nicht alle namhaft zu machen weis. In beyden Geschlechtern giebt es wieder einige, die in der Andacht das beste Mittel finden, sich die Zeit zu kürzen; bey andern ist wieder das Spiel die beßte Methode, und da haben sie die schönste Gelegenheit mit wundersamer Leichtigkeit, Zeit und Geld los zu werden. An den meisten

Höfen, da haperts noch einzig und allein, da hat man so eigentlich keine Methode noch ausfindig gemacht.

Wenn man sich nur hütet keinen Menschen zu foppen und wehe zu thun, so kann sich ein Jeder amüsiren, wie er will. Wer sich aber auf solche Art Vergnügungen und Erholungen verschaft, daß ein Anderer davon Verdruß haben und sich grämen muß, der handelt gegen Vernunft und Religion.

Cordes.

X.

Am fünf und zwanzigsten Jahrstag, der Vermählungsfeyer meiner lieben Eltern.

Den 3ten Hornung, 1787.

Da, wo die Frommen sich versammeln
Um Klagen oder Dank zu stammeln,
In Gottes Tempel kniet' ich heut,
Voll von dem tröstenden Gedanken:
Gott für das seltne Glück zu danken,
Das mir der heut'ge Tag erneut.

Und von des Altars Stufen wallten
Herab drey himmlische Gestalten,
Vertraut geschlungen Hand in Hand.
Zween Jünglinge, in ihrer Mitte
Ein Mädchen, schön, voll Engelsgüte,
Als Friedensboten mir gesandt.

Ent-

Enthüllt von jedem Nebelschleyer
Sah ich in stiller Himmelsfeyer
Nun die Verklärten vor mir stehn;
Sie reichten mir die Leyer wieder,
Es waren meine beyden Brüder,
Und mein verstorbnes Schwesterchen.

Stimm' an ein Lied auf diesen Saiten,
Wir wollen deinen Sang begleiten,
Erscholl's, und freudig sangen sie:
Daß heut vor fünf und zwanzig Jahren
Zween Liebende vereinigt waren
Durch Priesterhand und Sympathie.

„ Voll Zuversicht auf Gottes Huld,
„ Und auf des Himmels Segen,
„ Sah'n sie mit froher Ungeduld
„ Dem schönen Tag entgegen,
„ Wo man nur Freudenthränen weint,
„ Und der auf ewig sie vereint."

„ An Einem Tag in Einem Jahr *)
„ Ward dieses Paar gebohren,
„ Und Eines für das Andre war
„ Als Kinder schon erkohren:
„ Um nun vereinigt durchs Geschick,
„ Zu werden deines Lebens Glück."

„ Uns nahm der Schöpfer bald zu sich,
„ Als Kleeblatt ihrer Triebe;

„ Wir

*) Beyde gebohren den 29. Sept. 1730.

„ Wir schieden früh, und machten dich
„ Zur Erbin ihrer Liebe;
„ Die du, weil du allein nun bist,
„ Auch ganz und ungetheilt genießt. “

„ Sey ihrer würdig, tröste sie
„ Mit dem, was du gesehen,
„ Und sage: daß wir spät und früh
„ Für sie um Segen flehen
„ Bey dem, der über Sternen wohnt,
„ Und eheliche Treue lohnt. “ —

Und hier verstummten ihre Lieder,
Sie schwanden hin; da sang ich wieder,
Was ich gesehn, was ich gehört;
Soll auch ein ähnliches Entzücken
Wie meine Mutter mich beglücken,
So sey mir dieser Wunsch gewährt:

„ Ruft einst mein Loos mich von den Beyden,
„ Aus deren Schooß zu Hymens Freuden
„ Man doch die Hand mit Zittern reicht;
„ So leite meine scheuen Schritte
„ Ein Mann, der ganz an Herzensgüte,
„ Und Treue meinem Vater gleicht! “

Gabriele v. Baumberg.

XI.

Betrachtungen und Urtheile über die neuesten politischen Begebenheiten.

Freymüthige Urtheile über politische Vorfälle unsrer Zeit werden in Deutschland sehr selten dem Publico vorgelegt. Wer seine Ruhe liebt, bleibt damit zurück, oder drückt sich doch darüber mit vieler Behutsamkeit aus. Da indessen solche Urtheile mit Vernunft und Sachkenntniß gefällt, interessant und lehrreich sind, so dürfte es gewiß den mehresten Lesern dieses Journals angenehm seyn, dergleichen zu hören, und zwar von Britten, die, mehr als irgend eine andre Nation mit der Politic vertraut, nicht selten gründliche Betrachtungen über Gegenstände und Vorfälle dieser Art anstellen. Ich besitze davon einen ansehnlichen Vorrath in der großen Menge englischer öffentlicher Blätter, die ich zu meinem brittischen Mercur gebrauche. Der Raum in diesem Mercur gestattet mir, wegen der andern Materien die Thatsachen betreffen, nur einen Theil dieser politischen Bemerkungen dort einzurücken. Ich bin daher entschlossen, dergleichen von Zeit zu Zeit diesem Journal einzuverleiben.

v. A.

Der Vorfall in Holland mit der Prinzeßin von Oranien zieht die Aufmerksamkeit der Welt auf sich. Nach allem was man über diese Sache gehört hat, kann man urtheilen,

daß

daß von beyden Seiten sich manches anführen lasse. Es ist nicht unmöglich, daß die mißlungene Reise ausser dem Versöhnungsplan noch andre Absichten zum Gegenstande hatte. Wenn daher die Gegenparthey Gründe hatte, oder zu haben glaubte, diese Reise als nachtheilig für ihr Interesse zu betrachten, so ist die Hemmung derselben eben nicht zu verwundern. Mitten in der Wuth streichender Factionen bedient man sich aller Vortheile, und die gewöhnliche ehrerbietige Willfährigkeit gegen Personen von Rang ist sodann nicht zu erwarten. Es ist daher nicht die Sache selbst, sondern die Art, wie man sie gethan, die so sehr zu tadeln ist, und in der That nichts, selbst nicht die wichtigsten Staatsursachen, kann die grobe und bäurische Behandlung, die Ihro Königl. Hoheit wiederfahren, entschuldigen. Die Bewegungsgründe, der Prinzeßin nach dem Haag zu reisen, mochten seyn welche sie wolten, so verlangten ihr Rang und ihr Geschlecht Ehrfurcht und Delicatesse. Es war hinreichend ihre Absicht zu vereiteln, ohne Beleidigungen hinzuzufügen. Dieses hätten die Obern derjenigen bedenken sollen, die diese unedle That verübten; es hätte müßen auf der Stelle durch die strengsten Verweise, ja selbst durch Strafen geahndet werden, ohne erst auf klagende Vorstellungen zu warten. Hiedurch hätten sie wenigstens zu erkennen gegeben, daß persönliche Feindschaften keinen Antheil an den gegenwärtigen Unruhen in Holland haben.

Die Franzosen zeigen einen Grad von Achtung für Gerechtigkeit bey den holländischen Angelegenheiten, und zwar

auf

auf eben die Weise, wie sie es im Anfange des americanischen Kriegs thaten. Sie liebten die Americaner nicht, allein sie wünschten England zu schwächen. Im gegenwärtigen Fall sind ihnen die sogenannten Patrioten in Holland höchst gleichgültig, allein sie hassen den Statthalter, und zwar vorzüglich deßwegen, weil er den Engländern geneigt ist. Solte der Prinz von Oranien unterliegen, so würden die Franzosen in den vereinigten Niederlanden mehr Macht als je gewinnen; dagegen auf der andern Seite, wenn der Statthalter wieder in seine Rechte eingesetzt wird, so erlangt Großbritannien die Zufriedenheit, einen Freund aufrecht erhalten, und einen Feind in seine vorigen Schranken zurückgewiesen zu haben. Daß die Holländer dem Statthalter seine Vorrechte nehmen solten, weil er solche von ihnen erhielt, ist kein starkes Argument. Auch das englische Volk schuf sich ein Oberhaupt, allein niemand wird behaupten, daß es deßhalb Recht habe, den König nach Gefallen vom Throne zu stürzen. Wenn unsre Vorfahren es thaten, so geschahe es erst nach weltkundigen Beweisen von Tyranney, und da alle ihre bürgerliche und Religionsfreyheiten aufm Spiel standen.

Die Holländer konnten sich ehmals einer Freyheit rühmen, die wenig Nationen der Erde je zu Theil worden war; allein durch politische Künste, und durch eine Neigung zu sclavischen Maximen, wurde endlich am Ende des 16ten Jahrhunderts durch ein Gesetz verfassungsmäßig festgesetzt, daß das Volk keinen fernern Antheil an der Gesetzgebenden Gewalt haben solte. Dies war die Periode, wo alle patrio-

triotische Tugenden entflohen, und nur der Schatten einer Republic zurückblieb. Jetzo, wenn ein Senator stirbt, so besetzen die andern Rathsglieder die erledigte Stelle nach ihrem Wohlgefallen. Geht man gleich noch so ungerecht bey solchen Gelegenheiten zu Werke, so wird doch die Stimme des Volks selten gehört. Auf diese Weise ist es augenscheinlich, daß wenn das Volk einmal die Gewalt aufgiebt, Magistratspersonen und gesetzgebende Staatsbürger zu erwählen und zu verändern, so ist alle Freyheit zu Ende. Machiavell sagt, daß die Verlängerung der Magistratur in Freystaaten gewöhnlich den Verlust der Freyheit nach sich zieht. Die Würde eines Dictators im alten Rom war eine weise Einrichtung, und rettete oft die Republic. Allein die römische Freyheit wurde vernichtet, da ein Bürger diese Würde beständig beybehielt.

Nationalvorurtheile können weder nach den Grundsätzen der Philosophie noch des Christenthums gerechtfertigt werden; dennoch finden wir, daß sie einen sehr mächtigen Einfluß auf unser Betragen haben. Auch ist kein Mensch, so sehr er auch durch Reisen und großen Umgang mit der Welt gebildet seyn mag, ganz von dieser Schwachheit frey, die von der menschlichen Erziehung, ja von der menschlichen Natur unzertrennlich zu seyn scheinet. Allein von allen Nationen unsers Welttheils besitzt vielleicht keine so viel Nationalvorurtheile als die holländische. Ohne daß sie eben ihre Nachbarn beleidigt haben, war ihr System doch lange von der Art, daß sie jetzt in ihrem Unglück auch nicht einen

einzigen freundschaftlich sympathesirenden Staat in ganz Europa haben. Selbst England, das bey so vielen Gelegenheiten den Holländern Hülfe geleistet, betrachtet jetzt ihre Zerrüttungen mit einer heimlichen Freude. Nur Nationalundankbarkeit kann diese Wirkung erzeugen.

Wie steht es nun um den so gepriesenen Bund dauernder Freundschaft, der auf einen so festen Grund als den neuen Commerztractat mit Frankreich gegründet war? Blindheit und beharrendes Zutrauen ist immer das Loos englischer Minister gewesen. Selbst zu der Zeit, da dieser Tractat negocirt wurde, rüsteten die Franzosen Kriegsschiffe aus, die nach Ostindien bestimmt waren. Wie zahlreich sind die Beyspiele gebrochener französischer Bündnisse? Und bedarf die Schädlichkeit des Comerztractats noch fernere Beweise? Will man den Nutzen beurtheilen, so frage man in unsern Manufacturstädten nach. Man wird hören, daß die Bestellungen, die im Anfang, im ersten Eifer des Bundes gemacht wurden, sehr nachgelassen haben.

Die verblendeten holländischen Patrioten nennen den König von Frankreich ihren besten Freund. Dies thaten auch die Americaner. Auf dies unzufriedene, unglückliche Volk solten die Holländer nun ihre Augen richten, und sich um die Folgen des Bündnisses erkundigen. Der banquerotte Kaufmann und der zu Grunde gerichtete Pachter werden am besten die Frage beantworten können.

Frankreich erzeugt alles was nur sinnreich, und alles was nur abgeschmackt genannt werden kann. Diese Nation ist fähig, alles was groß ist, auszuführen, und sich auch mit den nichtswürdigsten Kleinigkeiten abzugeben. Sie ist verfeinert in den Künsten der Politic, und unerschöpflich in den Künsten der Kochkunst; glücklich in ihren Ministern, und überaus wohl versehn mit ihren Tanzmeistern; berühmt wegen ihrer Feldherrn und Schneider. Dieses Volk hat nun das Vergnügen zu sehen, daß eine benachbarte Nation *) alle Mühe anwendet, ihre Köche, Schneider und Tanzmeister habhaft zu werden, um wo möglich durch Nachahmung das große Muster zu übertreffen.

*) Der Engländer redet hier von seiner Nation, wo die Nachäffung französischer Sitten und Manieren, besonders bey den höhern Volksclassen, immer zunimmt. Diese Nachäffung, worauf sich so viel respectable Nationen etwas zu Gute thun, scheint in Deutschland ihre höchste Periode überlebt zu haben. Die Italiener sind das einzige große Volk in Europa, das von dieser Manie befreyt blieb. Sie waren schon völlig gebildet, da die französische Form noch nichts galt, die nachher Modeform der Höfe von Tagus bis zur Wolga wurde.

v. A.

XII. Der

XII.

Der falsche Graf von Sarjedo.

Eine historische Anecdote des 17ten Jahrhunderts.

Es hat von jeher feine Betrüger gegeben, die die Leichtgläubigkeit ihrer Zeitgenossen mißbrauchten; eine Wahrheit, die wohl keines weitläuftigen Beweises bedarf. Die Annalen aller Zeiten und aller Völker, sogar die Geschichte unserer Tage, liefern eine unzählige Menge Beyspiele dieser Gattung, die bald mehr, bald weniger bekannt sind. Gegenwärtige Anecdote scheint zu der letztern Art zu gehören. Dellon, ein französischer Arzt, der in der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts eine Reise nach den französischen Niederlassungen auf der malabarischen Küste unternahm, und den falschen Grafen von Sarjedo 1672 zu Daman mit eignen Augen sahe, hat uns in seiner Reisebeschreibung *) eine

*) Sie erschien 1685 zu Paris bey Claude Barbin, und ist dem damaligen Bischof von Meaux zugeeignet. Auch hat man noch eine spätere Ausgabe dieses Reisewerks, die 1711 bey Pierre Marteau, in Cöln herausgekommen, und dem Baron de Breteuil, Introducteur der auswärtigen Gesandten, zugeschrieben ist. Diese letztere enthält zugleich eine Nachricht von der Inquisition zu Goa, die aber nicht in jener steht. Dahingegen findet man in der erstern eine merkwürdige Abhandlung von den Krankheiten, die in den Morgenländern herrschen, und welchen die dahin Reisenden

eine umständliche Nachricht von diesem Abentheurer hinterlassen, die wir hier ihm getreulich, obgleich ohne uns gar zu genau an seine Worte zu binden, nacherzählen wollen.

Ein Portugiese, den Dellon nicht mit seinem wahren Namen nennt, dessen Glücksumstände sehr zerrüttet waren, der aber viel Dreistigkeit und nicht weniger Verstand besaß, hatte Gelegenheit gehabt sich zu überzeugen, daß er dem jungen Grafen von Sarjedo, einer der vornehmsten und reichsten Standespersonen in Portugall vollkommen ähnlich sähe. Auf diese Bemerkung gründete er nun einen der kühnsten Entwürfe, die jemals ein Wagehals ausgeheckt und unternommen hat. Der wahre Graf von Sarjedo, der sich damals zu Lissabon befand, war der Sohn eines ehemaligen portugiesischen Oberstatthalters zu Goa, oder sogenannten Vicekönigs von Indien, dem seine sanftmüthige Regierung allgemeine Liebe erworben hatte, und dessen Gedächtniß sich noch immer in den Herzen seiner vorigen Untergebenen erhielt. Ausser diesem seinen rechtmäßigen Erben, hinterließ er noch zu Goa einen natürlichen Sohn, der durch die Freygebigkeit seines Vaters ein sehr ansehnliches Vermögen besaß, bey allen seinen Landesleuten in ganz Indien in großem Ansehen

den vornämlich unterworfen sind; desgleichen von den Hülfsmitteln, die dagegen angewendet werden müssen. Dellon reisete nach seiner Zurückkehr aus Indien als Leibarzt mit dem Prinzen von Conti nach Ungarn. Sein Werk ist nicht übel geschrieben, so wie er auch überhaupt ein Mann von vielem Kopf und Beurtheilungskraft gewesen zu seyn scheint.

sehen stand, und auch noch überdem einen vorzüglichen Rang unter ihnen behauptete. *)

Don Ludwig de Mendoza Furtado regierte damals das portugiesische Indien. Weil aber seine Zeit bereits verflossen war, so erwartete man zu Goa tagtäglich die Ankunft seines Nachfolgers aus Europa. Ausserdem hatte sich auch durchgehends das Gerücht verbreitet, daß Don Pedro, Prinzregent von Portugall, den jungen Grafen von Sarjedo, diesen geliebten Sohn eines beynahe angebeteten Vaters, zum neuen Vicekönig ernannt hatte. Alle diese Umstände wußte unser Abentheurer aufs Beßte zu seinem Vortheil zu nützen. Er verließ sogleich Lissabon, gieng nach London, und begab sich von dort in einem eben nicht sehr glänzenden Aufzuge, mit zwey Cammerdienern, auf ein nach Madras bestimmtes englisches Compagnieschif, wo er sich mit dem Capitain wegen der Ueberfahrtskosten verglich, und ihm das Geld dafür zum voraus zahlte. Er ließ zu gleicher Zeit einen guten Vorrath von allerley Dingen, die zur Erquickung des Seefahrers dienen, z. B. Brantwein, spanischen Wein und Toback, die er von Zeit zu Zeit unter die Matrosen austheilte, aufs Schif bringen, wodurch er sich denn bald auch das ganze Zutrauen und die größte Achtung bey diesem Volk erwarb.

 Hiezu

*) Dellon bemerkt bey dieser Gelegenheit, daß die natürlichen Kinder der Portugiesen, eben so gut für adlich als ihre Väter, und wie die ehelichen gehalten würden. Nur haben sie keinen Antheil an der Erbschaft, ob man ihnen gleich Vermächtnisse und Geschenke aller Arten nach Wohlgefallen zuwenden kann, soviel man nur will.

Hiezu kam noch, daß er anfänglich viel Zurückhaltung beobachtete. Dieses und sein mit Würde verbundenes anständiges Betragen überhaupt, verursachte, daß ihn ein jeder wirklich für einen sehr bedeutenden Mann hielt, der seine Ursachen haben müßte, unbekannt bleiben zu wollen. In der Folge aber ließ er sich nach und nach, obgleich nur in dunkeln zweydeutigen Ausdrücken, gegen die Engländer aus, er wäre der Graf von Sarjedo. Sobald sie in der Nähe von Madras waren, wurde er noch offenherziger. Er nahm nun öffentlich diesen Namen an, und gestand, daß er von dem Lissaboner Hof bestimmt wäre, den Don Ludwig de Mendoza Furtado abzulösen. Um aber zugleich eine einleuchtende Ursache anzugeben, warum er in einem seiner neuen Würde so wenig angemessenen Aufzuge erschien, sagte er: daß es dem Prinzregenten nicht sogleich möglich gewesen wäre, ihn mit einer zahlreichen Flotte und gehörigem Pomp nach Indien zu schicken; daher er denn Befehl erhalten hätte, unbekannter Weise abzureisen, um soviel mehr, da die Zeit der Statthalterschaft des Mendoza bereits längst verlaufen, und der Hof es also für höchst nöthig fände, daß ein neuer Vicekönig je eher je lieber nach Goa käme.

Von diesem Augenblick an überhäuften ihn die Engländer mit noch weit größern Ehrenbezeigungen wie zuvor, und begegneten ihm mit all der Achtung und dem ganzen Ceremoniel, welches sie einem Manne von so ausgezeichneten Rang schuldig zu seyn glaubten. Sie zeigten auf die ausschweifendste Art ihre Freude, daß sie so glücklich gewesen wären, ihn nach Indien zu bringen, und zweifelten nicht im geringsten,

er

er würde während seiner Regierung sowohl der englischen ostindischen Handlungsgesellschaft, als auch denjenigen, die sich insbesondre bey dieser Gelegenheit ihm verbindlich gemacht hätten, große Gegengefälligkeiten leisten. Um ihn nun hierzu noch mehr zu verpflichten, bot ihm ein jeder, sobald er nur ans Land getreten war, allen benöthigten Vorschuß an baarem Gelde an, soweit dieses nur in ihren Kräften stand, und dies war es eben, was unser Abentheurer erwartet hatte. Er nahm mit beyden Händen all die Summen, die sowohl die Caßirer der Compagnie, als auch andre Privatpersonen ihm darboten, die sich wegen des ihnen vor andern zugestandenen Vorzuges glücklich priesen und für äusserst geehrt hielten; auch zum Theil bereits im voraus mächtige Luftschlößer auf seine Versprechungen baueten. Doch nicht allein die Engländer, sondern auch die zu Madras und in den umliegenden Gegenden wohnenden Portugiesen öfneten ihm ihre Geldsäcke. Letztere eilten sogar haufenweise herbey, und formirten ihm eine Art von Hofstaat, wobey sie nicht wenig Eifersucht gegen die genossenen Vorzüge der Engländer blicken ließen. Der Pseudograf empfing seine neuen Unterthanen mit dem ganzen Anstand eines wahren Souverains, und verstand die Kunst, sich auf eine seiner neuen Würde vollkommen angemessene Weise auszudrücken, so gut, daß in den Augen seiner Untergebenen aller Argwohn, sogar selbst bis auf die kleinste Spur, in der Geburt erstickt wurde.

Die reichen Portugiesen, die ihm Geld vorschossen, baten ihn unaufhörlich, ihren Beutel ja nicht zu schonen, und schienen überhaupt von der Wahrheit seines Vorgebens

so sehr überzeugt zu seyn, daß sie selbst die Empfangsscheine anzunehmen sich weigerten, die er ihnen mit vieler herablassenden Güte für ihre Gefälligkeit anbot. Einige beschenkten ihn mit Diamanten und andern kostbaren Steinen. Auch bey dieser Gelegenheit betrug er sich seiner Rolle gemäß. Er schlug nichts aus, nahm es aber auf eine so gute Art, daß es vollkommen das Ansehen hatte, als ob er nur die Gabe bloß wegen des Gebers nicht verschmähen wolte. Hierauf schafte er sich eine Leibwache an, legte sich eine Menge Bedienten zu, und erschien bald nachher in einem Prunk, der seinem vorgegebenen Rang gänzlich entsprach. Endlich verließ er Madras, nachdem er sich einen halben Monat lang an diesem Ort aufgehalten hatte. Sein Gefolge war ausnehmend zahlreich und prächtig; denn er wußte wohl, daß ihm die Unterhaltung desselben nur wenig Unkosten verursachen würde, weil sichs unterwegens ein jeder für eine Ehre schätzte, ihn und seinen Hofstaat unentgeltlich zu bewirthen.

Auf diese Weise zog er langsam immer weiter. Sobald er an eine französische oder holländische Handlungsniederlage kam, hütete er sich sehr, irgend ein ihm angebotenes Geschenk auszuschlagen, weil er, wie er sagte, sich fürchtete, diese guten Leute zu beleidigen, wenn er ihnen weniger Höflichkeit bezeigen solte, wie den Engländern. Die reichen indischen Kaufleute, und überhaupt ein jeder, dem sein Ansehen und Vermögen über den gemeinen Pöbel erhob, er mochte Muhamedaner oder Götzendiener seyn, folgten dem Beyspiel der Europäer. Ein jeder beeiferte sich, einem so bedeutenden Mann, der ihm dereinst entweder nützen oder schaden könnte,

könnte, gefällig zu seyn. So durchstrich unser Abentheurer die ganze Küste Coromandel und Malabar. Ueberall erhielt er beträchtliche Geldvorschüße und Geschenke. Auch war er verschlagen genug, allerley Juwelen und andre Seltenheiten aufzukaufen, so oft er nur unterwegens etwas fand, welches ihm des Mitnehmens werth schien. Doch nahm er sich sehr in Acht, für irgend eine dieser Kostbarkeiten baar Geld auszugeben, sondern verschob auf eine gute Manier die Bezahlung derselben bis nach seiner Ankunft zu Goa.

Endlich näherte er sich diesem Hauptsitz der dortigen portugiesischen Herrschaft. Der Ruf von seiner Ankunft war ihm bereits vorhergegangen. Man erwartete ihn daher mit der äussersten Ungeduld. Zu klug aber in eigner Person zu erscheinen, begnügte er sich blos, einen seiner vornehmsten Bedienten abzusenden, durch den er dem natürlichen Sohn des alten Grafen von Sarjedo, den er mit dem Titel eines Bruders beehrte, seine Empfehlung abstatten ließ. Dieser gute Mann befand sich eben unpäßlich, als er das Schreiben des falschen Grafen erhielt. Er konnte daher nicht selbst in Person abreisen, schickte aber an seiner Stelle seinen ältesten Sohn, den Dellon während seinem Aufenthalt zu Goa kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und den er wegen seiner guten Eigenschaften sehr rühmt, seinem vermeinten Bruder entgegen. Unser Abentheurer empfing ihn ausnehmend höflich, aber auch zugleich mit all dem Stolz, den vornehme Portugiesen gegen ihre natürlichen Anwandten jederzeit zu beobachten pflegen. Da er nicht allein von allen Staatsangelegenheiten, sondern auch von denjenigen, die das Haus

Sarjedo insbesondre anbetrafen, hinlänglich unterrichtet war, so entschlüpfte ihm nie ein Wort, welches die gute Meynung, die man bereits durchgehends von ihm hegte, nicht noch mehr hätte bestätigen sollen. Er gab bey dieser Gelegenheit zugleich seinem sogenannten Neveu und allen übrigen Portugiesen, die von Goa herüber gekommen waren, ihm ihre Aufwartung zu machen, zu verstehen, daß er noch vor seinem Einzug in die Hauptstadt des portugiesischen Indiens verpflichtet wäre, eine Reise nach Surate zu unternehmen, um mit den Ministern des großen Mogols, die sich in gleicher Absicht daselbst einfinden würden, gewiße ihm vom Hofe aufgetragene geheime Geschäfte abzumachen. Durch diesen Kunstgrif entgieng er der nahen Gefahr nach Goa kommen zu müssen, wo seine Betrügereyen natürlicher Weise sogleich entdeckt worden wären; so wie er sich denn auch überhaupt diesem Ort nicht weiter als in einer Entfernung von zehn französischen Meilen *) näherte. Indessen vergrösserten sich von Tag zu Tag seine Reichthümer und sein Gefolge immer mehr und mehr: denn der Adel aus allen portugiesischen Pflanzstädten, die an der Landstraße lagen, reisete ihm unaufhörlich entgegen; auch fuhr man fort, ihn von allen Seiten mit Geschenken zu überhäufen, die er seinem alten Vorgeben nach, aus Höflichkeit nicht ausschlagen durfte.

So kam er endlich bis in die Gegend der Stadt Daman, wo sich Dellon damals aufhielt, ließ aber zuvor dem Gouverneur dieses Orts den Tag melden, an welchem er

*) Sechs deutsche Meilen.

er einzutreffen gedächte. Zu gleicher Zeit verlangte er auch, daß man ausserhalb der Stadt eine Wohnung für ihn zurecht machen solte, weil er gerne alles Ceremoniel vermeiden wolte, oder es doch wenigstens bis nach seiner Zurückkehr von Surate zu verschieben wünschte. Diesen Aeusserungen, die man so gut als für Befehle ansah, gemäß, wurde sogleich ein Haus zu seiner Aufnahme eingerichtet, welches den dortigen Jesuiten zugehörte, und nur eine kleine Strecke von der Stadt entfernet lag. Hier stieg er aus seinem Palankin. Der Gouverneur sowohl wie der gesamte Adel hatte sich bereits dahin verfügt, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Auch eilten die Einwohner der Stadt und der umliegenden Gegend größtentheils herbey, blos nur um die Ehre zu haben, den neuen Vicekönig sehen und grüßen zu können. Ein Jesuite aus dem Collegio zu Daman, der mit dem wahren Grafen von Sarjedo zu Coimbra studirt hatte, und ihn von Person sehr gut zu kennen glaubte, kam mit dem Pater Rector gleichfalls dahin, um ihn in ihrem Hause als Gast zu empfangen. Er sah, sprach ihn, und wurde so sehr überzeugt, daß es der wahre Graf von Sarjedo wäre, daß auch nicht der geringste Argwohn dagegen bey ihm aufstieg.

Den Morgen darauf befand sich der sogenannte Vicekönig wegen einer Unverdaulichkeit, die ihm einige Schmerzen in dem Eingeweide verursachte, ein wenig unpäßlich. Er fragte daher, ob nicht ein Arzt in der Stadt wäre? Man ließ den Dellon rufen, der auf diese Weise die Ehre hatte, ihn zu sehen und zu bedienen. Der Kranke schien mit seiner Hülfsleistung zufrieden zu seyn. Indeß will Dellon doch

doch bemerkt haben, daß seine angenommene vornehme Miene, so wie sein ganzer Anstand affectirt gewesen sey. Auch wundert er sich, daß ihm dieser stolze Vicekönig wegen einiger nicht ganz ehrfurchtsvollen Ausdrücke denen er sich gegen ihn bedient hatte, einen öffentlichen Verweiß gab, ohne zu bedenken, daß man von einem Ausländer unmöglich verlangen könnte, daß er die portugiesische Sprache eben so zierlich, wie ein Eingebohrner sprechen solte. Doch diese Empfindlichkeit war nur vorübergehend, und hinderte den Grafen nicht, viel Achtung und Zutrauen gegen den französischen Arzt zu bezeigen, und ihm goldne Berge zu versprechen. Daher denn auch Dellons Freunde nicht unterließen, ihm wegen der guten Gelegenheit, die er gefunden hatte, sein Glück zu machen, ihre Freude zu erkennen zu geben.

Unser Abentheurer, der in wenig Tagen gänzlich wieder hergestellt war, dachte nun an nichts, als seine Reise sobald wie möglich weiter fortzusetzen. Indeß kaufte er auch in dieser Stadt eine Menge kostbarer Sachen, doch ohne das Geringste dafür zu bezahlen. Er empfing zwar auch hier von verschiedenen Personen beträchtliche Summen an baaren Gelde, gab aber niemand einen Heller, und auch Dellon selbst erhielt für seine gehabte Mühe und gelieferten Arzneyen, ausser leeren Complimenten, nicht das Geringste. Endlich reisete er ab. Sein ohnedem schon mehr als zu zahlreiches Gefolge wurde noch von einem Sohn des Gouverneurs zu Daman vermehrt, den er auf das dringende Bitten des Vaters unter seine Hofjunker aufzunehmen würdigte. In diesem glänzenden Aufzug begab er sich nach Surate, wo

er

er sich es vornämlich angelegen seyn ließ, sein baares Geld gegen Juwelen umzusetzen. Sobald dies geschehen war, gab er vor, er müße mit einem bevollmächtigten Minister des Mogols, der sich an einem gewissen, einige Meilen von Surate entlegenen Orte einfinden würde, eine geheime Unterredung halten; daher er denn auch nur einen einzigen Bedienten, wohl aber verstohlner Weise alle seine Kostbarkeiten mitnahm. Von diesem Augenblick an erwartete man vergebens seine Zurückkunft. Seinem Hofstaat fieng allmählig an die Zeit lang zu werden, und nach und nach stiegen allerley arge Gedanken bey ihnen auf. Indeß war er doch noch so ehrlich, nach Verlauf von ungefehr acht Tagen seinen betrogenen Begleitern sagen zu lassen, sie könnten nur immerhin nach Hause gehen, weil seine Geschäfte unmöglich ihm erlauben wolten, sobald wieder zu kommen.

Dellon setzt noch hinzu: Das Gerücht von diesem Abentheurer hätte sich durch ganz Indien verbreitet, und er selbst habe den sämtlichen Adel, den der listige Betrüger einige Monate lang bey der Nase herumgeführt hätte, voller Schaam durch Daman zurückkehren sehen. Vermuthlich genoß jener feine Spitzbube derweilen die Früchte seiner Anschläge in irgend einem entfernten Lande. Doch hat man ihn seitdem nie wieder gesehen, noch seine ferneren Abentheuer erfahren können.

F.

XIII.

Hume, Spinoza und Mendelssohn.

Drey Manen.

Sp. Sey mir gegrüßt, würdiger Bruder, der du dich dort, entfesselt vom Vorurtheile, durch der Philosophie Dornen wandest, um auf mühvollem Pfaden in ihr Heiligthum zu dringen. Hier, wo dem Geiste vergönnt ist, von grober Hülle entlastet, in nie erreichte Gefilde zu schweben, hier freue dich täglich mehr jener Fortschritte, die du gethan hast.

M. Es sey mir vergönnt, meine Freunde, euch zu begleiten, so oft ihr in den Tempel der Wahrheit geht, anzubeten, um von euch za hören, wenn ihr, ihre Priester, aus dem Allerheiligsten belehrt herauskommt.

H. Siehe, wer auf Erden nach Wahrheit eifrig forschte, wenn er sie auch nie fand, dem wird's hier frühe vergönnt, zu ihren Altären zu treten. Folg uns! — —

Blicke hier um dich im Vorhofe des Tempels. Siehe die Länder der Erde! Dort Deutschland, viel Sterne flimmern über seinen Palästen am Himmel der Wahrheit, dort ein Stern, blinkender als der übrigen viele, aber doch matt. Dort jegen Norden ein heller Stern über Bo-

rußien! Miß seinen Glanz über der andern Sterne Glanz, als würd er zur Sonne.

M. Ich sehe, — aber die Deutung! —

H. Komm! — Ich war einst Zweifler, Freund! nicht aus Bosheit oder Neid über die Menschen, die sich ruhig fühlten, weil sie — glaubten: Ich zweifelte an Wahrheit, weil ich keine fand. Ich träumte, und konnte meine Träume denken, ich brauchte den Prüfstein der Begriffe, und die meinen hielten aus. Genug für mich, mit meiner Phantasie zu toben, wohin ich wolte. Alle Grundsätze waren für mich Phantome, erzeugt durch Willkühr und Zufall und genährt durch Gewohnheit. Viele haben gegen mich gestritten, viele geschmäht, aber ihre Waffen waren stumpf, ihre Zungenpfeile eyterten nur in meinem Namen. Als ich den Stern im Tempel erblickte, da schwand die Hülle vom Auge, ich ward ins Heilige gerufen, und die Wahrheit richtete mich nach Kants Gesetzbuche, und entließ mich beruhigt und belehrt.

Sp. Ich schwebte lange umher in den Regionen der Ideen, spann ein feines Gewebe, und kein Dogmatismus drang hindurch. Man eiferte gegen den Feind jener großen Lehre der Menschheit. Deine Liebe Moses hat dich verleitet, meine Sache zu führen, aber du mußtest meinen Worten Gewalt anthun, und meine Sätze verstümmeln. Ich träumte wirklich, Freund! aber von Borußien her

brach

brach der Morgen hervor, und meine Träume
den mit dem Nebel der Nacht.

M. Verkannter, nie gekannter Weise! So
also, was noch keiner erfand, und ich schmäht
störer aller Erfindung? Eile hieher, daß ich
wie sehr ich dich verkannte, wie sehr — laßt
ne Freunde, vom Schicksal in unsre Mitte erf

H. Noch nicht, noch leb' er der Welt! —
uns hier am Tempel der Wahrheit einen
bauen, und an seinen Stufen jede Betrachtung
bet für sein Wohl krönen. Schon färbte
Jahr seinen ehrwürdigen Scheitel. Mögen
viele an jene Kette reihen, möge Munterkeit
he seiner Tage Abend erheitern, und sein
Geist so leicht und sanft, wie der Deine, der
Hülle enteilen!

B

XIV.

Digitized by Google

XIV.

Das Glück der Völker.

Aus einer Stunde.

Eine Vorlesung
von
J. W. Streithorst,
Domprediger in Halberstadt.

Welch ein Schauspiel würd' es für unsern Verstand seyn, wenn wir einmal alle die Wirkungen ohne Ausnahme übersehen könnten, welche durch eine Ursach hervorgebracht werden; wenn sich uns einmal die ganze ununterbrochene Reihe der Folgen darstellte, die sich von einer einzigen Begebenheit herschreiben? Allein von der großen Kette, die der Allmächtige hält, und die bis in die Unendlichkeit reicht, sehen wir nur wenig einzelne Glieder, diejenigen nämlich, in welche wir, die wir selbst in das Ganze verwebt sind, zunächst eingreifen. Wir sehen Ursachen wirklich werden, und ahnden die großen und erstaunlichen Wirkungen nicht, welche dadurch hervorgebracht werden. Berthold Schwarz, als er von ohngefähr Erfinder des Schießpulvers wurde, dachte sich die großen Revolutionen, die gewaltigen Wirkungen nicht, welche seine Erfindung hervorbringen würde. Wir erwarten

von gewissen Begebenheiten große Folgen, weil sie dergleichen unter ähnlichen Umständen hervorzubringen pflegen; sie aber zum voraus bestimmt anzugeben oder aufzuzählen, ohne eine zu übergehen, das steht nicht in dem Vermögen eines Menschen. Wenn mächtige Heere gerüstet gegen einander stehen, so ist es natürlich, daß wir voll großer Erwartungen dem ersten Schlage entgegen sehen. Wer kann aber vorher den Sieg bestimmen, oder die Opfer, womit er erkauft werden, oder die Entscheidung, die er geben wird? Hinterher erst, wenn eine große Reihe von Wirkungen und Folgen wirklich geworden ist, sind wir vermögend, einen schwachen Blick in den Zusammenhang zu thun. Es geht uns da, wie dem Beobachter, der von einer Anhöhe ein großes Gebiet überschauet, aber nur das, was merklich hervorragt, wahrnimmt, und das übrige nicht unterscheiden kann.

Ich hoffe mit Zuversicht, daß der Mensch einmal mehr sehen wird, als er jetzt sehen kann. Die Lüsternheit des geübten Verstandes, tiefer in den Zusammenhang der Dinge einzudringen, sein Vermögen, Etwas davon zu sehen, sey es auch so wenig, als es wolle, die Erhebung der Seele, wenn sie Blicke dieser Art thut; das alles bürgt mir diese Hofnung. Wie es wohlthätige Einrichtung unsrer Natur ist, daß unsre menschlichen Sinne ein bestimmtes Verhältniß zu der Körperwelt haben, denn wie schlimm würden wir nicht dran seyn, wenn wir z. B. die denkbar möglichste Schärfe des Gesichts, oder die größeste Feinheit des Geruchs, oder das leiseste Gehör, und dabey übrigens alle unsre menschlichen Einschränkungen hätten: so ist es für jetzt auch wohl-

thä-

thätig für uns, daß wir mit dem Geistesauge nur auf eine bestimmte Weite, und nur gewiße Gegenstände in der großen Verkettung der Dinge sehen können. Welche Widersprüche und Verwirrungen würd' es nicht in unserm moralischen Daseyn gegeben haben, wenn wir den Wunsch unsrer frühern Jahre erfüllt, und die Veränderungen unsers künftigen Lebens vorhergesehen hätten? Der menschliche Blick in den Zusammenhang der Dinge reicht gerade so weit, und umfaßt gerade solche Gegenstände, wie es zu unsrer gegenwärtigen Entwickelung erforderlich, und mit unsrer übrigen Beschaffenheit verträglich ist. Ich bin überzeugt, daß jeder unsrer Fußtritte auf die ganze Körperwelt wirkt, denn jede Bewegung in dem unermeßlichen Raum bewirkt eine allgemeine Veränderung; ich bin überzeugt, daß jeder Gedanke einem Saamenkorn gleicht, das sich in unendlicher Zahl vervielfältiget. Allein ich mögte den ganzen Einfluß nicht sehen, welchen mein menschliches stets wirksames Daseyn auf die ganze Körper- und Geisterwelt hat; denn es würde mir wie dem Hypochondristen zu Muthe seyn, der es nicht wagt, einen Schritt vorwärts zu thun, weil er in seinen Gedanken ein Riese ist, der mit jedem Fußtritt eine ganze Generation zermalmen würde; mein Denken würde in der Unendlichkeit schwindeln, und ich würde fremd in meinem eignen Hause seyn. Der Mensch sieht von der großen Verkettung der Dinge so viel, als ihm nöthig ist, um sich gehörig anzuschließen, und den Gliedern, die sich an ihm halten, so nützlich zu werden, als es ihm diejenigen sind, von welchen er gehalten wird. Er sieht so viel, daß es ihm nicht schwer werden kann, sich die Allkraft zu denken, welche alles hält,

ohne welche die ganze Kette in die ewige Nacht des Nicht-daseyns herabfallen würde.

Wir können aber auch in den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen so weit vor- und rückwärts sehen, als erfordert wird, um diejenigen Geistesfreuden ohne Gefahr der Täuschung genießen zu können, welche uns die Erinnerung und Hofnung gewährt. Was wäre unser Leben ohne Erinnerung des genossenen Guten, ohne Hofnung künftiger Freuden? Ein thierischer Genuß, das Wohlseyn eines Augenblicks. Aber wie erhebt diese Erinnerung, diese Hofnung den Menschen! Er vergegenwärtiget sich dadurch die Vergangenheit und Zukunft, und lebt das Leben eines vernünftigen Geistes. Es sind festliche Stunden für das Herz, wo wir uns, nicht an Traumbildern der Phantasie, sondern an treuen Gemählden lieblicher Scenen des Lebens, die unser Gedächtniß aufbewahrt, oder an Bildern der Zukunft weiden, die uns der unbestochne Verstand zur Schau aufstellt. Je weiter unser Gesichtskreiß reicht, destomehr erweitert sich auch unsre Theilnehmung, destomehr wird auch unser Gedächtniß mit Gemählden des Guten und Schönen bereichert, destomehr Herrlichkeiten der moralischen Welt läßt uns alsdann auch die Hofnung erblicken. Es ist eine große erhebende Betrachtung, bey dem ersten Keim zu verweilen, von dessen Entfaltung die ganze Reihe der wohlthätigen Wirkungen und Folgen abhängt, die wir im Allgemeinen zu übersehen im Stande sind, sie mögen nun bereits wirklich geworden oder im Wirklichwerden begriffen seyn, oder den Ruf zum Daseyn noch erwarten. Welche Wonne für den edeln Mann

Alter, auf ein wohlgeführtes Leben zurückzusehen, und seinen Lebensweg von der Wiege an bis zum Rande des Grabes zu überschauen! Welches Vorgefühl der höhern Vaterfreuden bemächtigt sich des väterlichen Herzens, wenn sein Blick und sein Gedanke an dem Erstgebohrnen hängt, der seiner selbst noch unbewußt auf dem Schooß der zärtlichen Mutter ruht! Wenn die Friedriche mit unsterblichem Ruhme gekrönt von dem irrdischen Schauplatz abtreten, um auf einer höhern Laufbahn zu glänzen, dann winkt die Erinnerung den tief gerührten Patrioten, und weiset ihn hin auf die unvergänglichen Trophäen, auf die unauslöschlichen Denkmale ihres Daseyns, läßt ihn die unvertilgbaren Wirkungen ihrer Größe und Güte anschauen, sie tröstet ihn mit der Uebersicht ihres thaten- und verdienstvollen Lebens. Wenn der Tag wiederkehrt, der uns die Friedrich Wilhelme gab, dann denkt sich der Patriot die Stunde, aus welcher sich Freude über Millionen Leben ergoß, in welcher als in einem edlen Saamenkorn die herrlichen Früchte unentwickelt lagen, die ihm jetzt in ihrer goldnen Reife anzuschauen und zu genießen vergönnt sind. Die Hofnung enthüllt ihm die Zukunft, soviel es sein Auge ertragen kann. Er sieht ein glückliches Zeitalter, werth mit dem Namen des goldnen benannt zu werden. Er erblickt die Weisheit, den Heldenmuth, die Güte und Gerechtigkeit, die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, deutschen Biedersinn, deutsche Vaterlandsliebe auf dem Thron; er sieht die Friedrich-Wilhelme mit rascher Thätigkeit fortsetzen, was die Friedriche thaten, und vollenden, was diese nicht vollenden konnten; welch eine Zukunft muß sich seinem Geiste nicht darstellen? Beglücktes Vaterland, denkt er,

du hast eine hohe Bestimmung, deine Fürsten sollen Lehre und Muster für die Völkerbeherrscher seyn, und von dir sollen die übrigen Länder lernen, was ihres Wunsches und Bestrebens eigentlich werth ist. Dir leuchtet die Wahrheit, Gerechtigkeit wohnt innerhalb deiner Gränzen, weiser Gebrauch deiner Kräfte, edle Thätigkeit sichert und erhebt deinen Wohlstand, dein nervigter Arm und Friedrich Wilhelms Heldenmuth gewährt dir Schutz und Frieden. Du mein Vaterland, bist ein vorzügliches Augenmerk der Vorsehung, verdank es ihr, daß sie dir Friedriche und Friedrich Wilhelme gab, denn mit ihnen gab sie dir das Glück, um welches dich deine Nachbarn beneiden. Freue dich deines Glücks an dem Tage, welcher einen Friedrich Wilhelm ins Leben rief. Segne die Asche deines unvergeßlichen vor kurzem erst entschlafnen Vaters, empfinde dein gegenwärtiges Glück, freue dich der kommenden Zeiten, und jeder deiner Bewohner stimme ein in den Freudenruf:

Es lebe Friedrich Wilhelm der Zweyte!

XV. Das

XV.

Das englische Lyceum und der brittische Mercur, als litterarische Unternehmung betrachtet.

Die Unternehmung in Deutschland englische, periodische Schriften herauszugeben, ist so originell, daß sie wohl etwas mehr, als eine Titelanzeige im Meßcatalogus verdient. Da die englische Sprache jezt über alle Vorstellung, selbst in kleinen Städten cultivirt wird, so daß nach Hamburg Briefe über Briefe einlaufen, um Sprachmeister zu verschreiben, so ist die Handlung wohl nicht ganz verdienstlos, diese sich so sehr verbreitende Liebe zur Litteratur und Sprache eines so aufgeklärten Volks, das uns zu unsern großen Fortschritten in dem Reiche der Wissenschaften und des Witzes so behülflich gewesen, nach allen Kräften zu befördern. Es ist keine litterarische Verbindung zwischen Deutschland und England vorhanden; ja selbst in denen Provinzen, die mit Britannien durch mercantilische Geschäfte, oder auf andre Art verbunden sind, erfodert es Mühe, Zeit und Kosten, englische Bücher kommen zu lassen. Wie soll nun der mit der englischen Sprache bekante Deutsche von dem neuesten Zustande der Britten, von ihren originellen Handlungen, von ihren Fort- oder Rückschritten in den mannigfaltigen Culturzweigen unterrichtet werden? Die besten englischen Zeitungen, die sogenannten Daily Papers in groß Folio, werden wegen des hohen Preises, (der nach der Entlegenheit der Oerter, 70, 80 und mehr Rthlr. jährlich beträgt) sehr wenig gelesen,

und doch sind brittische Nachrichten, Erzählungen, Bemerkungen u.s.w. mit den eignen Worten der Engländer niedergeschrieben, durchaus nothwendig, die Originalität dieser Nation zu beurtheilen. Das Originelle fehlt nie zu intereßiren; es mag eine die Menschheit veredelnde Handlung eines sehr aufgeklärten Volks, oder ein höchst barbarischer Gebrauch einer wilden Menschenrace seyn. Dergleichen Nachrichten sind von deutschen politischen Blättern nicht zu erwarten. Oft werden daselbst ausserordentliche Vorfälle, die nicht politisch sind, übergangen, oder doch nur mit wenig Worten angezeigt. Die Handlungen des sittlichen Menschen, die nicht selten geheime Falten des menschlichen Herzens aufdecken, müssen dort den Anstalten zu Fehden, zu Hofbällen u.s.w. nachstehn. Wie viel Deutsche sind wohl von dem ausserordentlichen Vorfall genau unterrichtet, daß ein ganzes Volk, selbst zu der Zeit, da auf dessen Insel der Luxus alles zu verheeren, und alle guten Sitten zu vernichten droht, sich vereinigt, um einem obscuren Bürger, der keine scheinende, aber destomehr edle Handlungen gethan hat, dem Menschenfreunde Howard, wegen seiner Tugenden in der Hauptstadt des Reichs eine Bildsäule zu setzen? Wer kennt das Detail der eben jetzt entworfenen so sonderbaren als wohlthätigen Speculation, durch eine höchst sinnreiche Anstalt, das Eigenthum der Mitbürger gegen Diebe und Räuber zu sichern? Eine Anstalt, einzig in ihrer Art, die in dem ungeheuern London mehr als alle Blutgesetze den Räubereyen Einhalt thun wird. Wer in solchen Handlungen, deren Seltenheit zu beurtheilen, nur eine sehr mäßige Kentniß der Geschichte erfodert, nicht den Nationalgeist der Britten erkennt und bewundert, dem

wird

wird man es gerne verzeihen, wenn er den Verfasser des Werks, England und Italien für übertrieben partheyisch, und die Franzosen für die unerreichbarsten Muster aller Nationen hält. *)

Diese Betrachtungen erzeugten bey mir die Idee einen brittischen Mercur herauszugeben, der zwar noch nicht das ist, was er seyn könnte, allein bey größerer Unterstützung es gewiß werden soll, da alsdann auch der Preiß merklich verringert werden wird. Der verehrungswürdige Professor Schlözer bezeichnet diese Unternehmung im 38sten Heft seiner Staatsanzeigen mit den kraftvollen Worten: „Der Freund „der brittischen Litteratur erspart dadurch mit Thalern Gul„neen." Nur wenige sind im Stande, die ausserordentliche

*) Der deutsche Büchernachdruck, unter dem die verdienstvollesten Gelehrten und die Wissenschaften so ausserordentlich leiden, und der in Oesterreich, trotz der lauten Stimme der würdigsten Männer aldort, aus wahrer Liebe zur Aufklärung, oder wie es nach dem Ausdruck kriechender Wiener heißt, zur Beförderung der allerhöchsten menschenfreundlichen Absichten Sr. Kaiserl. Majest. so sehr beschützt wird, würde in England nicht lange dauern. In einem solchen Fall, wenn Vorstellungen nicht geachtet werden, dürfte es dem brittischen Nationalgeist nicht schwer seyn, Mittel zu finden, alle zum Raub authentisirte Patente unnütz zu machen. Eine Societät in Deutschland zu diesem Endzweck vereinigt, ist eine Sache, die jedoch mehr zu wünschen, als zu erwarten ist.

v. A.

Mühe bey dieser Arbeit zu beurtheilen, die manchei es blos Compilation ist, leicht scheinen dürfte, allein jeder Woche fünf Tage raubt. Wer aber die ung englischen Blätter, und die darin herrschende Unc kennt, wo alle Nachrichten, Bemerkungen u. s. w. in Columnen der groß Folio Bogen, wie ein Chaos unte der liegen, und wo zahllose Wiederhohlungen, die der Leser nicht verzeihen würde, in den mannigfaltigen Zei erscheinen, wird die große Geduld und Mühe des He bers alles zu sieben und zu ordnen, gehörig zu schätze sen. Die Rubriken, worunter die verschiedenen M gebracht werden, sind: Neuigkeiten, Staatsschrifte storische, politische und satyrische Bemerkungen. terarische Artikel. Tribunalsnachrichten. Anecd worunter sittliche Vorfälle aller Art begriffen sind. ste. Poesien. Theaterneuigkeiten. Ausserorder Anzeigen. Neue Bücher. Die Stücke werden Montage, ohne Rücksicht auf das Aussenbleiben der schen Posten in Hamburg ausgegeben. Diese Ordnu nun bereits seit sieben Monat ganz unverrückt beob worden, und wird auch ferner auf das genaueste werden, daher die Subscribenten bey einem unrichtigen pfang der Stücke, sich allein an die Postämter und händler, die die Bestellungen angenommen, halten müsse

Die größern Aufsätze, womit die vornehmsten Lo Zeitungen so angehäuft sind, und die oft mehr Werth ben, als alle, die man in den englischen Magazinen un dern Journalen findet, machten eine abgesonderte Mo

s

schrift nothwendig, wenn nicht vieles Lesenswürdige und Unterrichtende, ja manches wahrhaft vortrefliche für Deutschland verloren gehen solte. So entstand das englische Lyceum. Ein ungeheurer Vorrath von höchstmannigfaltigen Aufsätzen, der posttäglich so sehr gehäuft wird, daß noch drey andre Werke dieser Art geschrieben werden könten, bürgt mir die Subscribenten fortdauernd mit einer intereßanten Lectüre zu versehen. Druck und Papier ist auszeichnend, und der Preiß nicht höher wie bey deutschen Journalen. Hier ist das Inhaltsverzeichniß der ersten beyden Stücke:

THE ENGLISH LYCEUM.

Published

by I. W. v. Archenholtz.

Vol. I. No. 1.

1) Six Lettres from the celebrated Mr. Sterne
2) Letter from John Howard.
3) An account of the three Volcanos in the Moon. By William Herschell, L. L. D. F. R. S. Read before the Royal Society, April 26, 1778.
4) The Misanthrope on his Death-Bed.
5) The Adieu and Recall to Love.
6) A new Song.
7) Female Literature.
8) The Moralist.
9) On the Spirit of Enquiry in Arts and Sciences.
10) Origin of Comte Cagliostro.
11) Love Lettres of Sir Richard Steele. Addressed

to

to Mrs. Sourlock, who was afterwards his second wife. (Never printed before.)

12) Lord Viscount Gormanston. A new political Anecdote.

13) Prior, to F. S. (A Manuscript from that celebrated Poet lately found.)

14) An Epitaph on a Lawyer.

15) Lettres from a English Gentleman travelling through France. The Philosophic Vagabond.

16) Character of the Earl of Mansfield, as a Judge.

17) Fashion. A Comparison between the Europeau Ladies and those of Africa.

18) History of the Dutch.

19) Soliloquy. Written by an unfortunate youth, immediately before his stabbing himself the 5th of August 1787 in London.

20) Prologue, to The Way to Keep Him. Written by the Right Hon. Lieut. General Conway.

21) Epilogue. Written by Lieut. General Bourgoyne.

22) Nature our best instructor. Nature and Man. Nature and God.

23) Political Sketches. Mr. Pitt. Mr. Fox.

24) Arithmetic. Recommended to the Ladies. (A Satyre.)

25) Reflexions on the Human Frame.

26) Miss Fanny's Account of the Metropolis and its Suburbs, in a letter to her Sister Nancy in Cornwall.

27) Ex-

27) Extract of a letter from Captain Wemyss, dated Atcheen, in Borneo, Nov. 23, 1786.

28) A Hymn to Narayena. By Sir William Jones.

29) Musical Sketches, by Mr. Collyer.

30) Marcus and Monimia; an affecting Story lately happened.

31) Letter to the Devil.

32) An Account of the Burning Well at Barrahcoon in Bengal.

33) Ode to George III. King of Great Britain, by Mr. Warton, Poet, Laureat.

No. 2.

1) Letters on the present State of Litterature in England. Letter I.

2) Letters from the late Mr. Sterne. (Never printed before.) Letter XIII. XIV. XV. XVI.

3) Detail of the Forms and Ceremonies, observed on the Trial of Doctor Henry Sacheverell at the Bar of the House of Lords in the Year 1709.

4) Man was made to Mourn. A Dirge.

5) A Poetical Encomium on the late Marq. of Rockingham.

6) The humble Petition of a Convict condemned for robbing a Justice.

7) Extract of a Letter from a travelling English Gentleman, dated Vienna, March. 30. 1787. concerning Ba-

Baron Born's Procefs of Amalgamation; Literary Expedition to the Archipelago.

8) Johnfoniana.

9) Letters from a travelling Gentleman.

10) The Law at Norwood.

11) Number of Houfes in the North - A Towns.

12) Affecting Narrative of Murderers and S

13) The Changes of 10 Years.

14) Scientific Account of the Mufical Feftival. Collyer.

15) Mufical Sketches.

16) Narrative of the Efcape of the Countefs la Valois. Stated by herfelf.

17) The Virgin's firft Love.

18) On Sir John Cope, who was famous for r good Punch.

19) Epigram on the Uncertainty of the Law.

20) The Performers of Macbeth.

21) Obfervations on the Practice of Arch England, by the Hon. Daines Barrington.

22) An infallible Cure for Hard Times.

23) Verres and Haftings.

24) Anecdotes of Chefs.

25) Letter from a Dramatic Author to a Manag

26) Character of Mr. Burke, by Richard C pion, Efq.

27) To the Memory of Mr. Garrick.

28) Defcription of a Garretteer Poet. By Mr. K

29

29) Invocation to Melancholy. By W. Hamilton Reid.

30) The Size of London.

31) Festival of Saint John by the ancient Masons of England solemnized the 25th of June, 1787.

32) Constantinople.

33) A curious Trial relating to a dubious Picture of Poussin.

34) Mr. Hastings's Violation of Orders.

35) Extract from Dr. S. Johnson's Pamphlet of Falkland Islands.

36) An Account of the Feast given by the Emperor of China, Kienlong, to the Ancients of his Kingdom, on the 14th of February, 1785.

37) The Stroke of Death. A Fragment.

38) Extract from an Original Letter of Voltaire to an English Gentleman. (Never printed.)

In den folgenden Stücken kommt die so berühmte Parlamentsrede Sheridans, wodurch Hastings Verbrechen bestimmt wurde, die alle Freunde des Beklagten zum Schweigen brachte, und das ganze Parlament in Erstaunen setzte.

Man subscribirt sowohl auf das Lyceum, als auf den brittischen Mercur auf allen Postämtern und bey allen Buchhändlern Deutschlands. Der Preiß des erstem Werks

ist jährlich sechs, und des letztern acht Rthlr. in Louisd'or, wofür sie franco spedirt werden.

Von dem brittischen Mercur ist auch bereits ein Band in deutscher Sprache übersetzt unter dem Titel erschienen: Jahrbücher der Geschichte, der Politic, der Sitten, der Litteratur, der Künste, der Industrie u. s. w. des brittischen Reichs. Gedruckt auf Kosten des Herausgebers, und in Commißion in der Hofmannschen Buchhandlung in Hamburg.

v. A.

Nach=

Nachricht.

Ich bin seit einiger Zeit von bekanten und unbekanten Personen mit einer Menge Beyträge zum Journal beehrt worden, wofür ich hier öffentlich danke. Eine Erklärung ist jedoch erfoderlich. Die mehresten dieser Beyträge sind poetischen Inhalts, die sich in meinem Porte feville so angehäuft haben, und noch immer vermehrt werden, daß ich mich deshalb in keiner geringen Verlegenheit befinde. Nur den kleinsten Theil des Raums, den ein jedes Journalheft einnimmt, ist dem Plan des Instituts gemäß, für poetische Aufsätze bestimmt, und dieser Plan selbst ist nach dem Geschmack der jetzigen Lesewelt geordnet. Meine gütigen Freunde werden also erinnert, hierauf gefälligst Rücksicht zu nehmen; und wenn nicht alles Eingesandte von Poesien in diesem Journal gedruckt erscheinen solte, so erwartet man von ihrer Billigkeit, daß Sie solches nicht dem Herausgeber zuschreiben werden, dessen Privatgeschmack und critisches Urtheil hier gar nicht in Betrachtung kommt, da alles hierin dem Geschmack des Publicums untergeordnet seyn muß. Prosaische Aufsätze werden mir daher jederzeit willkommener seyn.

Zugleich gebe ich hiermit Nachricht, daß die seit einiger Zeit in Hamburg erschienene englische periodische Schrift betitelt: The british Mercury, jetzt auch in einer deutschen Uebersetzung herausgegeben wird, und also dadurch in

die Reihe deutscher Zeitschriften tritt, die Politic und Geschichte zum Gegenstande haben. Der Inhalt ist überdem für alle Classen von Lesern, und hat folgende Rubriken:

Neuigkeiten aus Großbrittanien, Irrland, den brittischen Besitzungen in Indien, und aus America, Staatsschriften, politische, historische und satyrische Bemerkungen, litterarische Artickel, Anecdoten, die neuesten sittlichen Vorfälle betreffend, Tribunalvorfälle, Künste, Poesien, Theaternachrichten, sonderbare Avertissements, neue Bücher.

Alle Wochen, regelmäßig ohne Rücksicht auf das Aussenbleiben der englischen Posten, erscheint von diesem Werk, sowohl Original als Uebersetzung ein Stück von zwey Bogen; die letztere wird von einem sprachkundigen Gelehrten gemacht. Der Preiß des Jahrgangs, der aus vier Bänden, jeder von 26 Bogen, gr. 8. besteht ist, sechs Reichsthaler in Louisd'or. Jeder Band wird auch einzeln verkauft. Die wöchentliche Spedition besorgen die Postämter, die monatliche aber die Hofmannsche Buchhandlung in Hamburg.

v. Archenholtz.

Verbesserung.

Im October S. 422. Zeile 4. v. u. ließ statt Hounger Lounger.

XI.

Anhang.

No. 1.

Die beynahe allgemein eingeführte Gewohnheit, daß sich Freund und Freundin am Neujahrstage ihre Achtung durch Wünsche beweisen, brachte zu dem Versuch etwas zu liefern, welches ein wenig mehr Geschmack und Brauchbarkeit hat, als ein Pyramidenförmiger, auf Papier oder ein Stückchen Atlas gedruckter Neujahrwunsch. Einen Fächer, dächt' ich, trägt das schöne Geschlecht beynahe das ganze Jahr; nichts führt der Freundin die Wünsche des Freundes so oft vor die Erinnerung als ein Fächer: und so sucht' ich den vortreflichen, und an schönen Ideen unerschöpflichen Künstler Herrn Meil in Berlin dazu zu bewegen, die Sache auszuführen. Wirklich ist derselbe anjetzt damit beschäftiget, den Hauptgegenstand, eine schöne Allegorie, umgeben mit einem sich darauf beziehenden Wunsch, und die schicklichen Verzierungen nach seiner eigenen Zeichnung, in Kupfer zu stechen, und wird in einigen Wochen fertig. Alsdann kann man bey mir, und in den vornehmsten Buchhandlungen erfahren, wo man an jedem Ort denselben haben kann, und ich hoffe, daß er nicht ohne allen Beyfall aufgenommen werden soll.

Leipzig, den 26. Oct. 1787.

Georg Joachim Göschen.

No. 2.

In der Frommanischen Buchhandlung ist in dieser Michaelismesse neu gedruckt.

Ueber Kinderunzucht und Selbstbefleckung. Ein Buch blos für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde, von einem Schulmanne. Herausgegeben und mit einer Vorrede und An-

Anmerkungen begleitet von Schl. Pr. in L. mit einem vortreflichen Titelkupfer von Prenzel in Dresden, gr. 8. 1 Thlr.

Magazin für Prediger ꝛc. 8ter Theil, gr. 8. 20 Gr.

Die Brüder ein Roman aus dem englischen von Herrn Prof. Schreiter in Leipzig übersetzt, 2ter Band 8. 18 Gr.

Der dritte und lezte wird zur Ostermesse fertig.

Auch giebt Herr Prof. Schreiter zu dieser Messe von der in England in kurzer Zeit 3mal aufgelegten und in mehr als einen Betracht merkwürdigen philosophischen Schrift: The First Principles of Philosophy aud their application to the subjects of Taste, Science and history, by John Bruce, eine deutsche Uebersetzung heraus. — In eben dieser Handlung erscheint auch zur Ostermesse: Ueber Homers Iliade für Dichter, Künstler und Liebhaber. Eine Preißschrift des Herren J. D. Bosch. Aus dem holländischen, von E. H. Mutzenbecher in Amsterdam.

Für die Güte dieser beyden Schriften sowohl als Original als in der Uebersetzung bürgt gewis schon im voraus der Name ihrer Uebersetzer.

No. 3.

Die schon im Jahre 1782 angekündigte Fortsetzung des Dictionnaire des Artistes &c. davon der erste Theil bereits 1778 gedruckt worden, ist durch den Zufall bisher unterblieben, daß ein auswärtiger Verleger solche übernehmen wollen, der aber nicht Wort gehalten hat. Nunmehr aber können die Liebhaber der schönen Künste versichert seyn, daß dieses Werk, welches wegen seines Inhalts den Kennern und Liebhabern von Kupferstichen eben so angenehm als nothwendig seyn muß, gewiß fortgesetzt werden soll.

Es sind vielleicht viele bisher durch den Gedanken der Weitläuftigkeit geschreckt worden, da der erste Band nur den Buchstaben A enthält, daß das Werk aus eben so vielen Bänden bestehen müße, als das Alphabet Buchstaben enthält. Nach dem ersten Grundrisse des Werkes würde solches auch wenigstens 20 Bände stark geworden seyn, indem die, schon bey dem Namen eines jeden Malers in Kupfer gestochenen angeführten Werke desselben, bey jedem Kupferste-

cher

cher wörtlich wiederholt wurden. Diese Wiederholung und daraus fließende Weitläuftigkeit nun zu vermeiden, ist der erste Grundriß des Werkes dahin geändert, daß nur allein bey dem Namen des Malers die Stücke genennt werden, welche verschiedene Kupferstecher nach ihnen gestochen haben: bey dem Kupferstecher hingegen allein die Maler genennet werden, nach welchen jene gearbeitet haben; so daß dadurch auch die Werke der Kupferstecher leicht zusammen gesucht werden können, ohne solche weitläuftig zu wiederholen. Wenn aber diese Kupferstecher nach ihren eigenen Zeichnungen gearbeitet, desgleichen Blätter ohne Namen des Malers oder Zeichners gefertiget haben: so versteht es sich von selbst, daß bey ihren Namen, auch diese ihre Werke beysammen stehen. Eben so findet man von denjenigen berühmten Kupferstechern, z. B. Bartolozzi, Edelinck, Nanteuil ꝛc. von welchen die Liebhaber gern ihre Werke besonders sammlen, ein vollständiges Verzeichniß, damit sie der Mühe überhoben werden, erst lange darnach herum zu suchen. Auf diese Art können die Liebhaber versichert seyn, daß das ganze Werk nicht über zehen Bände begreifen werde.

Die Breitkopfische Buchhandlung in Leipzig und Dresden hat die Ausgabe dieses Werks zu besorgen übernommen. Um aber wegen der Anzahl der Exemplarien sicher zu seyn, welche zu dessen Ausführung nöthig sind: so soll auf den zweyten Theil bis Ostern 1788 ein Thaler Pränumeration angenommen werden. Bey Empfang eines jeden Bandes wird wieder 1 Thaler nach, und 1 Thaler auf den künftigen Theil voraus, und bey Empfang des Letzten nur noch 1 Thaler bezahlt, so, daß jeder Band dem Ersten gleich den Liebhabern auch nur 2 Thaler zu stehen kommt, welcher hernach denen, die nicht pränumerirt haben, nicht unter 1 Ducaten verlassen werden kann. Werden sich zwischen hier und der Neujahrmesse 1788 die nöthigen Liebhaber finden: so soll zur Ostermesse 1788 wenigstens der 2te Band, auch wohl nach Befinden in jeder Messe 2 Bände geliefert werden. Neuen Liebhabern, welche den 1sten Band noch nicht besitzen, steht derselbe unter eben denselben Bedingungen zu Dienste, so, daß zum Anfange 3 Thlr. auf den ersten und zweyten Theil bezahlt, und der Erste sogleich erhalten wird. Leipzig, den 1 Sept. 1787.

J. G. J. Breitkopf.

No. 4.

Vie de

FREDERIC II,

Roi de Prusse.

Accompagnée d'un grand nombre de Remarques, Anecdotes & Pièces justificatives, dont la plupart n'a point encore été publiée. Quatre Volumes petit-octavo. A Strasbourg 1787. Chez I. G. Treutel, Libraire. A Paris, chez les principaux Libraires. A Geneve, chez Barde, Manget & Comp.

Il ferait difficile de trouver dans l'histoire un homme aussi extraordinaire que Frédéric II. Né avec le goût des plaisirs, la soif de la gloire subjugua dans son cœur, toutes les autres passions, & en fit le plus grand homme de son siècle. Il n'est aucune espèce de gloire à laquelle il n'ait aspiré; il n'en est aucune à laquelle il n'ait su atteindre.

Simple dans ses mœurs, sensible dans ses liaisons, ami des sciences & des arts qu'il cultivait avec succès, créateur dans l'art militaire, intrépide dans les combats, réunissant dans les plus grands dangers, tout le feu de l'héroisme au sang froid de la reflexion; inébranlable dans les revers, inépuisable dans les ressources, maître des évènements par l'ascendant de ses lumières & de sa sagesse, plus actif dans la paix que d'autres au milieu des troubles & des dangers de la guerre; on l'a vu augmenter de plus de 180 mille hommes, une armée de 60 mille hommes que son père avait créée avec des peines infinies; on l'a vu se créer une cavalerie, simplifier la tactique & la soumettre à son génie; on l'a vu par un plan d'administration admirable, soutenir cette armée colossale, qui semblait devoir absorber toutes les ressources d'un pays

pays sans population, & où l'agriculture & le commerce étaient dans leur enfance. On l'a vu résister seul aux efforts réunis des plus grandes puissances de l'Europe, sortir vainqueur de cette guerre mémorable, & prescrire des loix à ses ennemis.

On l'a vu préparer, avec une ardeur infatigable, au milieu de la paix, les appuis inébranlables de sa nouvelle puissance, & combiner autant qu'il était possible, le bonheur de ses sujets avec l'énormité de ses forces. La même main qui tenait la balance de l'Europe, qui protégeait la liberté germanique; traçait au milieu des camps l'éloge de Voltaire; gravait au temple de mémoire, l'histoire de sa maison & de ses victoires; dirigeait sur la flûte les sons les plus brillants; folâtrait avec les Muses, & répondait avec exactitude à la lettre du dernier paysan de ses états.

L'Europe semble attendre avec impatience la vie de cet homme immortel. En effet, cette vie se lie à tous les grands évènements de son siècle. Elle offre de grands exemples aux rois dans toutes les parties de l'administration; aux guerriers, dans tous les arts de la guerre & dans tous les sacrifices de l'héroisme; aux philosophes, dans toutes les vertus de l'humanité. Elle est une source d'instruction, d'admiration & d'étonnement pour les hommes de tous les états depuis ceux qui portent le diadème, jusqu'à celui qui se courbe sur la charrue; depuis le général qui meut des armées, jusqu'au fantassin qui manie des armes.

On est impatient d'apprendre, par quels moyens il a pu former ses troupes invincibles, renouveller la science de la tactique, créer & exécuter ses marches savantes, & promptes que l'Europe admire & qu'elle tâche envain d'imiter. On voudrait le suivre dans ces

opérations de finance & d'économie; feuls moyens de prévenir fa ruine lorfque fes victoires & fes conquêtes avaient jetté de toutes parts les femences d'une vengeance, qui femblait devoir être auffi terrible qu'inévitable.

Après l'avoir admiré au milieu des combats, on voudrait le voir gouverneur fon peuple, augmenter la population, perfectionner l'agriculture, travailler à étouffer l'hydre de la chicane, terraffer la tyrannie des fubalternes, protéger le foldat qui lui gagnait des batailles, & le laboureur qui nourrit les princes & les foldats.

On voudrait voir l'influence de fon génie de fes actions, de fes opinions fur fes propres états; fur la conftitution de l'Empire, fur le fyftême politique & militaire de toute l'Europe, fur les opinions & les révolutions de fon fiècle. On voudrait le voir dans le filence de la vie privée, ou dépofant l'éclat du diadème fe délaffer dans le fein de l'amitié, & devenir dans des banquets dignes des beaux fiècles de la Grece, l'aimable émule du poète & du philofophe.

L'ouvrage que nous annonçons ici, fuit les détails les plus intéreffans de la vie de ce grand homme, depuis fa naiffance jufqu'a fa mort. On a confulté avec foin tout ce qui a été écrit fur ce prince dans toutes les langues, & on n'y avance rien qui ne foit fondé fur des mémoires authentiques. Les qualités mêmes qui font les grands hommes, font la fource de quelques défauts infeparables de l'humanité; on s'eft gardé de taire ces défauts. Ce n'eft point un éloge, ce n'eft point un panégyrique que l'on offre au public; c'eft une hiftoire fondée fur des faits. C'eft une fuite de faits confacrés dans des mé-

mémoires authentiques, ou attestés par des témoins, dignes de foi.

Cet Ouvrage est divisé en quatre parties.

La première offre la Vie de Frédéric, depuis sa naissance jusqu'au commencement de la guerre de sept ans; c'est à dire, depuis 1712 - 1756.

La seconde comprend l'histoire de la guerre de sept ans. C'est-à-dire depuis 1756 - 1763.

La troisième après avoir offert un tableau de l'administration de Frédéric pendant la paix; donne l'histoire du partage de la Pologne, de la guerre de la succession de Bavière & de la confédération germanique.

La quatrième contient les détails de sa vie privée & littéraire; de sa maladie & de sa mort; & finit par des reflexions sur l'influence de ce grand homme sur son siècle.

Chaque partie est accompagnée d'un grand nombre de remarques anecdotes, & pièces justificatives, dont une partie considérable n'avaient point encore été publiées.

On souscrit aux mêmes adresses pour les Oeuvres du Roi de Prusse.

No. 5.

No. 5.

Nachstehende Verlagsartikel der fürstl. Waysen buchhandlung zu Braunschweig werden von je zum Ablauf der diesjährigen leipziger Michaeli um beygefügte herabgesetzte Preise gegen baar zahlung verkauft.

Belidors (des Herrn) vermischte Werke über die ? gungskunst und Artillerie, nebst einer angehängten fikations- und Artilleriebibliothek. Herausgegeben A. Schneller, mit K. gr. 8. Braunschweig, 1769. 12 Gr. Jetziger Preis 20 Gr.

Bell (Wilh.) Untersuchung der göttlichen Sendung hannis des Täufers und Jesu Christi. Aus den übersetzt. Mit Anmerkungen und einem Anhange P. E. Henke, gr. 8. 1779. 20 Gr. — 12 Gr.

Beyträge (neue Bremische) zum Vergnügen des Ver und Witzes, neue Auflage in 2 Bänden, 8. 1768. — 1 Thlr.

Breithaupts (J. W. W.) heilige Reden über die ge chen Evangelia der Sonntage und vornehmsten Fe ganzen Jahrs, 3 Bände, gr. 8. 1779-1781. 4 T 2 Thlr. 12 Gr.

Calvörs (Hennig) historisch-chronologische Nachric theoretische und practische Beschreibung des Ma wesens bey dem Bergbau, 2 Theile, mit vielen K Fol. 1764. 5 Thlr. — 3 Thlr.

— historische Nachricht von dem Unter- und gesa Oberharzischen Bergwerken. Fol. 1765. 1 Thlr. — 1 Thlr.

Spanisches Theater, aus dem Franz. übersetzt, 3 gr. 8. 1770-1771. 1 Thlr. 18 Gr. — 1 Thlr.

Fleischers (Fr. Gottl.) Sammlung einiger Menuett Polonoisen, nebst einigen andern Stücken für das C neue Auflage, gr. 4. 1769. 1 Thlr. 8 Gr. — 20

Gaillards (des Herrn) Geschichte Franz des Ersten, in Frankreich, aus dem Franz. 4 Theile, gr. 8. 1769. 4 Thlr. 8 Gr. — 2 Thlr. 12 Gr.

Gellerts (C. F.) Orakel, eine Operette, von F. G. F komponirt, gr. 4. 1771. 1 Thlr. 16 Gr. — 1 Thlr

Geschichte des Fräuleins von Birkensee und des Herrn Baron von Linz in Briefen, 2 Theile, 8. 1782. 1 Thlr. 12 Gr. — 1 Thlr.

Gräfens (J. F.) funfzig Psalmen, geistliche Oden und Lieder zur Privat = und öffentlichen Andacht, in Melodien mit Instrumenten, gr. 4. 1760. 1 Thlr. 16 Gr. — 1 Thlr.

Knittel (Fr. Ant.) Vlphilae versio gothica nonnullorum capitum epist. Pauli ad Rom. e litura codicis cujusdam mspti rescripti Augusta, quae Guelferbuti floret, bibliothecae eruta, cum fig. med. 4. 1762. 3 Thlr. — 2 Thlr.

Leßings (G. E.) Berengarius Turonensis: oder Anzeige eines sehr wichtigen Manuscripts von diesem Scholastiker, welches in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel befindlich, und bisher völlig unbekannt geblieben ist, 4. 1770. 16 Gr. — 8 Gr.

Neuenhahns (C. L.) vermischte Bibliothek, oder Auszüge aus verschiedenen zur Arzeneygelahrtheit, Chemie, Naturkunde, Oekonomie, zu Manufakturen und Künsten gehörigen akademischen Streitschriften und andern Abhandlungen, 2 Theile, gr. 8. 1768. 1 Thlr. — 16 Gr.

No. 6.

Bey dem Buchhändler W. Vieweg, dem jüngern, in Berlin, ist in vergangner Michaelismesse erschienen.

Gerhard, Dr. C. A. Abhandlung über die Umwandlung und über den Uebergang einer Erd = und Steinart in die andere, 8. 9 Gr.

Lorenz, J. G. Predigt über die Nothwendigkeit die Sommerschulen zu besuchen, gr. 8. 2 Gr.

Dessen Evangelien und Episteln, nebst Anmerkungen, Erklärungen und Betrachtungen, 8.

In Commission

Spinoza, oder Subiroth Sopim. 8. 8 Gr.

No. 7.

No. 7.

Der Buchhändler, Joh. Heinrich Cramer in Bremen, will von jezt bis Ostern 1788 folgende Verlagsartikel gegen baare Bezahlung für die Hälfte des sonstigen Verkaufspreises erlassen:

Bibliotheca Bremensis nova hist. philol. theol. Class. I-V. in 15 Fasc. et Class. VI. fasc. Imus 8. 760-66. sonst 4 Thlr. 4 Gr. jezt 2 Thl.

Columella 12 Bücher von der Landwirthschaft, ins Deutsche übersetzt von M. C. Curtius, 8. 769. 1 Thlr. 8. Gr. jezt 16 Gr.

Des General von Mannsteins Beytrag zur Geschichte Rußlands vom Jahr 1727 bis 1744, nebst einem Anhange über die damalige Beschaffenheit des Krieges, des Seewesens, des Handels, der Akademie ꝛc. aus einer französ. Handschrift übers. mit 10 Charten und Plans, gr. 8. 777. 2 Thlr. jezt 1 Thlr.

Marmontels Dichtkunst, 3 Theile, aus dem französ. übers. gr. 8. 766—68. 1 Thlr. 20 Gr. jezt 1 Thlr.

Moldenhawers (Dr. J. H. D.) Anweisung, wie die von den 4 Evangelisten aufgesetzte Nachrichten nach der Zeitordnung aufeinander folgen, gr. 8. 780. 10 Gr. jezt 5 Gr.

Dessen Prüfung des Fragments, vom Zweck Jesu und seiner Jünger, gr. 8. 781. 20 Gr. jezt 10 Gr.

Oelrichs (D. Gerh.) Thesaurus Dissertationum juridic. select. in Academiis belg. hab. 2 Vol. in 6 Tom. div. 4to 768 — 71 Schreibpap. 7 Thlr. jezt 3 Thlr. 12 Gr.

Oelrichs (Dr. Ioh.) Belgii litterati Opuscula hist. phil. theol. 2 Tomi 8. 774—76. 1 Thl. 12 Gr. jezt 18 Gr.

Ejusd. Daniae et Sueciae litteratae Opuscula hist. phil. theol. 2 Tomi, 8. 774—76 1 Thl. 8 Gr. jezt 16 Gr.

Pratje (J. Heinr.) Predigten nach dem Vorbilde der heilsamen Lehre, 1ster B. gr. 8. 776. 1 Thlr. jezt 12 Gr.

dat rigische Recht, mit einem Glossario von Dr. Gerh. Oelrichs, gr. 4to. 773. auf Schreibp. 2 Thlr. jezt 1 Thl.

Drey=

Dreymal drey Reden über die Uebereinstimmung der Freymäurerey mit der Religion, 3 Sammlungen, 8. 779—81. Schreibpap. 18. Gr. jezt 9 Gr.

Sammlung alter und neuer Gesetzbücher der Reichsstadt Bremen, herausgegeb. von Dr. Gerh. Oelrichs, gr. 4to. 771. auf Schreibpap. 5 Thlr. jezt 2 Thlr. 12 Gr.

Webers (Ge. Heinr.) Auszüge aus neuen Dissertationen physikal. medicin. Inhalts, 2 Bände, m. K. 8. 775. 76. 1 Thlr. 8. jezt 16 Gr.

Die Bezahlung geschiehet in Louisd'or à 5 Rthlr. und Dukaten à 2 Rthlr. 20 Gr. Die respect. Liebhaber können sich mit ihren Bestellungen entweder an den Verleger selbst, oder an Herrn Crusius, Buchhändler in Leipzig wenden.

No. 8.

Seit mehreren Jahren arbeitet Herr Schedel in Hamburg an einem Handlungswaarenwörterbuch, woran es bisher dem handelnden Publiko gefehlt hat.

Das Werk wird dadurch den möglichsten Grad der Vollkommenheit und allgemeinen Nützlichkeit erhalten, daß verschiedene gelehrte und erfahrne Männer das Manuskript, bevor es dem Druck übergeben wird, durchsehen.

Unterzeichnete werden den Verlag davon übernehmen, und es in zween Bänden in gr. 8vo und Lexiconformat auf Ostern und Michaeli 1788 liefern.

Zu diesem Vorhaben fodern wir das Publikum auf, da wir nicht zweifeln, daß ein so nützliches Werk die Unterstützung erhalten wird, welche es wirklich verdient.

Der Waarenhändler, der große und auch der kleine Kaufmann, werden hierinn eine vollständige und genaue Beschreibung aller rohen und verarbeiteten Waaren, Kunsterzeugnisse und Handesartikel finden, eine richtige Erklärung ihrer Verhältnisse in Gewicht, Maaß, Verkaufungsart, woher sie zu beziehen sind, wie sie behandelt oder benutzt werden, welche Sorten den Vorzug verdienen, oder welche zu verwerfen sind? u. s. w. Der Handelsstand bekömmt dadurch ein Handbuch, das ihm in wichtigsten un-

ter den praktischen Fächern der Handlung, nemlich in der Waarenkenntniß, unentbehrlich ist.

Was den Preis desselben anbetrift, so sind wir vor der Hand nicht im Stande, ihn genau bestimmen zu können; aber schwerlich wird das Ganze über einen halben Carolin zu stehen kommen. Wir werden keine Kosten und Mühe sparen, um das Werk in einem so reinlichen und anständigen Gewande, und zugleich in so billigem Preise zu liefern, als wir den würdigen Theilnehmern an dieser Arbeit und dem Publiko es schuldig zu seyn glauben. Allein, um dieses möglich zu machen, ist es auch nothwendig, einigermaßen die Auflage bestimmen zu können, und deshalb schlagen wir den Weg der Subscription ein.

Jeder Liebhaber, der uns seine Unterzeichnung vor Ablauf dieses Jahres übersendet, hat sich — so wie vorzüglich jeder Sammler — von unserer Dankbarkeit besondere Vortheile zu versprechen, und sein Name wird als Beförderer des Nützlichen und Guten, dem Werke vorgedruckt.

Offenbach, im August 1787.

Weiß und Brede.

In Leipzig kann man darauf subscribiren bey dem Verleger dieses Journals.

No. 9.

Hr. Villaume, dieser durch mehrere pädagogische und philosoph. Werke rühmlichst bekante und allgemein beliebte Schriftsteller, hat sich entschlossen, mit Anfang künftigen Jahrs ein Wochenblatt in französ. Sprache, im Verlag des Buchhändlers J. A. Werner zu Frankf. am Mayn, herauszugeben. Der Zweck desselben soll hauptsächlich seyn: jungen Leuten allerley für das Leben nützliche Kentnisse in jeder Art beyzubringen; die Aufklärung des Verstandes zu befördern; Geschmack für Wissenschaften zu verbreiten und tugendhafte Gesinnungen einzuflößen, nebenbey das Studium der franz. Sprache zu erleichtern. — Eltern und Erzieher mögen beurtheilen, welcher vielfache Nutzen für die Jugend von dieser Wochenschrift erwartet werden darf — auf den Beyfall und die Unterstützung für die edle Bildung jener in Rücksicht genommenen Leser besorgten Männer hoft man sicher rechnen zu können. Es erscheint von diesem Blatte alle Wochen 1 Bogen in gr. 8. auf Schreibpap. Der jährliche Preis ist eine halbe Carolin, deren Hälfte pränumerando, oder beym Empfang des ersten Stücks bezahlt wird. Wer es wöchentlich verlangt, beliebe sich bey den Postämtern seines Orts zu melden; quartaliter kann man es in den Buchhandlungen brochirt erhalten, wenn die Bestellung nach Ablauf dieses Jahrs geschieht.

Ankündigung
eines vollständigen
italienisch-teutschen
und
teutsch-italienischen Wörterbuchs
vom
Herrn Rath und Bibliothekar Jagemann
in Weimar.

Ein ganz zuverläßiges, und vollständiges Wörterbuch in eigener Muttersprache zu verfertigen, ist ein überaus schweres und wichtiges Unternehmen: aber noch weit schwerer ist es, in zwei verschiedenen Sprachen ein solches Werk zu Stande zu bringen. Der Verfasser muß eine so vollkommene Kenntniß beider Sprachen besitzen, daß man sich in einer so wohl als in der andern auf seine Worterklärungen gänzlich verlassen kann. Ob jemand durchs Bücherlesen oder durch einen Aufenthalt weniger Monate dermaßen mit fremden Nationen naturalisirt werden könne, daß er den Sinn ihrer Denk- und Redensarten ganz erschöpfe und sich eigen mache, das überlasse ich einem jeden zu beurtheilen. Mich brachte dieser Gedanke auf den Zweifel, ob wir wirklich ein italienisch-teutsches und teutsch-italienisches Wörterbuch besäßen, auf dessen Vollständigkeit und Zuverläßigkeit wir uns verlassen könnten. Eine Frage, die ich an Herrn Rath und Bibliothekar Jagemann that, und die Antwort desselben bestätigte mich in meinem Zweifel, und bewog mich, diesen Mann, der gegen 16 Jahr in Toskana zugebracht, und sowohl daselbst, als auch in Teutschland viele überzeugende Beweise von seiner Stärke in der Toskanischen Sprache an den Tag gelegt hat, zu ersuchen, daß er das schwere Werk, ein solches Wörterbuch zu schreiben, auf sich nähme. Sein patriotischer Eifer, die italienische Litteratur immer weiter in Teutschland auszubreiten, war es, was ihn bewog, in mein Verlangen einzuwilligen, so mühsam und verdrießlich auch diese Arbeit an sich ist. Aus dem, was bereits davon fertig liegt, bin ich im Stande jedermann zu überzeugen, daß wenn man es gegen die bereits herausgekommenen Wörterbücher dieser Art hält, fast keine Seite ist, wo nicht entweder die Anzahl der Wörter vermehrt, oder wesentlichnothwendige Veränderungen in der Erklärung der Wörter, Redensarten, und Sprichwörter vorgenommen worden sind. Damit das Werk nicht unnütz aufschwelle, so sind die durch die Grammatik bekannten, und leichten Veränderungen und Ableitungen der Stammwörter, wofern sie keine besondern Bedeutungen haben, und von den gemeinen Regeln nicht abweichen, ausgelassen worden; wodurch zu mehrern Sprichwörtern und Redensarten Platz gewonnen wird.

Ich verlange weder Pränumeration noch Subskriptic die Ursache, warum ich dieses Werk, für dessen Güte de berühmten Verfassers bürgt, ankündige, ist: weil ich ver den bin, eine kleine Anzahl auf Schreibpapier zu drucken Zahl vermehrt wissen mögte; wer also binnen jezt un Leipziger Ostermesse 1788 Bestellung macht, erhält ein auf gut weiß Schreibpapier für eben den Preis, was ni Exemplar auf Druckpapier kostet. Bei einem Werk, die Hände genommen und worin viel geblättert wird, i geringer Vortheil, den man bloß durch zeitige Bestellung er

Liebhaber, oder Besitzer kostbarer Bibliotheken, die da gut weiß Schweizer-Schreibpapier mit breitem haben wünschen, wie es bereits für einige fürstliche Biblioth worden, bezahlen für beide Theile einen halben Louisd'o der gewöhnliche Preis ist, müssen aber so gütig seyn ni stellung bald machen. Auf beide Sorten Schreibpapie Exemplar mehr gedruckt, als binnen der Zeit bestellt wer

Preis und Bogenzahl kann ich noch nicht genau bestim aber den ersten italienisch-teutschen Theil circa drei A groß Oktav, in gespaltenen Kolonnen, aus kleiner jedoc neuer Schrift. Ich versichere aber auf Ehre: daß ich de gewiß als möglich machen werde.

Der Druck soll äußerst korrekt werden, weshalb ic Rath Jagemann jeden Bogen zur nochmaligen Durchsicht zu schicke. Aus dieser Ursache kann ich den an sich sehr mühsa nicht beschleunigen. Die Zeit der Ablieferung werde ich i und Journalen bekannt machen, und, weil das Werk ni wird, beide Theile zugleich liefern. Ohne baare Zahlung aber auch kein bestelltes Schreibpapier-Exemplar verabfol

Diejenigen Privat-Freunde, die zu zehn Exemplare sammlen, erhalten, nebst meinem Dank, das 11te Ex Ihre Bemühung. Auf 15 aber ein Exemplar auf Sch pier, und auf weniger, verhältnißmäßigen Rabat. — Bu gen bewillige ich den gewöhnlichen Rabat, den sie von solch mit Recht fodern können, und den ich hier nahmhaft nicht nöthig finde.

Redakteurs von gelehrten Zeitungen ersuche ich h um nicht erst besonders zu schreiben, um baldige Bekanntm ses Avertissements. Ich erstatte entweder die Kosten oder andre befriedigende Art erkenntlich, wenn man mir das St es abgedruckt ist, franco Leipzig zuschickt.

Während den Messen wohne ich in Leipzig in der M in Schirmers Hause, woselbst alsdenn auch meine übrige Artikel zu haben sind. Weißenfels in Sachsen, im Oktobe

Friedrich Sev

Digitized by Google

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

XII.
December. 1787.

I.
An die Stadt Amsterdam.

Ists Scipio, der dich bezwungen hat,
Dich unbezwungne, stolze Stadt!
Die Cäsarn trotzte mit dem Gelde,
Das auf dem Weltmeer und der Schelde
Du holtest, her in dich aus Winkeln aller Welt,
Ists der Zerstörer? ists der alte Römer Held?
Carthago's Schrecken? Nein! Carl ists! In deinen Thoren,
Wie ausser ihnen Menschenfreund!
Durch Ihn, als deinen Feind,
Hast Stolze, Stolze du gewonnen, nicht verlohren,
In dir ist nicht ein Aug' ihn sehend, welches weint!
Er ist Erhalter! nicht Zerstörer,
Wie Scipio und Titus!*) stolze Stadt,

Dem

*) Scipio zerstörte Carthago, Titus Jerusalem.

Dem bessern Titus danks, der dich gesondet hat,
Und, darf ich rathen, nimm den großen Mann zum Lehrer!
Er lehre, lehre dich: Nicht stolz zu seyn aufs Geld,
Nicht zu verlassen dich auf deine Menschenhaufen,
Und, Menschenseelen zu verkaufen,
Sei Sünde, lehr er dich, und schaf es ab, und werde,
Durch diesen Heldendienst der Erde,
Noch erst der größte Held!

October, 1787.

Gleim.

II.

Die Schlacht bey Torgau, am 3ten Nov. 1760. *)

Einer meiner Freunde, ein Gelehrter, dessen Name sehr rühmlich auf dem deutschen Parnaß bekannt ist, hat mir gegenwärtigen Beytrag nebst der folgenden Einleitung zugeschickt.

*) Gegenwärtiger Aufsatz ist ein Stück aus einer höchst merkwürdigen und interessanten Geschichte des siebenjährigen Kriegs, wovon das französische Original nächstens unter dem Titel: Campagnes de Fréderic II. Roi de Prusse 1756 bis 1762 im Druck erscheinen wird, und einen schon im Kriegsfache als Schriftsteller rühmlich bekannten preussischen General, der diese Feldzüge selbst mitmachte, zum Verfasser hat. Der Reichthum an bisher unbekannten Anecdoten, und die Unpartheilichkeit und Freymüthigkeit, die

schickt. Da ich eben diese Kriegsgeschichte bearbeite, obgleich nicht tactisch, nicht critisch, sondern auf eine eigene Art, für unmilitärische Leser, so kann das hier angezeigte Werk mit dem meinigen nicht wohl in Collision kommen, und geschähe es auch, so würde dennoch die vervielfältigte Erörterung dieser großen Weltbegebenheit, die sieben Jahre lang die vornehmsten Völker der Erde beschäftigte, bey mir jeder andern Betrachtung nachstehn. Ich liefere daher dieses Fragment ohne Verzug. So sehr es auch zu Bemerkungen Anlaß giebt, so habe mich doch enthalten, dergleichen zu machen, ein paar Stellen ausgenommen, wo der Text mir gleichsam die Feder in die Hand drängte, und wo ich als Co-Historicus unmöglich schweigen konnte. Wahrscheinlich dürfte das Werk selbst, nach der Erscheinung die militärischen Kunstrichter nicht wenig beschäftigen, da hier ein preußischer General (wie es heißt) auftritt, der preußische Thaten erzählt, mit sonderbaren auffallenden Behauptungen nicht sparsam ist, und der nach diesem Bruchstück zu urtheilen, sich nicht selten mit den bis jetzt bekannten Geschichtschreibern der gedachten Epoke im Widerspruch befindet.

v. A.

die durchaus in dieser Geschichte herrschen, machen die öffentliche Bekanntmachung derselben, die eben deshalb bis nach des Königs und selbst des Verfassers Tod verschoben werden mußte, zu einer höchst merkwürdigen Erscheinung, und geben ihr zugleich die Autorität einer Art Kontrole zu derjenigen Geschichte, die wir aus dem Nachlaß des seligen Königs selbst zu erwarten haben.

Mit dem Einmarsch des Königs in die Niederlausitz, verschwanden alle feindliche Truppen. Die rußische Hauptarmee, welche bey Frankfurt stand, zog sich nach Polen; und dies wars gerade, was man gewünscht hätte. Soltikow übergab das Commando an Batturlin: man machte ihm den gerechten Vorwurf, daß er die Gegenden, wo er gestanden, zu hart mitgenommen habe. Da König Friederich von Schweidnitz abgieng, nahm er seinen Zug über Hainau, Prinkenau, gieng über den Bober, über Protau, Guben, Luben, wo er die Nachricht erhielt, daß die Russen sich zurückgezogen haben, und daß Berlin vom Feinde geräumt sey. Dies bewog ihn, sich links zu ziehn, um der Elbe näher zu kommen, und sich neuerdings zum Meister über Sachsen zu machen, das ihm unentbehrlich war. Hülsen, und der mit ihm vereinigte Prinz Friederich von Würtemberg, hatten sich nach Brandenburg zurückgezogen; von da marschirten sie gegen Belsey, um bey Magdeburg über die Elbe zu gehn, wodurch der Herzog von Würtemberg, der sich aus Mißvergnügen von der Reichsarmee getrennt hatte, gezwungen ward, die Staaten des Königs zu verlassen. Wittenberg wurde schnell geräumt; und die nämliche Armee, welche diese Stadt in Brand gesteckt hatte, um sie auf einige wenige Tage in Besitz zu bekommen, zog sich eiligst bis hinter Leipzig, welches bey Annäherung einiger preußischen Truppen ebenfalls Preis gegeben wurde, und zwar mit Verlust der Feinde, die man während ihres Rückzuges angriff. Nun rückte die Reichsarmee in Franken ein; und der König, welcher bey allen seinen Bewegungen nicht den mindesten Verlust erlitten hatte, fand, durch ein unbegreiflich günstiges

stiges Glück, nun weiter Niemanden im Wege, als den General Daun. Er hatte sogar auf seinen stets angestrengten Märschen, in mehrern Scharmützeln, über 1000 Gefangene gemacht. Daun, dem natürlicher Weise diese Wendung der Sachen sehr unangenehm war, gieng bey Torgau über die Elbe, und bezog jenes berühmte Lager, wo er ein Jahr vorher den Prinzen Heinrich anzugreiffen nicht gewagt hatte, in der Vermuthung, daß der König eben so vorsichtig seyn würde, wie er selbst, und dieser Plaz ihm also hinlängliche Sicherheit gewähre. Da ich nicht als bloßer Zeitungsschrei, ber von diesem Kriege reden will, so muß ich etwas weiter ausholen, um mit wenig Zeilen darzuthun, mit welcher Ueberlegenheit des Geistes und mit welcher Einsicht der König alle seine Bewegungen leitete, welche seit dem Anfange des Feldzuges alle unverbesserlich waren, bis auf den einzigen Marsch ins Gebirge, da er nach Landshut gehn wolte. Er hob im Angesichte Dauns sein Lager auf; defilirte vor dessen linken Flügel vorbey; warf 8 Bataillons in jene schlesischen Festungen, deren Garnisonen ihm unzureichend schienen, zog das kleine Corps des Goltz an sich, das unter den Canonen von Glogau gestanden hatte; lenkte seinen Marsch, als ob er über die bey Frankfurt an der Oder stehenden Russen herfallen wolte; diese ziehn sich bey seiner Näherung nach Polen zurück; und Lasey stoßt bey Torgau zu Daun. Sobald Friederich jener Gäste los ist, schwenkt er sich links, um der Elbe nahe zu kommen, die ihm unumgänglich nöthig war. Die Corps des General Hülsen und des Prinzen Friederich von Würtemberg konnten zu Wittenberg, das die Reichsarmee verlassen hatte, über die Elbe gehn; aber nein:

der König läßt sie bis gegen Magdeburg rücken, um den Herzog von Würtemberg so weit zurück zu treiben, daß ihm die Lust vergehn solte, sobald wieder zurück zu kommen. Hülsen dringt bis Dessau vor; indessen macht sich die Reichsarmee gänzlich davon, um nicht durch jene Corps abgeschnitten zu werden. Jetzt gieng der König mit seinem Heer bey Roslau und Blessere, über die Elbe, wo sich alles vereinigte. Sobald Friederich den Abmarsch der Russen erfahren hatte, schickte er Goltz nach Schlesien, den aber Laudon nicht erwartete. Alles dies wurde glücklich entworfen, glücklich und ohne Verlust ausgeführt. Daun wolte sich zwar dem Uebergang des Königs über die Elbe widersetzen, und war in dieser Absicht schon bis Eulenburg vorgerückt, weil er aber dabey mit seiner gewöhnlichen Langsamkeit zu Werke gieng, so kam er immer zu spät. Er fand die preussische Armee schon links bey Sleutna versammelt, und zog sich in das berühmte Lager bey Torgau zurück, wo ihn der König am 3ten November angriff, wie ich hier ausführlicher erzählen will.

Man hat behauptet, der König hätte diesen Angrif nicht thun sollen; ich will also einige Bemerkungen darüber machen, die jeder nach seinem Belieben beurtheilen mag. Nachdem der alte Ziethen von seinem Zug gegen die Reichsarmee zurückgekommen war, von welcher Daun alle österreichische Truppen, bis auf das Corps des Luzinsky, an sich gezogen hatte, beschleß der König, ihn anzugreifen. Kaum hat man je so widersprechende Berichte gesehn, als beyde Theile über dieses Treffen bekannt machten; da ich nun

alle

alle Umstände von demselben genau weis, so will ich sie hier mit dem strengsten Wahrheitssinn erzählen. Das österreichische Heer war in der Form eines halben Mondes gestellt, dessen beyde Enden beynahe die Elbe berührten. Der linke Flügel war wegen des unwegsamen Terreins vor dem Angrif gesichert; die Anhöhen des Dorfes Siptitz waren auf Dauns Seite, lagen beynahe am Mittelpunkt seines Heeres, und waren von ihm mit zahlreicher Artillerie besetzt. Die ganze Fronte von Siptitz bis zum rechten Flügel war von einem Walde gedeckt, der einen Kreis um diesen Flügel schloß, und an einigen Stellen auf 1000 Schritte von der Fronte des Feindes entfernt war, an andern um etwas weniger. Daun hatte also seine Linie nach der Stellung des Waldes eingerichtet, und einige kleine Schanzen aufgeworfen, um seine Artillerie darauf zu stellen. In dieser vortheilhaften Stellung beschloß ihn der König anzugreifen. Ziethen hatte 35 Bataillons, und der König 30. Der erstere wandte sich rechts, um den linken Flügel der Feinde am äussersten Ende anzugreifen. Friederich marschirte links, um das nämliche gegen ihren rechten zu thun. Der Mittelraum blieb ganz leer, und beyde Corps hatten keine Communication miteinander, als mittels eines großen Umweges von hinten herum. Die Absicht des Königs war, beyde feindliche Flügel über den Haufen und auf ihren Mittelpunct zurück zu werfen, wo dann unvermeidlich die größte Verwirrung hätte entstehen müssen. Hätte man in einer vortheilhaftern Gegend zu fechten gehabt, und wäre die Stellung des Feindes nicht so gar fest gewesen: so hätte man keinen ausgesuchtern Plan entwerfen können. Ueberdas ists gewis, daß die Oesterreicher

den Preussen sehr an der Menge überlegen waren; denn diese letztern hatten kaum 40,000 Mann; und ihre beßte Infanterie bestand noch obendrein aus feindlichen Gefangenen und Deserteurs, die man theils gutwillig, theils mit Gewalt zum Dienst gebracht hatte. *) Hätte dem König sein Vorhaben gelungen, wie er es hofte, so würde dem ungeach-

*) Die beßte Infanterie des Königs, und zwar an diesem denkwürdigen Tage, wo er den Kern seiner Truppen bey sich hatte, aus Gefangenen und Deserteurs bestehend? Diese Behauptung ist so ausserordentlich, daß ich meinen Sinnen kaum trauen wolte, als ich es las. In dem Tagebuche eines Croatenofficiers, der seine Feinde halt nach seiner Art beurtheilt, war so etwas wohl zu erwarten, aber daß einem preußischen General sein Gedächtniß bis zu dem Grad untreu seyn konnte, dieses übersteigt mein Begreifungsvermögen. Und wo waren denn die Veteranen der Berliner, der Potsdammer und Magdeburger Garnison? Regimenter, die beständig das erste Treffen der Armee des Königs formirten, und deren Soldaten bey weitem der größere Theil aus Landskindern bestanden? Es ist wahr, daß um die bey Maxen und Landshut gefangenen Regimenter wieder herzustellen, eine Menge Gefangene und Ueberläufer in denselben incorporirt wurden, allein das preußische Heer, das bey Torgau stritt und siegte, war ganz anders beschaffen. Der Abgang wurde fast ganz aus den militärischen Cantons durch junge Landleute ersetzt, die alle Winter in großen Schaaren bereits mondirt und etwas exercirt, den Regimentern zugeführt wurden. Das Regiment von Forcade, bey dem ich stand, erhielt deren jedes Jahr 500, 600, auch mehr. Am Tage der Schlacht bey Torgau, wobey ich mich auch befand, zählte

geachtet die österreichische Armee in die Elbe gesprengt, und gänzlich zu Grunde gerichtet worden seyn; aber, wie gesagt, ihre Stellung war so fest, daß sie nicht konnte geschlagen werden, wofern sie nicht die gröbsten Fehler machte, welches denn auch richtig geschah, und verursachte, daß der König das Schlachtfeld behauptete.

Beyde Corps der preußischen Armee solten zu gleicher Zeit angreiffen. Ziethen fand auf seinem Weg einen Verhau, der mit ungarischer Infanterie besetzt war, und fieng eine heftige Canonade dagegen an, um sie daraus zu vertreiben. Daun hatte seinen rechten Flügel so weit vorrücken lassen, daß er beynahe an Siptitz stieß, welches zuvor

zählte das Regiment daher kaum 200 Ausländer, und so ungefehr sah es auch bey den übrigen Regimentern des ersten Treffens aus, die beßte Infanterie des Königs, nicht allein in dieser Schlacht, sondern überhaupt. Wie schlecht steht es um alle historische Glaubwürdigkeit wenn ein General, ein Augenzeuge, eine so wesentlich ganz notorische Sache, die keinem Corporal unbekannt seyn kann, falsch erzählt? In welchem Grade verächtlich wäre die preußische Armee gewesen, wenn ihre beßte Infanterie aus solchen zusammengerafften Gesindel bestanden hätte? Ihre schlechteste hätte daher natürlich noch unter dem Rang der Zigeuner gestellt werden müssen. Schwerlich dürfte ein größer Wunder in der Geschichte aufgezeichnet seyn, als wenn eine so beschaffene Armee noch zwey glorreiche Feldzüge, und zwar gegen sehr kriegerische Truppen, und sehr erfahrne Feldherren hätte thun können.

v. A.

sein Centrum gewesen war, weil er glaubte, daß seinem linken Flügel würde angegriffen werden. aber von den Anhöhen den König jenseits des rücken sah, nahm er seine vorige Stellung wied zu er sich seines Reservecorps bediente, welche einigen anderen Brigaden rechts zog, indem es du märsche und einen Halbcirkel rückwärts marschir bald der König das starke Feuer hörte, welches thens Seite angefangen hatte, glaubte er, dieser S re mit dem Feind schon im Schlagen begriffen, mit verstärkten Schritten vor; denn, wie ich sch habe, er hatte keine Communication mit demselbe durch einen großen Umweg. Friederich formirte Avantgarde, die aus zehn Bataillons Grenadier und stellte sie in den Wald. Die in zwey Colo folgenden Corps solten eben das thun, so wie bezeichnete Stelle kamen. Indessen konnten sich die gehörige Schwenkung rechts nicht formiren, sich nicht weit genung links gezogen hatte. M also einen Gegenmarsch machen, damit sich die in ihrer natürlichen Richtung in Schlachtordnu konnten, womit die Generale so lange zögerten, bi unter dem feindlichen Feuer befanden. Alles di viele Zeit weg, und versetzte den König in sehr ü Während dem Anrücken hatte man dem König die gebracht, daß das Regiment St. Ignon in einer Waldes im Hinterhalt liege, und ihm in die lin fallen würde, sobald er das Gefecht anfienge. C gelte den Wald mit den Grenadiers, und ließ das Z

Husarenregiment hineinbrechen, welches die Dragoner wie Hirsche auf einen Platz zusammenjagte, und sie gänzlich aufrieb. Endlich rückte Friederich an der Spitze seiner Grenadiers aus dem Walde hervor; diese wurden aber durch das feindliche Feuer so plötzlich dahingestreckt, daß die meisten nicht einmal Zeit hatten, ihre Flinten loszuschießen. Der König war mit dem General Syburg zu Pferde, und sah diese Niederlage ohne Bestürzung an; er befahl jetzt, die schwere Artillerie aufzuführen, aber die dazu bestimmten Pferde wurden niedergeschossen, ehe sie noch angespannt waren; worüber der König ausrief: welche schreckliche Canonade! Haben Sie jemals eine ähnliche gehört? Er blieb immer vor der feindlichen Fronte zu Pferde, und bekam endlich eine ziemlich starke Contusion. Darauf ließ er seine erste Linie anrücken, welche mit einigem Vortheil focht, und eine kleine Unordnung unter dem Feinde anrichtete. Sie ward aber ebenfalls zurückgetrieben. Ein Theil der österreichischen Cavallerie hatte sogar einige von den am besten fechtenden Bataillons zu Gefangnen gemacht, und den Feinden einige Canonen abgenommen, die sich auf dem einmal gewonnenen Platz erhielten, indessen daß sich die übrigen in den Wald zurückzogen, ja gar bis auf die Stelle wichen, die sie bey Einschliessung desselben besetzt hatten. Der Prinz von Hollstein, welcher unsere Cavallerie commandirte, zog sich links durch den Wald, um den Feind in die rechte Flanke zu kommen; er zog sich aber zu weit links, und verirrte sich. Das Cüraßierregiment Span sah rechts eine Oefnung, und statt dem Prinzen von Hollstein zu folgen, zog es sich gegen die Oefnung, und formirte sich. Der

König

König wolte, Dalwig solte vorrücken, sobald nur eine einzige Schwadron aufmarschirt wäre; dieser ersuchte aber Se. Majestät, so lange zu warten, bis sich das ganze Regiment im Walde in Schlachtordnung gestellt hätte, denn obschon der Wald hier ziemlich licht war, so verbarg er die Truppen doch vor dem Feinde. Nachdem dieses geschehen, rückte er mit voller Fronte aus dem Walde heraus, und stieß gerade auf die rechte Flanke des österreichischen Cüraßierregiments Anspach, welches auf unsere Infanterie losgieng, die auf diese Art Art davon befreyt, das feindliche Regiment aber übel mitgenommen wurde. Dieses letztere ward aber von andrer Cavallerie unterstützt, so, daß nun auch Dalwig großen Verlust würde gelitten haben, wenn nicht das Cüraßierregiment Prinz Friederich von Schwedt, welches jenem nachgerückt war, sich eilig formirt, es von dem Andringen des Feindes losgemacht und in den Wald zurückgeführt hätte. Der Prinz von Hollstein fand in der Folge auch Gelegenheit, sich in Fronte zu stellen, aber er war zu weit links. Er griff die Cavallerie vom rechten Flügel des Daun an, wurde aber durch dieselbe und durch Cartetschenfeuer zurückgeschlagen; überdas war ihm ein mit vielen Wassergräben durchschnittener Weg aufgestoßen, wo viele seiner Reiter hineinfielen und ertranken.

Indessen fieng es an Nacht zu werden. Der König gieng in eine Kirche, um sich dort verbinden zu lassen, weil ihm seine Contusion viele Schmerzen machte. Einige Infanterieregimenter von der zweyten Linie rückten aus dem Walde hervor, gaben Feuer, und die Oesterreicher antworteten

ihnen.

ihnen. Nun glaubten sie, geschlagen zu seyn, zogen sich einige hundert Schritte zurück, und das Feuer hörte auf. Der General Bülow, der mit dem Dragonerregiment Bareuth in der Dunkelheit seinen Posten suchen wolte, verirrte sich, und stieß auf österreichische Infanterie, ohne sie zu kennen. Diese war nicht auf ihrer Huth. Bülow erkannte sie endlich an der weißen Uniform, fiel über sie her, nöthigte fünf Bataillons das Gewehr niederzulegen, befahl den Capitäns derselben, bey ihren Leuten zu bleiben, für die sie ihm haften mußten, und trug ihnen auf, gutes Feuer anzumachen, um sich zu wärmen. Er verließ sie, um der Cavallerie entgegen zu gehn, von der man ihm gesagt hatte, daß sie gegen ihn anrücke. Da er aber nichts von derselben vorfand, nahm er seinen Posten in der Linie wieder ein. Die gefangenen Bataillons waren von den Regimentern Kaiser, Neuperg und Puabla. Sie bewegten sich nicht von der Stelle, obwohl sie niemand bewachte. Bülow erzählte dem König, was er ausgerichtet hatte, aber mit dem Beysatz, er wisse nicht, ob die Gefangenen noch da würden seyn, welche er jedoch glücklich noch auf der Stelle fand, wo er sie gelassen hatte. Daun ward verwundet, und übergab das Commando an Odonell. Da er rings um sich nicht mehr feuern hörte, so glaubte er, die Preussen wären abgezogen. Er wußte, daß Lascy dem Ziethen überlegen war; und dann schickte er einen Courier nach Wien, mit der Nachricht vom Siege, den er gewonnen zu haben glaubte. Man sagt, der heftige Wind habe verhindert, das Ziethen die Canonade vom Angrif des Königs nicht hören konnte; und er selbst hatte wegen anbrechender Nacht den seinigen beynahe aufgegeben.

Da

Da er nichts weiter unternehmen konnte, zog er sich links, indem er sagte, er wolle seinen König aufsuchen, und dessen Rückzug decken, weil er ihn für geschlagen hielt. Als er vor Siptitz ankam, welches brannte, machte er Halt, und da er sah, daß von den Anhöhen nicht mehr gefeuert wurde, ließ er, wie man sagt, auf Anrathen des Möllendorf, vorrücken. Zwey der beßten Bataillons giengen ohne Canonen durch das Dorf, stiegen mit vorgesteckten Bajonet auf die Anhöhen, besetzten sie mit geringem Verlust, und bemächtigten sich der großen daselbst befindlichen Batterie. Man behauptet, daß die Spitze der Anhöhen schon von Truppen entblößt gewesen, und daß sich diese rechts herunter gezogen hatten, weil sie glaubten, es wäre nicht weiter nöthig, diese Anhöhen besetzt zu halten. Allein es scheint, daß auf der Rückseite doch noch Truppen müssen gestanden haben, weil unsere Betaillons ziemlich Leute verloren haben. Diesen zwey Bataillons folgten unsre übrigen, welche ihre Kanonen mit den Händen zogen. Die Cavallerie kam auch nach, und formirte eine Flanke links zwischen dem Dorf und den Anhöhen. Alles dieses fiel schon während der Nacht vor. Darauf fieng Ziethen an, rückwärts heftig auf den rechten Flügel der Oestreicher zu canoniren, welches einige Unordnung unter denselben verursachte, weil sie nicht wußten, woher dieses Feuer komme. Die Regimenter des linken Flügels vereinigten sich auf Befehl des Königs so gut sie konnten, und zogen sich rechts, daß sie an den linken Flügel, des Ziethen stießen. Da Lascy bemerkte, daß Ziethen sich links gezogen habe, zog er sich rechts, um ihn an der Seite zu bleiben. Als er nach Siptitz kam, fand er unsere Leute

auf

auf den Anhöhen, wurde zurückgetrieben, und gieng nun durch eine Wendung links auf dem nämlichen Weg wieder ab, woher er gekommen war. Dauns Armee gieng über die Elbe zurück, und verließ Torgau. Lascy marschirte links fort, und zog sich nach Dresden.

Die meisten Gefangenen machten unsere Truppen in der Nacht, weil die Oesterreicher, in dem sie sich auf ihren rechten Flügel warfen, um der Canonade des Ziethen auszuweichen, dort Unordnung verursachten. Viele, die von allen Seiten ihre Corps suchten, fielen unsern Leuten in die Hände, ohne es zu wissen. Um 10 Uhr Nachts wußte weder der König noch sonst jemand etwas von dem Rückzug der Feinde; unsere Leute standen vor dem Wald im Gewehr. Endlich schickten einige Regimentscommandanten Unterofficiers mit wenigen Gemeinen vorwärts, die so stille als möglich Kundschaft einziehn solten,] was denn die Oestreicher machten. Sie fanden einige Verwundete, von denen sie vernahmen, daß sich die Armee näher gegen Torgau gezogen habe; auch hörte man aus dem Getöse, daß sie über die Brücke gieng, so daß beym Anbruch des Tages das ganze Heer am andern Ufer stand. Die Pontons waren bis auf einige weggenommen, welche sie zurückgelassen hatten.... Dies ist ein wahrhafter Bericht von diesem Treffen, worin wir zwar das Feld behalten, aber ungleich mehr Leute verloren haben als der Feind. Die Infanterie vom Corps des Königs ist fast gänzlich aufgerieben worden, so daß man von 15 Bataillons Grenadiers nicht mehr drey komplet herstellen konnte. Sie wurden straks durch das erste Feuer der Oesterreicher zu Grunde gerich-

gerichtet: auch ist dies das gefährlichste; denn ihre Canoniers zielen sehr gut, wenn sie die ersten abfeurn, ohne daß man ihnen antworten kann, und ohne daß sie dem Musketenfeuer ausgesetzt sind, dann machen ihre Canonen eine schreckliche Verheerung. Darum muß man ihnen auch die Cavallerie nie zu sehr aussetzen, weil sie nicht wieder zurückfeuern kann; sobald man sie aber mit Musketenfeuer erreichen kann, dann verlieren die Canoniers bald ihre Fassung, und schießen gewöhnlich nur in die Luft. Der größte Theil der Verwundeten verlor durch die heftige Kälte das Leben, welches bey den Preussen ihr gewöhnliches Schicksal ist, wo die Spitäler so schlecht eingerichtet und so stinkend waren, daß jeder Soldat, sobald er hineinkam, sich schon für todt ansah. Man verwundere sich nicht, daß man nach einem so mörderischen Krieg so wenig verstümmelte Leute in den Staaten des Königs von Preussen sehe; ich weis aus zuverläßiger Quelle, daß die Doctoren und Chirurgen in den Hospitälern Befehl hatten, alle diejenigen umkommen zu lassen, welche auf eine solche Art verwundet waren, daß sie nach ihrer Heilung nicht wieder dienen konnten; und dies, um die Kosten ihrer Erhaltung zu ersparen: *) in der That, ein abscheulich grausamer

*) Ist diese schreckliche Behauptung wahr, so ist unser aufgeklärtes Jahrhundert mit Schande gebrandmarkt, ja die ganze Menschheit entehrt, da hier von einem sehr gesitteten Volk, und von einem Monarchen die Rede ist, der das Muster der Könige war. Von einem Tempelhof, der für die Nachwelt künftiger Krieger so unterrichtend schreibt, ist eine Untersuchung und Widerlegung dieser Abscheulichkeit

samer Ausweg! Indessen weil der König seinen Soldaten viele Ausschweifungen erlaubte, fand er deren immer welche.

Man behauptet, daß der feindliche General, welcher auf den Anhöhen bey Siptitz commandirte, dieselben mit einigen Truppen verlassen habe, um sich auf den rechten Flügel zu ziehn, wodurch sie zu sehr entblößt wurden, und dem Ziethen ohne viele Mühe in die Hände fielen. Ihm hatte Friederich diesen Sieg zu danken, ob er es schon niemal recht eingestehen wolte; aber zu was hätte auch dieser Sieg genützt, wenn nicht gerade Daun der Besiegte gewesen wäre? Die preußische Armee war nach diesem Treffen um die Hälfte schwächer als die österreichische; nebst dem, daß sie ihre Grenadiers, ihre beßte Infanterie verloren hatte, war sie überhaupt sehr kraftlos. Nachdem Daun über die Elbe zurückgegangen, zog er sich hinter Dresden. Ausser dem Verlust von Glatz blieb alles auf dem alten Fuß, und Sachsen in den Händen der Preussen, welche es gänzlich zu Grunde richteten. Der König hatte nicht 30 000 gesunde Mann; warum kamen die Feinde nicht zurück, um ihn plötzlich zu überfallen? jeder Ueberfall gelingt leicht: so schlug Herzog Bernard von Weimar die Bayern und Oesterreicher zwey Tage, nachdem er von ihnen war geschlagen worden; eben dies

keit zu erwarten. Es wäre traurig für alle Menschenfreunde, und noch mehr für Friedrichs Verehrer, wenn er — — schwiege.

v. A.

dies that Prinz Heinrich im J. 1762. Daun hätte noch 55,000 Mann, und das Treffen bey Torgau hatte den Ueberwinder entkräftet. Dem ungeachtet ließ er dem König die Freyheit, Sachsen unter seinen Augen auszusaugen. Er hatte seine Magazine in der Nähe, auch den Strohm der Elbe zu seinem Vortheil; allein, er wolte nach seiner Gewohnheit im Winter nichts unternehmen, und ließ dem König Zeit, sich, so gut es die Umstände zuließen, zu recrutiren. Dem Anschein nach war es des Königs Vortheil eben nicht, ein Treffen zu liefern; er konnte Daun von Dresden und seinen Magazinen abschneiden, weil es in seiner Gewalt stand, sich zwischen Dresden und Torgau zu stellen, oder einige befestigte Brücken über die Elbe zu schlagen, wodurch er ihm alle Communication längs dieses Flusses sperrte. Daun mußte aus seinem Lager gehn, ohne sich schlagen zu lassen, oder würde gezwungen worden seyn, selbst ein Treffen zu liefern, welches er aber nicht gerne wolte. Der König konnte auch sogar Miene machen, als ob er Dresden anzugreifen gedächte. Kurz, es ist unstreitig, daß Daun sich niemal lange in diesem Lager hätte halten können. Man muß gestehn, daß der König große Gefahr lief, geschlagen zu werden, und daß er seine Armee aufopferte, um nichts zu gewinnen, das heißt, daß er sich selbst betrog; denn diese Schlacht verschafte ihm keinen andern Vortheil, als den er ohnehin schon in Händen hatte, nämlich, den Daun zum Rückzug zu nöthigen; auch hätte er ohne dieselbe vielen braven Leuten das Leben erhalten, und damals brauchte er Leute. Nachdem sich Daun zurückgezogen, giengen die Armeen in die Winterquartiere. Friederich nahm das seinige in Leipzig,

Leipzig, und ließ ein kleines Corps vor Dresden stehn, um die Garnison zu beobachten; und im Erzgebirge zog er eine Kette von Truppen, von Freyberg bis an die äusserste Gränze des Voigtlandes. Man kann sich kaum vorstellen, welch eine Strecke Landes er besetzte, er war aber dazu gezwungen; denn er brauchte Geld und Recruten, und so weit er mit seiner Macht reichen konnte, mußte ihm das Land beydes liefern.

Der preußische Bericht von diesem Treffen, welcher der wahrhaftere hätte seyn sollen, mag übrigens sagen was er will, so ist doch gewiß, daß man erst um 10 Uhr Abends wußte, daß sich Daun zurückgezogen habe; und dies erfuhr man durch die kleinen ausgeschickten Patroullen. Ein Beweis davon ist, daß unsere Leute bis dahin ganz ruhig längs dem Walde stehn blieben, und sich nicht getrauten Feuer anzuzünden, ob es schon im November war; sobald sie aber vom Rückzuge des Feindes gehört hatten, breiteten sie sich über die Ebene aus, und machten Feuer an. Ein Lager, wie Daun's seines, scheint anfangs nicht anzugreifen zu seyn, weil es fast gänzlich mit Waldung und Morästen umgeben war; und wenn man auch mit Mühe über diese Schwierigkeiten weg war, und sich formirt hatte, so fielen die Truppen unter dem Feuer einer zahlreichen Artillerie, die vor den Linien und auf den Anhöhen gepflanzt war. Auch sieht man, daß der König auf eine sonderbare aber gefährliche Art angrif. Meines Erachtens müßte man beym Angrif des in einem solchen Posten stehenden Feindes die Zugänge wohl ausforschen, und einen Platz aussuchen, wo man so

ein hundert Canonen dicht neben einander hinstellen könnte: diese werden wohl endlich eine Lücke machen, und unter ihrer Bedeckung kann sich die Infanterie gut formiren. So vortheilhaft auch eine große Armee stehen mag, wird man doch an ihrer Fronte oder auf ihren Flanken immer einen Platz zu dem finden, was ich eben gesagt habe, und dann ist sie immer in Gefahr, geschlagen zu werden. Dies ist der Vortheil des Angreifenden: er kann den mindesten schicklichen Erdfleck benutzen, und der Angegriffene kann ihm nichts ähnliches entgegen setzen, weil er seine Bewegungen nur nach jenen des Angreifenden richten muß, der sich wohl in acht nehmen wird, mit Gefahr zurückgeschlagen zu werden, an einem unzugänglichen oder gar zu festen Platz anzugreifen, weil der Angegriffene selten seinen Posten verläßt, um seinen Sieg zu benutzen, wenn er den Feind zurückgetrieben hat. In dem Treffen bey Torgau aber konnte sich der König seiner Artillerie nicht bedienen, wie ich schon gesagt habe. Und dann, war wohl zu hoffen, daß zehn Bataillons Grenadiers, mit denen er das Treffen anfieng, im Stande wären, die Oesterreicher zum Weichen zu bringen, welche jene schon von weitem kommen sahn, und sie niederschossen, ehe sie noch ihre Gewehre abfeuern konnten? Alles dies beweißt, daß der König sich so benahm, daß er keinen Vortheil erwarten konnte. Er sagte zwar in seinem Bericht, daß er die Bataille verloren hätte, wenn Daun nicht so verwundet worden wäre, daß er das Commando abgeben mußte. Man glaube aber nicht, daß er dies zu Dauns Ehre sagte: es war eine Kriegslist; er verachtete diesen General, und kannte die Mittel, von dessen Langsamkeit Vortheil zu ziehn, so gut, daß

er

er durch diesen Lobspruch blos verhindern wolte, daß der Wiener Hof keinem andern General das Commando gebe, welcher thätiger gewesen wäre, und ihn nicht so gut hätte durchkommen lassen. Er wußte, daß Daun durch die Siege bey Collin und Hochkirchen Ehre genug geerndtet zu haben glaubte, und daß er es nicht wagen wolte, dieselbe zu verlieren. Auch die Schlacht bey Leuthen hätte die Oesterreicher behutsam gemacht. Sie wolten ihrer Sache gewis seyn, ehe sie etwas anfiengen. Es scheint auch, daß dem König seine Absicht bey diesem Lobspruch gelungen sey; denn Daun trat wieder auf, sey es nun, aus dieser oder einer andern Ursache.

Dieses Treffen, so wie auch die übrigen beweisen, daß nichts unbeständiger sey als das Kriegsglück. Bey Prag war der Sieg lange auf Seiten der Oesterreicher; zwey unsrer Husarenregimenter zu rechter Zeit angebracht, entrissen ihnen denselben. Ich habe mit eigner Hand einen Hauptmann, aus Italien gebürtig, zum Gefangnen gemacht, der in seiner Landessprache zu mir sagte: Gerechter Himmel, wir verlieren die Bataille, welche schon gewonnen war. Bey Collin machte der König die vortreflichste Disposition; die grösten Schwierigkeiten waren schon überstiegen, der rechte Flügel des Feindes übern Haufen geworfen, und auf der Flucht begriffen, da Moritz und Manstein durch ihre Hitze alles verdarben. Ich habe viele Schlachten gegen verschiedene Feinde mitgemacht, aber nirgend habe ich jene Ordnung und jene Tapferkeit gesehen, mit der die sechs Bataillons unsers linken Flügels, welche die Avantgarde ausmachten, den

Berg erstiegen, und den feindlichen rechten Flü Haufen warfen: jeder Grenadier verdiente eine Kranz; es war Schade, so viele wackere Leute au an Unterstützung umkommen zu sehn; man konnte ohne Verwunderung manövriren sehn. Bey Breßl der Herzog von Bevern das Treffen gewonnen, den Nadasti zurückgetrieben hatte; als er aber rechten Flügel kam, fand er ihn geschlagen, und m Bey Rosbach behandelten die Franzosen die Preu Kleinigkeit, und ärgerten sich, wie man sagt, nicht Ehre genug machen könnten, wenn sie eine voll Leute schlügen; sie wurden aber selbst m schlagen, und zwar gleichsam spielend. Bey Leu das nämliche aus der nämlichen Ursache. Bey hatte Friederich, wie bey Collin, die größten Sc überwunden, indessen fand er sich doch geschlagen, genblick, da er Sieger zu seyn glaubte. Bey Z ten die Russen beynahe den ganzen Tag die Ob Ende aber waren sie geschlagen, wie es die Folg fens bewiesen haben. Bey Torgau, welches die l war, wobey der König in eigner Person comm man den Vorfall bey Reichenbach im J. 176 glaubte er, es sey alles verloren; man hat ihn lichen Augenblick weinen sehen, *) da Ziethen

*) Diese Anecdote des bey einem Unglück wei richs ist ganz neu; der Vorfall selbst bey Armee so sehr unbekannt, und die Thränen entschiedenen Character des Monarchen so

von Siptitz besetzte, wovon aber der König noch nichts wußte. Die Infanterie seines Flügels war beynahe gänzlich aufgerieben; aber sein gutes Glück spielte ihm den Sieg in die Hände, und Daun's Rückzug machte ihn zum ungestörten Besitzer von Sachsen.

III.

Prophezeyhungen für das Jahr 1784.

An meinen Freund E..., zu Gräz in Steyermark.

Wie? prophezeyhen soll ich Euch zum neuen Jahr?
Den heil'gen Dreyfuß, wie einst Delphos Priesterinnen
Besteigen? Dichtern ist die Zukunft offenbar,
Sagt Ihr, so gut, wie den Zigeunerinnen;
Und auf den Glauben wolt Ihr in ganzem Ernst, daß ich
Auf eine lange Reihe Fragen
Euch soll bestimmte Antwort sagen?
Zwar dieser Glaube, Freund, ich fühl' es, ehret mich,
Und schmeichelt sehr. Doch, daß Apollo nun sich
Von seinem Sonnensitz zu mir herab wird neigen,
Die Zukunft mir in seinem Spiegel zeigen
Auf meinem Ruf: stolz wärs gewähnt von mir.
Ich wandle ja nur noch am Fuß der Musenhügel,
Vernehme ja das Wehn von Phöbus goldnem Flügel,

im Widerspruch, daß das Zeugniß eines Mannes vom Range, der von Hörensagen spricht, alle Zweifel deshalb nicht völlig heben dürfte.

v. A.

Nur ferne noch. Wie könnt' ich hoffen, was Ihr
So sicher glaubt, daß sich mir armen Wichte
Apoll enthüllen wird in seinem göttlichen Lichte?
Und doch besteht ihr darauf? —

„ O Du, dem ich
Manch Blümchen dehmuthsvoll zum Morgenopfer
Und der denn gnädig hin auf dieses Opfer blickte,
Mir manches herzig Lied voll süßer Melodie
Gelingen ließ, Apoll, o send' aus deinen Höhen
Nur einen Strahl des Lichts, (ich glaub' an deine
Belohne mein Vertraun!) zerstreu um mich die N
Und laß mich in die Zukunft sehen! “

Nach diesem Stoßgebet will ich, so sehr mi
bang
Auf Euer dringend Geheiß den heiligen Dreyfuß be
Und wird zu meinem Gebet Apollo nieder sich ne
Die Zukunft mir enthüllen: auch nicht das
schwe
Was er mir offenbart, und Ihr zu wissen verlangt

Schon sitz ich, und fühle den Dampf
Der mir die Ankunft des Gottes verkündet;
Der Dreyfuß wankt unter mir, ich sehe die
Ges
Freund', säumt auch Ihr nun nicht Eu'r Ohr

„ Es wird, so sagt der Gott, auch in dem
Wie Sand am Meer sich mehren der Abderiten
Bis an das Ende der Welt wird sie ihr Unwese
Sie wird kein Erderbeben und keine Pest aufre

Wenn alle Geschlechte vergehn, die Race vergehet nicht.
Sie wird, glänzt überall auch heller Wahrheit Licht,
Bey allen Völkern der Erde, bey allen Nationen
Wie sie in Nord und West, in Süd und Osten wohnen,
Blühn, wachsen und gedeihn, in Hütten und auf Thronen.
In Capuzen, Mänteln, Barcten in Panzern und überall,
In jeglichen Ständen und Würden bleibt auf dem Erdenball
Abderas Völklein verbreitet! Und bis in die letzte Posaune
Der Erzengel stößt, wird auch durch abderitische Laune
Manche herrliche Anstalt, die Weisheit und Tugend erfand,
Zum Heil und Frommen der Welt: Verderben werden im Land!"

„Es wird, (dem Midasstamm der Abderiten zu Ehren!)
Die Raserey, die Geister sieht, und citirt,
Durch Cabala und Zauberspruch kurirt,
Die durch den Stein der — Narrn Hirn, Haus und Hof verliert:
Die tolle Raserey im neuen Jahr sich mehren;
Und lächerliche Schwärmerey
Die, o Vernunft zum Troz! mit neuen Jacob Böhmen
Und Paracelsen uns zu Dutzenden beströmen!
Schwachköpfige Freydenckerey
Sich ferner alles Glaubens schämen:
Sich brüsten mit Vernunft, mit Aufklärung sich blähn;
Bespötteln, was sie nicht verstehet,
Nie was beweisen, nur verdrehn;
Auf Pfaf' und Aberglauben schmähn,
Und doch — wenns nun zum Sterben gehet:
Mit Zittern in die Hand geweyhte Kerzen nehmen,
Den Rosenkranz mit tausend Aengsten drehn,
Und sich mit Furcht und Zagen zur letzten Oelung bequemen.

Die Schwächlinge, die Glauben nicht
Vom Glauben unterscheiden können;
Und Christuslicht und Priesterlicht
Der Wahrheit, thörigt, ein Licht nennen! "

„ Fortdauern werden die Genien,
Die fade Brut, der Afterlenz und Göthen!
Die hier im Mondschein weint, dort frech und tollha
Auf große Fürsten sprüht, wie giftgeschwollne Kröten
Des Meuchelmordes Dolch in Bruderherzen gräbt,
Und, wie das Galgenvieh, vom Aase
Erstorbner guter Namen lebt;
Pausbackigt und mit aufgeworfner Nase
Von deutscher Manneskraft und deutschem Freyheitsge
Im deutschen Bardenhayne brüllet;
Die Einfalt alter Sitten preißt,
Mit Schimpfgesang aus Frankreichs Stutzersinn
Und Modetand die Ohren uns erfüllet:
Und leicht, wie Kork, kaum Flaum ums glatte Ki
Mehr kriecht, als geht, sich tief vor Affen bücket,
Sich kräuselt a la France, sich wie ein Mädchen
Nach Muskus riecht und nach Lavendel — stinkt;
Und, wenn ein Damenfächer winkt,
Dreymal herum im Kreise springet
Wie ein gelernter Hund Salop und Handschuh bri
Sie knieend überreicht, mit Küßen fast verschlinget,
Und leckt und geckt, dabey von — deutscher Mannk
Und so — Satyren zischt! — um Klopstock
singt. "

„ Doch dafür, ruft der Gott von seine
herüber,
Soll ihnen wachsen im neuen Jahr

Ein recht ansehnliches, recht stattliches Eselohrnpaar,
Wie Midas Ohren so lang, und drüber!“

„So wird, verfolgt der Gott, in diesem neuen Jahr
Seyn jedes Eselgeschlecht vor allem Volke offenbar!
Im Lehren, Nähren und Wehren, im Reden, Handeln und Schweigen
Wird sich verrathen das Ohr, das an ihrem Haupte sich regt,
Und manches adliche Bett ein Midasfüllen zeugen:
Das seiner Ahnenzahl an langen Ohren trägt.“
O Apoll und ihr Musen! was wird das Langohren geben,
Wie werden Gerichthaus und Kirch' und Tanz- und Schauspielsaal,
Von Eseln aller Art in unnennbarer Zahl,
Wohin das Auge nur blickt, rings um uns leben und weben!

„Auch wird der Franzmann noch mit seinem Narrentand
Wie in dem alten Jahr verderben Leut und Land.
Noch mancher Wind aus Paris einheimisch Talent verwehen,
Französische Erziehung viel gute Köpfe verdrehen.
Noch mancher Vagabund, verjagt aus Frankreichs Gränzen,
Als Licht der ersten Größe bey unserm Adel glänzen.
Sich nähren mit deutschem Gold und deutscher Liebeley,
Und manches Ehmanns Stirn zieren mit schönem Geweih;
Noch manche schöne Dam' um ihre Juwelen kosen,
Und sie, zum schuldigen Dank, beschenken mit den — . . .“

„Es wird Cupido noch immer die Augen fest verbunden,
Blind in den Tag hinein mit seinen Pfeilen verwunden.
Noch oft ein gräflicher Geck mit gallonirtem Rock
Aus einem weiblichen Herzen, den Mann von Verdienst verjagen;

Manch grosses Wiegenkind mit einem Haubenstock,
Der Gold hat, sich vermählen; noch oft sich Pferd und Wagen
Verkuppeln mit Wagen und Pferd'; und manches Ordensband,
Erschlichen, nicht verdient, heyrathen Rang und Stand.“

„Blind wird Asträa seyn bis an das Ende der Tage,
Vor ihrem Schwert fürchtet euch nicht!
Sie schätzt das Recht nur nach dem Gewicht
Des Goldes; legt ihr das in die Wage,
So habt ihr immer und ewig Recht!
Mit voller Börse verlohr bey ihr noch keiner!
So wars, so bleibts, bis das Menschengeschlecht
Ganz untergeht; und Niemand bleibt, auch nicht einer,
Der an die Wand pißt! Was hilfts, daß hier und da
Ein weiser, menschlicher Fürst der Frau Justitia
Das Ohr zupft? Blind, bleibt blind; und die Summe
Des Unrechts, das sie thut, die immer größre Summe
Für einen klugen Streich, begeht sie hundert dumme.“

„Nie wird des Streits um Mein und Dein
In dieser Welt ein Ende seyn! — —
Es werden die Götter der Welt nie satt des Mordens werden,
Oft noch mit der Furie Krieg, das Menschengeschlecht beschwerden.
Noch oft wird Menschenblut bepurpurn Meer und Land.
Die Kunst, die Satanas durch einen Mönch erfand,
Manch Tausend unsrer Brüder ins Reich der Todten schicken,
Und ein ganz Menschengeschlecht im ersten Keim ersticken.
Noch lange werden viel Könige Comödianten seyn,
Durch fernehelle Thaten blenden,
Und Sand dem Volk ins Auge streun;

Indeß

Indeß die Zeitungsschreiber und Dichter an allen Enden,
Die fürstlichen Acteur als große Männer verschrein,
Und jene sich insgeheim des schönen Possenspiels freun.“

„Groß und berühmt wird werden Mongolfiers Luftballon;
Und auch noch mancher Schöps erhalten Königspension.“

Hier schweigt der Gott, entschwebt dem Dreyfuß und endet.
Und, mein prophetisches Amt war also glücklich vollendet.
Lebt wohl, und nehmt meinen Dank, daß das verfloßne Jahr
Von Eurer Achtung und Liebe so großer Beweis mir war.
Nehmt die Versichrung von mir, daß Eure Achtung und Liebe
Mein höchster Stolz ist, daß oft, wenn es finster und trübe
In meiner Seele ist, weil Undank und Boßheit mich neckt,
Daß der Gedank, daß E—rs mich schäz' und mich liebe;
Mich wieder empor hebt und so aus meinem Unmuth mich weckt;
Daß ich das Menschengeschlecht, das ich vor finster und trübe,
Zu hassen begann: nun wieder umfasse mit Liebe.

O seyd feerner mein Freund, dies neue Jahr erneue
Auch unsern Freundschaftsbund, erhalte, befestige ihn,
Und deutsche Redlichkeit und patriarchalische Treue
Müsse von Jahr zu Jahr auch immer fester ihn ziehn!

Lebt froh, Euch selbst genug! Seyd unter dem närrschen Volke
Des modernen Abdera der wahre Democrit.
Der, ihre Thorheit verlachend, sich ruhig hinter der Wolke
Minervens zurück an seinen Schreibtisch zieht;

Und

Und da in Gesellschaft von Wieland und Klopstok Lavater,
Von Roms und Griechenlands Genien,
Und am Clavier bey Pergulesis stabat mater.
Und Bendas, Gretrys und Gluks Melodien,
Ganz Abdera vergißt mit allen seinen Thoren.
So lebt auch ferner noch im Arm der Gratien,
Belauscht von den Musen, die Stirn bekränzt von Floren,
Umgaukelt von den Götterchen.
Der Freud' ein Leben, wie die im hohen Olymp es leben!

Und wird dies Jahr vielleicht mein Leib zur Ruhe sich begeben,
So senkt mich Ketzer zu ehrlichen Leuten hinab:
Damit nicht unstät und flüchtig mein Schatten um Mitternacht wimm're!
Doch, daß kein Grazer mir mein Todesschläfgen verkümmre,
Stellt Doctor Luthern auf mein Grab!

Schink.

IV.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Ferdinand Alwarez de Toledo, Herzogen von Alba.

Unter den berühmten Feldherren des 16ten Jahrhunderts behauptet der berüchtigte Herzog von Alba immer einen sehr vorzüglichen Rang. Er war einer der tapfersten Männer seines Zeitalters, und bey jeder Gelegenheit, ohne Ausnahme, zeigte er sich jederzeit als der treueste Unterthan seines Landesherrn. Die Muse der Geschichte würde unstreitig schon

längst

längst seinen Namen in das Verzeichniß der Helden eingetragen haben, und eine dankbare Nachwelt würde vielleicht noch bis auf den heutigen Tag sein Andenken segnen, wenn er nur nicht so oft seine Lorbeern in Blut getaucht, und seine glänzendsten Siege durch Unmenschlichkeit entstellt hätte. Selbst sein unbegränzter Stolz und seine unersättliche Habgierde würde alsdenn sicher weniger in Betrachtung gezogen werden, und seinen übrigen großen Eigenschaften weichen müssen. Dieser wunderbare Mann, dessen Character das seltsamste Gemisch von Tugenden und Laster war, wurde im Jahr 1508 geboren. Seine Familie war eine der ältesten, berühmtesten, angesehensten und reichsten in ganz Spanien. Von Jugend auf zum Krieger bestimmt, that er bereits im achtzehnten Jahr seinen ersten Feldzug, und wohnte 1525 den 24sten Febr. der berühmten Schlacht bey Pavia bey. Als Kayser Karl der fünfte 1539 die bekannte Reise durch Frankreich nach den Niederlanden unternahm, um die aufrührischen Einwohner von Gent zu züchtigen, befand sich Alba mit in seinem Gefolge. Brantome sagt in seinen Memoiren, daß der Kayser bey dieser Gelegenheit einer der vornehmsten Damen des französischen Hofes den Herzog von Alba mit folgenden Worten vorgestellt habe: „Hier, Madame, sehen Sie den Herzog von Alba, den ich sehr liebe. Er ist aus einem edeln, tapfern Geschlecht; freylich ist „er noch jung, aber ich kann Sie versichern, daß er dereinst „ein guter Kriegsmann werden wird; auch will ich nicht „unterlassen ihn nach Verdiensten zu befördern. Zwar „wünschte ich, daß er weniger Kälte und Zurückhaltung im „Umgang zeigte, aber das ist schon einmal die Gemüthsart

„unsrer

„unsrer Spanier. Ihre Franzosen sind schon weit lebhafter „und zudringlicher; z. B. Peloux,*) der immer in Bewe„gung ist und überall Zutritt verlangt. Bey alledem aber „wünschte ich doch wohl, daß Alba etwas von diesem Cha„racter an sich hätte."

Alba zeigte schon damals zur Genüge jenen Hang zur Grausamkeit, der ihn in der Folge so fürchterlich machte und so vielen Haß zuzog. Strada **) hat uns nachstehenden Zug davon aufbehalten. Der Kayser verlangte seine Meynung über das Verfahren zu wissen, welches er gegen die rebellischen Genter zu beobachten hätte. Der Herzog antwortete: eine so widerspenstige Stadt müsse bis auf den Grund zerstört werden. Karl, der ungeachtet seines Zorns dennoch sehr günstig gegen diese Stadt dachte, die sein Geburts-

*) Dieser Peloux war ein geborner Franzose, und mit dem bekannten Herzog von Bourbon aus Frankreich gegangen. Seitdem hielt er sich beständig im Gefolge des Kaysers auf, der ihm sein ganzes Zutrauen geschenckt hatte. Da der Krieg eben seine Sache nicht war, so begnügte er sich den Vertrauten und Gelegenheitsmacher bey den geheimen Liebschaften seines Herrn zu spielen, dem er selbst während der Reise durch Frankreich manchen verliebten Zeitvertreib verschafte. Ueberhaupt gehörte er zu der Classe jener ränckevollen Geschöpfe, die die Kunst verstehen, sich überall beliebt und nothwendig zu machen. Franz der Erste begegnete diesem ungetreuen Unterthan aus Achtung für den Kayser weit besser als er es verdiente. Mem. de Brantome.

**) Famiani Stradae de Bello Belgico Decades.

burtsort war, befahl ihm auf einen hohen Thurm zu steigen, von wo er ganz Gent deutlich übersehen konnte. Nach seiner Zurückkunft fragte ihn der Kayser mit einer ernsthaften Miene: „Wie viel spanische Felle wohl erforderlich seyn „möchten, um daraus einen Handschuh von einer solchen „Größe zu machen. *)“ Alba sahe aus dieser Frage, daß seine Strenge den Kayser beleidigt haben müße, er schwieg daher stille, ohne weiter ein Wort zu erwiedern.

Im Jahr 1542 vertheidigte Alba mit vieler Tapferkeit die von den Franzosen belagerte Gränzfestung Perpignan, und nöthigte den Feind endlich, sein Unternehmen aufzugeben, und unverrichteter Sache nach Frankreich zurückzukehren. Die Gnade seines Herrn gegen ihn nahm immer mehr und mehr zu. Schon war er von einer militärischen Ehrenstufe zur andern gestiegen. Der Kayser ernannte ihn zu seinem Oberhaushofmeister, und 1546 stand er bereits als commandirender General der spanischen Truppen bey der kayserlichen Armee in Deutschland. An dem bekannten Siege bey Mühlberg hatte er nicht geringen Antheil, und zeichnete sich durch manche tapfre That vor vielen andern aus. Man trug sich damals mit der Sage, es habe sich während dieser Schlacht ein sonderbares Zeichen am Himmel sehen lassen, indem die Sonne still gestanden seyn solte, um Karls Sieg desto vollkommner zu machen. Der Kayser selbst war

schwach

*) Ein Wortspiel mit dem Namen Gand, welches im Französischen auch einen Handschuh bedeutet.

schwach und eitel genug zu wünschen, daß man dieses (schmackte Mährchen glauben, und ihn für einen zwe Josua halten möchte. Seine Schmeichler — denn es wohl jemals Monarchen daran gefehlt — schrieb auch in der That dreist in die Welt hinein, und behaup sie wären selbst Augenzeugen davon gewesen. Einige nachher fragte König Heinrich II. von Frankreich der zog von Alba, ob dieser Umstand wirklich gegründet aber Alba antwortete: „Ich war an diesem „mit dem was ich auf Erden zu thun hatte so sehr „tigt, daß ich unmöglich bemerken konnte, was am „vorgieng." — Als Kayser Karl nach der Kriegsrecht über den gefangenen Churfürsten von Sac ten ließ, führte Alba bey demselben den Vorsitz. es, der vor allen andern auf die Hinrichtung dieses chen Fürsten stimmte, und an ihm lag es gewis ni dieses grausame Urtheil nicht in der That wurde.

In dem Kriege mit Frankreich und bey der von Metz 1552 führte der Herzog von Alba das o mando der Armee nächst dem Kayser. Er that w selben Wunder der Tapferkeit; aber dieser Ort brav vertheidigt, daß Karl endlich die Belagerun mußte. Im Jahr 1555 ernannte der Kayser ihn ral en Chef seiner Truppen in Piemont, und z obersten Statthalter in Italien. Alba nahm Würde, die mit einer fast unumschränkten Gewa war, unverzüglich Besitz. Aber seine ersten Tha

Feldzuge entsprachen nicht der Erwartung des Monarchen. Sein Gegner, der tapfre Marschall von Brissac, verrückte alle seine Anschläge und bemeisterte sich noch manches Orts, der bisher dem Kayser zugehört hatte. Mit einem Worte, Alba sah sich endlich gezwungen, ohne daß er das Geringste ausrichten konnte, und noch dazu mit beträchtlichem Verlust die Winterquartiere zu beziehen.

Glücklicher war er in dem bald darauf erfolgenden Kriege gegen Pabst Paul IV. der die französische Parthey hielt. Alba drang in den Kirchenstaat ein, bemächtigte sich verschiedener Städte, die sich ihm größtentheils freywillig ergaben, und setzte dadurch den Pabst so sehr in Furcht, daß er um einen Waffenstillstand anhielt, den der spanische General auch bewilligte. Obgleich Paul IV. von einem französischen Hülfscorps unterstützt, diesen Stillstand bald wieder brach, und der Krieg also noch eine geraume Zeit fortgesetzt wurde, so nöthigten ihn doch das immer weitere Vordringen der Spanier, und die Zurückziehung der Franzosen, die ihrem Vaterlande zu Hülfe eilen mußten, bald wieder in neue Unterhandlungen zu treten. Dieser Friede wurde 1557 zu Cavi geschlossen, der Herzog von Alba begab sich, dem Inhalt der Friedenstractaten zufolge nach Rom, küßte dem Pabst knieend die Füße, und flehte ihn um Vergebung an. Dieser stolze Krieger, der vielleicht der hochmüthigste Mann seines Zeitalters und von Jugend auf an den Umgang mit Fürsten gewohnt war, gestand demohngeachtet, er sey, indem er sich dem Pabst genähert, so schüchtern geworden, daß er stammelnd seine Rede angefangen, und alle Gegenwart des Geistes ihn verlassen

 habe.

habe. In der That ein sehr merkwürdiges Beyspiel, wie weit die abergläubische Verehrung gieng, die man in den damaligen Zeiten noch für den Pabst trug.

So viel Gnade auch Karl V. dem Herzog von Alba jederzeit erzeigte, so stieg doch sein Glück erst unter der Regierung Philipps II. bis zum höchsten Gipfel. Er wurde bald der erklärte Günstling dieses grausamen Monarchen, mit dessen blutdürstigen Character der seinige so genau sympathisirte. Im Jahr 1559 mußte sich Alba nach Paris begeben, um sich in Philipps Namen die Prinzeßin Elisabeth antrauen zu lassen, und sie nach Spanien zu führen. Als ihr Bruder König Karl IX. von Frankreich und ihre Mutter die bekannte Königin Catharina in Bayonne 1565 mit ihr zusammen kamen, verfügte sich Elisabeth dahin in Begleitung des Herzogs von Alba, der in einem sehr schimmernden Aufzug erschien. In verschiedenen Turnieren und Karoußels, die bey dieser glänzenden Zusammenkunft angestellt wurden, zeichnete er sich durch seine Geschicklichkeit für allen andern Rittern aus. Sogar der berühmte Connetabel von Montmorenci, so ein geübter und erfahrner Ritter er auch immer war, wagte nicht mit ihm sich einzulassen, sondern begnügte sich blos bey diesen Lustbarkeiten den Kampfrichter zu machen.

Die an ihren Vorrechten, vornemlich aber durch Einführung der Inquisition in ihrer Gewissensfreyheit äusserst gekränkten Niederländer, hatten schon oft genug dem spanischen Hofe ihre Klagen vorgetragen, aber niemals Gehör

finden

finden können. Dieser tyrannischen Behandlung müde, griffen sie endlich zu den Waffen. Der Herzog von Feria und der Fürst von Eroli riethen zwar dem König zu sanften und nachsichtsvollen Maaßregeln, aber Alba's Vorschlag, die Rebellen mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzuführen, stimmte zu sehr mit der grausamen Gemüthsart des Monarchen überein, als daß er nicht den Vorzug hätte behalten sollen. Philipp beschloß daher, ohne langes Bedenken ein starkes auserlesenes Kriegsheer unter dem Commando des Herzogs von Alba nach den Niederlanden abzusenden, wobey er ihn zugleich mit unumschränkter Autorität zum Generalstatthalter dieser Provinzen ernannte.

Ein jeder, der nur das geringste menschliche Gefühl hatte, zitterte bey der Wahl eines so allgemein anerkannten hartherzigen Mannes, von dem man schon voraus überzeugt war, daß er jeden seiner Fußstapfen mit Blut bezeichnen würde. Don Carlos, der Sohn des Königs war so sehr dieser Meynung, daß er, da sich Alba bey ihm beurlauben wolte, in der ersten aufwallenden Hitze seinen Dolch zuckte und mit einem wüthenden Blick zu ihm sagte: „Lieber will ich „Dir diesen Dolch ins Herz stoßen, ehe ich zugebe, daß Du „hingehst, um als ein Feind ein Land zu verheeren, daß mir „so lieb ist.“ Mit diesen Worten stürzte er sich auf den beynahe aus aller Fassung gebrachten Herzog, der nur mit genauer Noth der Wuth des aufgebrachten Prinzen entgieng.

Länger als sechs Jahre lang*) regierte Alba die Niederlande mit eisernem Scepter. Die unglücklichen Grafen

*) Er kam im August 1567 zu Brüßel an, und verließ die Niederlande gegen das Ende des Jahrs 1573.

von Egmond und Horn fielen als die ersten Opfer seiner Wuth, und mußten ihr Leben auf dem Schavot unter dem Schwerd des Henkers endigen. Da verschiedene Personen von Ansehen ihr Erstaunen über dieses Verfahren gegen den Herzog äusserten, gab er ihnen kaltblütig zur Antwort: „Ein paar Lachsköpfe sind besser als viele tausend Frosch„köpfe.“ Ueberhaupt pflegte er sich zu rühmen, daß während seiner niederländischen Regierung und auf seinen Befehl, mehr als achtzehntausend Menschen durch die Hand des Scharfrichters ihr Leben eingebüßt hätten.

Bald nach der Hinrichtung der beyden Grafen marschirte Alba den Verbundenen entgegen, und erfocht bey Gemmingen an der Ems einen vollkommenen Sieg über sie. Gleich nach der Schlacht aber vernahm er zu nicht geringem Mißvergnügen, daß das sardinische Regiment, bereits nachdem die Feinde geschlagen waren, aus bloßem Muthwillen ein Dorf angesteckt hätte. Dieses den Gesetzen der Kriegszucht ganz zuwider laufende Verbrechen brachte ihn so sehr auf, daß er um dieses Regiment einen Creiß schließen, und die Urheber der Feuersbrunst auf der Stelle aufhängen ließ. Zu gleicher Zeit wurde das ganze Regiment aufgehoben, bis auf eine einzige Compagnie, die nicht strafbar war. Die Officiere wurden zu Gemeine degradirt, und die Gemeinen unter andere Regimenter untergesteckt. Nachher wurde dieses Regiment mit Beybehaltung oben erwähnter schuldlosen Compagnie ganz neu wieder errichtet.

Die

Die Niederlage bey Gemmingen machte indeß den Prinzen von Oranien noch nicht muthloß, der nun seit dem Tode der beyden Grafen das Haupt und die vornehmste Stütze der unterdrückten Niederländer war. Er erschien bald darauf wieder an der Spitze einer beträchtlichen Armee. Friedrich von Toledo, der Sohn des Herzogs von Alba, der mit einem detaschirten Corps die Bewegungen des Feindes zu beobachten Befehl hatte, ließ seinem Vater um Erlaubniß bitten, den Prinzen anzugreifen. Alba aber, der nie von dem Grundsatz abwich, es käme durchaus keinem andern als dem commandirenden General zu, zu bestimmen, ob man schlagen müsse oder nicht, antwortete dem abgeschickten Officier mit einer finstern Miene: „Sagt meinem Sohn „wieder, daß ich ihm sein Begehren bloß aus Rücksicht auf „seine Jugend und Unerfahrenheit diesesmal verzeihen will, „er mag sich aber in Acht nehmen, mir künftig Vorschläge „dieser Art thun zu lassen! denn es würde demjenigen, der „solche Aufträge zu übernehmen kühn genug seyn solte, un„fehlbar das Leben kosten.“ Alba hatte seine sehr guten Gründe, warum er diesesmal ein entscheidendes Treffen vermied, und durch sein kluges, vorsichtiges Betragen nöthigte er auch den Prinzen wirklich seine Armee auseinander gehen zu lassen, ohne daß er das Geringste von Bedeutung hätte unternehmen können.

Hierauf säumte Alba auch nicht lange, den größten Theil seiner Truppen in die Winterquartiere zu verlegen. Mit den übrigen gieng er nach Brüssel, zog im Triumph in diese Stadt ein, und befahl seinen Sieg mit allen nur ersinnlichen

Freudensbezeigungen zu feyern. In allen niederländischen Städten mußte ein solennes Dankfest für das Glück seiner Waffen angestellt werden. Ueberhaupt gab er bey dieser Gelegenheit mehr als einen Beweiß seines Stolzes und seiner Eitelkeit; unter andern ließ er auch Medaillen schlagen, die das Andenken seiner Thaten verewigen solten. Auf einer dieser Münzen ist er sitzend auf einem Triumphwagen abgebildet. Hinter ihm steht die Siegesgöttin, die ihm einen Lorbeerkranz aufsetzt. In seiner rechten Hand hält er ein Schwert, und in der linken eine Aegide; ersteres, seinen Sieg bey Gemmingen anzudeuten, wo er den Feind im ofnen Felde schlug, und leztere, die Klugheit seines Betragens gegen den Prinzen von Oranien zu bezeichnen. Der Wagen wird von Eulen gezogen; Vögel, die das heidnische Alterthum bekanntermaßen der Minerva als Göttin der Weisheit zu widmen pflegte. *)

Aber noch weit auffallender gab er seinen Hochmuth bey Anlegung der Citadelle von Antwerpen zu erkennen, die fünf Bastionen hatte. Vier derselben nannte er nach seinem Namen und Titel: Der Herzog; Ferdinand; Toledo; Alba; die fünfte führte den Namen des Ingenieurs, der die

*) Strada erzählt in seiner Geschichte des belgischen Krieges folgende lächerliche Begebenheit, die sich in diesem Feldzuge zutrug: Der Herzog von Alba, der Frießland zum Schauplatz des Krieges machen wolte, ließ seine Truppen in der Provinz Oberyssel halten, um vorher genau untersuchen zu lassen, ob so starke Brücken vorhanden wären, daß man schweres Geschütz darüber fahren könnte. Seine

die Festung angelegt hatte. Als diese Citadelle fertig war, ließ Alba mitten auf dem Waffenplatz derselben seine Bildsäule aufstellen. Ein deutscher Künstler, der Jüngling hieß, und der geschickteste Bildgiesser seiner Zeit war, hatte sie verfertigt. Der Herzog war mit einer drohenden Miene abgebildet; den rechten Arm streckte er gegen die Stadt aus, und zu seinen Füßen lag der Adel und das Volk, die auf ihren Knien ihn um Gnade zu bitten schienen. Diese zwey

Seine Spione aber waren noch nicht weit vorwerts gekommen, als sie Trommeln rühren hörten, und in der Ferne vier Fahnen gewahr wurden. Eiligst kehrten sie nun zurück, um den Spaniern die Annäherung des Prinzen von Oranien zu melden. Auf diesen Rapport ließ Alba sogleich seine Armee sich in Schlachtordnung stellen, und schickte dem Feinde abermals neue Kundschafter entgegen. Kaum hatten aber diese Abgeschickten eine kleine Strecke hinter sich gelegt, als sie vier Fahnen auf eben so viel Wagen erblickten, die mit grünem Gesträuche bedeckt, und von einer großen Menge Bauern umgeben waren. Diese guten Leuten begleiteten eine Braut, die gewiß an keinen andern als den süssen Krieg der Liebe dachte, und eben so friedfertig wie ihre Gesellschafter gesonnen war. Das ganze Heer lachte über den Irthum der Spione, und die Zurüstungen zum Treffen verwandelten sich nun in laute Freudensbezeigungen. Als die Braut vorbeyfuhr, wurden die Trommeln gerührt und eine Generalsalve aus den Musketen gegeben. Seit diesem lustigen Auftritt pflegten die wallonischen Soldaten ihre dem Feind entgegen geschickten Spionen, sobald sie zurückkamen, jederzeit mit der Frage zu bewillkommen: „Habt ihr die Braut nicht gesehen?“

allegorische Figuren hatten kleine Näpfe an den Ohren und Bettelsäcke am Halse hängen, zum Andenken der Benennung Bettler, welche die Spanier den Mißvergnügten beygelegt hatten. Sie waren mit Schlangen, Ottern und andern Sinnbildern umgeben, die Falschheit, Geiz und Bosheit zu bezeichnen pflegen. Alle diese Figuren nebst dem Piedestal waren von Metall gegossen, wozu man sich der bey Gemmingen erbeuteten Canonen bedient hatte. Unten las man nachstehende prahlerische Inschrift:

Zum Ehrengedächtniß des Ferdinand Alwarez von Toledo, Herzogen von Alba, königlich spanischen Generalstatthalter in Flandern; weil er den Aufruhr gedämpft, die Rebellen verjagt, die Ausübung der Gerechtigkeit befördert, und den Frieden in diesen Provinzen wieder hergestellt hat.

Anstatt aber daß dieses Monument den Mißvergnügten hätte Ehrfurcht einflößen sollen, reizte es sie nur noch mehr zur Erbitterung. Alba's Nachfolger ließ es zwar an einem weniger in die Augen fallenden Ort stellen, weil er dadurch beyde Partheyen zu gewinnen sich schmeichelte. Als aber die Verbundenen 1577 Antwerpen einnahmen, fielen sie wüthend über dieses Ehrendenkmal ihres ehemaligen Tyrannen her, und schlugen es in Stücken, wobey sie in ihrem Herzen eben so innig vergnügt waren, als ob ein jeder ihrer Streiche dem Herzog selbst getroffen hätte. Einige nahmen sogar abgeschlagene Stücke mit nach Hause, um solche als eine

schätz-

schätzbare Beute aufzuheben; voll von dem Gedanken, selbst der Nachkommenschaft noch ein Andenken von ihrer an diesem Todfeind ausgeübten Rache zu hinterlassen.

Die despotischen und barbarischen Greuel, welche Alba während seiner niederländischen Statthalterschaft ausübte, sind bekannt genug, und erfordern daher eben keiner umständlichen Erwähnung. Eine zahllose Menge Unglücklicher, ohne Ansehen des Geschlechts, Alters und Standes, wurden auf das geringfügigste Zeugniß, bisweilen sogar nur auf bloßen unerwiesenen Verdacht, der Raubsucht und Barbarey ihres Verfolgers aufgeopfert. Sein unmenschlicher Plan, den Aufruhr im Blut dieser armen Schlachtopfer zu ersticken, schlug ihm indessen doch fehl. Weit entfernt, sich von einem ähnlichen Schicksal abschrecken zu lassen, wurden die Bande, welche die Mißvergnügten untereinander verknüpften, dadurch noch fester zusammengezogen. Alba erfocht nachher noch manchen Sieg über die Verbundenen, die sich demohngeachtet immer wieder erholten, und ihren Feinden standhaft die Spitze boten. Seine letzte That in den Niederlanden war die Einnahme von Harlem 1573, wobey abermals unzählige Grausamkeiten ausgeübt wurden. Endlich fieng Philipp an selbst einzusehen, daß es wohl die höchste Zeit seyn dürfte sanftere Maaßregeln zu ergreifen. Er rief daher den Herzog, mit dessen Gemüthsart die Ausführung dieses neuen Plans nicht im geringsten harmonirte, wieder an seinen Hof zurück. Alba überlieferte also seinem Nachfolger die Regierung, und gieng mit seinem Sohn Friedrich, ohne weitern Verzug durch Deutschland und Italien nach Spanien.

Ungeachtet aller Klagen, die bisher wieder ihn eingelaufen waren, wurde er doch nach seiner Zurückkunft auf das Beßte aufgenommen, und vom Könige seiner Gnade und Vertrauens in eben dem Grade gewürdigt, wie vorher. Er verwechselte nun das Feldlager mit dem Staatscabinet, und wurde aus Philipps thätigsten Feldherrn, einer seiner besten Minister und Räthe. So durchlebte er verschiedene Jahre von seinen Freunden geschätzt, von Schmeichlern vergöttert, und von Feinden und Neidern heimlich gehaßt, bis ihm endlich ein unvorhergesehener Zufall die Gnade des Königs raubte, und seine Verbannung vom Hofe nach sich zog.

Garcias von Toledo, gleichfalls einer von Albas Söhnen, hatte eine vornehme Dame unter einem Eheversprechen entehrt, und weigerte sich ihr Wort zu halten. Der König befahl hierauf ihn zu arretiren und nicht eher wieder in Freyheit zu setzen, bis er seine Zusage erfüllt haben würde. Mit Hülfe seines Vaters, der diese Verbindung eben so ungerne sah wie der Sohn, fand Garcias indeß doch Mittel zu entkommen; und um die Absicht des Königs desto gewisser zu vereiteln, wurde er unverzüglich mit einer seiner Anverwandtinnen, der Tochter des Markis von Villena vermählt. Philipp gerieth hierüber so sehr in Zorn, daß er dem Herzog den Hof verbot und ihn auf das Schloß Uzeda verbannte. Nur mit der äussersten Ungeduld ertrug der ehrgeitzige Alba diese Beschimpfung. Doch ungeachtet der vielfältigen Bemühungen, die sich seine Freunde gaben, mußte er beynahe zwey Jahre in dieser für ihn so unerträglichen Lage zubringen.

Gleich

Gleich nach dem Tode des Königs Heinrich von Portugal 1580 suchte Philipp seine Ansprüche auf dieses Königreich geltend zu machen, und wem konnte er dieses Unternehmen, welches durch die Waffen ausgeführt werden mußte, wohl besser und sicherer auftragen als dem Herzog von Alba, einem Manne, der alle zu einem großen Feldherrn erforderliche Eigenschaften im hohen Grade besaß. Unvermuthet und zu seiner größten Verwunderung erhielt der verbannte Herzog einen Besuch von zwey Abgeordneten des Königs, die den Auftrag hatten, ihn zu fragen: Ob es seine Gesundheit verstattete, das Commando der Armee zu übernehmen, die Philipp zur Eroberung des Königreichs Portugal bestimmt hatte. Alba antwortete ohne langes Bedenken, daß er bereit sey, seine wenige Gesundheit und Kräfte dem Dienst des Königs willig und mit Freuden aufzuopfern. Zugleich machte er sich unverzüglich zur Abreise fertig. Sein Vorsatz war, dem König zu Madrid seine Aufwartung zu machen. Aber dieser Monarch, der niemals eine Beleidigung vergessen und verzeihen konnte, wolte ihn nicht vor sich lassen, sondern schickte ihm seine Verhaltungsbefehle schriftlich zu, nebst der Ordre, sobald als möglich zur Armee abzugehen. So viel Feinde Alba auch immer durch seine Grausamkeit sich zugezogen hatte, so konnte ihm doch niemand seinen Beyfall versagen, wenn man seine unbewegliche Treue betrachtete, die ihn antrieb, sich in einem hohen Alter und bey schwachen Gesundheitsumständen, allen Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges auszusetzen, bloß um den Nutzen seines Herrn zu befördern, der sich doch auf eine so auffallende Weise unerkenntlich gegen ihn bewies.

Im

Im Juny 1580 drang Alba bereits an der Spitze der spanischen Truppen in Portugal ein. Die mehresten Städte öfneten ihm willig die Thore, und erkannten den König Philipp für ihren rechtmäßigen Herrn. Nun solte der Marsch nach Lissabon gehen, wo Don Anton Prior von Crato, der sich den portugiesischen Thron anmaßte, und sich auch bereits zum König ausrufen lassen, ein ansehnliches Kriegsheer zusammengezogen hatte. Alba entschloß sich zu Wasser mit der Armee nach Cascaes zu gehen, weil sich dem Wege zu Lande verschiedene beträchtliche Schwierigkeiten entgegen setzten. Bey ihrer Ankunft daselbst trafen sie den Feind in einem sehr vortheilhaften Posten an. Demungeachtet waren die Spanier bereit diese Verschanzungen auf Befehl ihres Generals anzugreifen. Aber die Portugiesen, die größtentheils aus neu angeworbenen und übel exercirten Leuten bestanden, ergriffen die Flucht, ohne ihre Ankunft abzuwarten. Nun wurde Cascaes angegriffen und erobert, wobey Alba, wie gewöhnlich, durch neue Grausamkeiten seinen Ruhm befleckte. Ein gleiches Schicksal hatten mehrere feste Plätze. Don Anton wurde endlich auch angegriffen, geschlagen und sein Heer zerstreut, worauf sich Lissabon und mit dieser Hauptstadt zugleich das ganze Königreich dem Ueberwinder ergab. Soviel Ehre auch die glückliche Ausführung dieser Unternehmung den militärischen Talenten des Herzogs machte, so muß man doch gestehen, daß er sich in Portugal nicht weniger stolz, blutdürstig und geldgierig, als ehemals in den Niederlanden betrug.

Alba überlebte die Eroberung von Portugal nicht lange. Er starb 1582 im 74sten Jahre seines Alters, und nahm

den Ruhm eines großen Feldherrn mit sich ins Grab. Der Cardinal Granvella versichert in seinen Memoiren, daß man nicht von jeher so vortheilhaft von ihm dachte. Wahrscheinlich war seine Unthätigkeit in dem italiänischen Feldzuge gegen die Franzosen 1555 Schuld daran. Das schlechte Vertrauen welches man zu seinen Fähigkeiten hatte, herrschte damals so allgemein, daß ein vornehmer Spanier ihm sogar einen Brief unter der beleidigenden Aufschrift zuschickte: „An den Herrn Herzog von Alba, General der Armeen des Königs in Mailand zu Friedenszeiten, und „Oberhaushofmeister des königlichen Hauses zu „Kriegszeiten.“ Alba zog sich diese verächtliche Begegnung so sehr zu Herzen, daß er aus seinem Schlummer glücklicher Weise erweckt und zu Thaten aufgemuntert wurde, die diesen Schandfleck bald wieder auslöschten, und seine kriegerischen Talente in einem ganz andern Licht darstellten.

Brantome behauptet, Alba hätte zuerst den Gebrauch der Musketen bey der spanischen Armee in den Niederlanden eingeführt. Anfänglich war die Wirkung, die diese neue Art von Gewehr auf den Feind machte, ausserordentlich. Alles floh, sobald nur der Ruf erscholl: Salgan, salgan, los Mosqueteros afuera afuera adelante los Mosqueteros; d. h. Heraus, Musketiers! Vorwärts! Vorwärts! — Bald aber gewöhnte man sich auch daran, und am Ende hatten die Niederländer eben so gut Feuerröhre dieser Art wie die Spanier.

Der berühmte Abbe Raynal entwirft in seiner Histoire du Stadhouderat nachstehende Schilderung von den

körperlichen Eigenschaften und Geistesfähigkeiten des Herzogs von Alba. „Er hatte lebhafte aber finstere Augen; einen „scharfen, durchdringenden Blick, der öfters Schrecken einzu„flössen pflegte; einen ernsthaften Gang und ein heroisches „Betragen. Hiermit vereinigte sich noch ein edler Anstand; „ein dauerhafter Körper; eine wohlabgemessene Rede; und „ein beredtes Stillschweigen. Im Essen und Trinken war „er äusserst mäßig, schlief wenig, arbeitete viel, und schrieb „alles selbst, was in seinen Verrichtungen nöthig war. Schon „von seiner ersten Kindheit an zeigte er viel Verstand, und „sein reiferes Alter hatte weder Thorheiten noch Schwach„heiten. Nie überließ er sich den Ausschweifungen, und „mitten im Tumult der Läger, mitten im Geräusch der „Waffen bildete er sich zum Staatsmann. So oft er im „Rath um seine Meynung befragt wurde, sahe er weder auf „das Begehren des Monarchen, noch auf das Interesse der „Minister. Stets erklärte er sich für diejenige Parthey, „die ihm das meiste Recht zu haben schien, und öfters brachte er „diejenigen, die ihm Gehör gaben, zur Rechtschaffenheit zurück; „wenigstens folgte er ihnen nie in ihrer Ungerechtigkeit. „Seine Unerschrockenheit zeigte sich nicht nur im Getümmel „der Schlacht, sondern auch bey aller andern Gelegenheit. „Tausendmal zitterten seine Freunde, wenn sie ihn mit einer „gewissen Art von Trotz und mit Wärme, das Andenken „Karls V. gegen die unnatürlichen Beschuldigungen seines „eigenen Sohnes Philipps II. vertheidigen hörten. Sein „Haus glich dem glänzendsten Hofe eines Fürsten. Er füll„te es mit jungen Adlichen an, die er entweder zu Kriegern „oder Staatsmännern bildete; und bald genoß er das

„Ver-

„Vergnügen die vornehmsten Ehrenstellen in Spanien, sowohl „im Civil- als Militärfach, von seinen Schülern besetzt zu „sehen, deren Geschicklichkeit seinen Ruhm immer mehr und „mehr vergrösserte. Man findet in der Geschichte seiner „Nation keinen einzigen Feldherrn, der in dem nämlichen „Grade wie er, fähig gewesen wäre, einen großen Krieg „mit wenig Truppen zu führen; die stärksten Armeen, oh„ne zu schlagen, in Unthätigkeit zu erhalten; den Feind „zu hintergehen, und sich selbst nie hintergehen zu lassen; „das Vertrauen der Soldaten sich zu erwerben, und ihrem „Murren jederzeit Einhalt zu thun. — Man will be„haupten, daß er innerhalb sechszig Jahren, während wel„chen er unter verschiedenen Himmelsstrichen, gegen sehr „verschiedene Feinde und in allen Jahrszeiten Krieg führte, „nie hintergangen, nie geschlagen, nie überrumpelt worden „sey. Was für ein großer Mann wär er gewesen, wenn „er nicht den Glanz so vieler erhabenen Tugenden und Ta„lente durch eine übertriebene Strenge verdunkelt hät„te, die ganz in Grausamkeit und Barbarey ausar„tete.“ —

F.

V.

Der gehörnte Bachus.

Auszug aus einem wenig bekannten *) italiänischen Werkch
Die Geschichte vom Bachus, dem Obersten der Dun
köpfe, Generalaufseher der Weinsäufer, und M
thiere des Olymps. Amsterdam 1651 bey Franz
Boccafranca.

Apoll. Ja ja Sie müssen reisen, junger Herr! das
giebt Menschenkenntniß, und läßt uns ein Wörtche
sprechen. Jetzt sitzen Sie oft, wie stumm, wenn
sembleen ein Discours angesponnen wird, staunen
reisten Mercur an, der Stundenlang schwazt, und
ge nach der andern vorbringt. Aber sind Sie
reist, dann sorgen Sie für Bewunderung und A
nicht; Bachus ist wiedergekommen, Bachus m
len, rufen dann alle Göttinnen zusammen, und
Ihnen das Polster noch einmal so weich, damit
recht lange sitzen bleiben.

*) Dies Werkchen ist 5 Bogen stark, und enthält ei
Mythologen vom Bachus in allerley Schwänken, a
Ein andrer wäre längst mit einer Uebersetzung
ten, und wer weis, was noch geschehen wird
es aber für Sünde, mit dem ganzen Schw
blicum zu belästigen.

Bachus. (dehnend) Aber das wird mich sehr müde machen.

Apoll. Freylich, und noch mehr die Reise, denn Sie müßen zu Fuße reisen. Fußreisen stärken, und verwandeln das klumpigte Fett in eine anständige Magerkeit.

Bachus. Ach! zu Fuße! Ich werde Papa fragen.

Jupiter mußte hohen Rath pflegen ob seines Geliebten Ausflucht. Alle Götter, und besonders die Göttinnen, die sich schon im voraus auf die Unterhaltungen freuten, stimmte ein: Bachus müsse reisen. Man gab ihm 2 Trabanten und Wechselbriefe mit, und schickte ihn mit guten Regeln und Verhaltungsbefehlen gegen den Herbst ab. Er hatte sich sorgfältig Auszüge aus allen Reisebeschreibungen gemacht, und sich genau ausgezeichnet, wo der beste Wein wachse. Uebrigens reiste er incognito. Allenthalben, wohin er kam, ließ er sich zu den Merkwürdigkeiten des Orts schleppen, gähnte, gab seyn Trinkgeld, und gieng wieder weiter. In einer Stadt, welcher, wissen wir nicht, (der Pinsel hielt sich kein Tagebuch und sein Gedächtniß war auch nicht recht treu) sah er über einem Altare seine Statue mit Hörnern. Warum trag ich hier Hörner? frug er seine beyden Begleiter. Wir wissens nicht. Ach das muß ich wissen, das wird Spaß geben! Ich biete einen hohen Preiß aus, welcher Gelehrter mir das am beßten beantworten wird, geht verbreitet: Ein Reisender, der seine Kenntnisse zu bereichern trachte, wolle wissen; — das Uebrige könnt ihr errathen.

In wenig Stunden pochte ein scharrender Musensohn an des Gottes Thüre. Er trat herein, sprach viel vom Nutzen der Reisen, prieß den dicken Wandrer ob seines Unternehmens und seiner Wißbegierde, versicherte, daß nun nicht ferner nöthig sey, jemanden zu holen, weil er gewiß die beste Antwort auf die Preißfrage in der Tasche führe, zog eine Menge vollgeschriebner Rollen hervor, und fieng an zu lesen:

Es schreibet der hochberühmte Poet Horatius —

Ach das wird sehr lange dauren, wendete Bachus gähnend ein. Kurz, kurz!

Der gelehrte Antworter lobte wieder des Gottes Sparsamkeit in Ansehung der Zeit, versicherte indeß, daß die Anhörung solch einer Deduction, und wenn sie noch so lange daure, so eigentlich kein Zeitverlust zu nennen sey. Endlich besinnet er sich memoriter aus dem Horaz und Giraldus zu demonstriren, daß Bachus Hörner die Unbändigkeit anzeigten, in die der Wein die Menschen versetzte, und den Stolz, den man an Berauschten gewahr würde, und schloß endlich damit: Ipse pauper cornua sumit. Bachus schüttelte und sprach ihm unfreundlich zu: Ich werde Sie rufen lassen. Vor der Thüre hörte man ein heftiges Gezanke, der Abgewiesene wolte einem andern den Zugang verhindern. Dieser riß sich durch, und begann im Tone des erstern. Doch ließ er noch zwischen 3 Stücken die Wahl: Bachus, meynte er, trage Hörner, entweder, sofern er eins sey mit dem Osiris, oder weil die Alten aus großen Hörnern tranken, oder weil er nach der indianischen Sitte aus seinen Haaren eine Art

von hoher Fontange getragen habe. Bachus wußte von dem allen nichts, der Vortrag war ihm zu gelehrt und zu trocken und er ließ auch diesen gehen.

Flatternd kam ein junges Herrchen herbey, erzählte viel von seinen Avanturen mit Frauen und Mädchen, und erklärte endlich: Das Bildniß des Bachus sey gehörnt, weil Bachus und seine Verehrer den armen Erdensöhnen so viele Hörner aufsetzten. Der ehrliche Bachus freute sich herzlich, daß man ihm so viel zutraue, lachte überlaut, und erkannte dem Journalisten den Preis zu.

b.

VI.
An Haschka.

Wenn aus schwacher Kehle gegen des Donners Gebrüll
Drohung ein Sterblicher krächzte, daß er staunend verstumme,
Sage mir, Freund, würdest du des Thoren eitel Beginnen
Nicht höhnend verlachen?

Renne den zischenden Blitzen an des Himmels Gesaum
Keuchend nach. Hasche die Flammen, die schwirrend dich höhnen,
Schmiede sie an den thürmenden Fels mit ehernen Banden, —
Was säumst du Gejagter?

Sing und singe Fürsten und Fürstengehause,
Die Tyrannen des Erdballs, gefallne Engel von Anfang,
Schreye dich wund, jag dir ein Messer in jeglich Gebeine
Und glühende Dolche,

Daß dein Schmerz schreyen dich lehre, und jeglicher Ton
Zehnfach gedonnert durch Felsen, zehnfach zurücke dir fluche,
Daß die Welt höre. — Die Tyrannen bleiben doch Teufel, —
Und Engel die Fürsten.

b.

VII.
An die Liebe.

O holde Göttin, Trösterin des Lebens!
Das manchen Dornpfad unserm Auge zeigt,
Du machst den steilen Dornpfad unsres Lebens,
Und unsre Lasten, unsre Sorgen leicht.

Du nährst das Herz mit reiner Engelfreude,
Die nicht der Fürst in seinem Golde kennt,
Und die mit Recht ihr köstlicher Geschmeide
Das Mädchen in des Jünglings Arme nennt.

Das kleinste Hüttchen wird durch deine Milde
An tausend tausend schönen Gütern reich,
Und werther uns im ländlichen Gefilde
Das Rasenplätzchen, als — ein Königreich.

Du hebst auf deinen sanften Rosenschwingen
Uns über eine dunkle Zukunft hin,
Und wirst für die, die innig dich umfingen,
Der stillen Weisheit erste Lehrerin.

Du

Du lächelst von des Knäbchens Augenliede
Den guten Eltern Himmel in den Sinn,
Und durch dich wird der häußlich stille Friede
Des wahren Lebens glücklichster Gewinn.

Durch deine Kraft wird selbst der Beßte — besser,
Schenkst uns zum Guten neuen Heldenmuth,
Durch dich wird jede Tugend reiner, größer,
Und herrlicher ein jedes Erdenguth!

C. F. Pockels.

VIII.

Der Spaz aus Gallien.

Eine Fabel.

Ein Spaz aus Gallien verließ dort seine Brüder,
Und setzte sich in Deutschland nieder.
Hier lebt' er nun im größten Ueberfluß;
Denn hundert Scheuren, hundert reiche Aecker
Verschaften unserm fremden Lecker
Das, was er wünschte, zum Genuß.

So lebt er manches Jahr, und ließ sich herrlich schmecken
Das deutsche Brod. Doch dankbar war er nicht dafür.
Er schalt den deutschen Spaz ein dummes, plumpes Thier,
Und hörte nimmer auf den deutschen Spaz zu necken.
Fand dessen Sprache grob, die Sitten schlecht,
Den Ton des Umgangs gräulich,

Die Schönen ungalant, und ihren Witz abscheulich, —
Kurz ihm war nichts in Deutschland recht.

* * *

Großmüthig nähren wir in unserm Vaterlande
Den Franzmann, und der Franzmann? — predigt unsre Schande.

C. F. Pockels.

IX.

Litterarische Nachrichten, von dem berühmten Roger Bacon.

Europa im 13ten Jahrhundert war grossentheils die Wiederherstellung der Wissenschaften und der gesunden Philosophie dem Mönch Roger Bacon schuldig, der kein Benedictiner war, wie Voltaire und viele andre geschrieben haben Wenn das Andenken dieses Engländers nicht allen Glanz hat, den Bacon so reichlich verdiente, so ist diese Ungerechtigkeit theils dem Mangel an Documenten von seinen ausserordentlichen Arbeiten, theils seinen Irrthümern zuzuschreiben, die noch berühmter als seine Entdeckungen wurden, und wodurch man ihn in die Classe der Alchymisten gesetzt hat. Ueberdem auch, weil er zum Nachtheil für seinen Ruhm einen Philosophen eben dieses Namens, den unsterblichen Canzler Bacon, zum Nachfolger hatte.

Um das Genie des Roger Bacon gehörig zu beurtheilen, muß man sich ganz ins mittlere Zeitalter versetzen, in der

der Epoke, wo die Wissenschaften anfiengen aus der Barbarey hervorzugehn, und wo besonders die Philosophie ganz darin versunken war; alsdann wird man über die Geistesgrösse eines Mannes erstaunen, der fast ohne Bücher, ohne Instrumente, aller Hülfsmittel zu beobachten und zu raisonniren beraubt, ohne einen andern Führer als seinen eignen Verstand, mitten unter einer allgemein herrschenden Ignoranz, dennoch ein Licht anzündete, bey dessen Schein seine Nachfolger fortwandeln konnten.

Man hat bis jetzt nur unvollkommen das Leben, die Schriften, die Erfindungen und den Character dieses ausserordentlichen Mannes gekannt; allein neuere Untersuchungen haben diese Dunkelheit zerstreut. Die Verfasser eines sehr gelehrten englischen Werks, betitelt: Betrachtungen über den Zustand der Kenntnisse, der Litteratur und des Geschmacks in England seit der Eroberung der Normannen bis zur Regierung Eduard I. haben in Ansehung der Lebensgeschichte des Roger Bacon ausführliche Nachrichten geliefert.

Er wurde in einem Dorf der Grafschaft Somerset im 13ten Jahrhundert von einer alten Familie gebohren. Man schickte ihn nach Oxford, das damals so barbarisch wie alle andre Universitäten in Europa war. Hier erhielt er einige Kenntnisse von Sprachen und von der peripatetischen Philosophie, worin in jenem Zeitalter die ganze Gelehrsamkeit bestand. Glücklicherweise erwarb er sich durch seine Fähigkeiten, durch seinen Fleiß und Gelehrigkeit die Gunst der

Obern der Universität. Unter diesen waren Edmund Rich, Erzbischof von Canterbury, Scherwood, Canzler von Lincoln, und Grotes; alle drey gelehrte Männer, die Rogers aufkeimende Talente zu schätzen wußten.

Die Universität zu Paris hatte damals schon einen großen Ruf, so daß sie junge Leute aus ganz Europa an sich zog, um hier ihre Studien zu endigen. Roger Bacon gieng auch dahin, erweiterte seine Kenntnisse, und kam in seinem 26sten Jahre als Doctor nach Oxford zurück. Bald nachher trat er in den Franciscanerorden, wobey er jedoch in Oxford blieb. Sein Ruhm nahm täglich zu, und mit demselben die Zahl seiner Beschützer, die ihn zu seinen Experimenten mit dem nöthigen Gelde versahn. Er hatte den Muth und die Klugheit, sich von den falschen abgeschmackten Methoden der Schule zu entfernen, und die Philosophie auf Facta und Erfahrungen zu gründen.

Wenn dieser Mönch gleich nicht den Ruhm des Canzlers Bacon hatte, eine Generalreform in den Wissenschaften eingeführt zu haben, so kann man ihm doch nicht das Verdienst streitig machen, die Nothwendigkeit davon gefühlt, und denselben Plan gemacht zu haben, den der Canzler Bacon hernach entwarf. In dem Zeitraum von zwanzig Jahren wandte er mehr als 2000 Pfund Sterling an, eine ungeheure Summe für die damaligen Zeiten, um Bücher zu sammlen, Experimente zu machen, und Instrumente verfertigen zu lassen. Diese Arbeiten aber waren seiner Ruhe bald schädlich. In einem Jahrhundert, wo so überaus wenig Men-

schen Begriffe von philosophischen Wissenschaften hatten, war es sehr schwer denselben nachzuhängen, ohne den Aberglauben zu reizen. Die Experimente Bacons schienen die Wirkung einer übernatürlichen Macht zu seyn. Man schrieb seine Kenntnisse der Magie zu, und so mußte er eine heftige Verfolgung ausstehn. Er wurde in seinem Closter eingesperrt, und sehr übel behandelt. Die Bekanntmachung seiner Schriften wurde ihm durchaus verboten, und alle Correspondenz selbst mit vertrauten Freunden und Verwandten untersagt, ausgenommen mit dem Pabst; desgleichen durfte er auch nicht mehr jungen Leuten wie zuvor Unterricht geben. Seine alten Beschützer waren todt; und so blieb er ganz der Wuth der Mönche ausgesetzt, die ihn bloß darum verfolgten, weil er klüger war wie sie.

Dieser Intoleranz ohngeachtet setzte Bacon sein Studieren mit Eyfer fort. Es war nicht in der Macht seiner Feinde, seinen erlangten Ruhm zu vernichten. Er war bis nach Rom gedrungen. Der Pabst Clemens IV. der so gelehrt als tugendhaft war, bewunderte die Verdienste des englischen Franciscaners, und verlangte von ihm alle seine Schriften zu sehn. Bacon verbesserte sie, brachte sie in Ordnung, und übergab diesen gelehrten Schatz seinem Schüler Jean von Paris, um ihn dem heiligen Vater einzuhändigen. Diese Sammlung, die er in einen einzigen Tractat vereinigte, und das große Werk betitelt wurde, enthält alle seine Kenntnisse in den Sprachen, in der Mathematik, in der Chymie und Astronomie. Er bewieß darin die Nothwendigkeit Experimente zu machen, und gab von denen Nachricht, die ihn zu verschiedenen Entdeckungen veranlaßt hätten.

So lang als Clemens IV. lebte arbeitete Bacon ruhig fort; nach dem Tode dieses Pabstes aber erhob sich ein neuer Sturm wider ihn. Hieronymus von Esculo, General der Franciscaner, ließ den Philosophen einsperren. Er blieb in diesem Klosterkerker zehn ganzer Jahre, und mußte die härteste Pönitenz ausstehn, wobey er mit niemand außerhalb den Klostermauern Gemeinschaft hatte. Den Vorwand dieser Verfolgung gaben Bacons Schriften über die Negromantie und Astrologie. Er litte indessen alles mit der größten Standhaftigkeit. Wahrscheinlich würde diese Prüfung bis an sein Lebensende gedauert haben, denn sein alter Feind Esculo bestieg unter dem Namen Nicolaus IV. den römischen Stuhl. Dieser Pabst gehörte nicht zu den Unwissendsten; er hatte Bacon mehr aus Nachgiebigkeit gegen seinen Orden als aus Fanatismus verfolgt. Der gekränkte Philosoph bemühte sich nun seine Gnade zu erlangen. Er schrieb an ihn und eignete ihm ein Werk zu, über die Mittel den Schwachheiten des Alters zuvorzukommen, wobey der Verfasser seine Meynungen in eine affectirte Dunkelheit hüllte, aus Furcht, vom neuen den Aberglauben zu empören. Der Pabst achtete diese Huldigung nicht, jedoch gestattete er auf die Vermittelung einiger vornehmen Engländer, daß Bacon seine Einsamkeit verlassen durfte. Er gieng nach Oxford, woselbst er im J. 1292 starb.

Es wurde eine wahrhafte Geistesgröſſe und höchstseltne Naturkräfte bey Roger Bacon erfordert, um sich so über die Vorurtheile seines Zeitalters zu erheben, und gleichsam in dem Brennpunct eines einzigen Kopfs alle zerstreuete

Strahlen

Strahlen der wissenschaftlichen Kenntnisse zu sammeln, die sodann mit neuen Wahrheits- und Entdeckungszweigen von ihm vermehrt wurden.

Bacon hatte ein Universalgenie, das heißt, er besaß die Fähigkeit, eine Menge sehr verschiedener Gegenstände zu fassen. Er verstand die lateinische, griechische, hebräische und chaldäische Sprache. Sein sogenanntes großes Werk enthielt vortrefliche critische und grammaticalische Vorschriften. Da er die römischen Dichter mit Leidenschaft verehrte, so führt er sie oft in seinen Schriften an; auch schrieb er Betrachtungen über den Virgil und über andre alte Claßiker, nicht allein wie ein Philologe, sondern wie ein Mann von Geschmack. Sein lateinischer Styl hat mehr Precision, mehr Reinigkeit und Klarheit, als dem Jahrhundert, worinn er lebte eigen war. Auch hatte er Fortschritte in andern Wissenschaften gemacht. Er schrieb historische Fragmente, und machte sehr genaue chronologische Berechnungen. Mit der Geographie war er auch vertraut, sogar solche Länder betreffend, die zu seiner Zeit am wenigsten bekannt waren, als China und die Tatarey, über welche Reiche man sinnreiche Bemerkungen in dem großen Werke findet. In eben diesem Werk zeigte er den großen Nutzen, die Mathematic auf die Wissenschaften anzuwenden. Seine Schriften über die Geometrie werden noch geschätzt.

Seit dem Archimedes hatte vielleicht niemand ein so ausserordentliches Genie für die Mechanic. Als man ihn der Magie beschuldigte, bewies er, daß viele Geheimnisse die

man

man derselben zuschrieb, entweder Werke der Kunst oder Arbeiten der Natur wären. Er erfand und vervollkommnete eine große Menge von Maschinen. Von ihm kam die erste Idee ein Fahrzeug so zu bauen, daß es von einer einzigen Person regiert werden konnte, und das geschwinder als ein völlig ausgerüstetes Schif segelte. Er hatte auch einen Wagen erfunden, der ohne von Thieren gezogen zu werden von selbst schnell fortrollte; Erfindungen, die wenn sie gleich nicht zur Vollkommenheit kamen, doch die Geisteskräfte und Kenntnisse des Roger Bacon beweisen können.

Er hatte die Optik studirt. Dies war seine Lieblingswissenschaft, von der man zu seiner Zeit ganz und gar nichts wußte. Er beschrieb eine Methode Brillen zu machen, verfertigte Brennspiegel, und gab uns die erste Anleitung zu der Camera obscura. Es ist sogar glaublich, daß die wichtige Entdeckung des Telescops ihm nicht unbekannt war, denn man findet in seinen Werken einige Stellen, die ganz deutlich die Grundsätze ihrer Verfertigung angeben. In der Astronomie entdeckte er verschiedene Irrthümer den Calender betreffend, und schlug Mittel vor ihn zu verbessern. Er bat Clemens IV. den alten Styl abzuändern, und sein Plan war vollständiger und genauer als derjenige, der nachher vom Pabst Gregorius XIII. ausgeführt wurde. Er wolte seine Berechnungen von der Geburt Christi, und nicht vom Niceischen Concilio anfangen. Der Calender, so wie er ihn entwarf, ist noch vorhanden, und ist wahrscheinlich bey der gregorianischen Reform zum Grunde gelegt worden.

Er

Er war der erste, der in England die Chymie cultivirte, auch zeigte er die Wirkungen der Bestandtheile des Schießpulvers an; ein Umstand, der hernach den berühmten Schwarz Gelegenheit zu der vollständigen Erfindung dieses ausserordentlichen Kriegsmittels gab. Ob man gleich diese Wahrheit bestritten hat, so liegt sie doch in Roger Bacons Werken vor Augen, wo man die Zusammensetzung dieser schrecklichen Substanz mit ihren Wirkungen deutlich angezeigt findet.

Die Alchymisten haben ihn immer als einen ihrer vornehmsten Häupter betrachtet, und thun es noch. Es ist wahr, daß Roger Bacon sich mit der Verwandlung der Metalle sehr beschäftigte, da aber heut zu Tage am Ende des 18ten Jahrhunderts, im Mittelpunct der Aufklärung, trotz allen den Academien, diese lächerlichen Arbeiten wieder hervorgesucht, von einer Menge Marktschreyer und Halbgelehrten betrieben, und von den vornehmsten Männern geehrt und beschützt werden, wer wird es wagen einem Mönch des 13ten Jahrhunderts Vorurtheile zur Last zu legen, die die Chemie und zahllose Experimente noch nicht haben vernichten können? Wenigstens erzeugten Bacons Feuerarbeiten einige nützliche Entdeckungen und Erfindungen, die man nachher benützt hat. Es würde schwer seyn von den sinnlosen Arbeiten der heutigen Alchymisten ein Gleiches zu sagen.

So war der Mönch Roger Bacon beschaffen, von welchem Boerhave mit Ehrfurcht spricht, und ihn den bewundrungswürdigen Doctor nennt. Sein feuriger, hartnäcki-

ger

ger Character, der bey Unglücksfällen sowohl als bey Schwierigkeiten unbiegsam war, erregt nicht weniger Erstaunen, als seine ausgebreiteten Kenntnisse. Unglücklicher Weise giengen eine Menge seiner Schriften verlohren, oder wurden auch von den Franciscanern verbrannt; so daß Leland mit Recht gesagt hat, daß es ihm leichter seyn würde, die sybillischen Bücher, als die Titel von Roger Bacons Werken, zu sammlen.

X.

Florio und Lucilie; oder die tugendhafte Entführung.

Eine Erzählung.

Je mehr wir uns von großen Städten entfernen, destomehr nähern wir uns den Scenen schuldloser Glückseligkeit, die zugleich die Frucht und Belohnung wahrer Liebe sind; jener Liebe, die uns der Himmel einpflanzte, welche die Tugend liebreich erzog, und welche zärtlichen Herzen die Erde zum Paradiese macht, wenn es sonst unter dem Monde ein Paradieß giebt. In diesen friedlichen Wohnörtern werden, zur Schande lasterhafter Größe, die Grundsätze der Ehre für den einzigen Ruhm der Männer angesehn, und die unschuldigen Grundsätze tugendhafter Empfindsamkeit für die Grundlage aller liebenswürdigen Eigenschaften des schönen Geschlechts gehalten.

Un-

Unglücklicher Florio! Unglückliche Lucilie! warum mußtet ihr, erzogen an dem Busen der Treue und Unschuld, einer lasterhaften Welt zum Beyspiele bestimmt seyn, daß Unschuld und Treue nicht hier, sondern jenseits des Grabes erst Schutz und Belohnung erwarten darf?

Die Geschichte dieses unglücklichen Paars, die schon vielen bekannt ist, enthält nur wenig Vorfälle, aber jeder derselben ist lehrreich! —

Florio war ein junger Officier in einem unserer Regimenter, von vieler Ausbildung. Im Anfang des americanischen Krieges, wo man alles, aber leider vergebens aufbot, um über die aufrührerischen Colonien zu triumphiren, wurde er mit einiger Mannschaft nach Wales auf Werbung geschickt. Er nahm seinen Standort in einer Stadt, die nicht weit von dem Wohnorte der schönen Lucilie, einer Tochter eines reichen und vornehmen Mannes in der Grafschaft ***, entfernt war. — Sie sahen sich zuerst auf einem Balle; und wenn jemals eine Liebe auf den ersten Anblick von den Gesetzen der Klugheit gerechtfertigt werden konnte, so war dies gewiß der Fall bey Florio und Lucilien. Beyde, von der Natur für einander geschaffen, begegneten sich kaum mit ihren Blicken, als sie sich schon gegenseitig und ohne daß sie selbst es wußten, liebten. Gott Amor hatte beyder Herzen mit einem seiner unwiderstehliche Pfeilen getroffen.

Lucilie, die schon lange der Süßigkeit mütterlicher Zärtlichkeit und Liebe hatte entbehren müssen, lebte bey ihrem Vater, der sie zärtlich liebte. Oft nannte er sie in Stunden

guter Laune zärtlich seinen Engel, seine Göttin. Im Grunde aber waren seine Guineen, Ländereyen und der Stammbaum seiner Ahnen, die einzigen Götzen, die er verehrte. — Geiz und Stolz! — Welche Vereinbarung von Leidenschaften seyd ihr in der Brust eines Vaters, die in weiter nichts Glückseligkeit fand, als in einer niedrigen und selbstsüchtigen Befriedigung! —

Diese waren es, die der Hofnung unserer Liebenden unübersteigliche Hindernisse entgegen setzten. Denn Florio konnte weder auf seinen Stammbaum noch auf seine Glücksumstände stolz seyn. Lucilien war dieser Umstand nicht unbekannt, aber er diente nur dazu, ihre Liebe gegen Florio zu vermehren. Sie sahe freylich wohl ein, daß sie nie mit ihres Vaters Beystimmung die Glückseligkeit geniessen würde, Florio ihren Gatten zu nennen.

Unterdeß war er der tägliche Gesellschafter des alten Herrn, und setzte sich so bey ihm in Gunst, daß er alles von ihm erhalten haben würde, nur nicht die Hand seiner Tochter, wonach er allein strebte. Hierdurch würde das Blut eines alten Britten verunreinigt worden seyn. Florio sahe wohl ein, daß ein einziges Wort von ehelicher Verbindung ihm auch selbst den Anblick seiner geliebten Lucilie rauben würde. — Nach Verlauf einiger Wochen wurde die Liebe unseres Paars auf eine harte Probe gestellt; denn Florio erhielt den Befehl, zu seinem Regiment zu stoßen, um nach America eingeschift zu werden. America war in den Ohren Luciliens ein schrecklicher Ton, und für den Liebling ihrer unschuldigen

Nei-

Neigungen unglückbringend. — Was war zu thun? — Lucilie konnte ohne ihren Florio nicht leben, und unserm verliebten Helden war der Gedanke, seine theure Lucilie zurück zu lassen, schrecklicher als ein tausendfacher Tod. Bey den niedrigen und eigennützigen Vorurtheilen eines Vaters, dessen Herz schon lange gegen die zärtlichen Empfindungen der Liebe verschlossen war, untersuchten sie bloß ihre Herzen und beschlossen den Befehlen der Liebe zu folgen. Sie wolten entfliehen, und ihre Glückseligkeit in sich selbst finden, solte sie auch das Schicksaal ans äusserste Ende der Erde führen. — Am Abend vor ihrer Flucht schrieb Lucilie an ihren Vater einen Brief, worinn sie ihn mit den zärtlichsten Ausdrücken kindlicher Pflicht und Ergebenheit beschwor, sie wegen dieses unvermeidlichen und an sich tadellosen Schritts nicht zu verdammen; der ihr aus keiner andern Ursach schmerzhaft sey, als daß er einen strengen aber doch zärtlichen Vater wegen der Sicherheit einer geliebten Tochter besorgt machen würde. Indeß könne er hierüber völlig beruhigt seyn; da sie sich dem Schutze eines tugendhaften Mannes anvertraut habe. Ihre eigne Tugend würde also wie bisher unverletzt bleiben. — Von diesem Briefe wurde eine anonymische Abschrift in die öffentlichen Blätter zu London gerückt. Er war so zierlich, aber geheimnißvoll abgefaßt, daß er in allen Gesellschaften der feinen Welt ein Gegenstand der Bewundrung, Vermuthung und des Nachforschens wurde. Der Vorfall worauf er anspielte, trug sich gegen Ende des Jahrs 1776 zu: und einige Leser werden sich erinnern, daß um die Zeit, eine Menge Anzeigen unter den Anfangsbuchstaben (D. W.) in die Zeitungen eingerückt wurden, worin eine

schöne Flüchtlingin zur Rückkehr in die Arme eines Vaters ermahnt wurde, der über ihren Verlust tief betrübt sey, und der nicht in Frieden sterben könne, ohne noch einmal seine geliebte Tochter gesehen zu haben. Er sey völlig geneigt, alle ihre Wünsche zu erfüllen, und sie unter väterlichen Seegen mit dem Manne ihres Herzens zu vereinigen. — Ach! wolte der Himmel er hätte sich früher so gütig erklärt! Er wußte es schon lange, oder Er müßte ganz blind gewesen seyn, wenn er nicht eingesehen hätte, das Florios und Luciliens Liebe eben so untadelhaft als unbegränzt war. Nun fühlte er nur zu sehr, daß er durch die Hinderung ihrer Glückseligkeit, seine eigne untergraben hatte.

Seine Nachrichten und manche andere Anzeigen der Art erschienen zu spät. Unsere Liebenden waren schon glücklich in Neuyork gelandet; (wo Hymens Bande ihre Wünsche endlich krönten) als der unglückliche Vater erst seines Fehlers gewahr wurde! — Armer Vater, dein Verlust war unersetzlich! Aber auch du, liebenswürdige Lucilie, warst zum Elend und Jammer bestimmt! — Kaum konntest du den Nachstellungen des Lasters entgehen! Deine Tugend und Unschuld konnte hier auf der Erde keinen Schutzort finden.

In allen Ländern wird die Ehre als ein vorzüglicher Characterzug eines Soldaten angesehen; aber wenn werden wir eine richtige Bestimmung dieses Worts erhalten, um mit Genauigkeit angeben zu können, worin Ehre — Ehre des Militärstandes bestehe? Der Obrist, unter dem Florio

stand,

stand, wurde allgemein für einen Mann von Ehre im strengsten Verstande angesehen; und doch war es auch mehr als zu bekannt, daß Niemand in Rücksicht des Frauenzimmers mehr wider die Grundsätze der Ehre handelte. Um keinen Preis würde er je eine Mannsperson, wenn sie etwa seinen Vergnügungen nicht in den Weg trat, beleidigt haben. Aber ein Frauenzimmer, ein hülfloses, schönes Frauenzimmer sahe er ohne Gewissensunruhe für seine gesetzmäßige Beute an.

Kaum war die unschuldige und arglose Lucilie in America angekommen, so sahe er sie mit wollüstigen Augen an, und beschloß, sie zu verführen. Niemand konnte gegen sie artiger und gegen ihren Mann aufmerksamer seyn als der Obrist; und Florio und Lucilie, alles Verdachtes unfähig, sahen ihn als ihren Vater an. Indeß wurde dem Obristen Florios Gegenwart bald lästig. Auch bemerkte Lucilie mit der den Frauenzimmern eignen Scharfsichtigkeit bald, daß seine beständigen Aufwartungen mehr zum Grunde hatten als blosse Freundschaft; zumal da er jetzt in seinem Betragen gegen ihren Mann kalt und zurückhaltend wurde, da er sich zuerst gegen ihn warm, offen und edelmüthig betrug. Bis jetzt hatte er es noch nicht gewagt, ihr seine Neigung zu entdecken, die ihn von Tag zu Tage immer ärger folterte. Allein endlich, von der Heftigkeit seiner Leidenschaft, die blos nach Befriedigung strebte, übermannt, setzte er Vernunft und Tugend aus den Augen, und schämte sich nicht, jede verführerische Ueberredung und jede unmännliche List anzuwenden, sie zu seinen schändlichen Absichten zu verführen.

Lucilie betrug sich bey diesem Vorfalle mit solcher ehelichen Treue und Großmuth, welche, so unmodisch sie auch in diesen Tagen lasterhafter Ausschweifnng und Verfeinerung scheinen mag, der keuschesten Frau des alten Roms Ehre gemacht haben würde, als es noch der Römer größter Stolz war, tugendhaft zu seyn. Sie siegte über alle hinterlistige Nachstellungen des Vernichters ihrer Ruhe. Den Obristen quälte der Gedanke, von einem Frauenzimmer zurückgestoßen und verachtet zu seyn so sehr, daß er die ganze Wuth seines von Rache erfüllten Herzens an dem armen Florio ausließ, den er übrigens um keiner Ursache willen haßte, als weil er ihn für das einzige Hinderniß hielt, daß der Erfüllung seiner Wünsche im Wege stand. Eines Tages suchte dieser unglückliche junge Mann einige Kräuter, woraus er für seine Lucilie, wegen ihrer kränklichen Umstände, Arzeney bereiten wolte, und überschritt hierbey unversehens die der Garnison vorgeschriebnen Gränzen. Dies Vergehen, wenn man es ein Vergehen nennen kann, diente dem Obristen zu einem hinlänglichen Vorwande, den Florio in Verhaft bringen zu lassen. Er wurde wegen des Gestanks und Feuchtigkeit des Gefängnisses von einem heftigen Fieber befallen, wovon auch Lucilie, die keine Gewalt einen Augenblick von ihrem geliebten Gatten trennen konnte, angesteckt wurde, und welches beyden einen baldigen Tod drohte.

Indeß sie beyde in diesem schrecklichen Kerker, von Krankheit und Leiden niedergedrückt, schmachteten, wurde Lucilien heimlich von dem schändlichen Urheber ihres Elends ein Brief zugeschickt, worin er erklärte: „wenn sie endlich

darein willigen wolle ihren Mann zu verlassen, so solte ihr gleich ein schönes Hauß zu Befehl stehen, und nichts verabsäumt werden, was nur irgend zu ihrer Genesung etwas beytragen könnte und zur Gründung ihres Glücks dienlich wäre. Sobald sie mit vieler Mühe Feder, Dinte und Papier erhalten hatte, schrieb sie ihm mit zitternder Hand folgende Antwort:

„Wissen Sie, unwürdiger Mann, daß wenn ich gleich „in diesem Augenblicke auf der Folter zu sterben verdammt „würde, (schmerzhafter würde jene gewiß nicht seyn, als die „Leiden, die ich jetzt erdulden muß) so würde ich doch ein „Leben mit allem Glanze der großen Welt vereint, nicht „annehmen, wenn ich, um eines solchen nichtswürdigen „Glücks zu genießen, gezwungen wäre, durch Aufopferung „meiner Ehre, auch die Ehre meines Mannes aufzuopfern. „Denken Sie nicht, daß die Grundsätze unbestechlicher Recht„schaffenheit und das quaalvolle Gefühl unverdienter Unter„drückung nicht in einem Busen beysammen seyn könnten — „ja in dem Busen eines schwachen und freundelosen Wei„bes! Ja, elender Verführer, in dem Meinigen sind sie „und sollen sie seyn, so lange ich athme. Die Beleidigun„gen, die Sie mir zugefügt haben, sind um desto schändlicher, „da es mir mein Herz sagt, und Sie es auch selbst wissen, „daß mir in meinem Betragen nicht die geringste Unvor„sichtigkeit zu Schulden kömmt, welche Sie zu den Gedan„ken hätte verleiten können, daß ich fähig sey, jemals einem „Antrage Gehör zu geben, der der Unschuld zuwider und „meinem Florio nachtheilig wäre. Hören Sie also auf,

„meine Leiden durch Ihre ungestüme Zudringlichkeit zu ver„mehren, die mir eben so verhaßt, als sie in den Augen „des Himmels schändlich ist. Vor allen Dingen aber be„schwöre ich Sie, meine Gegenwart zu meiden. So schwach „auch diese Hand ist, und so unfähig mir oder meinem „Gatten Beystand zu leisten, so würde sie sich doch viel„leicht, von Verzweiflung gestärkt, gegen den schändlichsten „der Menschen zur Rache erheben, wenn er es wagen sol„te, selbst im Augenblicke des Todes, sich dem Anblicke Lu„ciliens zu nahen.“

Jedes Wort in diesem Briefe war ein Dolchstich in die Seele des Obristen. Sein von Natur menschliches Herz, das gegen die Reize der Unschuld und jenes Gefühl, das eigentlich den Mann von Ehre und wahrer Rechtschaffenheit characterisirt, noch nicht ganz verschlossen war, wurde von Reue und Gewissensangst zerrissen. Er konnte keinen Augenblick eher ruhen, als bis er seinem natürlichen aber aus Leidenschaft verleugneten Edelmuthe gemäß, an unsere tugendhafte Heldin eine schriftliche Erklärung geschickt hatte, worin er sie und ihren beleidigten Gemahl tausendmal wegen seines vorigen Betragens um Verzeyhung bat. Er versicherte sie in den Ausdrücken der bittersten Reue, daß er bis jetzt den Werth eines Geschlechts, dessen Zierde sie sey, nicht gekannt habe, und gegen welches er, mit Errötben mußte er es bekennen, sein ganzes Leben hindurch als ein Bösewicht gehandelt habe. — Mit dieser Botschaft sandte er sogleich den Befehl, Florio aus seinem Verhaft zu entlassen, und dies unglückliche Paar mit allen Hülfsmitteln und Bequem

lichkeiten zu versehen, die ihre Krankheit erfoderte, oder die sich wenigstens in der jetzigen Lage der Garnison herbey-schaffen ließen. Es war auch seine Absicht, dem Florio ohne Aufschub zu einer Compagnie zu verhelfen. Allein dies Vorhaben wurde leider vereitelt. Denn das Fieber, das noch immer an ihrem Leben nagte, entriß sie 8 Tage nach dem plötzlichen Wechsel ihrer Glücksumstände innerhalb 2 Stunden der Erde, und ließ ihren abgeschiedenen Seelen den einzigen Trost, daß ihre sterblichen Hüllen einem Grabe unter Seufzern und Klagen einer großen Anzahl Zuschauer anvertraut wurden, die jemals bey dem Begräbniß eines würdigen aber wahrhaft unglücklichen Paares zugegen gewesen waren.

C. S. Kramer.

XI.

Berichtigung eines nicht unbedeutenden Druckfehlers.

Im Octoberstück S. 431, wo der Herausgeber sich über prosaische und poetische Beyträge erklärt, verändern zwey fehlende Buchstaben den ganzen Sinn. Es heißt nämlich: So angenehm ihm auch poetische Beyträge sind, so werden ihm doch wegen des kleinen zu dieser Gattung Aufsätze bestimmten Journalraums, die prosaischen Beyträge willkommener seyn. Die poetischen sind daher nichts weniger als ausgeschlossen; im Gegentheil halte ich schöne Verse für eine Zierde dieses und eines jeden Journals, und bin meinen gütigen Freunden für dergleichen Zusendungen nicht wenig verbunden.

v. A.

Register
des zweyten Bandes
der neuen Litteratur und Völkerkunde.

Julius.

I. Franz Pyrard's Reisen und Abentheuer S. 3 — 36
II. Epistel an den Herausgeber des Journals, nebst einem Gedicht an den Schatten Friedrichs, von Madame Karschin . . 36 — 41
III. Anzeige einiger Schriften über die Verbindung der Rechtsgelehrsamkeit mit den schönen Wissenschaften, von Hrn. D. Christ. Heinrich Schmid zu Gießen 42 — 61
IV. Salgar, von Herrn Cramer . 61 — 71
V. Brittische Pariamentsdebatten, die Toleranz der Dissenters betreffend. Eine Uebersetzung aus dem British Mercury . 72 — 95
VI. Antrittslied des Gesellschaftsnachtwächters in Dölitz. Mit einer Zuschrift von Herrn Anton Wall 96 — 101
VII. Blanchard in Frankfurth, von Hrn. Affsprung 101
VIII. Weltkenntniß eines Bauers, von Herrn Affsprung 101
IX. Der Löwe und der Elephant. Eine Fabel von Herrn Schink . . 102
X. An den Wuchrer Flapp, von Herrn Schink 103
XI. Verläumdung, von Herrn Schink 103
XII. Mercantilisch - litterarische Merkwürdigkeit 103—106
XIII. Brittische Litteratur . 106 — 112

August.

August.

I. Der Rheinfall. Schafhausen im Heumond 1786. Von Herrn Ratschky . . S. 113 — 117
II. Franz Pyrard's Reisen und Abentheuer. (Beschluß) . . 117 — 155
III. Die Rechnung. Eine historische Anecdote 155 — 157
IV. Die Gebornen . . 157
V. Sie thut's nicht: eine Erzählung 158. 159
VI. Ueber Neapel. Von dem neapolitanischen Adel, der Geistlichkeit ꝛc. . 160 — 188
VII. Gedanken über Buchhandlung und Nachdruck ꝛc. 189 — 216
VIII. Friedrich der Zweyte 1777; von Herrn Schink 216
IX. Impromptu. Gräfin Sophia Frieß am Tage ihrer Confirmation 1784; von Herrn Schink 217
X. An Tina von Hohenberg als sie sang, 1786; von Herrn Schink . . 218
XI. An den Pfarrer Dumm während seiner Predigt 1776; von Herrn Schink . 218

September.

I Schubart . . 219 — 252
II. Freye Nachahmung der 8ten und 9ten Ode des ersten Buchs des Horaz. Von Hrn. D. Cordes 253 — 255
III. Empfindungen über die Mainzische Coadjutorwahl. Von Hrn. D. Kausch, K. Preuß. Kreishauptmann zu Militsch . . 255 — 258
IV. Gleichnißgesang. Von eben demselben 258 — 260

V. Ge-

V. Geschichte des großen Tumults in Genua und der Befreyung der Stadt im Jahr 1746 . S. 260 — 286
VI. Die Stimme des Volks an seinen König Friedrich Wilhelm den Zweyten, vorgetragen von einem Brennen, 1786 . . 286 — 294
VII. Albert der Waldmann. Von Hrn. L. Schubart . . 294 — 303
VIII. Fragment eines Schreibens von einem Engländer aus Livorno an seinen Freund in London. Aus dem in Hamburg herauskommenden British Mercury übersetzt. Vol. II. . 304 — 306
IX. Die Hunde und der Löwe. Eine Fabel von Hrn. C. F. Pockels . . 306. 307
X. Natur. An Karl Immanuel Kant. Von Hrn. Lor. Leop. Haschka . . 308. 309
XI. Welch ein Volk! Von Hrn. Lor. Leop. Haschka 309. 310
XII. Epistel an Herrn Professor Wehnert in Parchim. Von Hrn. Brinkmann . 310 — 317

October.

I. Briefe von Lorenz Sterne, aus dem in Hamburg erschienenen English Lyceum übersetzt 319 — 339
II. Frohe Aussichten der deutschen Musen unter Friedrich Wilhelm. ihrem Beschützer. Eine Vorlesung in einer gelehrten Gesellschaft. Von Hrn. C. S. Kramer . . 340 — 360
III. Ungedruckte Briefe des Herrn von Voltaire an

Hrn. von Pilavoine in Pondichery. Aus dem Französischen übersetzt . S. 360 — 366
IV. Volkslieder, vom Herrn Gleim 366 — 369
V. Gorgon, von Herrn L. Schubart 369 — 373
VI. Simon, ein Beckerjunge. Anecdote von S.** 373. 374
VII. Geschichte der kriegerischen Vorfälle in Genua im Jahr 1747 und 1748. (Beschluß.) 375 — 397
VIII. An die Ernonnen, von Hrn. Haschka 397. 398
IX. An Ramler. Eine Ode, von Hrn. Maloch 398. 400
X. Große Wirkung aus kleinen Ursachen, von Fräulein Gabriela von Baumberg . 400. 401
XI. An ein junges Brautpaar, von Fräulein Gabriela von Baumberg . 401
XII. Briefwechsel des Herrn Linguet bey Gelegenheit seiner Reise nach Wien im Jahr 1786 402 — 413
XIII. Das Aeschen und der Fuchs. Eine Fabel, von Herrn C. F. Pockels . 413. 414
XIV. Nachtrag zur topo- und anthropographischen Beschreibung des Königreichs Babimanien, des Landes der Uhumanen, Sperberlandes, Ost- und Westgothlands, Königreichs der Hunnen und des Landes der Philosophen . . 414 — 421
XV. Paul Pasquin über die Alten und Neuern. Aus dem Englischen übersetzt . 422 — 430
XVI. Nachricht . . 431. 432

November.

I. Die Schlacht bey Hochkirch, im Jahr 1758; von J. W. v. Archenholz . 433 — 442

II. Ei-

II. Einige neue Nachrichten von dem Leben und Character des Weltumseglers Cook, von David Samwell. Aus dem Engl. übersetzt, vom Hrn. Cramer. S. 443 — 460
III. Apollo. Skizze aus dem goldenen Alter, von Hrn. Ludwig Schubart 460 — 462
IV. Die Freyheit. Eine Antike, von Hrn. L. Schubart 463. 464
V. Kurze Biographie des verstorbenen preußischen Dichters D. A. Surkau, von Hrn. Grüner 464 — 480
VI. Genuine Nachricht von der Beendigung der zweyjährigen allgemeinen Getraidetheurung in Deutschland und an vielen Orten erlittenen Hungersnoth durch den Reichsschluß in Regenspurg vom 7. Febr. 1772 480 — 497
VII. Ueber die Bücherfreyheit im Oesterreichischen, von Hrn. Haschka 497. 498
VIII. Der aufrichtige Schurke, von Hrn. Haschka 499
IX. Etwas von Königen, Generalfeldmarschällen und meinem Großvater, von Hrn. Doctor Cordes 500 — 506
X. Am fünf und zwanzigsten Jahrstag der Vermählungsfeyer meiner lieben Eltern, den 3ten Hornung 1787. von Fräulein Gabriela von Baumberg 506 — 508
XI. Betrachtungen und Urtheile über die neuesten politischen Begebenheiten 509 — 514
XII. Der falsche Graf von Sarjedo, eine historische Anecdote des 17. Jahrhunderts 515 — 525
XIII. Hume, Spinoza und Mendelssohn. Drey Manen, von B. 526 — 528
XIV. Das Glück der Völker. Eine Vorlesung vom Hrn. Domprediger Streithorst in Halberstadt 529 — 534

XV. Das englische Lyceum und der brittische Mercur, als litterarische Unternehmung betrachtet S. 535 — 544

December.

I. An die Stadt Amsterdam. Von Hrn. Gleim 547. 548
II. Die Schlacht bey Torgau, am 3ten Nov. 1760. Von einem preußischen General 548 — 569
III. Prophezeyhungen für das Jahr 1784. Von Hrn. Schink 569 — 576
IV. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Ferdinand Alwarez de Toledo, Herzogen von Alba 576 — 595
V. Der gehörnte Bachus, von B. 596 — 599
VI. An Haschka 599. 600
VII. An die Liebe, von Hrn. C. F. Pockels 600. 601
VIII. Der Spaz aus Gallien. Eine Fabel von eben demselben 601. 602
IX. Litterarische Nachrichten von dem berühmten Roger Bacon 602 — 610
X. Florio und Lucilie; oder die tugendhafte Entführung. Eine Erzählung, von Hrn. C. F. Kramer 610 — 619
XI. Berichtigung eines nicht unbedeutenden Druckfehlers 620

XII.

Anhang.

No. 1.

Die beynahe allgemein eingeführte Gewohnheit, daß sich Freund und Freundin am Neujahrstage ihre Achtung durch Wünsche beweisen, brachte zu dem Versuch etwas zu liefern, welches ein wenig mehr Geschmack und Brauchbarkeit hat, als ein Pyramidenförmiger, auf Papier oder ein Stückchen Atlas gedruckter Neujahrwunsch. Einen Fächer, dächt' ich, trägt das schöne Geschlecht beynahe das ganze Jahr; nichts führt der Freundin die Wünsche des Freundes so oft vor die Erinnerung als ein Fächer: und so sucht' ich den vortreflichen, und an schönen Ideen unerschöpflichen Künstler Herrn Meil in Berlin dazu zu bewegen, die Sache auszuführen. Wirklich ist derselbe anjetzt damit beschäftiget, den Hauptgegenstand, eine schöne Allegorie, umgeben mit einem sich darauf beziehenden Wunsch, und die schicklichen Verzierungen nach seiner eigenen Zeichnung, in Kupfer zu stechen, und wird in einigen Wochen fertig. Alsdann kann man bey mir, und in den vornehmsten Buchhandlungen erfahren, wo man an jedem Ort denselben haben kann, und ich hoffe, daß er nicht ohne allen Beyfall aufgenommen werden soll.

Leipzig, den 26. Oct. 1787.

G. J. Göschen.

No. 2.

Historia Zaringa Badensis von Schoepflin sehr gut konditionirt, ist um einen äusserst wohlfeilen Preis zu haben. Der Buchhändler Göschen in Leipzig giebt davon nähere Nachricht.

No. 3.

Kaiser Heinrich der Vierte.

Wer in der Geschichte seines Vaterlandes nicht ganz Fremdling ist — was man doch gegenwärtig mit Grunde gewiß nur einem sehr kleinen Theile des lesenden Publikums wird vorwerfen können, da, zur Ehre unsers Zeitalters sey es gesagt! Vaterlandsgeschichte izt Lieblingswissenschaft und Lieblingslektüre zu werden beginnet — der wird der Behauptung, „daß unter den merkwürdigsten deutschen Männern des Mittelalters **Kaiser Heinrich der Vierte** in jeder Betrachtung Einer der merkwürdigsten ist, und daß man durch treue lebendige Darstellung seines Charakters, seiner Handlungen und seiner Schicksale ein grosses höchst interessantes historisches Gemählde aufstellen könnte,“ sonder alle Widerrede beystimmen.

Der Karakter dieses Kaisers scheint beym ersten Anblick auffallend zweydeutig und Chameleons = artig zu seyn. Schwäche und Stärke, Wankelmuth und Festigkeit, Trug und Biederherzigkeit, knechtische Kleinheit und adeliche Würde, Wegwerfung und Stolz, blindes Vertrauen und übertriebener Argwohn, Güte und Grausamkeit — alle diese entgegen gesetzten Eigenschaften liegen in Heinrichs Charakter, durchkreuzen sich tausendfältig, ringen und kämpfen um die Obergewalt, und nur eine einzige, die Ehrsucht — man könnte sie aber bey ihm richtiger Kaiserstolz nennen — behauptet immer die oberste Stelle, und dringt uns in seinen glücklichen Perioden unsere Bewunderung, in seinen unglücklichen unser herzliches Mitleiden ab. Dies macht uns den Mann doch schon als blosen Menschen vorzüglich auszeichnend und unserer nähern Bekanntschaft würdig.

Die Handlungen eines Mannes von solch einem widersprechenden Charakter müssen in natürlicher Folge ebenfalls widersprechend ausfallen. So auch bey Kaiser Heinrich dem Vierten, der heute Grafschaften und Herzogthümer großmüthig wegschenkte und morgen mit allerley geistlichen und weltlichen Aemtern und Pfründen einen verächtlichen Handel trieb; der den Fürsten des ganzen deutschen Reichs mit hohem Muth oft ins Angesicht zu trozen wagte, oft aber auch wieder den armen Sünder vor ihnen spielte, und seiner Würde uneingedenk sich bis zum Fußfall vor ihnen demüthigte;

thigte; der sich im Unglück immer als ein Weiser und Mann, im Glück hingegen meistentheils als ein Thor und Sklav benahm.

Und endlich die Mannigfaltigkeit seiner Schicksale und die überaus schnellen Uebergänge vom höchsten Glück bis zum tiefsten Elend in Heinrichs Leben! Im fünften Jahre seines Alters stirbt sein Vater und hinterläßt ihn als seinen erwählten Nachfolger im Reich. Zwey der angesehendsten Erzbischöfe Deutschlands streiten und schlagen sich um seine Erziehung; beyde erreichen auf gewisse Zeitpunkte durch List und Gewalt ihren Endzweck, beyde arbeiten aus allen Kräften, den Jüngling von treflicher Anlage zu verderben. Sein ganzes Leben ist ein immerwährender Kampf. Diejenigen, die es am redlichsten mit ihm zu meynen scheinen, betrügen ihn immer aufs schändlichste. Diejenigen, die er sich durch Gunstbezeugungen und reiche Geschenke verbindlich zu machen sucht, werden in der Folge seine gefährlichsten Feinde. Als er seinen Thron aufs dauerhafteste befestiget zu haben, als er nach des Gegenkaisers Rudolphs Tode am sichersten darauf zu sitzen glaubt, macht ihn der Bannstrahl, vom Vatikan aus auf ihn herabgeschleudert, wanken; und als er diesem Unwetter nach mancherley überstandenem Ungemach entronnen zu seyn wähnt, stürzt ihn sein eigner Sohn vom Throne.

Bey diesem Reichthum interessanter Begebenheiten und grosser Ereignisse ist es in der That zu verwundern, daß sich in der Menge der zu jeder Unternehmung allzeit rüstigen Schriftsteller unsers schreibseligen Zeitalters noch keiner zu Heinrichs Biographen aufgeworfen hat. Denn das vom Freyherrn von Soden herausgegebene Drama: Heinrichs Leben und Ende betitelt, enthält nur die letzten unglücklichen Szenen seines Lebens und die Art und Weise, wie es seinem Sohn endlich noch gelang, ihn des Throns zu berauben; und das ganz neuerlich erst zu Mannheim erschienene dramatische Produkt: Herzog Otto und Heinrich der Vierte schränkt sich lediglich auf des Erstern Bemühungen, zum Besitz seines vom Kaiser ihm abgesprochenen und an Welfen verliehenen Herzogthums wieder zu gelangen, und auf Heinrichs Kriege mit den Sachsen ein, ist auch überdies noch, man mag dabey auf Plan, Charakterzeichnung oder Dialog sehen, von ziemlich mittelmäßigem Gehalt.

Das Publikum hat das Leben Friedrichs mit der gebissenen Wange mit gütiger Nachsicht und fast allgemeinen Beyfall aufgenommen. Sollte ihm wohl Heinrichs ungleich interessanteres Leben, ganz in der Manier Friedrichs, und wo möglich noch besser bearbeitet, ebenfalls willkommen seyn? Der Verfasser schmeichelt sich mit der Hofnung, diese Anfrage mit einem gefälligen Ja beantwortet zu hören, verspricht sich von den Gönnern Friedrichs gütige Unterstützung, und kündiget in dieser Hofnung und in diesem Vertrauen das

Leben Kaiser Heinrichs des Vierten

in Commission der unterzeichneten Buchhandlung auf Pränumeration an. Zur Jubilatemesse 1788 erscheinet der erste Theil, an 30 Bogen stark, ganz wie Friedrich gedruckt, mit Titelkupfer und Vignette; auf welchem in der gedachten Buchhandlung, wie auch im Addreßkomtoir zu Dresden mit 1 Thlr. auf Schreibpapier und 18 Gr. auf Druckpapier pränumeriret wird, da denn der nachherige Verkaufspreis für jeden Theil nicht geringer als 1 Thlr. 8 gr. und 1 Thlr. gestellet werden kann. Bey Ablieferung des ersten Theils wird auf den zweyten pränumeriret. Die Namen der Interessenten sollen dem Werke vorgedruckt werden. Die Pränumerationsgelder bittet man postfrey einzusenden. Die löbl. Postämter, Zeitungs- und Intelligenzkomtoirs, welche so gefällig seyn wollen, Pränumeration anzunehmen, erhalten das 9te Exemplar, die Herren Buchhändler hingegen die gewöhnliche Provision.

Der Pränumerationstermin steht bis Ende dieses Jahres offen, nach dessen Ablauf die Namen der Herren Pränumeranten an die unterzeichnete Buchhandlung einzusenden sind.

J. G. J. Breitkopfische Buchhandlung
zu Dresden und Leipzig.

No. 4.

Bey dem Buchhändler Hortin in Bern wird in künftiger Ostermesse 1788 fertig:

Eugenie und ihre Schülerin, oder Briefe und Gespräche zum Gebrauch junger Leute von Madame de la Fite.

Der beobachtende Müssiggänger aus dem Englischen, in welcher Sprache er heißt: the Lounger.

No. 5.

No. 5.

Die allgemeine politische Zeitung giebt mit Anfange künftigem Jahres 1788 Professor Hammerdörfer in Jena heraus. Die Bedingungen bleiben die nämlichen, aber die Zeitung erhält eine durchaus veränderte Gestalt. Das politische Blatt selbst wird nun ohne die kleinen oft widersprechenden Artikel eine fortlaufende Staatengeschichte; ins Intelligenzblatt kommen litterarische, oekonomische, Handels- Fabriks- und andere dergleichen auch gerichtliche Anzeigen, die Zeile zu 4 pf. Inseratgebühren und überdem wird, ungeachtet der Preis derselbe bleibt noch wöchentlich ein geographisch-statistisch-historisches Wochenblatt als eine Fortsetzung von des Hr. O. C. R. Büschings wöchentlichen Nachrichten ausgegeben. Weitläuftigere Avertissements sind auf allen löblichen Postämtern zu haben.

No. 6.

Mit Anfange des künftigen Jahres erscheint in der akademischen Buchhandlung zu Jena ein neues kritisches Journal, unter dem Titel:

Bibliothek deutscher Volksschriften,

monatlich von 6 bis 8 Bogen, welches sich, wie bereits der Titel zeigt, von allen kritischen Journalen unterscheidet, und vorzüglich zur Absicht hat, auf den Einfluß Rücksicht zu nehmen, welches die zu beurtheilenden Schriften auf das lesende Publikum haben können. Zu diesen rechnen die Herausgeber alle diejenigen, welche Lehr- und Lesebücher des ungelehrten Publikums ausmachen, also Predigten, Erbauungsschriften aller Art, alle Erziehungsschriften, populär geschriebene historische und philosophische, manche medicinische und ökonomische Schriften, Romane, Schauspiele, Gedichte, und das zahlreiche Herr der Merkure, Museums, Ollas u. s. w. Strenge Unpartheilichkeit werden sich die Herausgeber zum ersten Gesetze machen, und eben diese Pflicht empfehlen sie auch allen denen, welche sie durch Beiträge unterstützen sollten, wofür sie im voraus die heiligste Verschwiegenheit, den besten Dank und die möglichste Vergütung ihrer Arbeit versichern.

Die Herausgeber der Bibliothek
deutscher Volksschriften.

No. 7.

Nachricht zu einem Werke, betitelt: für Studenten, Advocaten, und Publikum.

Unser jetziges Jahrzehend hat grosse, vortrefliche Lehrer, hat eben so vortrefliche, brauchbare Schriften in allen Theilen der Künste und Wissenschaften erzeugt, und doch, — unglaublich ists, — hört man noch täglich, vorzüglich von denen, welche die Academie verlassen, die Klage: „Sollte ich noch einmal auf die Universität gehen, ich wollte ganz anders studieren."

Also könnte man doch anders, man könnte besser studieren, als man studiert; es muß also nicht unmöglich seyn, anders und besser zu studieren? Ist es nicht unmöglich, warum handelt man nicht nach diesem Grundsatz? Warum braucht man sich nicht mit Anstrengung, Unmöglichkeiten, gewiß nur scheinbaren, Hindernissen des besten Vorsatzes schon früh zu begegnen? Jede Verabsäumung dieser Anstrengung erzeugt die übelsten Folgen; dies mag die geheime Erfahrung eines jeden bestätigen.

Nicht ich allein war so weise dies zu beherzigen; nein ein Mann, den ich näher zu kennen wünschte, war auch so weise, wie ich. Gerade in den Augenblick, als ich die letzte Feile an mein Werk anlegte, fand ich folgende Stelle meines unbekannten Freunds in der allgemeinen deutschen Bibliothek Band 70. Stück. 2. Num. 6. Seite 353.

„Eigentlich sollte, wenigstens auf Universitäten der Studirende zu eignem Fleis angewiesen werden, bei dem „ihm der Lehrer auf die vorerwähnte Art forthülfe. Der „Recensent hat sich so sehr oft verhalten. Allgemein wird „der Gebrauch nicht werden, der Lehrer verdient ja mehr, „wenn sich der Lernende alles vorbuchstabiren läßt."

Ich traute meinem Gesicht kaum, als ich das, in einem öffentlichen Blatt las, was ich darinnen am wenigsten erwartet hatte, und — fühlte mich gestärkt in dem Vorsatz ein Werk bekannt zu machen: dessen Neues, Ungewöhnliches, Auffallendes mir nothwendig Haß, Verfolgung, Tadel zuziehen muß; daß ich auch aller, ihm geweihten, mühvollen Stunden ungeachtet, zuverläßig noch der Vergessenheit über=

übergeben haben würde, wenn nicht ein Vorgänger, wie dieser Mann es ist, — ihm den Weg gebahnt hätte.

Wem nun Wahrheit lieb ist, wer feile, niedere Schmeichelcy haßt, wer Philosophie und Anlage zum Denken nicht im vierschrötigen Coloß, nicht im menschenscheuen Ernst, nicht im alternden Kleidsschnitt allein sucht, den fordere ich hiermit auf: meine Bemühung wenigstens aus dem Standpunct zu beurtheilen, aus dem ich sie beurtheile, nämlich: als Wink, als warme, thätige Aufforderung zu möglichst vollständiger Bearbeitung eines Stoffs, der meine ganze Aufmerksamkeit bis heut vest an sich gezogen hat.

Ich bin überzeugt, tausende, — nah und fern, — werden mir einst danken, daß ich meine Muse für Sie verwendet habe.

Nun von meinem Werk kürzlich folgendes.

Alles was Sie lesen werden, meine Herren, ist Folge eigner, zehnjähriger — Erfahrung, ist Resultat eignen zehnjährigen Nachdenkens; ist also nicht Nachahmung, nicht dürftige Ausschreibung, nicht Buchdiebstahl, nicht Sammlung gelehrter Anmerkungen. Alles muß mir, alles jedem andern darauf ankommen, einen Gedanken den ich, wie Sie sehen, nicht allein denke, näher zu prüfen, zu berichtigen, und dann, wenn er Beifall findet, ihn mehr zu entwickeln und zu verbreiten.

Freylich, und das sagt jene Stelle der allg. d. Bibl. zuvor, verliert jeder academische Lehrer durch meinen Vorschlag viel; aber zum Trost dieser, mir ehrwürdigen, Männer sage ich's hiermit: „beherzigt irgend ein Fürst meine Vorschläge, „so gewinnt jeder rechtschafne, gelehrte Mann, dabei weit „mehr als er verliert."

Den Herrn Studenten gebe ich — mehr zu thun, als Sie bisher gehabt haben; auf allen Seiten verweise ich sie zu eignem tiefen Nachdenken, und das ist ja Bestimmung für Sie. Aber, meine Herren, auf der andern Seite macht Ihnen Ihr unbekannter Freund die schwere Bahn so leicht, so angenehm, so gerade und eben, daß ich schon zuvor den Blick mir froh denke, den mir mancher in seiner academischen Stille mein Buch in der Hand, zuwinken wird. Verbinden Sie damit das vortrefliche Schönemannische Journal: „für „Studirende; und s. w." so werden Sie ganz den Nutzen haben, den ich von dieser Lectüre für Sie erwarte.

Rechtsgelehrte werden insbesondere so viel Anlaß bekommen mit mir zufrieden zu seyn, daß ich mit Zuversicht behaupten darf: sie treffe das nicht, was ich vorhin von Haß u. d. g. sprach.

Und liebes Publikum, gelehrtes und ungelehrtes, vornehmes und geringes, lies, ich bitte Dich darum, diese wenigen Bogen: Sie werden dir vielleicht oft manchen guten brauchbaren Bürger mehr, manchen schlechten Bürger weniger geben. Sie werden dir sagen: studieren, practiciren sei nichts leichtes, nichts verächtliches. Was es aber sey, seyn müsse, dies sage selbst dir: hier schließt Bescheidenheit mir den Mund.

Nun wohlan, dies sey dein erster Ausflug in die Welt, Frucht meiner stillen, ungestörten Einsamkeit; fürchte nichts. Tausende werden an dir sich ärgern, dich belachen, dich anfeinden, mit geschärfter Feder, dich bekriegen, und, — einige doch wohl, werden dich schätzen: bey dem allen sei dein Trost nur der: „ich bin in der Welt! —"

Einem Verleger wollte ich anfänglich dies Werk geben; aber wer sucht dann im Buchladen ein Werk, dessen Daseyn niemand weis, dessen Inhalt niemand wähnt, dessen Schnitt so ist, wie der, von dem Freund Ovid sagt:

„Nec titulus minio, nec cedro charta notetur:
„Candida nec nigra cornua fronte gerat:

Ovid. Trist. Lib. I. Eleg. 1.

Um nun gemeinnützig zu werden, mußte ich den Weg der Unterzeichnung wählen. Der Preis ist gering. Von heut bis den 1. Mai 1788 ist die Vorausbezahlung 16 gr. nach Ablauf dieses Termins aber 1 Thlr. — —

Pränumeration nehmen folgende Buchhandlungen an: die Fiebigische in Berlin, die Kaiserische in Erfurt, die Brosische in Göttingen, die Hofmannische in Hamburg, die Erbsteinische in Meissen, die Deinzerische in Bauzen, die Severinische in Weißenfels, die Crusiussische in Leipzig, und das privilegirte Intelligenzcomtoir daselbst, in Wittenberg Herr Proclamator Weidler, in Jena die Expedition der allg. Litt. Zeitung, in Dresden das privilegirte Adreßcomtoir und Herr Sekretär Bächenschwanz, wogegen ich mich zu 25 p. C. erbiete.

Briefe und Gelder erbitte ich unter untenstehender Adresse, mit jedesmaliger Beibehaltung meines ganzen Vornamens,

namens, an mich selbst, postfrey in Churfürstl. Sächs. Conventionmünze einzusenden, so wie annoch: die Namen und den Character der Herrn Pränumeranten, zu meiner eignen Nachricht, gütigst beizulegen. Dresden am 20 Oct. 1787.

Advocat Friedrich August Fritsche.
wohnhaft auf der Zahnsgasse in des Juwelierers Hrn. Haase Hauße im zweyten Stockwerk.

No. 8.

Bey Friedrich Gotthold Jacobäer in Leipzig sind folgende neue Bücher herausgekommen:

Für Töchter edler Herkunft. Eine interessante Geschichte in 3 Theilen. 8. à 2 Rthlr. 12 gr.
Eben dasselbe auf holländisch groß Postpapier à 4 Rthlr.
Heinr. Sanders Predigten für denkende Zuhörer in allen Ständen, 2. Th. Neue Auflage. 8. à 2 Rthlr.
Neue Morgen- und Abendandachten auf alle Tage im Jahre, 2 Th. Neue Auflage 8. à 2 Rthl. 12 gr.
Andachten bey der heiligen Nachtmahlfeyer für denkende Christen 2 Th. Neue Auflage. à 1 Rthl.
Die Pastoralbriefe Pauli erklärt und angewandt. 8. à 6 gr.
Des Freyherrn von Günderroda sämtliche Werke aus dem deutschen Staats- und Privatrechte, der Geschichte und Münzwissenschaft, mit vielen Zusätzen herausgegeben von D. Posselt. gr. 8. à 1 Rthlr. 8 gr.
Das Leben eines Lüderlichen. Ein moralisch-satyrisch Gemälde, nach Chodowiecki und Hogarth. 2 Th. mit Kupfern. 8. à 2 Rthlr.
Littegarde von Schlottheim. Eine wahre Geschichte zur Erbauung aus der mittlern Zeit. Zweyter und lezter Theil. 8. à 1 Rthlr.
Anti-Saint-Nicaise 3ter und letzter Theil. 8. à 16 gr.
Trauergeschichten 3ter und lezter Theil à 16 gr.
Richard Paw's Skizzen aus der Heilkunde nach dem Englischen von D Christ. Friedr. Michaelis. gr. 8. à 8 gr.
Ferris über die Milch. Aus dem Englischen von D. Christ. Friedr. Michaelis. gr. 8. à 12 gr.
D. Baldingers neues Magazin für Aerzte 9ter Band. gr. 8. à 1 Rthlr. 18 gr.

D. Posselts wissenschaftliches Magazin für Aufklärung 3ter Band. 1. 2tes Heft. gr. 8. à 16 gr.

Von diesem Journale ist seithero vierteljährig ein Heft erschienen, da aber die Liebhaber die Fortsetzung dieses beliebten Journals in kürzerer Zeit zu erhalten den Wunsch geäusert haben, als ist nunmehro die Einrichtung so getroffen worden, daß von dem itzigen 3ten Bande an alle 2 Monate ein Heft erscheinen soll, wovon der Preis 8 gr. ist, auch sollen diejenigen, welche sich bey jezt erscheinendem 3ten Bande engagiren, die 2 ersten Bände um Einen Ducaten erhalten.

No. 9.

Der Herr Magister Weddigen zu Bielefeld ist Willens, wie dem Publico schon aus seinem Westphälischen Magazin bekannt ist, einen Codex diplomaticus Westphaliæ herabszugeben. Endesunterschriebene Buchhandlung ist entschlossen, dieses Werk in Verlag zu nehmen, wenn zwischen jetzt und Weyhnachten 1787 eine hinlängliche Anzahl von Subscribenten bey ihr oder bey dem Hrn. Herausgeber sich melden. Der Subscriptionspreis auf den ersten Band, welcher über ein Alphabeth stark werden wird, beträgt 1 Rthlr. in Golde.

Damit das Publicum über den Werth der für den ersten Band bestimmten Urkunden zu urtheilen in den Stand gesetzet werde, so machen wir denselben hier öffentlich bekannt, und zweifeln nicht, daß diese Urkundensammlung nicht nur den einländischen, sondern auch auswärtigen Freunden der Geschichte Westphalens nicht anders, als willkommen seyn werde. Hier ist der Inhalt des ersten Theils!

1.) Privilegium ab Episcopo Bernardo de anno 1326 pro nobilitate Paderbornensi

2.) Grenzvergleich zwischen der Grafschaft Ravensberg und Lippe de ao. 1491.

3.) Extract Paderbornischer Lehenstücke aus der Lehenempfängnus van weiland Bischof Johann van der Hoya. ao. 1569.

4.) Rüthisches Statut vom J. 1178 nach einer alten Handschrift aus dem XIII. Seculo.

5.) Wahrhafte Deduction der Königlichen Preußischen Jurium auf und an die Stadt Dortmund.

6.)

6.) Ordinatio Comitis Trutmanni facta per Carolum Magnum ao. 781.
7.) Erster Verpfändungsbrief regis Romanorum Alberti der Reichshöfe Dortmund, Westhoven, Ellmenhorst und Brackel de ao. 1300. an Grafen Eberhard von der Mark.
8.) Sententia Imperialis inter electorem coloniensem & comitem de Marca de 1301. wegen der 4 verpfändeten Reichshöfen.
9.) Diploma Advocatiae über Dortmund und die Judenschaft daselbsten de 1301.
10.) Donatio Imperatoris Ludovici in favorem Theodorici Comitis de Cleve. Anno 1317.
11.) Pactum Advocatiae & protectionis zwischen Grafen Engelbert von der Mark und der Stadt Dortmund de 1364.
12) Pfand=Verschreibung des Königs=Hofs Engelbert Grafen von der Mark, an die Stadt Dortmundt de Anno 1376.
13.) Pactum Advocatiae zwischen Adolfen Greven to Cleve und to der Mark, item Gerhard van der Cleve Broeders pro illis & illorum hæredibus mit der Stadt Dortmundt bis dat an die Stat 3000 Goltgülden wieder erlegt sullen syn. de ao. 1400.
14.) Pactum Advocatiae & protectionis renovatum zwischen Hertzogen Johann I. und der Stadt Dortmundt de ao. 1468.
15.) Renovatio pacti advocatiae & protectionis zwischen Hertzogen Johann II. und der Stadt Dortmundt de ao. 1481.
16.) Vertrag und Vergleich zwischen Herzog Willhelm zu Cleve Gülich Berge ꝛc. und der Stadt Dortmundt de 1565.
17.) Engelberti Confirmatio Privilegiorum & quod Monasterium S. Walburgis nulli Abbati cuiuscunque ordinis, sed soli domino Coloniensi subjectum sit. a. 1221.
18.) Privilegia Civitatis Craneburgensis de 1481. sq.

Unterschriebene Buchhandlung wird dafür sorgen, daß der Codex Westphaliæ so korrect wie möglich abgedruckt werde, und bittet, daß ihr die Namen der Subscribenten bald möglichst eingesandt werden mögen. Lemgo den 19. September 1787. Meyersche Buchhandlung.

No. 10.

No. 10.

Mit Vergnügen kündigen wir ein Werk an, das vor andern seiner Art gewiß den Vorzug verdienet, unter dem Titel: Abhandlung über die hauptsächlichsten, häufigsten, äusserlichen und innerlichen Krankheiten ꝛc. aus dem Französischen übersetzt.

Herr Joh. Fr. von Herrenschwand, D. M. auswärtiges Mitglied der königl. medicinischen Gesellschaft zu Paris und der ökonomischen Gesellschaft zu Bern, geheimer Rath und vormals wirklicher erster Leibarzt Sr. Majestät des Königs in Pohlen und auch des Durchl. Herzogl. Sachsen-Gothaischen Hofes, rathgebender Arzt der Stadt Bern, ꝛc. würdigte uns, uns sein Manuscript zu übergeben, so ganz auf Erfahrungen von 50 Jahren gegründet und so eingerichtet ist, daß es nicht allein angehenden Doktoren der Arzneywissenschaft und wirklichen Aerzten, sondern auch Jenen, die die Arzneykunst eben nicht stufenweise studiert, auch allen aufgeklärten Personen, so diese Kunst nur aus Menschenliebe auf dem Lande ausüben, hauptsächlich denenjenigen, die wegen weiter Entfernung einen Arzt, oder die Arzeneyen aus der Apothek gänzlich entbehren müssen, allen nur möglich zu erwünschenden Vortheil und Nutzen darbietet. Niemand wird die Erfahrungen und gründlichen Kenntnisse in dieser Wissenschaft bey einem würdigen Manne und Greise von 73 Jahren in Zweifel ziehen, der seine ganze Lebenszeit mit größtem Fleiß dazu aufgeopfert, der in seiner Jugend die Kollegen eines Salzmanns, Boecklers, Nikolai's in Straßburg, eines Wedelius, Hambergers, Teichmeyers und Fr. Hofmanns auf Sächsischen Universitäten, eines Boerhave's, Albinus, Gaubius und s'Gravesande in Leyden benützet, und mit Ruhm an lezterem Orte im Jahre 1737 die Würde eines D. M. erhalten. Der nachher in Flandern, London, Paris, Deutschland, Pohlen und in der Schweiz diese Kunst also zu seinem Ruhme ausgeübt, daß er ohne weitere Anempfehlungen, noch Verfassung medicinischer Werke, mehrere Berufe von Souverainen erhalten, die mit den schmeichelhaftesten Anträgen begleitet waren, und endlich von seinen Mitoberen dem souverainen Stand und Republik Bern bey dem Ableben seines Freundes, des seligen großen Hallers, als rathgebender Arzt von seinem Ruhort aus dahin berufen worden.

Die

Die durch den Herrn von Herrenschwand auf höchsten Befehl ausgearbeitete diplomatische Verfassung, um das medizinische Wesen in Pohlen einzurichten, und Aerzte und Wundärzte in Warschau zu bilden ꝛc. hat nicht wenig zu seinem Ruhm beygetragen, wie aus einem Artikel des Wienerischen Diariums No. 25. den 26ten März im Jahr 1768. zu ersehen, so der berühmte sel. Leibarzt Baron van Swieten hat einrücken lassen.

Dieses Werk ist ein wahrer Innbegriff und Schlüssel zu allen praktischen Kenntnissen und Wissenschaften, auch so hell und faßlich, daß sich dessen Studierte und Unstudierte mit größtem Nutzen werden bedienen können; es verdient auch deßwegen als ein allgemein nützliches Haus- und unentbehrliches Lesebuch allen Spitälern, Regimentern, Pfarrern, Hausvätern, Herrschaften, die auf dem Lande wohnen, oder sich auf Reisen begeben, anempfohlen zu werden. Es beschreibt das Hauptsächlichste über die Verschiedenheit der Temperamenten und mehr als 300 Hauptkrankheiten, deren Entstehung, Grundursachen, ꝛc. und enthält die Heilmittel dagegen. Die Lebensordnungen sind besonders darinn abgehandelt, die Verschreibungen in die Apotheken sind in der Landessprache und auch auf Latein eingetragen; unter denselben stehen, zum Behuf der Armen, Hausmittel, und für Herrschaften, Reisende und Andere die von guten Apotheken entfernet sind, Anweisungen um sich mit Haus- Land- Feld- und Reiseapotheken nach Nothdurft und mit geringen Kösten für alle Krankheiten, die das Werk behandelt, bestens versehen zu können.

Es wird in 4to. auf Schreibpapier nebst dem Portrait des Verfassers gedruckt, zwischen 80 und 90 Bogen enthalten, und künftige Ostern erscheinen. Da man aber jezt wegen den aller Orten eingeschlichnen Nachdrücken fast kein nützliches Werk zum Druck übernehmen kann, so müssen wir zur Sicherheit unserer dazu verwendeten Kösten den Weg der Vorausbezahlung oder Unterzeichnung einschlagen. Bis Ende dieses laufenden Jahrs wird die Vorausbezahlung in allen Buchhandlungen von L. 10. 10 ſ. französischen Geldes für das Exemplar angenommen, wie auch Unterzeichnung, doch mit diesem Unterschiede, daß diejenigen, so nur auf dieses Werk unterzeichnen, solches bey Ablieferung mit L. 12. 15 ſ. bezahlen: nachher soll es aber L. 15 kosten.

Die

Die gesamten Herren Buchhändler werden höflichst gebeten, dieses allgemein nützliche Werk bestens bekannt zu machen, und wir versprechen dagegen in ähnlichen Fällen gleiche Dienste zu leisten, und für ihre Mühe, Briefporto und andere Auslagen den gewöhnlichen Pränumerations-Rabat zu gestatten.

In obbestimmter Zeit und nach den eingesandten Verzeichnissen der Pränumeranten, Subscribenten und eingegangenen Geldern, werden wir jeden seine gehörige Anzahl Exemplarien zusenden.

Da man in Frankreich schon lange gewünscht, daß ein Werk von dieser Art ans Licht treten möge und man uns hauptsächlich dazu aufgefordert, daß wir dieses Werk, dessen Autor über 12 Jahre mit Ruhme in Paris practiciert hat, auch zum allgemeinen Besten des deutschen Publikums herausgeben sollen, so haben wir um so weniger Anstand gefunden, es durch einen Gelehrten in die deutsche Sprache übersetzen zu lassen, und wird also die deutsche Auflage bis künftige Ostern, die französische aber schon bis Ende Jenners 1788 die Presse verlassen.

Bern den 1sten September 1787.

Franz Seizer und Comp.

No. 11.

Die gute Aufnahme des Bildungsjournals für Frauenzimmer zur Beförderung des Guten für beyde Geschlechter, hat die Herausgeber desselben ermuntert, es für das Jahr 1788 fortzusetzen. Sie werden die gewählten Fächer als: 1.) Das praktische Religionsfach. 2.) Das eheliche Fach. 3.) Das oekonomische Fach. 4.) Das Erziehungsfach. 5.) Das Annehmlichkeitsfach. 6.) Das vermischte Fach mit eben der Sorgfalt und Fleiß zu bearbeiten und alles beyzutragen suchen, dieses Journal immer mehr und mehr der Vollkommenheit näher zu bringen. Jeden Monat erscheint ein Stück von 6 Bogen (wobey ein Musikalisches Blatt) in farbigem Umschlag, 6 Stücke machen einen Band aus und jeder wird mit einem allegorischen Kupfer oder einem Portrait gezieret. Bis Ende Febr. 1788 kann man bey mir oder in allen Buchhandlungen auch Zeitungs- und Intelligenz-Comtoiren, einen halben

ben Luisd'or auf den ganzen Jahrgang pränumeriren, nach diesem Termin kostet er 3 Rthlr. Sächs. Geld. Denenjenigen, die auf diesen 2ten Jahrgang vorauszahlen, und den ersten auch zu besitzen wünschen, will ich diesen letztern ebenfalls noch um den Pränumerationspreiß einen halben Louisd'or überlassen. Auf eine historisch=topographische Beschreibung det Stadt Halle im Magdeburgischen kann man bey mir, auch in allen Buchhandlungen Deutschlands, bis zum Febr. 1788 12 gr. Sächs. Geld pränumeriren. Die Pränumeranten erhalten ihre Exemplare auf Schreibpapier, die Sammler auf 10 Exemplar das 11te frey.

Letztere Michaelmesse ist bey mir herausgekommen: Des englischen Schiffkapitain Brockwells Reise, nach der neu entdeckten Insel St. Andreas, eine Seefahrergeschichte neuer Zeiten, 8. Zittau, 787. 7 gr. Miß Sarah Trimmers Fabeln und Geschichten zum Unterricht für Kinder, in Absicht auf ihre Behandlung der Thiere; aus dem Englischen übersetzt vom H*. 8. Ebend. 787. 14 gr. Solyman und Almena, Muster der Wohlthätigkeit; aus dem Engl. übersetzt von H*. 8. Ebend. 787. 8 gr. Arithmetische Beschäftigungen oder Magazin zum Nutzen und Vergnügen, für die Liebhaber der Rechenkunst, herausgegeben von J. G. Goldberg. 3. B. 1. und 2. St. oder arithmetische Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen. 1. und 2. St. 8. Ebend. 787. jedes St. 3 gr. Regententafel von Europa in Form eines Damenspiels. Ein Weinachtsgeschenk für artige Kinder. 8. Ebend. 8 gr. Noch eine Parodie eines Protestanten auf Lavaters Empfindungen in einer katholischen Kirche, nebst einem Anhange. 8. 787. 1 gr.

Zittau, im November, 1787.

Johann David Schöps.

No. 12.

Bey dem Buchhändler Krieger jun. in Gießen sind folgende Bücher fertig geworden:

Cancrin (F. L. von) Abhandlung über den Nutzen einer Bergbelehnung. 8. 4 Ggr.

Koch (D. J. Christ.) peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Carl des Vten, vermehrte Auflage. gr 8. 14 Ggr.

Pre=

Predigten über die christliche Moral, aus den Werken der besten Schriftsteller gesammlet, 2ter Band. gr. 8. 1 Thl. 8 Ggr.

Religionsbegebenheiten (die neuesten) mit Anmerkungen pro 1787, 5. bis 9tes Stück. 8. 15 Ggr.

Tabellen, den innern Gehalt des Holzes zu bestimmen, für Forstbediente und Bauleute. gr. 8. 16 Ggr.

Blane Beobachtungen über die Seekrankheiten. Aus dem Engl. gr. 8. 1 Rthl. 4 Ggr.

Daum (Henr.) von den Hornklüften der Pferde und deren Heilung. 8. 2 Ggr.

Jacobs (J. B.) praktischer Unterricht der Entbindungskunst, übersezt von J. D. Busch, mit Kupfern. gr. 8. 2 Rthl. 16 Gr.

Ledderhose (C. G.) kleine Schriften aus dem deutschen Staats- und Fürstenrecht. 2ter Band. gr. 8. 20 Ggr.

Lucina, oder Magazin der Geburtshelfer, 1stes Stück, herausgegeben von J. D. Busch. 8. 6 Ggr.

Schaeffer (I. Chr.) de cataracta membranacea. c. fig. 8. 4 Ggr.

Dr. Joh. Heinr. Jung Antrittsrede in Marburg. gr. 8. 2 Ggr.

No. 13.

In der Meyerschen Buchhandlung zu Lemgo wird unter dem Titel: **Sammlung auserlesener Italienischer Aufsätze in Prose und Poesie**, auf Michaelis ein Buch angekündigt, dessen Absicht ist, dem jungen, nach Italienischer Litteratur begierigen Deutschen, durch angenehme Unterhaltung das Erlernen dieser Sprache zu erleichtern, und ihren Geschmack zu verfeinern. Da aber die italienischen Sprachlehrer der mehrsten deutschen Städte mit dem Unterricht in der Büchersprache bis jetzt oft selbst nicht gut fortkommen können, oder da auch wohl mancher Deutsche, blos wegen Mangel der gewöhnlichen Bestreitungskosten an der Erlernung dieser Sprache verhindert wird, dem diese Kenntniß, wegen der jetzigen Richtung der Wissenschaft, sonst noch beträchtliche Vortheile verschaffen könnte: so verspricht man künftige Ostern zu dieser Sammlung einen Commentar, und eine nur wenig Bogen starke italienische Grammatik zu liefern, wodurch jeder im Sprachstudio nur etwas Geübter in den

den Stand gesetzt werden soll, sowohl dieses, als nachher auch alle übrige Bücher ohne weitere grosse Schwierigkeiten für sich zu lesen, und sich richtige Vorstellung von dem eigentlichen Charakter dieser Sprache zu machen.

J. L. Wallis.

No. 14.

Man braucht in der That weder bigot noch schwermüthig zu seyn, um die jetzigen Zeiten in Ansehung der Religion bedenklich zu finden. Für einen sehr großen Theil der Christen scheint sie wirklich nichts mehr, als eine gleichgültige Nebensache zu seyn, mit der man nach Belieben umgehen könne.

Besonders aber läßt uns der traurige Zustand, in welchem sich unsere Jugend befindet, eine noch bedenklichere Zukunft fürchten. Nicht nur die allgemeinen Beobachtungen, sondern auch die Zeugnisse der Lehrer und aller rechtschaffenen Eltern bestätigen es, daß der allergrößte Theil der Jugend einen ganz unglaublichen Leichtsinn und sehr große Gleichgültigkeit gegen die Religion — einen ganz übertriebenen Hang zu Ausschweifungen und sinnlichen Vergnügen äußere, und jeden Ernst — jedes Nachdenken durch ausgelassenen Scherz verscheuche. Wer von der Wahrheit — von der Vortreflichkeit der allerunschätzbarsten, für die Menschen höchst wohlthätigen Lehren Jesu überzeugt ist — wer es aus Erfahrung weiß, daß der Mensch nur in der redlichen Ausübung derselben — in dem Glauben an den göttlichen Versöhner der Welt — einzig und allein Beruhigung seiner Seele — Trost für alle Widerwärtigkeiten dieses Lebens — wahre ewig dauernde Glückseligkeit finden kann, wer es erkennt — und wie leicht kann man dieses nicht bis zur möglichsten Ueberzeugung erkennen? — daß die Sünde der Leute Verderben sey — daß jede Ausübung derselben gewisse traurige Folgen ganz unvermeidlich nach sich ziehe — wer von alledem überzeugt ist, sage ich, dem kann allerdings ein solcher Zustand nicht anders als beweinenswürdig seyn.

Und ganz vorzüglich niederschlagend ist die traurige Erfahrung, daß sehr viele Erstlinge, auch bey der gewissenhaftesten Treue und eifrigsten Bemühung der Schullehrer und Prediger, sie würdig auf den ersten Genuß des heiligen

Abendmahls vorzubereiten, demohngeachtet ganz unwürdig dabey erscheinen, und diese feyerliche mit so großem Heil verbundene Handlung mehr zu ihrem Verderben, als zu ihrem Segen unternehmen.

Ich muß es gestehen, mir scheint der erste Genuß des heiligen Abendmahls vorzüglich feyerlich und von der größten Wichtigkeit zu seyn. Da die meisten Kinder leider sogleich nach demselben die Schule verlassen, so glaube ich, daß sie bey und durch denselben hauptsächlich in ihrem Glauben und Christenthume recht befestigt und gegen die in ihren Jahren so häufigen Versuchungen zum Laster recht gestärkt werden sollten.

Sollte ich also wahl etwas Ueberflüßiges unternommen haben, wenn ich mich seit einiger Zeit unter dem Beystand Gottes beschäftigte, für die Jugend überhaupt und besonders für die Erstlinge eine Lehr- und Erbauungsschrift zu verfertigen, in welcher ganz besonders darauf Rücksicht genommen worden ist, **der Jugend mehr Neigung zur Religion Jesu überhaupt beyzubringen, und besonders die Erstlinge auf die Wichtigkeit des Abendmahls und auf eine würdige Vorbereitung auf dasselbige recht aufmerksam zu machen.** Der Titel dieses etwa zehn Bogen starken Buchs ist:

Lehr- und Erbauungsbuch für junge Christen — besonders für Erstlinge zu einer gesegneten Abendmahlsfeyer.

Man hat hierbey den Weg der Subscription für den schicklichsten gehalten, und um es so gemeinnützig als möglich zu machen, so ist der Preiß auf 4 ggr. erniedrigt, welchen gewiß jedermann für 10 Bogen äusserst billig finden wird.

Da man nun gerne mit diesem Lehr- und Erbauungsbuch schon den Katechumenen des künftigen 1788sten Jahres nützen möchte, so kann der Subscriptionsweg nicht länger bis höchstens Lichtmeß 1788 offenstehen, damit die Exemplare in der Fastnachtswoche ausgegeben und verschickt werden können. Der Inhalt dieser Schrift ist:

1.) Eine Betrachtung über die wahre Glückseligkeit und die Ursachen, warum sie von so wenigen Menschen wirklich erreicht wird.

2.) Vor-

2.) Vortreflichkeit der christlichen Religion, als nach deren Anleitung man nur allein wahrhaftig glücklich werden kann.

3.) Aufforderung und herzliche Ermahnung an Erstlinge, sich zu dieser vortreflichen menschenbeglückenden Religion Jesu, standhaft bis an ihr Ende zu bekennen.

4.) Würdige Vorstellung vom heiligen Abendmahl.

5.) Rechte Vorbereitung auf dasselbige.

6.) Anleitung zu einer heilsamen Selbstbetrachtung für Erstlinge.

7.) Rechte Vorstellung von der Beichte und Nutzen derselben.

8.) Einige Beichtformeln.

9.) Eine genaue Prüfung vor der Beichte.

10.) Kurze Betrachtung nach derselben.

11.) Morgenandacht am Communiontage,

12.) Einige Gebete für Erstlinge vor und nach dem Abendmahl.

13.) Etliche neue Lieder zur Erbauung am Abendmahlstage.

14.) Betrachtung der Leiden und des Todes Jesu.

15.) Etwas für kränkliche und gebrechliche Kinder zu ihrer Beruhigung.

16.) Abendgebeth am Communiontage.

17.) Heilsame Entschließungen zu einem tugendhaften und christlichen Lebenswandel nebst einigen klugen Lebensregeln zum Abschied aus der Schule.

18.) Einige Gedichte über wichtige Gegenstände zur Erbauung und zur Stärkung in der Tugend und Frömmigkeit.

Der Verfasser.

Diese von dem Herrn Verfasser erhaltene Ankündigung begleite ich mit der herzlichsten Bitte an die Herren Prediger und Schullehrer, die Sammlung der Subscribenten an ihrem Orte gütigst über sich zu nehmen. Ich hoffe, daß sich auch noch einige andere bereitwillige Freunde finden, die es zur Beförderung des wahren Christenthums unter der Jugend, thun werden. Wer auf 6 Exemplare zugleich subscribirt, bekömmt das siebente frey; wer aber auf 30, bekommt achte und wer

auf 50 subscribirt, 12 frey. Es wird in ordinair Octav auf gutes Papier gedruckt, kostet aber nach dem Verlauf des Subscriptionstermins 6 ggr. Die Zahlung geschicht sogleich bey der Uebersendung der Exemplare, welche ganz gewiß in der Fastnachtswoche noch geschehen wird. Noch bitte ich ergebenst, die gesammelten Subscribenten so bald wie möglich einzuschicken, damit ich mich mit der Auflage darnach richten und auch die Namen der Subscribenten dem Buch vordrucken kann. Die Versendung werde ich auf die beste und wohlfeilste Weise zu bewerkstelligen suchen. Briefe müssen nun freilich frankirt eingeschickt werden, da der Preiß des Buchs so schon sehr gering ist und sonst also die mit dem Verlag verbundenen Unkosten in Verhältniß mit demselben zu stark seyn würden. Wollte Gott, daß sich auch einige Menschenfreunde fänden, welche auf eine Anzahl subscribirten, und sie dann unter Waisen und arme Kinder vertheilten! Greiz im Voigtlande den 28. October 1787.

Carl Heinrich Henning.

No. 15.

Da das Lehrbuch der christlichen Religion rc. welches Herr Domprediger M. Förster in Naumburg in meinem Verlag herausgegeben, so vielen Beyfall gefunden, daß in Zeit von einem Jahre die ganze sehr beträchtliche Auflage vergriffen worden, das Lehrbuch aber in manchen Gegenden sowohl in Stadt- als Landschulen gebraucht wird, zum Theil auch ordentlich eingeführt worden ist; so bin ich dadurch veranlaßt worden, eine zweite vom Herrn Verfasser, nach den Vorschlägen einiger unserer größten Theologen, verbesserte Auflage (wodurch jedoch absichtlich die erste Ausgabe keinesweges unbrauchbar gemacht worden ist,) mit Churfürstl. Sächs. Privilegio zu veranstalten. Durch etwas engern, jedoch nicht kleinern Druck, und größer Format, ist die Bogenzahl verringert worden, so daß es in Zukunft in den Buchläden statt 12 gr. nur 9 gr. kosten wird. Um dieses, sowohl zur häuslichen Andacht für Erwachsene, als in Schulen gleich nützliche und lehrreiche Buch möglichst zu verbreiten, biete ich es den Herren Geistlichen, Schullehrern und unbemittelten Leuten vom Neujahr bis Ostermesse 1788 für 6 gr. an.

Auf

Auf 10 Exemplare gebe ich das 11te — auf 20, 3 Exemplare — auf 30, 5 Exemplare — auf 40, 7 Exemplare — und auf 50, 10 Exemplare für Bemühung frey; es versteht sich aber von selbst, daß das Geld franko eingesendet werden muß, wogegen ich sogleich die Exemplare absende und für Emballage nichts anrechne. Das Buch ist bis auf einige Bogen vollendet, und wird mit Ende des Decembermonats gewiß fertig. Ich ersuche die Herren Superintendente, Prediger, Schullehrer und andre Freunde, die gern ein nützliches Buch verbreiten, von dieser Offerte Gebrauch zu machen.

Während den Leipziger Messen wohne ich in Schirmers Hause in der Nikolaistraße, woselbst ich es jedem, der etwan von den Meßgelegenheiten und diesem äusserst niedrigen Preiß profitiren will, in Parthien gegen baare Zahlung ausliefern werde.

Weißenfels im Decemb. 1787.

Friedrich Severin.

No. 16.

Die Buchdruckerey zu Weißenfels liefert mit Anfang des künftigen Jahres eine Wochenschrift unter dem Titel:

Wahrheit und wahrscheinliche Dichtung,

welche eigentlich ganz für den wißbegierigen Bürger und Landmann bestimmt ist, und folgendes enthalten soll: Kleine Geschichten; Romane; Lebensbeschreibungen merkwürdiger Personen; Naturgeschichte; Mittel und Vorschläge zum Besten der Menschheit; Landeseinrichtungen und besonders von den Landescollegien; Fragmente aus der Sächsischen Geschichte; edle und unedle Handlungen; Bestreitung schädlicher Vorurtheile und des Aberglaubens; interessante Neuig- und Merkwürdigkeiten; Gedichte; Anekdoten; Räthsel; und monatlich eine kurze Uebersicht der merkwürdigsten politischen und bemerkenswerthen Begebenheiten. Am Ende des Jahrs ein Register über den Jahrgang als Zugabe. Der Preis ist äusserst geringe, und kostet das Blatt in Weißenfels, Leipzig, Naumburg, Zeitz, Freyburg, Merseburg vierteljährlich nur 4 Ggr. Entferntere bezahlen wegen Packspesen und Porto vierteljährlich 5 Ggr. oder für den ganzen Jahrgang, der aus 52 Stück besteht,

20 Ggr. oder wie sie sonst aufs billigste mit ihren Kollekteurs einig werden können. — Wer 6 Liebhaber sammelt, erhält das 7te Exemplar frey; Hauptkollekteurs aber einen beträchtlichen Rabat. Das erste Stück ist bereits als eine Probe erschienen und anstatt eines Avertissements umsonst ausgegeben worden, es enthält folgendes: 1.) Eine kleine Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege, wovon die Fortsetzung folgen soll. 2.) Mäßigkeit; ein moralisches Volkslied. 3.) Naturgeschichte des Vampirs. 4.) Der alte Kater, eine Fabel. 5.) Das edeldenkende Weib; eine rührende Geschichte. 6.) Der Edelmann und der Bauer; ein Epigramm. 7.) Anekdote vom König von Preußen. 8.) Ein Räthsel.

Beförderer des Guten werden gebeten Beyträge einzuschicken, doch müssen solche passend und plan geschrieben seyn, wenn sie in dieses Volksblatt aufgenommen werden sollen.

No. 17.

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Perser, Türken, Russen und Amerikaner, 33 Theile. Als eine Fortsetzung von Rollins älteren Geschichte, aus dem Franz. übersetzt, und mit Anmerkungen versehen. Berlin, von 1756 bis 1779. in Oktav.

Der allgemeine Beyfall, den diese neuere Geschichte gleich vom Anfang an gefunden hat, gründet sich auf den von den ersten französischen Verfasser, dem Abbe de Marsi, nach dem Muster der Rollinschen Geschichte angelegten, und von seinen Nachfolgern beybehaltenen wohlgeordneten Plan, auf die richtige Wahl der aus den bewährtesten Quellen geschöpften interessanten Nachrichten, auf den guten Erzählungston und auf die angenehm unterhaltende historische Schreibart, wodurch sich das Original so sehr empfohlen, und die auch, nebst den übrigen Vorzügen des Werks, in der deutschen Uebersetzung, von deren Verfassern wir nur einen Zachariä und G. E. Lessing nennen wollen, nichts verlohren, vielmehr durch die beygefügten Anmerkungen einen neuen Werth erhalten hat. Man muß hier keine trockene Erzählung blos historischer Umstände, keine forteilende Berichte von Schlachten, Belagerungen und Revolutionen ꝛc. suchen. Die Verfasser setzen erst alles, was den

Ursprung

Ursprung und den Wachsthum jeder Nation betrift, auseinander. Sie zeigen hierauf die Epochen der vorzüglichsten Begebenheiten ihrer ersten Verfassung, die Ordnung, nach welcher ihre Beherrscher auf einander gefolgt sind, und machen uns mit den berühmtesten derselben bekannt. Sie bemerken ferner die Lage, die Grösse, die Gränzen, das Klima jedes Reichs, die vornehmsten Städte derselben, die größten Merkwürdigkeiten der Kunst, nebst dem, was die Natur besonders darin hervorbringt, und endlich lernen wir das Genie eines jeden Volks, seine Regierungsform, Religion, Gesetze, Sitten, Gebräuche und Verkehr mit andern Völkern kennen. Nach diesem Plan wird die Geschichte aller der auf dem Titel genannten Nationen abgehandelt, woben sowohl die Mannigfaltigkeit und das Interessante der Materien, als auch der gefällige Vortrag, die eingestreuten muntern Anmerkungen und Anekdoten die Aufmerksamkeit der Leser nicht ermüden lassen, die vielmehr den Verfassern sowohl als den Uebersetzern, Dank wissen werden, daß sie ihnen hier, ein sehenswürdiges Gemälde so vieler verschiedenen Weltbewohner geliefert, und durch eine eben so nützliche als angenehme Lektüre Gelegenheit zur Erweiterung ihrer historischen und moralischen Kenntnisse gegeben haben. Von dem ganzen Werke, welches bisher 16 Thlr. 8 Gr. gekostet, sind noch einige vollständige Exemplare in der Voßischen Buchhandlung zu Berlin, und in künftiger Michaelismesse zu Leipzig im Teichmannschen Hause in der Nikolaistraße, auch in der Juniusschen Buchhandlung zu Leipzig, für den heruntergesetzten Preis von 10 Thaler zu haben; auch kann die russische, ingleichen die amerikanische Geschichte, davon die erstere aus 5. die letztere aber aus 8 Theilen besteht, den Liebhabern, die sich nicht das ganze Werk anschaffen wollen, besonders, und zwar jeder Theil für 12 Gr. abgelassen werden.

No. 18.

Zu einer Zeit, wo die Reforme in der Säftenpathologie das Studium eines jeden wahren Arztes werden muß, und wo die Jahrhunderte als Grundsäule unerschütterliche Lehre von Causalursachen in den Säften schon manchen unausweichbaren Stoß erlitten hat, wird es doch wohl jeden Arzt freuen, etwas systematisches hierüber zum weiter

weiter verfolgenden Leitfaden zu erhalten, und dieses von einer Feder, die unter uns Teutschen durch kritischen und philosophischen Scharfsinn schon Ruhm und Dank eingeerndtet hat. Franz Milmann, der schätzbare Verfasser von dem Werk über die Wassersucht, hat auch durch folgendes Werk sich neuen Ruhm erworben:

An inquiry into the ſource from whence the ſymptoms of the ſcurvy and of putrid Fevers ariſe, and into the ſeat, which thoſe affections occupy in the animal œconomy &c. &c. By *Francis Milmann.*

Dieses Werk werden wir nächstens unter dem Titel liefern:

Franz Milmann über die Natur des Scorbuts und der Faulfieber, mit Anmerkungen von A. F. A. D.

Andreäische Buchhandlung.

No. 19.

Nachricht für die Herren Autoren, die von ihren selbst verlegten, und der Buchhandlung der Gelehrten in Commission gegebenen Schriften, noch Exemplare hier haben.

Da verschiedene Gelehrte von ihren selbst verlegten Schriften noch Exemplare in der Buchhandlung der Gelehrten allhier liegen haben, und dieses Liegen immer mehrerern Verlust für sie verursachen muß, da der Debit derselben so ganz gehindert wird; so erbiete ich mich, einem jeden, der wirklich noch Exemplare hier hat, mit Rath und That an die Hand zu gehen. Ich ersuche demnach alle insgesamt, und einen jeden insbesondere, sich an mich zu wenden, und ihre Willensmeynungen über diese noch daseyende Exemplare näher zu bestimmen. Von der übrigen Beschaffenheit des Zustandes der Buchhandlung der Gelehrten kann ich keine Rede und Antwort geben, und bleiben alle Anfragen darüber unbeantwortet von mir. Die Briefe erwarte ich postfrey, und überlasse es übrigens der Billigkeit eines jeden, ob ich am Ende eine Vergeltung für meine Mühe erwarten darf. Leipzig, den 1. Nov. 1787.

Ernst Martin Gräff,
Buchhändler.

Ankündigung einer Monatsschrift
unter dem Titel:
Braunschweigisches Journal
philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts,

herausgegeben
von
Ernst Christian Trapp, Johann Stuve,
Konrad Heusinger, und Joach. Heinr. Campe.

Die Zwecke, welche man durch dieses Journal zu erreichen sich vorgesetzt hat, sind folgende:

1. Wird man darin manche wichtige Angelegenheit der Menschheit, welche innerhalb der Grenzen der practischen Philosophie liegt, besonders solche, über welche die Stimmen der Untersucher und Forscher bis jetzt getheilt geblieben sind, von neuem zur Sprache bringen, um die öffentliche Aufmerksamkeit und den Untersuchungsgeist mehrerer Wahrheitsforscher noch einmal darauf zu lenken. Besonders wird man hiebei sein Augenmerk auf solche Gegenstände richten, welche die fortschreitende Erziehung, Aufklärung und Beglückung des menschlichen Geschlechts betreffen; und jeder dahingehörige interessante Beitrag aufgeklärter und wohlwollender Menschenfreunde wird dankbar angenommen werden.

2. Soll darin insonderheit über diejenigen neuern pädagogischen Vorschläge und Behauptungen, welche dermalen noch schwankend und streitig sind oder scheinen, freimüthig, aber ruhig debattirt und auf diese Weise versucht werden, ob man solche bezweifelte Puncte nicht nach und nach auf unbezweifelte Gründe der Vernunft und der Erfahrung zurückführen könne. Man ladet daher alle, wel-

che

che in den bisherigen oder künftigen Verhandlungen des Revisionswerks oder in andern neuern Erziehungsschriften, solche ihnen problematisch oder völlig ungegründet scheinende Ideen und Behauptungen zu finden glauben, hiermit ein, die Gründe ihrer entgegengesetzten Meinungen dem Publico in diesem Journale vorzulegen, um demjenigen, von welchem die bestrittene Behauptung kam, Gelegenheit zu verschaffen, entweder sich von dem Ungrunde derselben zu überzeugen und seinen Irrthum zurückzunehmen, oder seine Meinung, zusammt den Gründen derselben in ein noch helleres und befriedigenderes Licht zu stellen.

3. Bittet man alle, welche entweder in Erziehungs- und Schulsachen oder in Ansehung anderer der Menschheit wichtigen Gegenstände auf Ideen und Meinungen gekommen sind, welche von den bisher adoptirten abweichen, dieselben in diesem Journale zur öffentlichen Prüfung darzulegen, um Gründe mit Gegengründen abwägen zu lassen. Eine Meinung sey noch so paradox, rührt sie nur von einem denkenden Kopfe her und betrift sie zugleich eine wichtige Angelegenheit der Menschheit: so verdient sie Aufmerksamkeit und Prüfung. Beide sollen ihr in diesem Journale gewährt werden.

4. Sollen alle von jetzt an neu herauskommende Erziehungs- Schul- und Kinderbücher, von welchem Gehalte sie auch immer seyn mögen, angezeigt und unpartheiisch beurtheilt werden, damit das Gute und Brauchbare dieses Fachs desto früher und allgemeiner genutzt, das Schlechte und Unbrauchbare hingegen desto geschwinder verworfen werde. Schriftsteller und Verleger, denen an einer baldigen Anzeige ihrer Werke gelegen ist, werden ersucht, ein Exemplar derselben einzusenden. Auch kleinere fliegende Schriften, besonders Schulprogrammen, sollen, wenn sie einen merkwürdigen Inhalt haben und portofrei eingesandt werden, unter diesen Anzeigen einen ihrer Wichtigkeit angemessenen Platz finden.

5. Sollen Nachrichten von Schul- und Erziehungsbegebenheiten, welche der öffentlichen Aufmerksamkeit werth sind, in diesem Journale bekannt gemacht werden; und man bittet daher alle Schulleute und Erzieher, welche Merkwürdigkeiten dieser Art ins Publicum zu bringen wünschen, sich der ihnen hier angebotenen Gelegenheit dazu zu

be-

bedienen, damit die Verbesserungen, welche in Ansehung der öffentlichen und häuslichen Erziehung jetzt in vielen Gegenden Deutschlands vorgenommen werden, desto geschwinder verbreitet und an andern Orten nachgeahmt werden mögen.

Man sieht aus dieser fünffachen Bestimmung unserer Zwecke, daß es, trotz der großen Menge deutscher Zeitschriften, doch noch keine andere gebe, welche mit der unsrigen einerlei Gegenstände und einerlei Absichten hätte. Wir dürfen daher auch erwarten, daß man diese unsere Unternehmung nicht zu den überflüßigen zählen werde.

Es ist aber hierbei ganz von selbst klar, daß die Herausgeber eines solchen Journals sich für weiter nichts verbürgen können, als dafür, daß sie ihre ordentlichen Mitarbeiter vorsichtig wählen, und von den eingesandten Beiträgen anderer nur diejenigen aufnehmen wollen, welche der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht unwerth zu seyn scheinen. Uebrigens steht jeder Herausgeber, so wie jeder ordentliche und ausserordentliche Mitarbeiter nur für sich und seine eigenen Arbeiten, und ist keinesweges verantwortlich für das, was eines andern ist. Es macht daher jeder, welcher Beiträge zu diesem Journale liefern wird, sich *eo ipso* verbindlich, den Inhalt derselben, falls es erfordert werden sollte, selbst zu verantworten. Ueberhaupt aber bittet man die künftigen Leser dieser Zeitschrift des Zwecks derselben eingedenk zu seyn, und keinem der Herausgeber etwas anzurechnen, wobei man nicht den Nahmen desselben finden wird: weil es sich oft ereignen dürfte, daß die Herausgeber, welche sich keines unbefugten Richteramtes über die Ideen ihrer Mitarbeiter anmaßen können, sich genöthiget sehen werden, Meinungen und Urtheile über Bücher und Sachen aufzunehmen, welche ihren eigenen vielleicht grade entgegengesetzt sind. Man will nemlich, um es noch einmal zu sagen, durch dieses Journal nur den öffentlichen Untersuchungsgeist reitzen und nähren, aber keinesweges seine eigenen Vorstellungsarten und Privatmeinungen geltend zu machen suchen.

Die äussere Einrichtung und die Bedingungen, unter welchen die unterschriebene Buchhandlung dieses Journal zu liefern sich erbietet, sind folgende:

1.

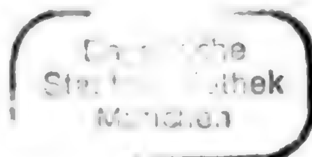
1. Von Neujahr 1788. an erscheint monatlich
Heft von acht Bogen mit einem blauen Umschlage. V
Hefte machen einen Band aus und werden mit einem ei
nen Titel versehn. Einzeln wird jedes Heft, sobald
erschienen seyn wird, in allen bekanten Buchhandlun
und auf allen Postämtern für 8 Ggr. zu haben seyn.

2. Wer bei der unterschriebenen Handlung auf zw
Hefte oder drei Bände vorausbezahlt und zufrieden
daß ihm, nicht jedes einzelne Stück heftweise, sondern
desmal ein ganzer Band oder vier Hefte auf einmal fra
Leipzig, Berlin, Hamburg und Frankfurt am Ma
zugeschickt werden, der bezahlt für jeden Band nur 22 g
also für den ganzen Jahrgang oder für zwölf Hefte n
2 Thlr. 18 ggr. und erhält das zehnte Exemplar umso

3. Weil diese Schrift in Ansehung einiger Rubrik
als ein Gegenstück zum Revisionswerke angesehen werd
kann, und daher den Besitzern des letztern gewissermaaß
unentbehrlich ist: so soll dieselbe den Subscribenten die
Werks, aus Erkenntlichkeit für ihre bisherige Theiln
nehmung, Bandweise zu 18 ggr., also der ganze Jahrga
zu 2 Thlr. 6 ggr. doch ohne weitern Abzug und unter d
Bedingung überlassen werden, daß die Versendung jed
mal auf dem gewöhnlichen Wege der allgemeinen Revis
geschehe.

4. Bestellungen, die, gleich der Bezahlung, nicht a
ders als postfrei eingesandt werden können, bittet man e
weder bei der unterschriebenen Handlung, oder bei ande
beliebigen Buchhandlungen, oder bei dem Postamte ein
jeden Orts vor der Mitte des Novembers zu mache
Beiträge werden entweder an einen der Herausgeber o
an die verlegende Handlung eingesandt. Braunschwe
den 12ten September 1787.

Die Braunschweigische Schu
buchhandlung.



Digitized by Google

X-- 97